UC-NRLF

B 3 796 022

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

2—

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

2 —

Welt-Gemälde-Gallerie

oder

Geſchichte und Beſchreibung

aller Länder und Völker,

ihrer Religionen, Sitten, Gebräuche u. ſ. w.

Mit vielen bildlichen Darſtellungen von Lagen wichtiger Orte, alten und neuen Denkmälern, Trachten, Geräthſchaften, Kunſtſachen, verſchiedenen anderen Gegenſtänden und Karten.

Aus dem Franzöſiſchen.

OCEANIEN.

Zweiter Band.

POLYNESIEN.

Stuttgart.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung.

1838.

LOAN STACK

D20
U4714
ser. 5
v. 2

Ueberſicht der Abbildungen zu Oceanien.

Blatt		Seite
85	Altes Denkmal der Inſel Tinian	78
86	Anſicht aus den inneren Wäldern	65
87	Alte Sitten und Gebräuche der Indianer von Guahan	68
88	Einwohner von Guahan	64
89	Siederei	76
90	Ackerbau	76
91	Einheimiſche von dem Ausſatz angeſteckt	285
92	Tanz des Kaiſers Montezuma; Trachten	69
93	Männer und Frauen von Umata	64
94	Anſicht von der Caſa Reale von Umata	64
95	Urwald der Carolinen (Nieder-Inſeln)	180
96	Anſicht von der Inſel Pelion	177
97	" " " " "	177
98	Wohnungen	177
99	Schiffahrt	217
100	Porträt von vier Häuptlingen	254
101	Tanz	274
102	Eingeborne beiderlei Geſchlechts	280
103	Wohnungen	268
104	Anſicht des Fluſſes Lual	258
105	" der Inſel Pouynipet	240
106	Männliche und weibliche Schädel	284
107	Das Innere eines Hauſes auf der Inſel Randak	297
108	Waffen und Kriegsgeräthſchaften	297
109	Anſicht von der Inſel Randak	297
110	Schmuck der Einwohner	297
111	Fall des Boonai Rohoa	95
112	Vulkan von Kai-Roua	95
113	Der König Koni-Kéouli und die Fürſtin Nahina	174
114	Die Königin Kahoumianou	171
115	Wohnungen	128
116	Cook wird beſchenkt	150
117	Offizier des Königs; Frau eines Häuptlings	166
118	Doppelte Piroque von verlarvten Männern geleitet	142
119	Frauen-Tanz	138
120	Tänzer und Tänzerinnen	138
121	Porträte von drei Eingebornen	145
122	Das Innere von einem Hauſe eines Häuptlings	145
123	Tanz der Männer	138
124	Niederlaſſung der Miſſionäre	110
125	Morai des Königs	135
126	Taufe am Bord der franzöſiſchen Corvette Urania	169
127	Anſicht des Hafens von Hano-Rogu	110
128	Thal Vaipiu	94
129	Ruinen eines Forts zu Kai-Rua	107

Blatt		Seite
130	Tanz der Kinder	138
131	Wehklagen beim Tode der Keapuo-Lani	135
132	Ganz tatuirte Krieger	351
133	Männliche und weibliche Porträte von Nuka-Hiwa	340
134	Frauen von Nuka-Hiwa	347
135	Ein Nukahiwier tatuirt eine Frau	350
136	Bai von Tſchitſchagoff	304
137	Pirogue der Inſel Nuka-Hiwa	354
138	Morai zu Nuka-Hiwa	346
139	Keule, Halsband	349
140	Ausladungsplatz der Inſel Pitcairn	391
141	Das Innere der Inſel Pitcairn	391
142	Porträt Adams	391
143	Angriffe der Eingebornen	403
144	Floß, geführt von Eingebornen	403
145	Labeleloa, Chef der Gruppe der Inſeln Kutuſoff; vornehme Frau der Inſeln Tſchitſchagoff	402
146	Larik, Chef der Inſeln Romanzoff; Frau von Soltikoff	402
147	Anſicht einer Inſel der Gruppe Kruſenſtern	402
148	Die große Flotte	448
149	Ein erhaltener Körper nach dem Tode	432
150	Ein Tupapu mit einem Leichnam	466
151	Tanz	451
152	Ein junges Mädchen, welches Geſchenke trägt	451
153	Die Abtretung von Matavai an die engliſchen Miſſionäre	427
154	Anſicht im Innern von Matavai	427
155	Zwei junge Taitierinnen, ſich badend	440
156	Dorf Raiatea	430
157	Altar zu Atahourou	454
158	Pomare II.	428
159	Pomare des II. Grab	428
160	Eingeborne, das Zuckerrohr anpflanzend	421
161	Morai oder Grabmahl von Papera	429
162	Baſalt-Felſen	427
163	Verſchiedene Geräthſchaften	433
164	Anſicht der Inſel Huahine	430
165	Deſtillir-Kolben und muſikaliſche Inſtrumente	433
166	Götzen und Altäre	460
167	Nordoſt-Anſicht des Diſtrikts von Fari	430
168	Porträt eines Eingebornen und verſchiedene Geräthſchaften	433
169	Ruinen eines Monuments	406
170	Ein gewöhnliches und ein unterirdiſches Haus	408

Welt-Gemälde-Gallerie

oder

Geſchichte und Beſchreibung

aller

Länder und Völker, ihrer Gebräuche, Religionen, Sitten u. ſ. w.

OCEANIEN oder DER FÜNFTE WELTTHEIL

von

Domeny de Rienzi.

Digitized by Google

Polyneſien.

Allgemeine Ueberſicht.

Von den vier großen Abtheilungen Oceaniens oder den Inſeln des ſtillen Oceans nimmt Polyneſien den größten Raum im Meere, und nach Mikroneſien die kleinſte Fläche Landes ein. Seine unzähligen Inſeln bedecken das unermeßliche Gebiet des großen Oceans oder des Südmeers. Seine Länder ſind im Allgemeinen klein, mit Ausnahme der zwei großen Inſeln, welche Neu-Seeland bilden, der berühmten Inſeln Hauai und Uahu, Pola *), Tonga-Tabu und Nukahiva, der merkwürdigen Inſel Vaihu und der noch berühmtern und merkwürdigern Inſel Taiti, welche ſich den Titel einer Königin des ſtillen Oceans erworben hat.

Die zahlreichen Archipele und Inſelgruppen Polyneſiens, gleichmäßig zwiſchen den Wendekreiſen gelegen, von den marianiſchen Inſeln bis zu der Inſel Vaihu (Oſterinſel), die 2000 Lieues von einander entfernt ſind, und von Hauai bis zu Neu-Seeland, die in gleicher Entfernung von einander liegen, gleichen ſich beinahe ganz in ihrem Klima, in der Beſchaffenheit ihres Bodens, ihrer Erzeugniſſe, ihrer allgemeinen Anſicht, in Bewohnern, Sprache, Sitten, Traditionen und in der Stufe ihrer Civiliſation.

Obgleich unter der heißen Zone gelegen, haben dieſe kleinen Inſeln, da ſie beſtändig von erfriſchenden Land- und Seewinden durchſtrichen werden, dieſelbe Temperatur wie der Ocean, auf welchem ſie mit ſo viel Anmuth ſich lagern; ſie erfreuen ſich eines ewigen Frühlings, der ſelten durch Stürme, Vulkane und Erdbeben geſtört wird; überall bieten ſie die bezauberndſten Anſichten dar. Erblickt man vom Verdeck eines Schiffes durch den Abenddunſt ihre mit einer Einfaſſung von Madreporen umgebenen Ufer, ſo glaubt man in Korallen gefaßte Smaragde zu ſehen, die eine geheimnißvolle Fee zwiſchen Wind und Wellen hin- und herfunkeln läßt. Das Meer bricht ſich in weißem Schaume an den Felſenriffen, welche die Inſeln ſchützend umlagern und als ſchimmernde Lichtkreiſe zurückſtrahlen, während Mädchen, gleich den Nymphen der Fabel, in den Gewäſſern ſchwimmen und ſpielen, oder an herabhängenden Zweigen des Ufergeſträuches ſich feſthalten, untertauchen, ſich wieder erheben und wieder untertauchen, als ob ſie nie ein anderes Element gekannt hätten **).

*) Die Hauptinſel des Archipels von Samoa oder des Schiffer-Archipels.
**) S. Blatt 155.

Mitten in dieſem Amphitheater von Grün, dieſen von friſchem und klarem Waſſer beſpülten Hainen ſieht man den fröhlichen Landbauer, wie er ſingend die ihn nährenden Bäume beſorgt, den Tag über auf wohlriechenden Kräutern wandelt, Nachts ſeine Hütte mit duftenden Harzen erhellt.

In dieſem herrlichen Lande, das in jeder Jahreszeit Früchte erzeugt, ohne Arbeit zu fordern, entfalten die Jxora, die Aralia, die Bauhinia und Erythrina mit Pracht ihre glänzenden Farben, die ganze Schönheit oder Sonderbarkeit ihrer Zweige. Der Piſangbaum bildet zauberhafte Haine: ſeine Zweige ſind das Symbol des Friedens; ſie beſchützen die Gräber; ſie neigen ſich zum Zeichen der Gaſtfreundſchaft vor dem friedlichen Reiſenden, und ſeine goldenen Früchte reichen aus für die Ernährung des Menſchen. Der majeſtätiſche Cocosbaum, den das Morgenland den König der Palmbäume nennt, ergözt überall, mag er ſich kühn auf Felſen erheben, oder öde Sandſtrecken oder feuchte Meeresufer beſchatten, das Auge des Polyneſiers. Seine Frucht liefert ein Trinkgeſchirr, Milch, Wein, Eſſig, Oel und Branntwein. Die Yamswurzel, die ſüße Patate und zwei Arten von Ari, Macrorhumzon und Esculentum ernähren den größten Theil dieſer Inſelbewohner. Die Rinde des Papiermaulbeerbaumes, des Artocarpus und anderer Bäume benützen ſie zu Verfertigung eines leichten und warmen Stoffes, den ſie verſchiedenartig färben, und woraus ſie ſich Kleider bereiten. Endlich liefert der koſtbare Brodbaum (Artocarpus), dieſes Muſter von Anmuth und Majeſtät, der ſich bis auf eine Höhe von fünfzig Fuß erhebt, und von welchem drei oder vier Bäume hinreichen, einen Menſchen ein ganzes Jahr hindurch zu ernähren, ihnen ſeine nahrhafte und mehlreiche Frucht, deren Geſchmack dem des Getreidebrodes und der Artiſchoke zugleich nahe kommt; ſein milchartiaer und klebriger Saft erſezt Leim und Kitt; ſeine Rinde liefert den Stoff zu einem leichten Zeuge; ſeine Blätter dienen als Tiſchtücher, Servietten, Schöpfeimer und Regenſchirme; ſie beſchatten die Hütte des Armen, die Paläſte der Könige und die Tempel der Götter, und bei einigen Stämmen ſchreibt man darauf die Geſchichte der Völkerſchaften, deren Geſetze und Religionslehren; aus dem faſerigen Gewebe gewinnt man Wolle und Flachs, woraus Matten, Stricke, Tauwerk und Segeltuch verfertigt, und womit die Fugen der Piroguen verſtopft werden; endlich trägt ſein Stamm, in ein Schiff umgewandelt, den Einwohner von Uahu nach Taiti, den Eingebornen von Setual nach Guaham und den Tongeſer nach Neu-Seeland.

Große Vierfüßler, reißende Thiere, giftige Reptilien und ſchädliche Inſekten beunruhigen dieſe ſchönen Landſtriche nicht, wie Dieß in Amerika, Indien, Malaiſien und in den ſchönſten Gegenden der Erde der Fall iſt; man findet dort Hühner, Tauben, Schweine, den Hund, eine Menge vortrefflicher Fiſche und bewunderungswürdiger Muſcheln, die Katze und einige nützliche Thiere, die von menſchenfreundlich.n Schiffern dahin gebracht wurden. Die verſchwenderiſche Menge von trefflichen Früchten, welche dort ohne Anbau wachſen, und der Ueberfluß an Schweinen, Hühnern und Fiſchen iſt ſo groß, daß die Einwohner, welche von den Wilden Amerika's und mehreren Stämmen Afrika's und ſelbſt Central-Aſiens ſehr verſchieden ſind, die Sorge um ihren Unterhalt nie in Verlegenheit bringt; nur der Krieg ſtört zuweilen die Ruhe und Harmonie dieſes ſchönen Bildes.

Die Polyneſier ſind ſanft, einfach, gaſtfreundlich, heiter und ſorglos, und ſcheinen nur zu leben, um unthätig zu ſeyn. Wir ſtolze Europäer, die wir Alles tadeln, was nicht wir ſelbſt ſind, wir betrachten dieſen Müſſiggang als ein Laſter, das die Quelle aller anderen ſey; erfreuten wir uns aber ihres ſanften Klima's, bekämen wir wie ſie Nahrung, Kleidung und Wohnung ohne Anſtrengung, wäre dann wohl Liebe zur Arbeit auch unſere erſte Tugend? Und — bleiben wir bei unſerem Europa ſtehen — kennen Neapolitaner und Sicilianer ein höheres Glück als ihr Dolce far niente, das ſüße Nichtsthun? Die Polyneſier lieben ihre Mütter und Freunde; ſie ehren die Greiſe und beachten folgſam ihre Rathſchläge; Unabhängigkeit geht ihnen über Alles: Tugenden, die meiſt dem Europäer abgehen.

Eine früh eintretende Reife bringt in dieſen Ländern der Nachtgleiche und der Wendekreiſe, die das natürliche und bevorrechtete Vaterland der Menſchheit zu ſeyn ſcheinen, ſchon frühe beide Geſchlechter einander nahe. Liebe oder vielmehr Wolluſt iſt ihre beſtändige Beſchäftigung. Der Mann ſucht dem Weibe durch Muth und Gewandtheit zu gefallen. Das Weib bietet alle Reize, alle Mittel zu gefallen, womit Natur und Kunſt ſie ausgeſtattet haben, auf, ihren Liebhaber zu feſſeln; und noch im Jugendalter ſehen ſich die Eltern wiedergeboren in einer zahlreichen Nachkommenſchaft. Glückliche Völker, denen die Natur mit ſo viel Freigebigkeit Geſundheit, Freude und Ueberfluß an allem Demjenigen gewährt, was zur Nahrung, Kleidung und Wohnung, dieſen drei erſten Bedürfniſſen des Menſchen, erforderlich iſt; wo Himmel, Boden, Erzeugniſſe, Einwohner, kurz Alles zuſammenſtimmt, die kleine Summe ihrer Bedürfniſſe zu befriedigen, Alles ſie der Schwierigkeiten überhebt, denen der Europäer, um ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen, ſich unterziehen muß.

Aber ſpendet Polyneſien ſeine Gaben nur den Söhnen des Landes, hat es dem Europäer Nichts zu geben? Die Vorſehung ſcheint dieſe reizenden Inſeln in die Mitte des großen Oceans geſezt zu haben, um ihre Einwohner in den Stand zu ſetzen, gegen die Schiffer, welche ihn durchſegeln, Gaſtfreundſchaft zu üben. Sie bieten ihnen von Station zu Station bequeme Caravanſerai's dar, wo ſie Athem ſchöpfen, ſich mit Vorräthen verſehen, ſich erfriſchen und zerſtreuen können; ſie ſind inmitten der unermeßlichen Wüſten des ſtillen Meeres Das, was dem ermüdeten Wanderer jene Oaſen im Schoße der Sandwüſten Afrika's. Die erſten europäiſchen Schiffer wurden von den Eingebornen Polyneſiens wie Götter oder Könige behandelt. Aber für ihr Vertrauen und für ihre Geſchenke, die ſie harmlos darbrachten, nahmen ſie die Laſter und nur ſelten die Wohlthaten unſerer Civiliſation entgegen, und verfluchen jezt dieſe grenzenloſe Gaſtfreundſchaft, die ihre Väter, hierin minder klug als die Chineſen, uns erzeigten. Einſt waren dieſe Völkerſchaften ſehr zahlreich; aber unſere Feuerwaffen, künſtliche Bedürfniſſe und wirkliche Uebel, ſchändliche Krankheiten und der zahlreiche Samen zu Zwiſtigkeiten, den wir unter dieſen Naturmenſchen ausgeſäet haben, decimirten ſie; auch glauben ſie jezt, wenn ſie ein europäiſches Schiff erblicken, es ſtürzen alle Plagen aus ſeinem Schoße hervor, um ſich an ſie zu hängen und ihr Daſeyn zu quälen.

Ausſehen und Charakter der Polyneſier.

Man hat die Unſchuld und das Glück, das die Inſelbewohner Polyneſiens genießen, ſchon oft übertrieben. Glück und Unſchuld ſind überall ſelten, ſelbſt

in dieſem lachenden Theile Oceaniens. Der Deſpotismus der Oberhäupter, der Tabu- und anderer Aberglaube, die Kriege der Stämme gegen einander und das ſchauerliche Loos der Gefangenen bringen dem größten Theile dieſer Inſelbewohner mehr Leiden, als dieſelben Urſachen uns bereiten. Man muß nicht glauben, daß die Polyneſier, welche im wilden Zuſtande verblieben ſind, ſo ſanft und gaſtfreundlich ſeyen als diejenigen, bei welchen die Morgenröthe der Civiliſation angebrochen iſt. Man darf nicht mehr erwarten, unter ihnen Apollo- und Herkules-, Venus- und Pſychegeſtalten zu finden, ob ſie uns gleich in den Reiſeberichten Bougainville's, Cooks und anderer Schiffer oder Reiſenden ſo dargeſtellt ſind. Dieſe Abbildungen ſind ebenſo ungenau als die ſchwülſtige Beſchreibung der Inſel Tinian von Anſon. Wir haben uns bemüht, in unſerer Beſchreibung und in unſeren eigenen Zeichnungen die Polyneſier, die Malaiſier und die Melaneſier, ohne ſie weder ſchöner noch häßlicher zu machen, d. h. ſo zu ſchildern, wie ſie ſind.

Die Polyneſier haben eine gelbliche, mehr oder minder dunkle Farbe. Ihre Naſe und Stirne ſind höher als bei den Malaien, ihre Geſichtsbildung iſt zärter. Sie ſind größer, ſtärker und beſſer gebaut; ihre Haare ſind ſchwarz, dicht und ſtraff; ihr Kopf hat weder den Charakter der Schönheit, noch der Hoheit; ihre kurze Naſe zeugt von wenig Energie und Ausdauer; ihr großer Mund kündigt ihre grobe Eßluſt an; ihre graſſen Augen und ihr ſchiefer Blick ſind Zeichen von Furchtſamkeit, Scheue und Schwermüthigkeit; ihr Aeußeres iſt angenehm, aber ihr Geſichtswinkel iſt etwas weniger offen als bei der kaukaſiſchen Raſſe. Das ſind die Grundzüge der Polyneſier und auch die Grundzüge der wahren Dayas.

Neu-Seeland, der Tonga-Archipel, Nukahiva, Taiti, die Carolinen beſitzen die ſchönſten und verſtändigſten Männer Polyneſiens; die Taitierinnen und Nukahiverinnen ſind die ſchönſten Frauen.

Verſchiedenheit der menſchlichen Raſſen in Folge ihrer Organiſation. Beſtimmung der polyneſiſchen Raſſe.

Zwar haben, wie wir wiſſen, im höchſten Alterthum die dunkelrothe hinduiſche und die egyptiſche Raſſe durch ihre Civiliſation die gelbe und ſchwarze und ſelbſt die weiße Raſſe beherrſcht, d. h. unſere zu jener Zeit im weſtlichen Aſien wohnende Raſſe, die damals mehr oder minder wild und zuweilen tättowirt war, wie ich ſie auf dem Grabmale von Oſiris I. im Thale von Biban-el-Moluk zu Theben, der Götterſtadt, abgebildet geſehen habe. Andererſeits hat die gelbe Raſſe eine Zeitlang einen Theil Aſiens beherrſcht. Selbſt die ſchwarze Raſſe hat uns aus St. Domingo vertrieben. Allein Dieß ſind nur Ausnahmen, herbeigeführt durch Umſtände, welche, indem ſie die Gleichheit der Bevölkerung hinderten oder eine Ungleichheit in der Civiliſation erzeugten, dieſe Ordnung der Dinge ſchufen, die mit ihren Urſachen wieder aufhörte. Doch abgeſehen davon, ſo gibt es Schriftſteller, welche die Wildeſten unter den Polyneſiern um ihr Schickſal beneiden. Ohne uns nun über den Unterſchied zwiſchen wilden und civiliſirten Völkern auszubreiten: ein Gegenſtand, den wir in dem allgemeinen Gemälde Oceaniens ſchon mit einiger Umſtändlichkeit behandelt haben, ſo reicht ein einziger Satz hin, jenes Sophisma zu bekämpfen. Um nämlich den Zuſtand der Wilden über den geſellſchaftlichen zu ſtellen, müßte man zuerſt das einzige Merkmal vernichten, welches den Menſchen von den

Thieren unterſcheidet: die unermeßliche, aber nicht ſchrankenloſe Perfectibilität des Menſchengeſchlechts. Es wird lange Zeit brauchen, bis die Wilden uns in Civiliſation gleichkommen. Die Kenntniſſe gehen Schritt vor Schritt unter den Menſchen; die Ideen der Polyneſier beginnen ſich zu entwickeln; aber die Wiſſenſchaft hat ihre ungeheuren, durch das Erbe der Jahrhunderte bereicherten Blätter nie vor ihren Augen aufgerollt. Sie ſind nicht fähig, eine ſchon vollendete Civiliſation aufzunehmen, dieſe muß vielmehr den Veränderungen, die mit ihnen vorgehen, angemeſſen ſeyn. Die Prinzipien des Materialismus ſind hier bei der Erklärung nicht unbeachtet zu laſſen. Die Entwicklung der Intelligenz richtet ſich nach der Entwicklung, welche mit der Organiſation des Gehirns vom Vater zum Sohne vorgeht. Die moraliſche Idee wirkt auf das Phyſiſche und verbeſſert es, und das verbeſſerte Phyſiſche modifizirt ſich je nach der Aufnahme weiterer Ideen. Man werfe den Blick nur auf die Wilden Tasmaniens und Auſtraliens, welche ſich lieber ausrotten laſſen oder Hungers ſterben, als daß ſie eine einzige Gewohnheit von den Europäern, die ihre Herren geworden ſind, annehmen, und auf die amerikaniſchen Stämme, welche ſeit 300 Jahren vor den europäiſchen Kolonien verſchwinden, anſtatt ſich mit ihnen zu vermiſchen.

Die Sinne der Polyneſier ſind vollkommener als die unſrigen, weil ſie geübter ſind. Ihre gymnaſtiſchen Uebungen haben ſie gewandter und ſtärker gemacht, als wir ſind; aber ihre Intelligenz kommt der unſrigen nicht gleich; Beharrlichkeit und Ausdauer ſind nicht ihr Eigenthum. Sie werden dem großen Geſetze unterworfen bleiben, das die verſchiedenen Raſſen des menſchlichen Geſchlechts leitet, wornach die phyſiſche Ungleichheit der Menſchen eine davon abhängige Ungleichheit der Neigungen, der Intelligenz und der Fähigkeiten erzeugte, und wornach die aus Blonden und Braunen zuſammengeſezte weiße Raſſe durch Intelligenz und Kraft die gelbe und kupfrige Raſſe beinahe ſeit 2000 Jahren beherrſcht, gleichwie dieſe lezteren die ſchwarze Raſſe beherrſchen: bis eine allgemeine Kreuzung oder eine lange gleichmäßige Erziehung eine ſolche Verſchmelzung herbeiführt, daß ein Gleichgewicht oder eine Einheit eintritt.

Hiebei erhebt ſich eine wichtige Frage, eine Frage, welche zu verſchiedenen Zeiten und je nach dem Geſichtspunkte der verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme auch ihre verſchiedene Auflöſung gefunden hat. Wer den Menſchen in allen ſeinen Beziehungen ſtudirt, wer alle Menſchen als ſeine Brüder betrachtet, welcher Farbe oder Religion ſie auch angehören mögen, kurz der wahre Philoſoph, darf er ſich Glück wünſchen, wenn er ſieht, daß die europäiſche Civiliſation auch zu den Völkerſchaften Polyneſiens dringt?

Was uns betrifft, ſo erkennen wir, voll Mitgefühl für die Leiden unſerer Brüder und von dem höchſten Standpunkt der Betrachtung über den Menſchen aus, in dieſem einen Keim der Perfectibilität an, d. h. die Fähigkeit, ſich unter allen Geſtalten im Phyſiſchen wie im Moraliſchen zu entwickeln. Geſtüzt auf dieſen Grundſatz, der für uns eine unbeſtreitbare Wahrheit iſt, den Grundſatz einer unermeßlichen, aber nicht ſchrankenloſen Perfectibilität der Individuen, eines vernünftigen Fortſchritts der Menſchheit, werden wir unſern Beifall den edlen Bemühungen, welche die Entwicklung der polyneſiſchen Raſſe zum Zweck haben, nicht verſagen; aber wir hätten gewünſcht, daß ihre Civiliſation und Moralität auf eine andere Baſis als die

angenommene gegründet worden wäre. Auch dort wird es wie bei unſerer europäiſchen Civiliſation an Schmerz nicht fehlen; auch dort werden Momente des Stillſtandes eintreten; aber auch dort werden wir, wie in unſern Geſellſchaften, die Urſache jenes Schmerzens in den Einrichtungen finden, welche in keiner Uebereinſtimmung mit den Bedürfniſſen ſtehen. Was uns betrifft, ſo wird jede Klage einen Fehler in der Organiſation der Geſellſchaft anklagen, jeder Schrei wird uns anzeigen, daß das heilige Geſetz des Fortſchreitens mißkannt worden ſey; denn die Menſchheit ſchreitet beinahe nie auf gerader und fortlaufender Bahn vorwärts. Da mancherlei Umſtände ſie hindern, Schritt vor Schritt vorwärts zu ſchreiten, ſo ſtürzt ſie ſich von Entfernung zu Entfernung und in Sprüngen vorwärts, um wieder Athem zu holen; aber ihr Stehenbleiben iſt nur ein Ausruhen und nicht Unmacht oder Apathie: Gott, der dem Gange der Völker folgt, läßt ſie nicht ſinken und nicht ermüden. Endlich nach einer mehr oder minder langen Anſtrengung, einem mehr oder minder beſchwerlichen Gange wird die polyneſiſche Bevölkerung, wenn ſie auf dem höchſten Punkte ihrer Entwicklung angekommen iſt, dem unveränderlichen Geſetze Genüge leiſten, das Gott der Menſchheit auferlegt hat und das das Endergebniß unſerer Organiſation iſt.

Uebrigens dürfen wir weder auf unſere Civiliſation ſtolz ſeyn, noch die angeblich wilden Völker verachten. Die Menſchen aller Länder und von verſchiedenen Farben ſind Brüder; ſie ſind alle Kinder eines gerechten Gottes, gerade wie die Wellen der entgegengeſezteſten Ufer alle Kinder des Oceans ſind. Dagegen predigen die meiſten Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen eine Verachtung der Menſchen und einen Scepticismus, der das Herz abſtumpft, und ſuchen mit einer für unſer Geſchlecht erniedrigenden Freude die Hoffnung des zukünftigen Lebens zu vernichten. Es iſt greulich, an dem Menſchen und an den Völkern zu verzweifeln: man kann mit Schmerz ihre Wunden zur Schau legen, aber warum ſollte man nicht einen himmliſchen Balſam auf ſie gießen, der ſie lindere? Was iſt gerechter, wahrer und ſchöner, als die Menſchheit zu tröſten, ſie zu erheben und den Menſchen durch eine religiöſe Moral zu kräftigen, die ihn im Unglück aufrecht erhält und ihn unter allen Umſtänden ſeine ganze Würde fühlen läßt!

Beginnen wir nun die maleriſche und ethnographiſche Schilderung Polyneſiens mit einer Unterſuchung der geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe; denn Regierungen und Geſetze üben den größten Einfluß aus auf Charakter, Sitten, Glück oder Unglück der Völker, mit Einem Worte auf ihren materiellen und moraliſchen Zuſtand.

Geſellſchaftliche und politiſche Lage. Kaſteneintheilung.

Die meiſten der in dieſem ungeheuren Gebiete zerſtreuten Völker ſcheinen in drei Kaſten getheilt zu ſeyn, wie ein großer Theil der weſtlichen Oceanier oder Maleſier; wenigſtens fand der gelehrte und gewiſſenhafte Forſter (Vater) auf den Inſeln von Taiti oder den Geſellſchaftsinſeln drei Kaſten, die der Oberhäupter, die der freien Eigenthümer und die der Sklaven. Le Gobien berichtet uns, daß man auf den marianiſchen Inſeln ebenfalls dieſe drei Kaſten vorfinde, und der Kapitän Lütke ſagt ebendaſſelbe über die Carolinen. — In ganz Polyneſien zeigt der Adel einen unerträglichen Stolz und hält das Volk in der tiefſten Erniedrigung. Dieſer

politiſche Zuſtand, ſo wie die Religion, erinnern an die Geſetze und Einrichtungen der Malaien und ſelbſt der Malekaſſen (Einwohner von Malekaſſar, nicht Madagaskar), welche wir bereits als Abkömmlinge der Dayas betrachtet haben.

Regierung und Geſetze der Polyneſier.

Die Regierungsform iſt faſt in ganz Polyneſien, ſowie in Malaiſien, ein Feudalſyſtem. Auf Hamao, einer der Freundſchaftsinſeln, hieß Tamalao Oberhaupt; auf den Carolinen beſteht die Regierung aus mehreren edlen Familien, deren Oberhäupter Tamolen heißen: überdieß gibt es in jedem Bezirke einen Tamolen, dem die übrigen unterworfen ſind. Cook berichtet uns in ſeiner dritten Reiſe, daß ſelbſt die Oberhäupter dem Beherrſcher der Tonga-Inſeln nur mit dem Zeichen der tiefſten Ehrfurcht ſich nahen; ſie berühren ſeine Füße mit ihren Häuptern und Händen. Die Könige der Inſeln Radak, Hauai und Taiti haben noch größere Gewalt. — Weiter berichtet uns der Pater Cantova, ein ſpaniſcher Miſſionär, Folgendes: Zu den Tamolen der Carolinen kommt man nur mit der tiefſten Ehrfurcht; wenn einer von ihnen Audienz gibt, zeigt er ſich ſitzend auf einer erhöhten Tafel, das Volk neigt ſich vor ihm bis auf die Erde und ſchon in weiter Entfernung nahen ſie ſich mit gekrümmtem Leibe und den Kopf beinahe zwiſchen den Knieen, bis ſie bei ſeiner Perſon ankommen; nun ſetzen ſie ſich auf die bloße Erde und mit geſenkten Augen empfangen ſie ſeine Befehle in tiefſter Ehrfurcht. Seine Worte werden wie Orakel verehrt, ſeine Befehle mit blindem Gehorſam vollzogen. Endlich küßt man ihm Hände und Füße, wenn man ihn um eine Gnade bittet. Ein Caroliner verſicherte mich, daß die Barken, welche vor Mogmog, dem Sitz des Oberhauptes dieſer Gruppe, vorbeiſegeln, zum Zeichen der Ehrfurcht ihre Segel einwickeln. Indeß werden die Oberhäupter von Rotuma, Nukahiva und anderer Inſeln von Wahlkönigen beherrſcht, welche wenig Anſehen haben.

Religionen.

Einige Stämme auf den Carolinen beten eine Art von Dreieinigkeit an, deren Perſonen Aluelap, Lagueleng und Olifat heißen; die Perſonen der einſt von den Taitiern angebeteten Dreieinigkeit waren Tane oder Te Medua (der Vater, der Mann), Oro oder Mattiu (Gott der Sohn, der blutdürſtige oder grauſame Gott), Taroa oder Monu te hoa (der Vogel, der Geiſt, der ſchöpferiſche Gott). — „Die Neu-Seeländer,“ ſagt Leſſon, „erkennen wie alle Polyneſier, welche Veränderungen auch ihre Theogonie erfahren haben mag, eine Dreieinigkeit an. Ihre Götter nennen ſie Atua, Akua, ſie glauben, daß die Seelen der Gerechten die guten Geiſter (Eatua's) ſeyen, daß die Böſen in einer andern Welt nicht beſſer werden, und unter der Benennung Tii die Macht haben, den Menſchen zum Böſen zu verleiten. Man ſieht, daß hier mit unbedeutenden Abänderungen Thatſachen zuſammentreffen, die uns auch in den Religionen anderer Völkerſchaften begegnen. Sey es nun, daß Taroa, die Muſchel zerbrechend, die ihn gefangen hielt, ſich derſelben bediente, um den Grund zu dem großen Lande (Fenoa-Na-u) zu legen, und aus den Stücken, die ſich davon ablösten, die anderen es umgebenden Inſeln bildete, oder ſey es, daß Tangalao die Welt (die Tongainſeln) aus dem Meere

gründet worden wäre. Auch dort wird
liſation an Schmerz nicht fehlen; auch de
s eintreten; aber auch dort werden wir,
Urſache jenes Schmerzens in den Einricht.
inſtimmung mit den Bedürfniſſen ſtehen.
iage einen Fehler in der Organiſation der G.
rd uns anzeigen, daß das heilige Geſetz de
h; denn die Menſchheit ſchreitet beinahe ni
ahn vorwärts. Da mancherlei Umſtände ſie h
s zu ſchreiten, ſo ſtürzt ſie ſich von Entfer
üngen vorwärts, um wieder Athem zu hol
ein Ausruhen und nicht Unmacht oder
der Völker folgt, läßt ſie nicht ſinken un
iner mehr oder minder langen Anſtrengun
erlichen Gange wird die polyneſiſche Bev
n Punkte ihrer Entwicklung angekommen
e Genüge leiſten, das Gott der Menſch
ndergebniß unſerer Organiſation iſt.
Uebrigens dürfen wir weder auf unſere
geblich wilden Völker verachten. Die
erſchiedenen Farben ſind Brüder; ſie
, gerade wie die Wellen der entgegen
s ſind. Dagegen predigen die meiſte
phen eine Verachtung der Menſche
rz abſtumpft, und ſuchen mit eine
eude die Hoffnung des zukünftig
an dem Menſchen und an den
merz ihre Wunden zur Schau
nmliſchen Balſam auf ſie gieß
vahrer und ſchöner, als die
Menſchen durch eine religiö
ufrecht erhält und ihn unte
t!
nnen wir nun die mel
s mit einer Unterſuch
; denn Regierungen
er, Sitten, Glück od
ateriellen und mor
haftliche und
ſten der in
i Kaſten geth
Maleſter;

…nd Ngali in dem Carolinen-Archipel hat
…enſt mit Tempeln und Opfern: Was ein
…eſem Theile des weſtlichen Polyneſiens iſt,
…nen von keinem öffentlichen Gottesdienſte
…grave-Inſeln begnügen ſich, der Gottheit
…ſie an Bäumen aufhängen. Auf der Inſel
…iſirt iſt, hat man noch keine Spur von reli-
…ottesdienſt wahrgenommen. In den meiſten
…in mehreren andern des weſtlichen Oceaniens
…Gebrauch der Menſchenopfer, und barbariſche
…nem Ende Oceaniens bis zum andern Sitte.
…n. — Einige Völkerſchaften auf den Carolinen
…r verſtorbenen Eltern in einem kleinen ſteiner-
…ſie in das Innere ihrer Wohnungen ſtellen;
…n ihren Wohnungen: Was merkwürdiger Weiſe
…a-Archipels gleichkommt. Uebrigens laſſen die
…die Leichname an der Luft austrocknen. Die
…uf gleiche Weiſe eingezäunt. — Die Eingebor-
…die Begräbnißplätze mit Guirlanden von der
…Blättern des Cocosnußbaumes oder mit andern
…a beſonders geweihten Gegenſtänden ein, und in
…ſie Lebensmittel und Waſſer hin. Le Gobien
…d Folgendes: „Die Eingebornen der marianiſchen
…um den Leichenhügel: denn man errichtet immer
…elle, wo der Leichnam beerdigt iſt, oder in der
…eckt ihn mit Blumen, mit Palmzweigen, Muſcheln
…bares haben.“ — Die Taitier beerdigen die Hirn-
…nicht mit den übrigen Gebeinen, ſondern legen ſie
…beſtimmten Käſtchen nieder. Noch findet man auf
…n dieſen ſonderbaren Gebrauch; denn Le Gobien
…ſie die Hirnſchalen in ihren Häuſern aufbewahren,
…en legen, und daß die verſtorbenen Oberhäupter die
…en, an welche die Prieſter Gebete richten.

…n von einem andern Leben. — Die meiſten poly-
…en ſtimmen in ihren Vorſtellungen von dem künftigen
…blichkeit der Seele mit einander überein. Sie nehmen
…und eine Hölle an; aber nach ihrer Meinung iſt es
…n Laſter, was dahin führt. Die Bewohner von Neu-
…der Menſch, welcher von Feinden getödtet und verzehrt
…de zu ewigem Feuer verdammt. Die Eingebornen der
…n, daß Die, welche eines gewaltſamen Todes ſterben, in
…; die Caroliner aber nehmen im Allgemeinen eine Beloh-
…ten und eine Beſtrafung der Böſen nach dem Tode an.

…ot des Tabu. — Der ſchreckliche Aberglaube des Tabu,
…yneſiern eine Maſſe von Entbehrungen auferlegt und ſchon
…ſchuldigen das Leben gekoſtet hat, beſteht noch in dem größ-
…Abtheilung Oceaniens. Bei Todesſtrafe darf das Weib kein
…keine Bananen und Cocosnüſſe eſſen, noch von dem Feuer
…en, welches Männer angezündet haben, noch … Ort
…e eſſen. Der Vorgänger des berühmten Tameh…

zog, als er mit der Leine fiſchte, überall bei den Oceaniern finden wir eine merkwürdige Uebereinſtimmung im religiöſen Glauben vor: die Vergötterung der Seelen, die Anbetung mehrerer Thierarten und gewiſſer Pflanzen, die geiſtige Gewalt der Prieſter und Wahrſager, die Menſchenopfer, die Morai's, die Götzen und das Verzehren von Menſchenfleiſch, eine Ausgeburt ihrer religiöſen Vorurtheile, das aber von mehreren Inſeln, welche an Lebensmitteln Ueberfluß haben, verſchwunden iſt, und ſich nur auf denjenigen unverändert erhalten hat, wo die Ungunſt des Klima's und die Armuth des Bodens das Bedürfniß einer kräftigen Nahrung fühlbar gemacht haben. Die Geſellſchaftsinſeln haben ihr Paradies, wohin ſich die glücklichen Seelen der Tavanas begaben, welche der Gott, ein geflügelter Geiſt, abholte und reinigte; die der Matabolen von den Freundſchaftsinſeln bewohnten den köſtlichen Aufenthaltsort von Bolotu, wohin die Seelen des Pöbels, die ganz ſtarben, keinen Zugang hatten. Die Neu-Seeländer haben den feſten Glauben, daß die Seelen ihrer Väter über den Hippah ſchweben, der ihnen das Leben gab, und ſich nach dem Elyſium begeben, welches ſie Ata-Mira nennen, indem ſie ſich an einem Orte gegen das Nordkap zu, welcher Reinga heißt, ins Meer ſenken. Die Seelen Derjenigen dagegen, deren Körper auf dem Schlachtfelde verzehrt wurde, deren Köpfe in der Gewalt der Feinde geblieben ſind und deren Leichname alſo des Udupah oder des Begräbniſſes ihrer Väter beraubt wurden, irren um Puke-tapu oder den heiligen Berg herum und ſind ewig unglücklich. Mit dieſen Lehren einer verdorbenen Religion, deren Ganzes uns leider nur wenig bekannt iſt, mit dieſen Reſten eines barbariſchen Fanatismus verbinden ſich Ideen des Sabäismus; und ihrem Glauben gemäß verſetzen ſie einige ihrer Glieder an den Himmel und verwandeln ſie in Geſtirne. Einem Feinde die Augen ausreißen, ſein Blut trinken, ſeine zuckenden Glieder verzehren, heißt von ſeinem Muthe, ſeiner Stärke erben, ſeinen Gott beherrſchen, kurz die Macht vergrößern, wornach jeder Krieger ſtrebt.“

„Vor Einführung des Chriſtenthums in den Sandwich- und Tahiti-Archipeln und noch jezt in mehreren Archipeln Polyneſiens,“ ſagt der gelehrte Geographe Balbi, „bilden den Prieſterſtand einflußreiche Männer, deren geheimnißvolle Verrichtungen eine ungewöhnliche Gewalt über die Gemüther dieſer Inſelbewohner ausüben. Der König oder das höchſte Oberhaupt wird bei dieſen Völkern als der erſte Prieſter betrachtet, und nach ihm gelangen die höchſten Würden an die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft, je nach der Wichtigkeit ihrer Verrichtungen. Die Prieſter beſitzen nach der Meinung dieſer Inſulaner ganz übernatürliche Kenntniſſe; in der Zukunft leſen, den Willen der Götter verkündigen, Träume auslegen, eingewurzelte Krankheiten heilen, Opfergaben fordern, Das ſind ihre gewöhnlichen Befugniſſe und ihre täglichen Beſchäftigungen. Da ſie geehrt und geachtet ſind, ſo iſt ihre Perſon in den Schlachten allgemein geheiligt; denn dieſe Calchas führen, nach dem Beiſpiele der alten Marsprieſter, Rauchfaß und Schwert zugleich, und wenn ſie auf dem Schlachtfelde gefochten haben, bringen ſie die Gebete des ſiegreichen Stammes den Göttern dar.“

Die Religion der Bewohner des Tonga-Archipels (der Freundſchaftsinſeln), fügt der nämliche Schriftſteller hinzu, hat einen öffentlichen Gottesdienſt und eine Menge von Gottheiten, und ihr Tuitonga und ihr Veachi ſind eine Art von Oberprieſter, welche Orakel geben. Die Religion

der Inſeln Mogmog, Yap und Ngali in dem Carolinen-Archipel hat auch einen öffentlichen Gottesdienſt mit Tempeln und Opfern: Was ein bemerkenswerther Umſtand in dieſem Theile des weſtlichen Polyneſiens iſt, wo die Religion der Eingebornen von keinem öffentlichen Gottesdienſte weiß. Die Bewohner der Mulgrave-Inſeln begnügen ſich, der Gottheit Früchte darzubringen, welche ſie an Bäumen aufhängen. Auf der Inſel Ualan, welche doch ſehr civiliſirt iſt, hat man noch keine Spur von religiöſer Vorſtellung und von Gottesdienſt wahrgenommen. In den meiſten Religionen Polyneſiens und in mehreren andern des weſtlichen Oceaniens findet man den greulichen Gebrauch der Menſchenopfer, und barbariſche Verſtümmlungen ſind von einem Ende Oceaniens bis zum andern Sitte.

Leichenfeierlichkeiten. — Einige Völkerſchaften auf den Carolinen bewahren die Leichname ihrer verſtorbenen Eltern in einem kleinen ſteinernen Gebäude auf, welches ſie in das Innere ihrer Wohnungen ſtellen; andere beerdigen ſie fern von ihren Wohnungen: Was merkwürdiger Weiſe dem Feiatuca des Tonga-Archipels gleichkommt. Uebrigens laſſen die meiſten polyneſiſchen Stämme die Leichname an der Luft austrocknen. Die Begräbnißplätze ſind auch auf gleiche Weiſe eingezäunt. — Die Eingebornen der Taitiinſeln faſſen die Begräbnißplätze mit Guirlanden von der Frucht des Palm- und den Blättern des Cocosnußbaumes oder mit andern den Begräbnißfeierlichkeiten beſonders geweihten Gegenſtänden ein, und in einiger Entfernung ſtellen ſie Lebensmittel und Waſſer hin. Le Gobien ſagt über dieſen Gegenſtand Folgendes: „Die Eingebornen der marianiſchen Inſeln halten Mahlzeiten um den Leichenhügel: denn man errichtet immer einen Hügel auf der Stelle, wo der Leichnam beerdigt iſt, oder in der Nachbarſchaft; man bedeckt ihn mit Blumen, mit Palmzweigen, Muſcheln und Allem, was ſie Koſtbares haben.“ — Die Taitier beerdigen die Hirnſchalen der Oberhäupter nicht mit den übrigen Gebeinen, ſondern legen ſie in zu dieſem Gebrauche beſtimmten Käſtchen nieder. Noch findet man auf den marianiſchen Inſeln dieſen ſonderbaren Gebrauch; denn Le Gobien ſagt ausdrücklich, daß ſie die Hirnſchalen in ihren Häuſern aufbewahren, dieſe in kleine Körbchen legen, und daß die verſtorbenen Oberhäupter die Anitis (Geiſter) ſeyen, an welche die Prieſter Gebete richten.

Vorſtellungen von einem andern Leben. — Die meiſten polyneſiſchen Völkerſchaften ſtimmen in ihren Vorſtellungen von dem künftigen Leben und der Unſterblichkeit der Seele mit einander überein. Sie nehmen ſelbſt ein Paradies und eine Hölle an; aber nach ihrer Meinung iſt es weder Tugend noch Laſter, was dahin führt. Die Bewohner von Neu-Seeland glauben, der Menſch, welcher von Feinden getödtet und verzehrt worden ſey, werde zu ewigem Feuer verdammt. Die Eingebornen der Marianen glauben, daß Die, welche eines gewaltſamen Todes ſterben, in die Hölle kommen; die Caroliner aber nehmen im Allgemeinen eine Belohnung der Gerechten und eine Beſtrafung der Böſen nach dem Tode an.

Das Verbot des Tabu. — Der ſchreckliche Aberglaube des Tabu, welcher den Polyneſiern eine Maſſe von Entbehrungen auferlegt und ſchon ſo manchem Unſchuldigen das Leben gekoſtet hat, beſteht noch in dem größten Theile dieſer Abtheilung Oceaniens. Bei Todesſtrafe darf das Weib kein Schweinefleiſch, keine Bananen und Cocosnüſſe eſſen, noch von dem Feuer Gebrauch machen, welches Männer angezündet haben, noch an den Ort treten, wo ſie eſſen. Der Vorgänger des berühmten Tamehameha I. war

ſo tabu, daß ihn den Tag über Niemand ſehen durfte, und daß Jeder ohne Gnade dem Tode verfallen war, der ihn auch nur einen Augenblick, wenn gleich nur zufällig, geſehen hatte. Dieſer gräßliche Gebrauch, der die Polyneſier ſo gut charakteriſirt und deſſen Vorkommen wir auch bei den Carolinern oder weſtlichen Polyneſiern und bei einigen malaiiſchen Völkern, wie z. B. den Calamantanen und Celebiern, nachgewieſen haben, verdient einige nähere Erörterung. Wir haben bereits dem Kapitän d'Urville einen ſehr intereſſanten Artikel über das bei den Neu-Seeländern gebräuchliche Tabu entnommen, das ſich nur durch einige geringe Abweichungen von dem unterſcheidet, welches bei andern Völkerſchaften dieſes Welttheils im Gebrauche iſt, und wir werden der maleriſchen Reiſe dieſes Seemannes wiederum einige nähere Angaben über das auf dem Archipel von Nukahiva oder der Marquiſen gebräuchliche Tabu entnehmen. — „Das Tabu herrſcht unumſchränkt zu Nukahiva; es trifft die beſſeren Lebensmittel, als die Schweine, die Schildkröten, die Breitfiſche, die Goldbraſſen ꝛc., welche den bevorrechteten Klaſſen zugedacht ſind, und läßt den übrigen Inſulanern nur gemeine Nahrungsmittel übrig, als die Frucht des Brodbaums, die Cocosnüſſe, Ignamen und Fiſche. Die erſten ſind jedem Individuum der andern Klaſſen ſo wie ihren eigenen Weibern verboten, die in abgeſonderte Wohnungen verwieſen ſind. Die tabuirten Individuen dagegen können überall hingehen und Alles eſſen. Es ſind vorzugsweiſe geheiligte Perſonen; man kann Nichts über ihren Kopf ſtellen, und Alles, was man im Widerſpruch mit dieſem Geſetze findet, darf nicht mehr zu einem profanen Gebrauche dienen. Die Rache der Perſon, deren Tabu verlezt worden iſt, verfolgt den Schuldigen bis zum Tode; und dieſe Furcht vor der Strafe, ſo wie die Gewohnheit von Kindheit auf, hält überall die ſtrenge Beobachtung deſſelben aufrecht. — Wenn ein Weib ſich ſo weit vergißt, daß ſie über einen durch die Berührung eines tabuirten Individuums tabu gewordenen Gegenſtand weggeht oder ſich darauf ſezt, ſo muß derſelbe dem gewöhnlichen Gebrauche entzogen werden, und das Weib muß ihr Verbrechen mit dem Tode büßen. Wenn ein Tabuirter ſeine Hände auf eine Schlafmatte legt, ſo darf ſie nicht mehr zum Schlafen dienen, ſondern man muß ein Kleidungsſtück oder ein Segel für eine Pirogue daraus machen. Aehnliche Milderungen wurden ausgedacht, um die vielen Nachtheile des Tabu zu vermindern; man muß auch, obgleich nirgends davon die Rede iſt, annehmen, daß man ſich Verletzungen des Tabu vergeben laſſen oder ſich loskaufen kann, da man ſonſt zu jeder Stunde aus Unachtſamkeit oder Muthwillen in Gefahr käme, den Tabu zu verletzen, oder, wie ſie es heißen, ein Kikino zu werden, und jeder Kikino iſt dazu beſtimmt, früher oder ſpäter geopfert und geſpeist zu werden. Gewiß der ſchrecklichſte Bann, den es gibt!“ — Die tabuirten Perſonen haben indeſſen auch ihre Laſten. Bei feierlichen Gelegenheiten ſind ſie einem ſtrengen Tabu unterworfen; ſie dürfen nicht tanzen, ſich nicht mit Oel ſalben, ihre Weiber nicht beſuchen, ja nicht einmal in die Hütten treten, die ſie bewohnen. Dieſe großen Tabu's, die bei dem Tode irgend eines berühmten Oberhaupts angeordnet werden, haben den Zweck, den Geiſt des Verſtorbenen zu entwaffnen. — Gewiſſe Orte ſind für den Pöbel beſtändig tabuirt, z. B. wo die Speiſen hingeſtellt werden und die für die Feſte beſtimmten Säle. — Dieſe Säle, ſagt Porter, bildeten einſt große Gebäude, welche ſich ſechs oder acht Fuß hoch auf einer Plattform von ſchönen, geſchickt in

einander gefügten Steinen erhoben. Sie waren zuweilen bei 40 Fuß Breite 300 Fuß lang und in einen Ring von Gebäuden eingeſchloſſen, deren Zierlichkeit dieſem Volke Ehre machte, das ſie ohne Beihülfe von Eiſen oder irgend einem anderen Metalle errichtet hatte. Die meiſten Steine waren acht Fuß lang, vier Fuß breit und ebenſo dick. Es waren reine Luxusgebäude, in großer Zahl auf der Inſel vorhanden, und konnten zu Nichts dienen als zu feierlichen Verſammlungen.

Menſchenopfer im Allgemeinen.

Die Hindu's, Egyptier, Kreter, Karthager, Griechen, Gallier, die Römer, ſelbſt zur Zeit des Kaiſers Claudius, die Mexikaner, Peruvianer u. a. Völker huldigten dem gräßlichen Aberglauben der Menſchenopfer. Er herrſcht noch bei einigen Stämmen der drei großen Abtheilungen Oceaniens; aber hauptſächlich in Polyneſien, und beſonders in den Archipeln von Tonga (Freundſchaftsinſeln), von Hauai (Sandwichinſeln) und Taiti (Geſellſchaftsinſeln), fordert er die meiſten Opfer; in den beiden leztern hat jedoch das Chriſtenthum dieſem hölliſchen Gebrauche beinahe gänzlich ein Ende gemacht.

In der Familie Tuitonga's auf der Inſel Tongatabu (Archipel von Tonga) tödtet ſich die Frau bei dem Leichenbegängniſſe ihres Mannes. Wir ſahen dieſen gräßlichen Gebrauch in Timor, Bali, Celebes, Kalemantan (Borneo), und man findet ihn wieder in dem Archipel von Viti. Hören wir Leſſon über die Menſchenopfer, die man einſt auf Taiti brachte: was dieſer Gelehrte darüber ſagt, findet mit einigen Veränderungen beinahe auf allen andern Inſeln Polyneſiens ſeine Anwendung. „Solche Menſchenopfer wurden beinahe immer aus der Klaſſe des Pöbels genommen: nur in ſeltenen Fällen opferte man ſchwangere Frauen; und die Oberhäupter oder der König ſollen ſelbſt Sorge getragen haben, ſolche Individuen auszuwählen, die, da ſie keine Freunde oder Verwandte hatten, auch bei Niemanden Trauer erweckten und deren Tod keine Unruhen veranlaſſen konnte. Oft behielt man für dieſe Art öffentlicher Rache unruhige Köpfe oder Kriminalverbrecher auf. Mitten in der Nacht umringte man das Haus des Schlachtopfers: man rief es heraus, und kaum hatte es die Schwelle ſeiner Hütte betreten, ſo empfing es den Todesſtoß. Ein anderes Mal ſtürzten ſich ſtarke Männer über daſſelbe her, und nun that der Leidende, ergeben in ſein Schickſal und noch in frommer Anbetung des Gottes, der ſeinen Tod anordnete, Das, was die Taitier „hpapa“ nennen, d. h. er legte ſich nieder und erwartete ruhig den Schlag der Keule, die ihm das Gehirn zerſchmettern ſollte. Aber die feindlichen Gottheiten, welche den von Charakter ſanften Taitiern einen ſo barbariſchen Aberglauben einflößten, beſchränkten ſich nicht darauf, die Stufen der Morai's mit Menſchenblut beſpritzen zu ſehen, ſie flößten ihnen auch den Glauben ein, — ſo weit unterwarf ſie ihre ruchloſe Verblendung dem gräßlichen Dienſte Oro's, — daß der reinſte Weihrauch und die den Göttern angenehmſten Opfer die Schmerzensangſt, die Qualen eines leidenden Weſens und der lange Todeskampf eines Unglücklichen ſeyen, der ſich gegen unaufhörlich erneuerte Qualen abkämpfe, bis ihn ein ſehnlich erwarteter Tod von denſelben befreie. Deßhalb wurden nun die Schlachtopfer oft an die Bäume der Morai's angebunden, mit ſtacheligen Stäben geſchlagen, mit tödtlichen Wunden bedeckt, und ſtarben nach langem Todeskampfe, während ihr Schmerz- und Wuthgeheul zum Himmel aufſtieg.“

Menſchenopfer, während des Krieges dargebracht. — Gleichwie die alten Gallier ihrem Gotte Teutates (Kriegsgott) Menſchenopfer darbrachten, ſo opfern auch die Neuſeeländer den Göttern während des Krieges Menſchen. — In der Reiſe der Aſtrolabe leſen wir über dieſen Gegenſtand Folgendes: „Ich war begierig, zu erfahren, ob die Neuſeeländer wirklich die im Kampfe Gefallenen verzehrten: deßhalb bat ich Chongui und Temarangai, mir zu ſagen, was auf dem Schlachtfelde vorgehe, wenn ſie mit den Feinden handgemein würden, und außerdem, ob ſie die Getödteten verzehrten. Als Antwort auf meine Fragen berichteten ſie mir Folgendes: „„Wenn der Anführer einer der Parteien gefallen iſt, ſo wird ſogleich von den Gegnern die Auslieferung ſeines Leichnams verlangt; und hat die Partei des getödteten Oberhaupts den Muth verloren, ſo wird daſſelbe alsbald ausgeliefert. War das Oberhaupt verheirathet, ſo wird auch die Auslieferung ſeiner Frau verlangt, und dieſe ſogleich in die Hände der Feinde übergeben; ſie wird mit dem Leichname ihres Mannes weggeführt und getödtet. Liebte ſie ihren Mann, ſo liefert ſie ſich freiwillig aus, ſo wie auch ihre Kinder; denn ſie wünſcht, der Sieger ſolle ihr und ihren Kindern daſſelbe Loos bereiten, das ihren Mann getroffen hat. Weigert ſich die Partei, die Frau des Oberhaupts auszuliefern, ſo greift der Feind von Neuem an und ſteht nicht eher vom Kampfe ab, als bis die Frau gewonnen, oder ein vollſtändiger Sieg erfochten iſt. Iſt man im Beſitze des Anführers und ſeiner Frau, ſo werden, nachdem die leztere getödtet worden, die Leichname vor die Häuptlinge hingelegt, worauf der Ariki, oder Oberprieſter, leztere auffordert, den Leichnam des Mannes für ihren Gott zuzurichten, während die Prieſterin, welche auch ein Ariki iſt, den Frauen der Häuptlinge die Weiſung ertheilt, den Leichnam der Frau gleichfalls zuzurichten. Darauf werden beide Leichname durch die Häuptlinge und ihre Frauen auf Feuer gelegt — denn da jene tabu ſind, darf ſie Niemand vom Volke berühren — und dann legen die Ariki's je ein Stück Fleiſch in einen kleinen Korb, welchen ſie an zwei in die Erde befeſtigten Pfoſten aufhängen, gleichſam zur Nahrung für ihre Götter (an die ſie ihre Gebete richten, und welche ſie in Abſicht auf den gegenwärtigen Krieg um Rath fragen wollen), damit dieſe den erſten Theil vom Opfer hätten. Während dieſer Ceremonien ſitzen alle Häuptlinge im Kreiſe um die Leichname, in tiefem Schweigen, und das Geſicht mit ihren Händen und Matten bedeckt; denn es iſt ihnen nicht erlaubt, dieſe Myſterien mit anzuſehen. Dabei beten die Ariki's, nehmen kleine Stücke Fleiſch von den Opfern und verzehren ſie: denn ſie allein haben das Recht, von dieſen geweihten Leichnamen zu eſſen. Sind alle heiligen Gebräuche zu Ende, ſo ertheilen die Ariki's die Antwort, welche ſie auf ihre Gebete und Opfer von den Göttern erhalten haben, und ſind dieſe angenommen worden, ſo beginnt der Kampf ſogleich von Neuem, und alle miteinander eſſen von dem Fleiſche Derer, die nun getödtet werden. Sie verzehren ſie, nicht eben um ſich von ihrem Fleiſche zu nähren, ſondern als ein innerliches Gnadenmittel, und um den Feinden einen deutlichen Beweis ihrer bittern Rache zu geben."" — Da ich gerne wiſſen wollte, ob die Ariki's im Stillen zu ihren Göttern beteten, wenn ſie die in Frage ſtehenden Ceremonien verrichteten, ſo erkundigte ich mich über dieſen Punkt. Man antwortete mir: „„Nein; ſondern ſie beten mit lauter und vernehmlicher Stimme, ſo daß Jedermann ihre Gebete hören kann, im Fall ſie ihre Plane nicht

mißbilligen; in dieſem Falle können ihre Gebete nicht gehört werden.““ Die Neuſeeländer fürchten ſich nicht bloß, alleſammt im Kampfe getödtet zu werden, wenn ſie den Krieg ohne Erlaubniß ihres Gottes unternehmen, ſondern ihr Aberglaube läßt ſie ſogar befürchten, der Wuth ihres eigenen Gottes oder des Gottes ihrer Feinde zu erliegen. — Sie glauben feſt, ein Prieſter habe die Macht, durch Zauberei und Behexen einem den Untergang zu bereiten; und dieſer Urſache ſchreiben ſie oft den Tod zu. — Ich muß bemerken, daß ich bei den Neuſeeländern nie geſehen habe, wie ſie ihren Göttern bei irgend einer Gelegenheit Menſchenopfer darbrachten, ehe Chongui und Temarangai mir dieſen Bericht erſtattet haben. Nun aber bin ich überzeugt, daß dieſer grauſame Gebrauch bei ihnen herrſcht. — Als dieſe Unterhaltung beendigt war, ging ich an dem Ufer ſpazieren und begegnete dort einer Frau von ſehr intereſſanter Geſtalt und Bildung. Sie bat mich, ihr eine Hacke zu geben. Ich fragte ſie, wer ſie ſey und woher ſie komme. Sie ſagte, ſie ſeye eine Kriegsgefangene; zwiſchen dem Kap und dem Fluß Tamiſa gefangen genommen, und durch das Heer des Chongui nach Banguihoa geführt worden, und ihre Muhme, die eine große Königin ſey, heiße Hina. Zu Paramatta hörte ich von den Verwandten dieſer Frau ſagen, daß ſie ein großes Gebiet und zahlreiche Unterthanen beſäßen; und Kendall hatte in ſeinem Briefwechſel mit mir ihren Namen zufällig erwähnt. Sie erzählte mir, Chongui habe ihr Land unverſehens überfallen, ſie ſey in der Stadt gefangen genommen worden; ihr Vater, ihre Schweſtern und ihre Mutter aber ſeyen glücklich entkommen, und keines von ihnen zu Grunde gegangen. Die Urſache des Einfalls, deſſen Opfer ſie geworden, war, daß ihre Vorfahren drei Perſonen vom Stamme Hupa getödtet hatten, für welchen Mord nun deren Freunde Rache nehmen wollten. — Während ſie mir dieſe Umſtände erzählte, ſtand der junge Mann, welcher ſie beim Angriffe auf die Stadt zur Gefangenen gemacht hatte, neben ihr; ſie machte einen Theil ſeiner Beute aus. Ich bemerkte ihr, daß ich nach der Rückkehr der Aktive ihr Land beſuchen würde, wenn ich Zeit bekäme. Darauf ſagte der junge Mann, wenn ſie auf die Aktive gehe, würde er ihr folgen, und ihr geſtatten, ihr Vaterland zu ſehen, aber nicht an's Land zu ſteigen, da er befürchtete, ſie möchte ihm entwiſchen.“

Menſchenfreſſer.

Nirgends iſt das Verzehren von Menſchenfleiſch mehr verbreitet als in Oceanien. Man findet dieſen fluchwürdigen Gebrauch unter mehreren Stämmen Auſtraliens, und ſelbſt bei mehreren Völkern Malaiſiens, welche ſchon gewiſſermaßen civiliſirt ſind. Wir haben in dieſer Abtheilung die Eingebornen der Inſel Ombai, die ſchwarzen Stämme von Timor, die Dayas von Kalemantan, die Alfuras von Maindanao und die Battas von Sumatra aufgeführt, und über die näheren Umſtände dieſer abſcheulichen Sitte bei den Battas und Kalemantanen berichtet. Die Einwohner von Nuſſa-Laut, in der Gruppe von Amboina, waren noch zu Anfang des lezten Jahrhunderts Menſchenfreſſer. Einige celeberiſche und javaniſche Stämme eſſen zuweilen das Herz ihrer Feinde. Unter den erſteren gibt es keinen berühmten Krieger, der nicht in irgend einer Lage ſeines Lebens dieſe gräßliche Speiſe gekoſtet hätte. In Auſtralien findet man wieder Menſchenfreſſer unter den roheſten Eingebornen in der Umgegend von Port-Weſtern,

unter denen, welche in der Nähe der blauen Berge und andern Orten des auſtraliſchen Feſtlandes leben, ſowie unter den zahlreichen lohfarbigen Stämmen von Neuſeeland; den ſchwarzen Stämmen von Neu-Kaledonien, vom Salomon-Archipel, den neuen Hebriden und von Louiſiade. In Polyneſien ſind die wildeſten Kannibalen die Eingebornen des Archipels von Viti oder Fidſchi, beſonders die von der Inſel Navihi-Levu, die von Neuſeeland, die Bewohner des Archipels von Samoa, oder der Schifferinſeln, und die von Nukahiva. Auf dieſen lezteren verzehren die Bewohner nicht nur ihre Gefangenen, ſondern, wodurch ſie ſich von beinahe allen bekannten Menſchenfreſſern unterſcheiden, ſie verzehren zur Zeit einer Hungersnoth auch ihre betagten Eltern, ihre Kinder, und ſogar ihre eigenen Weiber. Die Eingebornen von Malilegotot, in der öſtlichen Gruppe des Carolinen-Archipels, und die Bewohner der Gruppe von Repith-Urur und Palliſer, ſind Menſchenfreſſer, und die Bewohner des Archipels von Tonga oder der Freundſchafts-Inſeln, und Peliu oder Palaos in dem großen Carolinen-Archipel ſind es ebenfalls, ungeachtet der übertriebenen Lobſprüche, welche Cook und Wilſon über ſie verſchwendet haben. Die Bewohner des Archipels von Taiti haben es erſt ſeit ungefähr einem halben Jahrhundert aufgegeben; und wenn man einem engliſchen Reiſenden glauben darf, kommen noch jezt Beiſpiele dieſer hölliſchen Gewohnheit vor.

Erbauung der Schiffe.

Die inſulariſche Lage der oceaniſchen Länder bildet beinahe alle Völkerſchaften derſelben zu eben ſo gewandten als unerſchrockenen Seeleuten, und hat ohne Zweifel dazu beigetragen, die Kunſt, mit der ſie ihre Piroguen und Korokoros oder Kriegsbarken erbauen, auf einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erheben. Die Piroguen mit einem Schwebemaſt, welche leicht, ſchnell und zur Schifffahrt an den Küſten und auf ruhigen Meeren taugen, ſind bei den Bewohnern der Archipele der Marianen und Carolinen, und beinahe bei allen Völkerſchaften Polyneſiens im Gebrauche. Die Carolinen, vornehmlich die der Gruppe von Guliai (Ulea oder Uli), ſind die erfahrenſten und unerſchrockenſten Schiffer dieſes Theiles von Polyneſien. Ihre Piroguen, welche man fliegende nannte, ſind die ſchnellſten und vollkommenſten, die man kannte. Wir haben ſchon der Reiſe erwähnt, welche ſie nach den Marianen machen, und erinnern uns hier an die intereſſante von Malte Brun über die Nachweiſungen, welche ihm Gaimard geliefert hatte, gemachte Bemerkung: dieſe Inſulaner theilen die Windroſe gerade, wie ſie nach Timoſthenes die Griechen und Römer von Alexander bis Claudius theilten. Am andern Ende Polyneſiens haben die Eingebornen der Pomotu-Inſeln, welche ebenfalls niedrige Inſeln oder Inſelgruppen bewohnen, große doppelte Piroguen, in deren Führung ſie ſich auch als gewandte Seeleute zeigen. Die Neuſeeländer haben prächtige Kriegspiroguen ohne Schwebemaſt; aber ſie entfernen ſich nie ſo weit, daß ſie das Land aus dem Geſichte verlören, wie die Caroliner oder Pomotu's, welche ſich nach den Sternen richten. — Dieſe Piroguen, welche die Bewunderung aller europäiſchen Seeleute erregt haben, ſind bis auf die jüngſte Zeit der Gegenſtand geweſen, auf welchen die Inſulaner alle Hilfsquellen ihres Kunſtfleißes verwendeten. „Die einfachen Piroguen von einem ausgehöhlten Baumſtamme,“ ſagt Leſſon, „können ſich auch anderswo

wieder finden; aber nicht ſo verhält es ſich mit den doppelten oder paarweiſe an einander gefügten Piroguen, welche man bei keinem Volke von einer den Polyneſiern fremden Abkunft findet. Wir ſahen auf Tahiti doppelte Piroguen, welche von den Pomotu-Inſeln kamen: es waren wirkliche kleine Schiffe, die zu langen Reiſen tauglich waren und nach Verhältniß der Schiffsmannſchaft Lebensmittel faßten; dieſe wohnt in einer hölzernen Hütte, welche feſt gebaut und auf das Oberbot geſtellt iſt. Der Rumpf von jeder der beiden Piroguen iſt mit Sorgfalt kalfatert und mit einem Kitt überzogen, und ſtarke feſt zuſammengefügte Dielen verbinden ſie. Ihr Steuerruder zeichnet ſich durch einen ſinnreichen Mechanismus aus. Dieſe Piroguen waren bei den Tahitiern ehmals mit Bildnereien verziert, die man noch jezt an den ſchlanken Fahrzeugen der Neuſeeländer findet. Sie ſind ſich überall gleich und Ueberreſte der traditionellen Kunſt, welche dieſe Völker bewahrt haben; ihre Feinheit ſezt in Erſtaunen, wenn man die Unvollkommenheit der Werkzeuge erwägt, deren man ſich dabei bedient. Sie werden jedoch vernachläſſigt, ſeit die Europäer ihnen das Eiſen gebracht haben. Die neuen Ideen, welche ſie empfangen haben, werden bald die Spuren dieſer ſinnreichen Arbeiten verwiſchen; ſie werden verſchwinden mit dem mythologiſchen Sinne, den man damit verband, und den ſchon bei mehreren eine mehr oder minder grobe Nachahmung unſerer Künſte und Arbeiten erſezt. Die doppelten Piroguen ſind auf Tahiti und den benachbarten Archipeln, auf den Sandwichinſeln, den Marquiſen-Inſeln und bis Rotuma im Gebrauche. Wir ſahen ſie nicht in Neuſeeland, wo die Beſchaffenheit der Baien leichtere Fahrzeuge erfordert; doch ſcheint es, daß man ſich auch dort zuweilen derſelben bedient hat. Alle ſeeländiſchen Piroguen haben an ihrem Vordertheile einen ſcheußlichen Kopf, welcher die Zunge herausſtreckt, was bei ihnen ein Zeichen des Kriegs und Ruhmes iſt; das Hintertheil endigt ſich in eine Bildnerei, die vier Fuß hoch iſt und einen Gott und endloſe Kreiſe vorſtellt, deren Bedeutung durchaus ſymboliſch iſt.“

Gewerbfleiß und Handel.

Alle in einer Art von Gemeinweſen lebenden Stämme Polyneſiens verfertigen feine Stoffe aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes (Brussonetia papyrifera), und gröbere Zeuge aus dem Baſte des Brodbaumes (artocarpus incisa). Sie modeln dieſelben mit einem vierkantigen und auf ſeinen vier Flächen geriefelten Klöpfel, indem ſie die erweichte und mit einem Kleber überſtrichene Oberfläche damit ſchlagen. Bei allen Stämmen iſt das Fabrikationsverfahren daſſelbe; auch überziehen ſie die Zeuge mit einer Art Federharz, um ſie waſſerdicht zu machen. Dieſe Uebereinſtimmung in der Art der Verarbeitung der Stoffe hat darin ihren Grund, daß die angeführten Künſte alt und ſchon von den Voreltern dieſer Völker betrieben wurden. In ganz Polyneſien bereitet und kocht man die Lebensmittel in unterirdiſchen Oefen mit Hilfe glühender Steine. Die Blätter der Pflanzen werden für die verſchiedenſten Bedürfniſſe gebraucht, die Brodfrucht, das Fleiſch der Kokosnuß und der Taro in Brei verwandelt; allgemein wird das Kava oder Ava getrunken, ein Saft aus dem Pfefferſtrauche, der berauſcht und erheitert. Die Hawaier machen die merkwürdigſten Stoffe aus der Rinde des Maulbeerbaumes. Die Neuſeeländer verfertigen ſchöne Mäntel aus ihrem berühmten phormium tenax. Die Caroliner ſind die einzigen in Polyneſien, welche wirkliche

Gewebe verfertigen. Die Bewohner von Rotuma machen ſehr hübſche Matten. Die Bewohner der Archipele von Tonga (Freundſchaftsinſeln), von Taiti (Geſellſchaftsinſeln) und der Inſel Rurutu (Ohiteroa) in der Gruppe von Tubuai zeichnen ſich ebenfalls durch ihren Gewerbfleiß aus. Noch iſt hier auf den Geſchmack und die Anlagen zur Bildſchnitzerkunſt aufmerkſam zu machen, welche die Neuſeeländer, die Taitier, die Eingebornen von Pelin und anderer caroliniſchen Inſeln in der Verzierung ihrer Piroguen, Pagaien, Trommeln, und einige Stämme ſogar bei der Verzierung ihrer Hütten zeigen.

Was den Handel betrifft, ſo kann man nur die Ha-uaier und weſtlichen Caroliner als Handelsvölker anſehen. Der Hafen von Hanaroru im Archipel von Ha-uai iſt bereits der Sammelplatz der Fahrzeuge geworden, welche ſich nach Amerika, nach den Philippinen und nach Canton begeben. Seit 1805 ſegelt eine Flotte von Setual, Ulea und andern Inſeln des Carolinen-Archipels aus, begibt ſich nach Lamurek und geht alle Jahre nach Agagna auf der Inſel Guaham (Marianengruppe), wo ſie mit den Spaniern dieſer Kolonie Handel treibt.

Tättowirung und dabei angewandtes Verfahren.

Die Tättowirung iſt bei allen Inſulanern Polyneſiens, und überhaupt bei allen wilden oder halbciviliſirten Nationen im Gebrauche. Die Nukahivier und Neuſeeländer übertreffen alle Polyneſier in dieſer Kunſt. Das Klima, unter dem ſie wohnen, erlaubt ihnen nur mit einer leichten Bedeckung ſich zu bekleiden; aber wenn ihr Leib nur wenig bekleidet iſt, ſo verſäumen ſie es wenigſtens nicht, ihn mit verſchiedenen Zeichnungen zu ſchmücken, welche ſie in die Haut ſelbſt einprägen. Für das Geſchäft des Tättowirens, d. h. für das Einprägen dieſer Zeichnungen, gibt es eigene Tättowirer. Sie verrichten es ſehr geſchickt, indem ſie ſich dabei eines kleinen Stücks Schildkrötenſchale bedienen, das einem Sägenblatt mit fünf geraden und ſpitzigen Zähnen gleicht. Nachdem der Tättowirer die Zähne mit einer ſchwarzen Farbe, die nichts Anderes als mit Waſſer angerührter Kohlenſtaub iſt, überzogen hat, ſezt er das Werkzeug auf die Haut, und ſchlägt mit einem Stabe einigemale ſchwach darauf, bis die Spitzen auf das Fleiſch eingedrungen ſind. Die Operation verurſacht ein leichtes Brennen und eine Geſchwulſt mit wenig Schmerzen, die indeß erſt nach einigen Tagen verſchwindet. Vermittelſt dieſer Stiche bemalen ſich die Wilden des Südmeeres auf dem Geſicht und auf allen Theilen des Körpers mit unverwüſtlichen Figuren, wovon die einen vollkommene Zirkel, andere Theile eines Zirkels, andere Spirallinien, viereckige oder ovale, ſchachbrettartige Figuren, andere endlich Linien ſind, welche ſich auf verſchiedene Weiſe verſchlingen und kreuzen. Alle dieſe Zeichnungen ſind mit großer Regelmäßigkeit vertheilt: die auf dem einen Backen, Arme, Bein entſprechen genau denen des andern, und dieſes wunderliche Gemenge, ſo ſeltſam es iſt, bildet doch ein gefälliges Ganzes. Die edlen Oberhäupter der Inſel Nukahiva beſonders ſcheinen mit einem Rocke von verſchiedenen Stoffen, oder mit einem Panzerhemde bekleidet zu ſeyn, das einer reichen und koſtbaren getriebenen Arbeit gleicht. Dagegen ſind Diener, Sklaven und Individuen aus den niederen Klaſſen nicht mit ſo viel Sorgfalt und Kunſt tättowirt, einige auch gar nicht. Was die Frauen betrifft, ſo iſt es ihnen verboten, einen andern Theil, als die Hände, die Arme, die Lippen und die Ohrläppchen zu tättowiren.

„Als ich eines Morgens durch das Dorf Ranguihu (auf Neuſeeland) ſpazieren ging“, ſagt d'Urville, „beobachtete ich Tawi, wie er den Sohn des verſtorbenen Tepahi auf dem Hintern und dem obern Theile des Schenkels tättowirte. Dieſe Operation war ſehr mühſam; ſie wurde vermittelſt eines kleinen Meiſels verrichtet, der aus dem Federkiel einer Taube oder eines wilden Huhns gemacht war, ungefähr drei Linien Breite hatte, und in ein Heft von vier Zoll Länge ſo befeſtigt war, daß er einen ſpitzen Winkel bildete, und eine Art kleiner Keilhaue mit einer einzigen Spitze vorſtellte. Mit dieſem Meiſel zeichnete der Operateur alle geraden und Spirallinien, indem er mit einem Stück Holz von einem Fuß Länge auf den Kopf deſſelben ſchlug, ungefähr wie ein Hufſchmied einem Pferde mit dem Laßeiſen eine Ader öffnet. Das eine Ende des Stocks war in der Form eines Meſſers platt geſchnitten, um damit das Blut wegzuwiſchen, ſo wie es aus den Wunden herauströpfelte. Der Meiſel ſchien bei jedem Schlage die Haut zu durchdringen und zu durchſchneiden, wie ein Formſchneider in ein Stück Holz gräbt. Der Meiſel wurde unaufhörlich in einen flüſſigen vegetabiliſchen Extrakt, der mit Waſſer vermiſcht wurde, getaucht; das gibt die ſchwarze Farbe, oder, wie ſie ſagen, das Moko. Ich bemerkte an mehreren Stellen, welche beinahe einen Monat zuvor eingeſchnitten worden waren, eiterndes Fleiſch. Die Operation iſt ſo ſchmerzhaft, daß man die ganze Tättowirung nicht auf Einmal aushalten kann; und es gehen, wie es ſcheint, mehrere Jahre darüber hin, bis ein Oberhaupt vollſtändig tättowirt iſt.“

„Dieſe Zeichnungen“, ſagt Leſſon, „welche auf künſtliche unzerſtörbare Weiſe in die Haut eingegraben werden und welche gewiſſermaßen die Nacktheit bekleiden und verhüllen, ſcheinen der Negerraſſe fremd zu ſeyn, die *nur ſelten* Gebrauch davon macht, und zwar immer auf eine unvollkommene und *grobe* Weiſe, da ſich in Folge der Einſchnitte ſchmerzhafte Blätterchen von koniſcher Form erzeugen. Dieſe Tättowirung, deren Name bei den verſchiedenen Stämmen verſchieden iſt *), dient nicht nur als ein phantaſtiſcher oder hieroglyphiſcher Schmuck, ſondern ſcheint auch die Bezeichnung der Klaſſen oder des Rangs zum Zwecke zu haben. Die Sorgfalt und Treue, womit die Inſulaner dieſe Zeichnungen immer zu wiederholen ſich bemühen, könnten uns auf die Vermuthung leiten, daß man einſt aus Gründen, die wir nicht mehr kennen, einen gewiſſen Sinn damit verband, und daß Vorſtellungen zu Grunde lagen, welche die Ueberlieferung nicht aufbewahrt hat. Die Bewohner der Pomotu's (niedrigen Inſeln) bedecken ihren Körper mit tättowirten Figuren; ihre Nachbarn, die Tahitier, haben deren viel weniger, und überdieß bringen ſie dieſelben nie auf dem Geſichte an, und beſchränken ſich, wie die von Tonga, darauf, einige leichte Züge, wie z. B. Zirkel oder Sterne, darauf zu zeichnen; während mehrere der Bewohner des Sandwich-Archipels, und die Maſſe der Völkerſchaften des Archipels von Mendana und der Gruppe von Neuſeeland das Geſicht ganz mit Zeichnungen bedeckt haben, die immer nach angenommenen und bedeutungsvollen Regeln geordnet ſind.“

„Im Sandwich-Archipel“, ſagt Morineau, „übernehmen die Mütter das Geſchäft, ihre Kinder zu tättowiren. Die Tättowirung im zarten Alter

*) Das Wort Tättowirung ſcheint offenbar von tatau herzukommen, was auf den Inſeln Taiti und Tonga dieſe Operation bezeichnet. Die Papuas bedienen ſich des Wortes *Pa*.

ſoll dazu dienen, die Herkunft des Individuums zu bezeichnen. An dieſen Zeichen, die uns ſo ſeltſam erſcheinen, erkennt man, zu welchem Stamme, zu welcher Familie es gehört; ſpäter dienen andere Zeichnungen dazu, eine glorreiche That oder jedes andere Ereigniß anzudeuten. Die gewöhnlichſten Zeichen ſind Zickzackſtreifen auf Armen und Beinen. Viele Perſonen von mittlerem Alter tragen auf der Bruſt oder auf einem Arme den Namen Tamehameha. Die Weiber haben alle ein Damenbrett um das rechte Bein, und ſehr oft iſt das Innere einer Hand mit Sternen, Ringen, Halbmonden und anderen Figuren beſezt; mehrere haben ſogar eine tättowirte Zunge. Die Ziegen ſpielen eine große Rolle in der neueren Tättowirung; mehrere Eingeborne haben Zeichnungen davon auf allen Theilen des Körpers, und ſelbſt auf der Stirne, den Backen und der Naſe." — „Uebrigens", fährt derſelbe Reiſende fort, „fängt dieſer Gebrauch an in dieſem Archipel in Abnahme zu kommen; der König iſt nicht tättowirt, und die jungen Leute ſeines Gefolges ſind es nur ſehr leicht."

Leſſon behauptet, daß, da das Tättowiren einen Charakter von beſonderer Wildheit verleiht, dieſer Gebrauch ſeinen Urſprung in dem Beſtreben habe, dem Feinde einen großen Schrecken einzujagen, oder Ehrentitel anzuzeigen, und daß er ſich in der Folge erhalten habe, als ein Zeugniß von der Geduld des Kriegers in Ertragung von Schmerzen, die immer eine Operation begleiten, welche die empfindlichſten Organe des Körpers verlezt. Die Weiber auf Neuſeeland, ſo wie im Archipel von Mendana, laſſen ſich Zeichnungen auf den innern Winkel der Augbraunen und auf die Lippenbänder, und oft auf das Kinn einſtechen.

Auf Tahiti hatten, nach Jules de Bloſſeville, die ſieben Klaſſen der Arioy's jede beſondere Zeichnungen für die Tättowirung. Sie erinnerte oft an eine Trauer oder hiſtoriſche Begebenheit, wenn ſie nicht eine einfache Zierde war; oft war ein Kokosbaum auf den Beinen abgebildet, während man auf der Bruſt Kämpfe, Uebungen, Einſammlungen von Früchten, Waffen, Thiere, ein nach dem Moraï gebrachtes Menſchenopfer erblickte.

„Im Allgemeinen", ſagt Leſſon, „beſteht die Tättowirung der dem Herde der polyneſiſchen Civiliſation angehörenden Stämme aus Zirkeln oder Halbzirkeln, welchen zackige Einſchnitte entgegengeſtellt ſind; oder ſie ſind mit denſelben beſezt und gleichen dem endloſen Zirkel der Welt in der indiſchen Mythologie. Indeß iſt die Tättowirung der Bewohner von Rotuma ſehr weſentlich verſchieden, weil der obere Theil des Körpers mit zarten Zeichnungen, mit leichten Bildern von Fiſchen und anderen Gegenſtänden bedeckt iſt, während auf der Haut, welche die Magengegend, den Rücken und die Schenkel bedeckt, verworrene und unregelmäßig vertheilte Maſſen angebracht ſind. Die Tättowirung bei den Völkerſchaften, welche den Herd der caroliniſchen Civiliſation bilden, unterſcheidet ſich von der bei anderen Polyneſiern gebräuchlichen Art zu tättowiren dadurch, daß ſie im Allgemeinen in großen Maſſen auf den Körper angebracht iſt, bei verſchiedenen dieſer Inſulaner den Rumpf ganz bedeckt, und ſo eine Art unverwüſtlicher Kleidung bildet, welche jedoch im Einzelnen ganz willkürlich iſt."

Auf den Carolinen wird die Tättowirung durch religiöſe Ideen geleitet und darf nur unter gewiſſen göttlichen Zeichen vollzogen werden. Der Meiſter, welcher das Geſchäft vollzieht, ruft zu Gunſten des Hauſes und der Perſonen, welche tättowirt werden ſollen, die Gottheit an, und man

erkennt deren Einwilligung nur an einer Art von Pfeifen. Bleibt dieſes Zeichen aus, ſo findet die Operation nicht Statt. Daher kommt es, daß einige Individuen nie tättowirt werden, weil, wenn man die Operation in Ermangelung der göttlichen Zeichen dennoch vollzöge, das Meer die Inſeln überſchwemmen und das ganze Land zerſtört werden würde. Das Meer iſt es allein, was dieſe Inſulaner fürchten, und um der Wirkung ſeines Zornes Einhalt zu thun, nehmen ſie zu Beſchwörungen ihre Zuflucht. Kadu ſagte zu Chamiſſo, daß er das Meer einſt bis an den Fuß der Kokosnußbäume habe ſteigen ſehen, daß es ſich aber zurückgezogen habe, weil es noch zu rechter Zeit beſchworen worden ſey.

Kapitän Lütke erzählt, die Bewohner von Otdia hätten ſich mehrmals geweigert, die ruſſiſchen Offiziere auf ihr Verlangen mit der Tättowirung zu ſchmücken, und als höfliche Entſchuldigung führten ſie meiſtens die beſchwerlichen Folgen dieſer Operation an, die Geſchwulſt, den Schmerz u. ſ. w. Endlich wies ein Oberhaupt von Aur einem der Ruſſen ſein Haus an, daß er daſelbſt die Nacht zubringen ſolle, und verſprach, er wolle ihn am folgenden Morgen tättowiren; aber der Häuptling wich am folgenden Morgen von Neuem der Erfüllung ſeines Verſprechens unter verſchiedenen Vorwänden aus. Vielleicht beſtimmt die Polyneſier eine Art National-Auszeichnung, welche die Tättowirung ſeyn ſoll, daß ſie ſich weigern, dieſelbe auch an Fremden zu vollziehen.

Einige Reiſende und Geographen haben lange über die Frage geſtritten, woher es käme, daß dieſer Gebrauch faſt allen wilden Völkern gemein ſey. Die Entſcheidung ſcheint nicht ſchwer zu ſeyn. Alle Menſchen haben von Natur eine Vorliebe ſich zu ſchmücken, und die, denen es um der Beſchaffenheit des Klima's willen und aus Mangel an Stoffen unmöglich iſt, ſich, wie wir, in eine Menge von mehr oder minder beengenden, oder würde- und geſchmackvollen Kleidern einzuhüllen, bedecken ihre Haut mit ſolchen Bildern und Gemälden, die ihnen ſtatt der Kleider dienen.

Das iſt es, was wir von dieſem Gebrauche unter den verſchiedenen polyneſiſchen Völkern wiſſen. Uebrigens war die Tättowirung auch bei den barbariſchen Völkern des Alterthums bekannt. Ich ſah zu Biban-el-Moluk bei dem alten Theben in Egypten Gemälde auf dem Grabmale Oſiris I., wo die aſiatiſchen Voreltern der weißen europäiſchen Raſſe, und vielleicht derer, welche in Thracien wohnten, tättowirt und mit Thierfellen bekleidet dargeſtellt ſind. Julius Cäſar berichtet uns in ſeinem Kommentar, daß die Einwohner von Großbrittanien ebenfalls dieſe Operation an ſich vollzogen.

Indeß iſt es nicht nöthig, nach Oceanien zu gehen, um ſich einen Begriff vom Tättowiren zu machen, indem franzöſiſche Matroſen und Soldaten, ſo wie die anderer Nationen, zu allen Zeiten Mittel kannten, unverwüſtliche Figuren auf ihre Haut zu zeichnen. Aber ihr Verfahren iſt von dem jener Inſulaner ganz verſchieden: die Zeichnung wird nämlich mit einer Nadel durch die Haut bis auf das Fleiſch eingeſtochen, und ſogleich mit Kanonenpulver, das in ganz feinen Staub verwandelt iſt, bedeckt; dieſes entzündet man, durch die Exploſion dringen Pulvertheilchen in die Haut ein, die Zeichnung wird dadurch eingegraben, ſtellt ſich in blauer Farbe dar, und kann durch nichts mehr verwiſcht werden.

So auffallende Aehnlichkeiten, wie wir ſie in den Geſetzen, der Religion, den Ceremonien, den Sitten und in dem Gewerbfleiße der Polyneſier

bemerkt haben, können nicht eine Wirkung des Zufalls ſeyn, da ohnehin dieß ein Wort iſt, welches für den Philoſophen und Naturforſcher keine Bedeutung hat. — Noch darf man auch die Verwandtſchaft der Sprachen unter den verſchiedenen Völkerſchaften nicht vergeſſen.

Ein Tagale von den Philippinen, der ſich am Bord eines der Schiffe von Lapérouſe befand, und das Tagaliſche, eine von dem Malaiiſchen abſtammende Sprache, ſprach, wurde von den Bewohnern der Inſel Samoa verſtanden. Oft bezeichnet ein und derſelbe Ausdruck den nämlichen nationalen Gebrauch und daſſelbe nationale Schauſpiel; ſo bedeutet z. B. das Wort tabu ein Verbot, von Ha-uai bis Neuſeeland, wo man es tapu ausſpricht; die Worte „tanger ifaïfil“ ſind auf dem Archipel der Carolinen der Ausdruck für ein Wehklagen der Frauen; ſie bezeichnen eine Art von Schauſpiel und auch ein öffentliches Feſt. Im Archipel von Tonga heißt dieſelbe Sache tangi vefaïne. Auf Homao, einer der Tongainſeln, bedeutet Tamolao einen Häuptling; auf den weſtlichen Carolinen heißen die Häuptlinge Tamolen. Was die Geſellſchaft der Aritoy's betrifft, ſo wird aus dem auf den Marianen gebräuchlichen Wort Aritoy, da die taitiſche Sprache beſonders zart ausgeſprochen wird, durch die Weglaſſung des Buchſtabens t auf den Geſellſchaftsinſeln das Wort Arioy.

Feierliche Tänze und Geſänge.

Die Tänze auf den Inſeln Peliu und den Carolinen, auf den Marianen und der Inſel Uatiu, welche zu der Gruppe von Harvey gehört, haben ſämmtlich eine auffallende Aehnlichkeit *). Das Ceremoniel bei verſchiedenen feſtlichen Veranlaſſungen iſt das nämliche auf Inſeln, die ſehr weit von einander entfernt ſind. Die Bewohner der Inſeln Peliu, der Carolinen und Manaïa, welche ungefähr 1500 Meilen von einander entfernt ſind, grüßen einander auf eine und dieſelbe Weiſe. Ihre Höflichkeits- und Achtungsbezeigungen beſtehen darin, daß ſie die Hand oder den Fuß Desjenigen, dem ſie Achtung erweiſen wollen, faſſen, und ihr ganzes Geſicht ſanft daran reiben. Auch iſt es von den Hu-ai-Inſeln an bis nach Neuſeeland gebräuchlich, zum Gruße die Naſen aneinander zu reiben. Dieſelbe Sitte iſt auch bei mehreren Dayas oder Eingebornen der Inſel Kalemantan oder Borneo herrſchend. Endlich erweist man in ganz Polyneſien den Todten und Begräbnißplätzen die größte Ehrfurcht. Auf den Tongainſeln ehrt man die Häuptlinge und Fremden durch nächtliche Tänze, welche mit Geſängen und Muſik begleitet werden **). Auf den Carolinen führt man des Abends ähnliche Konzerte vor der Wohnung der Häuptlinge auf, welche nur ſo unter dem Lärm einer von jungen Leuten ausgeführten Muſik einſchlafen können ***).

Auf den meiſten dieſer Inſeln empfangen die Polyneſier die Fremden mit feierlichen Geſängen, und bieten ihnen als Friedenszeichen einen Bananenzweig dar. Dagegen ſchlägt die ſchwarze Raſſe ſehr oft jede Verbindung mit dem Fremden aus.

Die Geſellſchaft der Aritoy's.

Die Verbindung der Aritoy's iſt die eigenthümlichſte und ſchändlichſte Erſcheinung in den Sitten von Taiti. Dieſe Verbindungen von Männern und

*) Cook's dritte Reiſe, t. I. p. 251. gr. 4. Lettres édifiantes t. XV.
**) Cook's dritte Reiſe t. I. p. 358.
***) Lettres édifiantes ibid. p. 314.

Frauen, welche Ausſchweifung und Kindermord zu ihren Grundgeſetzen erhoben haben, ſind eine gräßliche Erſcheinung, aber beinahe einzig in der moraliſchen Geſchichte der Menſchheit. Der Pater Le Gobien berichtet uns, daß eine gleiche Geſellſchaft auf den Marianen beſtehe. Die Aritoy's, ſagt er *), ſind junge Leute, welche, mit Buhlerinnen lebend, ohne ſich verheirathen zu wollen, eine eigene Geſellſchaft bilden.

Unähnlichkeit zwiſchen mehreren Völkern Polyneſiens.

Die Bewohner der Ha-uai-Inſeln ſind viel brauner, als die Taitier, obſchon ſie in gleicher Entfernung vom Aequator leben. Die Eingebornen von Nukahiva und den Waſhington-Inſeln ſind ſehr dunkelbraun und beinahe ſchwarz; indeß haben die Häuptlinge, welche ſich der Sonnenhitze weniger ausſetzen, eine hellere Farbe, wie Dieß auch in anderen Archipelen der Fall iſt. Aber alle dieſe Völkerſchaften haben ſchwarze Haare, wie die Malaien. Die Bewohner von Neuſeeland und des Archipels von Nukahiva zeichnen ſich vor allen andern durch das ſchöne Ebenmaß ihrer Glieder und die Regelmäßigkeit ihrer Züge aus. Die Frauen ſind von merkwürdiger Schönheit, und die von höherm Range ſind beinahe eben ſo weiß, als die Frauen des mittäglichen Europa's. Die Eingebornen der Inſel Samoa haben einen hohen Wuchs und eine athletiſche Stärke. Die der Tongainſeln dagegen ſind klein, und die Taitier ſind kleiner, als die erſtern, aber größer, als die lezteren. Bei allen dieſen Völkern bemerkt man auch verſchiedene Schattirungen in ihrem Nationalcharakter. So ſind die Bewohner von Neuſeeland, Nukahiva und Samoa tapferer, ſtolzer und kühner als die Taitier. Die Bewohner der Inſel Peliu und beinahe aller Carolinen nehmen durch ihren ſanften und heitern Charakter ein; während zu Nukahiva und Neuſeeland die Einwohner ſich oft bekriegen, und ſich untereinander verzehren, zur Zeit einer Hungersnoth der Mann dort Frau und Kind tödtet und ſie verzehrt. Uebrigens findet im Allgemeinen und mit wenigen Ausnahmen eine auffallende Aehnlichkeit unter jenen Wilden Statt, welche einige Schriftſteller, aus Unkenntniß, bald zum Gegenſtand ihrer Bewunderung, bald zum Objekt ihrer Satyre machen. Zum wenigſten möchten ſie aber die übertriebenen Lobſprüche jener optimiſtiſchen Deklamatoren und Utopienfabrikanten verdienen, welche in ihnen Menſchen des goldenen Zeitalters, in ihrem Lande das wahre Eden finden wollen.

Aelteſte Nachrichten von den Polyneſiern.

Die Inſeln des ungeheuren Südmeeres waren vor den Reiſen Bougainville's und Cook's nicht ganz unbekannt; ſie waren im Jahr 1616 von dem berühmten holländiſchen Seemann Jakob le Maire entdeckt worden, nachdem er im Süden von Amerika die Durchfahrt gefunden hatte, die ſeinen Namen führt. Aber vergebens hatte er den Lauf ſeiner Reiſe beſchrieben und dieſen Inſeln Namen gegeben; Niemand nach ihm war ſo glücklich, ſie wiederzufinden; es iſt, als ob ſie vor Wallis mitten aus den Meeren verſchwunden wären. Nichtsdeſtoweniger ſchifften, lange vor den Europäern, und ſeit dem vierten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, die Chineſen

*) Le Gobien, istoria de las islas de las Ladrones.

auf den Meeren Amerika's, kamen bis Peru, und auf alle Inſeln Malaiſiens, ſo wie auf mehrere Inſeln Polyneſiens oder des öſtlichen Oceaniens *). Endlich geht der Verfaſſer der „Monde primitif“ **) noch über die Fahrten der Chineſen hinaus, um Diejenigen zu ſuchen, von denen er vermuthet, daß ſie dieſe Inſeln bevölkert hätten. „Wenn es erwieſen iſt“, ſagt er, „daß die Phönizier die Reiſe um Afrika herum gemacht haben, und in Indien geweſen ſind, ſo konnten ſie auch die Reiſe durch das Südmeer machen, indem ſie von Inſel zu Inſel ſchifften, und längs der Küſten des öſtlichen und weſtlichen Amerika's hinfuhren; Dieß iſt um ſo leichter möglich, als die Chineſen ſelbſt, die doch weit ſchlechtere Seeleute ſind, als die Phönizier waren, ſeit dem vierten Jahrhunderte die Meere Amerika's befuhren. Da der größte Theil dieſer Inſeln, wie das Feuerland, die Sonda-Inſeln, die Inſel Bourbon, Vulkane haben, ja die leztere davon ganz durchhöhlt iſt, da dieſe noch in unſern Tagen gräßliche Verheerungen anrichten, und andere die deutlichſten Spuren an ſich tragen, daß ſie einſt derſelben Plage unterworfen waren: ſo wäre es wohl möglich, daß ſie die Ueberreſte eines ehmaligen Feſtlandes wären, welche Waſſer und Vulkane zerſtörten. Und nimmt man an, daß dieſe Umwälzung erſt nach den Schifffahrten der alten Phönizier, welche mehr als 3000 Jahre vor unſerer Zeit ausgeführt wurden, eingetreten iſt, ſo würde ſich daraus eine ziemliche Wahrſcheinlichkeit für die Reiſen dieſes Volkes im Südmeere ergeben. Aber wie es ſich auch mit dieſer Vermuthung und der andern verhalten mag, welche den Phöniziern die ſteinernen Denkmale zuſchreiben will, die man auf den Marianen und einigen anderen Inſeln des Südmeeres ***) findet, und die ihre gegenwärtigen Bewohner unmöglich können erbaut haben: ſo kann man zum Beweiſe, daß die Phönizier ſich in dieſen Gegenden aufgehalten haben, auch anführen: 1) die Uebereinſtimmung der auf der Inſel Madagaskar und allen dieſen Inſeln vorkommenden Namen mit denen der alten Phönizier, und 2) die Aehnlichkeit der Sprachen, die man auf dieſen Inſeln ſpricht, mit der malaiiſchen Sprache und dem Phöniziſchen u. ſ. w.“

Abgeſehen von dieſen gewagten Behauptungen, ſo iſt es immerhin ſehr ſchwer zu erklären, wie dieſe unzähligen Inſeln Polyneſiens, die den übrigen Welttheilen fremd ſind, ſich bildeten und bevölkerten. Gab es eine Zeit, wo ſie mit der bekannten Welt in Verbindung ſtanden? In welche Epoche im Laufe der Jahrhunderte ſoll man dieſe Begebenheit ſetzen? Was gab die Veranlaſſung dazu? Was hob dieſe Verbindung wieder auf? Alle dieſe Fragen ſtellen ſich in Maſſe vor unſere Unſchlüſſigkeit. Man fragt, um ſie zu entſcheiden, die Geſchichte, die Religionen, die Denkmale, die Sprachen, die Reiſenden; aber die Reiſenden, die Sprachen, die Denkmale, die Religion und die Geſchichte — Alles umgibt ſich mit Geheimniß und Schweigen.

Der gelehrte Miſſionär Ellis †) vermuthet, daß die Polyneſier von dem nördlichen Amerika ausgegangen ſeyen; aber die amerikaniſchen Völker

---

*) Die Nachweiſung darüber findet man in einer Denkſchrift von Guignes, abgedruckt im XXVIII. Bande der Mémoires der Akademie der Inſchriften: Recherches sur les navigations des Chinois du côte de l'Amérique, et sur quelques peuples situés à l'extrémité orientale de l'Asie.

**) Court de Gébelin.

***) Auf Tinian, auf der Oſterinſel ꝛc.

†) Polynesian Researches.

ſind von jenen ganz verſchieden in Sprache, Geſetzen und körperlicher Beſchaffenheit. Wir haben geſehen, daß Gébelin *) ihre Inſel für eine phöniziſche Kolonie erklärte. Leſſon läßt die Caroliner, welche einen bedeutenden Theil von Polyneſien einnehmen, von den Mongolen und Japaneſen abſtammen. Marsden läßt ſie größtentheils aus Sumatra kommen. Maltebrun erklärt ſich dahin, daß Java das Mutterland der Malaien und Polyneſier ſeyn müſſe; Forſter (Vater) **) und Dumont d'Urville ***) glauben, die Polyneſier ſeyen die Eingebornen eines alten Feſtlandes, das durch eine Ueberſchwemmung verſunken ſey, und wovon ihre Inſeln die Ueberreſte bilden. Allein indem die genannten Gelehrten dieſes alte Feſtland mitten unter Länder von neuer Bildung verſetzen, erklären ſie zwar eine Schwierigkeit, erwecken aber wieder hundert andere. Wie wird man ſich die Wanderung dieſes alten Volkes und ſeine Zerſtreuung von Oſten nach Weſten erklären können, ohne daß es auch auf den Salomo-Inſeln, auf Papuaſien, auf dem weiten Auſtralien und in dem übrigen Melaneſien, wo man nur Völkerſchaften von ſchwarzer Raſſe gefunden hat, ſich verbreitet haben ſollte?

Verſuchen wir es, unſere Anſicht über den Urſprung der Polyneſier auseinanderzuſetzen.

Eine in mehrere Dialekte getheilte Sprache, worunter das Tongeſiſche, der feinſte und wohllautendſte unter allen, einen Reichthum an jenen grammatikaliſchen Formen enthält, die von einer ſchon ziemlich vorgerückten Civiliſation zeugen; gleiche Einrichtungen und Gebräuche; ein beinahe allgemein herrſchender Bann; oft die nämlichen Geſetze und der nämliche Gottesdienſt begegnen ſich in dieſen ſo weit von einander entfernten Ländern. Alles Dieß berechtigt mich zu dem Schluſſe, daß die Bewohner aller dieſer Inſeln ihre Gebräuche und Meinungen aus Einer Quelle geſchöpft haben, und daß man ſie als zerſtreute Stämme einer und derſelben Nation anſehen kann, die ſich in einem Zeitpunkte getrennt haben, wo die politiſchen und religiöſen Ideen dieſer Nation ſich ſchon feſtgeſtellt hatten.

Dieſe Ideen, dieſe Sitten und dieſe Sprache mußten ihren Urſprung in einem Centralſtaate, im Schoße eines mächtigen und ſeefahrenden Volkes haben. Nach unſerer Anſicht iſt dieſer Centralſtaat, dieſer Heerd, die Inſel Kalemantan oder Borneo, und die Daya's-Bugis ſind dieſes Volk †). Einige aus dieſem Volke, natürlich mit der Schifffahrt vertraut, verließen ihr altes Vaterland, um den Ueberſchuß ihrer Bevölkerung fortzuſchaffen; ſie gelangten, indem ſie das zwiſchen der Inſel Kalemantan und Maindanao liegende Meer durchſchifften, in den großen Archipel der Carolinen, und ließen ſich von da aus allmälig auf anderen Inſeln nieder, ſo wie Polypen und Vulkane neue Länder auf den Ocean lagerten. Uebrigens ſtütze ich meine Beweiſe noch auf die nachſtehende Vergleichung zwiſchen den Daya's und den Polyneſiern, eine Vergleichung, welche nach meiner Anſicht einen gewichtigen Beweisgrund mit abgibt.

Die weißgelbliche, mehr oder minder dunkle Farbe der Polyneſier und Daya's ††), der Geſichtswinkel, welcher bei ihnen faſt ebenſo offen iſt, wie

*) Le monde primitif par Court de Gebelin.
**) In der zweiten Reiſe von Cook.
***) Reiſe der Aſtrolabe.
†) Siehe unſere Beſchreibung der Inſel Borneo.
††) Der wahre Name dieſer Nation, der beträchtlichſten auf der Inſel Kalemantan oder Borneo iſt Daya und nicht Dayak.

bei den Europäern, ihr hoher Wuchs, die regelmäßige Geſichtsbildung, die hervortretende Naſe und Stirne, die langen, ſteifen und ſchwarzen Haare, und die Sitte, ſie durch Kokosnußöl weicher und glänzend zu machen, die Schönheit, die Anmuth, das gewandte Benehmen und die Lüſternheit ihrer Frauen, und beſonders der Tänzerinnen, die obgleich etwas ausgeartete Aehnlichkeit ihrer Sprachen, die gewohnte Beſchäftigung mit Ackerbau, Jagd und Fiſchfang, die Kunſtfertigkeit in Erbauung der Piroguen und Verfertigung ihrer Geräthſchaften, ihre ungeheuren Hütten, ihre religiöſen Anſichten, die Menſchenopfer, ihre Gebräuche und eine eigenthümliche Art von Weihe oder Tabu, die Feudalherrſchaft, welche der in Malaiſien gebräuchlichen beinahe gleich kommt, alles Dieß beweist die große Aehnlichkeit zwiſchen den Daya's und Polyneſiern. Noch in mehreren anderen Punkten würde die Vergleichung zwiſchen ihnen und den Turadjas und Bugis von Celebes zutreffen; aber dieſe beiden Völkerſchaften, bei welchen das Eigenthum der Großen und Prieſter heilig geachtet iſt, wie in ganz Polyneſien und unter den Daya's, ſcheinen uns, wie wir ſchon geſagt haben, der Daya-Raſſe anzugehören, wie Dieß bei den Bewohnern der Inſeln Bali, Nias, Naſſan oder Poggy, Ternate, Guiloli und bei den Bewohnern eines Theils der Molukken, des Archipels von Holo, der Philippinen und der Peliu-Inſeln der Fall iſt. Die drei lezteren insbeſondere ſcheinen von Celebes oder Kalemantan oder Borneo abzuſtammen; aber die Aehnlichkeit der Taitier, der Neuſeeländer, und beſonders der Batta's *) mit den Daya's iſt nach dem Berichte der glaubwürdigſten Reiſenden wirklich auffallend. Dazu wollen wir noch bemerken, daß ihre Sprache gewiſſermaßen **) ein Mittelding zwiſchen dem Malaiiſchen, Polyneſiſchen und Malekaſſiſchen iſt, und daß die Malaien und die Javaneſen an den Küſten der Inſel Kalemantan oder Borneo ſie als Ureinwohner, als die Orang-Benoa des Landes, anerkennen.

Man ſieht leicht, daß die Verſchiedenheit der Klimate, die Berührungen mit den in den verſchiedenen Theilen Oceaniens zerſtreuten Inſeln, neue Beziehungen und Bedürfniſſe, die oft entgegengeſezten Nahrungsmittel, der Einfluß fremder Völker und hauptſächlich die Vermiſchung der zwei ſchwarzen Raſſen und der malaiiſchen mit der Raſſe der Daya's nicht unbeträchtliche Verſchiedenheiten zwiſchen dieſen und den polyneſiſchen Völkern herbeiführen mußten, und allein im Stande ſind, alle die Schattirungen zu erklären, welchen man unter den Bewohnern dieſes Welttheiles begegnet. So hat die Vermiſchung der Lampun's, der Reyang's und der Chineſen den erſten die ſchiefen Augen der zweiten gegeben, ſo die Vereinigung der Nikobarier und Andamen aus jenen Mulatten gemacht; ſo ging auf den Inſeln Luſon, Sumatra und im Carolinen-Archipel die Vermiſchung aller Raſſen Oceaniens vor ſich. Allen Polyneſiern iſt der Gebrauch der Bogen und Pfeile als Kriegswerkzeuge unbekannt; alle genießen das berauſchende Getränk „Kava“, und bei einigen haben ſich die Geſetze der Etiquette ſchon ziemlich weit entwickelt.

Die Bewohner von Ha-uai, Taiti und Tonga ſind von allen Völkern

*) Die Batta's ſtammen von den Biadjus, Daya's-Stämme, ab. Die Gelehrten bezeichnen die Biadjus manchmal mit dem Namen Malem, das im Hindoſtaniſchen Gebirgsbewohner bedeutet.

**) Als Punkt der Vergleichung mit den Sprachen von Taiti, Ha-uai und Neuſeeland und dem Malaiiſchen von Sumatra haben wir die Sprache der Daya's-Marut's angenommen, welche im Norden der Inſel Kalemantan wohnen.

Polyneſiens diejenigen, welche am weiteſten in der Civiliſation vorgeſchritten ſind. Die Neuſeeländer, in ziemlich unbeträchtliche Völkerſchaften vereinigt, und unter einem rauheren Himmel und auf einem an Nahrungsquellen armen Boden lebend, ſind weit weniger vorgerückt; aber ihre Bevölkerung, die größer iſt, als die der anderen polyneſiſchen Staaten, ihre Energie, ihre Thätigkeit und ihre Anlagen zu Künſten und Handwerken, laſſen hoffen, daß ihre langſam fortſchreitende Civiliſation einſt ſchnellere Fortſchritte machen werde.

Winde und Strömungen.

Die Winde und Strömungen, welche in dieſem ungeheuren Ocean herrſchen, folgen der allgemeinen Bewegung der Atmoſphäre und des Meeres von Oſten nach Weſten, in einer der Umdrehung der Erdkugel entgegengeſezten Richtung; ſogar Polyneſien, das mit Ausnahme Neuſeelands und ſeiner Zubehörden ganz innerhalb der Wendekreiſe liegt, iſt beſtändig der Gewalt und der Richtung der regelmäßigen Oſtwinde unterworfen, welche gewöhnlich innerhalb des Nordpolarkreiſes und in der Nähe deſſelben wehen; während auf 40 Grade von Norden und im Süden des Aequators die Stürme und veränderlichen Winde herrſchen, und in dem nördlichen Theile des Oceans die Weſtwinde die gewöhnlichſten ſind.

Jede Inſel hat ihre Land- und Seewinde, die einen während des Tages, die anderen während der Nacht, was die unter dem Aequator und den Wendekreiſen liegenden Länder beſtändig erfriſcht. In der Nachbarſchaft großer Inſeln verändert der Anſtoß an Gebirgen oft ihre Richtung, und manchmal treten die entgegengeſezten Land- und Seewinde an ihre Stelle. Während der Wintermonate, d. h. wenn die Sonne zum Zweitenmal durch den Zenith geht und Regen herbeiführt, drehen ſich die Winde oft ganz, und wehen ſehr häufig aus Süden und Südweſten. Während der Tag- und Nachtgleiche ſind die Winde auf den Ha-uai-Inſeln oft ſehr heftig; im Archipel von Taiti haben ſie weit weniger Gewalt. Die marianiſchen Inſeln und der weſtliche Theil der Carolinen, wo die regelmäßigen Winde mit den Mouſſons zuſammenſtoßen, verſpüren beſonders den Einfluß dieſer leztern, welche ſich manchmal auf eine noch größere Entfernung im Oſten fühlbar machen. In der Nachbarſchaft des Aequators haben die Winde weniger Regelmäßigkeit und ſind Windſtillen häufiger. In den Umgebungen Neuſeelands kommen die Winde öfter von Weſten, und wehen während des Winters mit großer Heftigkeit. Die regelmäßigen Winde der Tonga-Inſeln ſind Süd-Süd-Oſt und Oſt-Süd-Oſt. Indeß herrſchen manchmal im Februar, März und April Nordweſt und Weſt. Sie bringen ſtürmiſches Wetter, welches von Regengüſſen und häufigen Stoßwinden begleitet iſt.

Allgemeine Geologie.

Ehe wir eine Skizze der Geologie und der Formation des Bodens von Polyneſien geben, glaubten wir die neueſte und vollſtändigſte Theorie dieſer ſchönen Wiſſenſchaft aufſtellen zu müſſen, wie ſie aus den Bemühungen eines Fourier, Cuvier, Cordier, Reboul und anderer Gelehrten hervorgegangen iſt. Wir glauben nämlich, da dieſes Werk nicht nur für Gelehrte, ſondern auch für Nichtgelehrte beſtimmt iſt, es ſey von Wichtigkeit,

zuvor die irrigen Vorſtellungen, welche über dieſen Gegenſtand verbreitet ſind, aus dem Wege zu räumen. Die Quellen, aus welchen wir geſchöpft haben, dürften eine gewichtige Gewährſchaft darbieten; denn wir haben die nachſtehende Ausführung den „Revues trimestrielle et démocratique“, und der „Encyclopédie pittoresque“ entnommen, und werden dabei zugleich unſere Ideen und das Ergebniß unſerer Beobachtungen mittheilen. Um übrigens von unſeren Leſern verſtanden zu werden, war es erforderlich, daß wir die Grundlage unſerer Prinzipien darlegten, woran ſich die von uns bereits gegebenen, ſo wie die nachfolgenden Thatſachen anknüpfen.

Temperatur der Erde und des Himmels. Schöpfung der Naturreiche. Die vier Epochen der Geologie. Foſſilien.

Längſt hatte der ſyſtematiſche Geiſt der Wiſſenſchaft auf die Annahme eines Centralfeuers geführt, welches eine Grundanſicht der neueren Geologie iſt. Jezt ſcheint uns dieſe Anſicht, deren tiefere Begründung wir den Beobachtungen und Bemühungen eines Conſtans, Lagrange, Dolomieu, Hutton, Playfair, Laplace und Fourier verdanken, erwieſen zu ſeyn. Der Beweis dafür liegt in den Ergebniſſen eines genauen, gründlichen Studiums von Erſcheinungen, die verſchiedenen Wiſſenſchaften angehören; und gewiß kann man nicht glauben, daß die Phyſik, die Mechanik des Himmels und die Geologie, da ſie ja ſo verſchiedene Richtungen einſchlagen, nur zufällig in demſelben Zielpunkte zuſammentreffen. So trägt die Vorausſetzung eines Centralfeuers, worin einige jener Mährchen, welche dem Kindesalter des menſchlichen Geſchlechtes angehören, ihren Urſprung hatten, und wovon man in der Mythologie beinahe aller Völker Spuren findet, es trägt, ſagen wir, jene Vorausſetzung, welche erſt ſeit der Entdeckung der Geſetze des Weltſyſtemes einige Gewißheit zu gewinnen anfing und beſonders von Descartes, Halley, Leibnitz, Mairan, Buffon und mehreren anderen Philoſophen der neueren Zeit aufgenommen wurde, ſchon die Merkmale eines wirklichen Fundamentalprinzipes an ſich.

Die Erfahrungen des gelehrten Fourier beſtätigen vollkommen das Vorhandenſeyn einer innern Temperatur des Erdkörpers, die von dem Einfluß der Sonnenſtrahlen unabhängig iſt und mit der Tiefe in reißender Schnelligkeit ſteigt. Hält man ſie mit allen früher gemachten Erfahrungen zuſammen, ſo iſt man außerdem zu folgenden Schlüſſen berechtigt:

1) daß das Steigen der unterirdiſchen Wärme nicht überall den nämlichen Geſetzen folgt; daß es in einem Lande um das Doppelte und Dreifache ſtärker ſeyn kann, als in einem andern;

2) daß dieſe Differenzen nicht immer in Uebereinſtimmung weder mit den Breiten-, noch mit den Längengraden ſtehen;

3) endlich, daß das Steigen gewiß ſchneller iſt, als man vermuthet hatte; daß es in gewiſſen Gegenden 1 Grad für 15, ja ſogar für 13 Meter betragen kann, und daß man das mittlere Maß vorläufig auf nicht weniger feſtſetzen darf, als auf 1 Grad für 25 Meter (1 Meter etwas über 3 Fuß).

Dieſe Schlüſſe geben der Annahme viele Wahrſcheinlichkeit, daß der flüſſige Zuſtand, in welchem der Erdkörper war, ehe er ſeine ſphäroidiſche Geſtalt annahm, eine Folge der Hitze, daß dieſe Hitze ungeheuer geweſen ſey, daß ſie, ſowie der urſprüngliche flüſſige Zuſtand, im Innern noch beſtehe: mit anderen Worten, daß die Erde ein auf der Oberfläche erloſchenes Geſtirn ſey, deſſen Rinde ſich in Folge einer allmäligen Erkaltung, welche

ihre Gränze noch lange nicht erreicht hat, kryſtalliſirt habe. Das Vorhandenſeyn der Metalle beweist, daß ſich im Mittelpunkte der Erde Stoffe finden können, welche ihrer Natur nach eine ausnehmende Dichtigkeit haben. So kann nach Cordier (Mitglied des Inſtituts) die ſchon alte Hypotheſe Halley's, welche die magnetiſchen Bewegungen dem Vorhandenſeyn einer unregelmäßigen Maſſe metalliſchen Eiſens zuſchreibt, das in einer beſondern aufrühreriſchen Bewegung im Mittelpunkte der Erde ſich befinde, einige Wahrſcheinlichkeit haben.

Man findet, daß die Temperatur von 100 Graden des Pyrometers von Wedgewood, bei welcher alle Laven und ein Theil der gewöhnlichen Steinarten im Fluſſe erhalten werden, in einer ſehr geringen Tiefe ſich vorfindet, welche nach mittlerer Berechnung nicht den vierzigſten Theil des Erdhalbmeſſers beträgt. Andere Thatſachen leiten auf die Annahme, daß die verdichtete Rinde, nach der Ungleichheit der unterirdiſchen Temperaturen eines oder des andern Landes, weniger als 20 Lieues Dicke habe. Uebrigens hat man Grund zu glauben, daß dieſe Dicke ſehr veränderlich iſt; was ſich offenbar aus dem Einfluſſe ergibt, den die verſchiedene Leitfähigkeit der verdichteten Stoffe ſeit dem Anfang der Dinge auf die Fortſchritte der Erkaltung ausüben konnte.

Man erhält auch das bemerkenswerthe Reſultat, daß der Urboden um ſo älter iſt, je näher er ſich an der Oberfläche befindet, was allen bisherigen geologiſchen Annahmen zuwiderläuft.

Man kann Felſen, Porphyre und Kalkſteine ſchmelzen; aber Lava erhält man nicht, man mag die einen oder die anderen ſchmelzen; denn die Lava enthält wieder eine andere chemiſche Zuſammenſetzung. Daraus ergibt ſich mit Gewißheit, daß der Herd, aus welchem die Vulkane die Stoffe erhalten, welche ſie auswerfen, nicht in dem Boden ſich befindet, wo ſich ihre Krater öffnen, *ſondern tiefer* im Innern der Erde.

Die in *früherer* Zeit mit der Drehwage gemachten Erfahrungen haben die Phyſiker auf eines der außerordentlichſten Ergebniſſe der Naturwiſſenſchaften geführt, indem man dadurch das Gewicht des Erdkörpers beſtimmte. Da ſeine Ausdehnung genau bekannt iſt, ſo war es leicht, daraus auf ſein ſpezifiſches Gewicht zu ſchließen, welches nichts Anderes iſt, als das Verhältniß des Gewichts zum Umfang. Man weiß auch, daß die Erde ungefähr fünfmal mehr wiegt, als ein gleiches Sphäroid von Waſſer wiegen würde. Die Anwendungen, die ſich hieran knüpfen, ſind äußerſt reich und fruchtbar, und eben Dieß erhöht die Wahrſcheinlichkeit des Prinzips. Nicht ſo verhält es ſich mit dem Neptunismus, welcher in Deutſchland ſo lange in Anſehen ſtand und den Erdkörper als eine bis zum Mittelpunkte feſte, kalte, träge und von Unten nach Oben durch Waſſerniederſchläge gebildete Maſſe darſtellt. Dieſes Syſtem war unfruchtbar, und wo man es anzuwenden ſucht, kann es jezt keine ernſthafte Unterſuchung mehr aushalten. Es wird ſich auf enge Gränzen einſchränken müſſen, auf die Erklärung jener auf der Oberfläche befindlichen, aus verdichtetem Bodenſatze zuſammengeballten Trümmern und organiſchen Ueberreſten gebildeten Lager, welche beinahe ganz die außerordentlich dünne Hülle ausmachen, die man Sekundärboden nennt. Es bedürfte nur einer ſehr einfachen Probe, um dieſes Syſtem zu vernichten, nämlich der Vergleichung der Waſſermaſſen und der erdigen und metalliſchen Stoffe, woraus der Erdkörper zuſammengeſezt iſt. Man kann leicht darthun, daß das Gewicht aller Waſſermaſſen $\frac{1}{50000}$ des Gewichts

des ganzen Erdkörpers nicht überſteigt; nun aber iſt, mit welchem Auflöſungsmittel man auch dieſe Maſſe zerſetzen wollte, die Annahme unzuläſſig, daß ſie je eine fünfzigtauſendmal größere Maſſe von Steinen und Metallen habe ausſcheiden können.

Man kann alſo nicht mehr daran zweifeln, daß die Erde ehemals in einem glühenden Zuſtande, und während deſſelben vollkommen flüſſig war. Ihre elliptiſche, an den Polen abgeplattete, am Aequator ausgebauchte Form, die geringe Waſſermaſſe, welche ſie im Verhältniß zu den erdigen und metalliſchen Maſſen enthält, die fortwährende Centralwärme, die ſich ſchon auf eine geringe Entfernung unter uns fühlbar macht und gegen die Tiefe zu mit reißender Schnelligkeit wächst, das ſind die Beweiſe, welche vollſtändige Gewißheit dafür geben, daß die Erde einſt durch Feuer in einem flüſſigen Zuſtande ſich befand.

Die Erde, unſer Planetenſyſtem, unſere Sonne, die uns ſo groß erſcheint, die Geſtirne, neben denen ſie ſo klein iſt, und von welchen wir durch ſo ungeheure Räume getrennt ſind; endlich was über die Geſtirne hinaus iſt, alle Weltkörper mit Einem Worte ſind auf unermeßliche Fernen und wie Punkte in einem uferloſen Meere ausgeſtreut, welches unaufhörlich glänzende Strahlen durchfurchen. Dieſes Meer, dieſer Raum hat eine ihm eigenthümliche Temperatur, und dieſe Temperatur, welche eine unerträgliche Kälte für uns wäre, iſt ungefähr 60 Grade unter Null. Es iſt Dieß der ungeheure Behälter, welcher im Fortgang der Zeit die Feuer unſerer Erde verzehrt hat; ſie verloren ſich darin und erſtarben, wie ein Bach im Ocean verſchwindet und ſich mit demſelben vermiſcht. In den erſten Zeiten ging die Erkaltung reißend ſchnell vor ſich: denn der Unterſchied zwiſchen der Temperatur jenes Raumes und der der Erde war ein ungeheurer. Indeſſen darf man nicht glauben, daß es nur einiger tauſend, oder auch einiger Millionen Jahre bedurft habe, um aus der Hitze des Erdballs, die in einer gewiſſen Epoche auf 2000 Grade ſtieg, eine Temperatur zu machen, bei welcher noch die meiſten feſten Körper im Fluſſe erhalten werden.

Durch Berechnung findet man, daß 100 Millionen Jahre nöthig waren, um die 2000 Hitzgrade, welche die Kruſte unſerer Erdkugel beſaß, im Raume zu verbreiten und zu erſchöpfen. Man kann aber nicht ſagen, ob die Hitze nicht ſogar noch größer war, ſo daß das jüngſte Alter, welches man für dieſen kleinen Planeten, unſere Mutter, feſtſetzen kann, auf eine Million Jahrhunderte ſteigt. Doch dieſe Zahlen ſeyen kein Schreckbild für unſere Einbildungskraft; ſie ſind den Dimenſionen unſeres Planetenſyſtems angemeſſen. Wie! wenn wir eine Vorſtellung von den Zahlen hätten, welche die Dauer, die Wandlungen und Umwälzungen der Sonnen und Sonnenſyſteme beſtimmen! Beobachtungen der neuern Aſtronomie können uns lehren, was die Zahlen der Zeit für dieſe Körper wären. „Ein Stern aus dem Sternbild des Schwans“, ſagt Arago, „entfernt ſich alle Jahre in gerader Linie mehr als fünf Sekunden von ſeinem Platze; in der Entfernung, die uns davon trennt, entſpricht eine Sekunde wenigſtens acht Milliarden Meilen; alſo durchläuft dieſer Stern jährlich wenigſtens 40 Milliarden Meilen; und doch nannte man ihn erſt kürzlich noch einen Fixſtern.“

Gehen wir über dieſes Chaos weg, und ſuchen wir die Periode, wo vegetabiliſches und animaliſches Leben ſich zeigen konnte. Um von der mittleren Temperatur von 100 Graden (es iſt hier nur von der Oberfläche

die Rede) bis zur mittleren Temperatur von 13 Graden zu kommen, welche die Erde jezt hat, brauchte ſie mehrere Millionen Jahre. In dieſem Zeitraume nun erſchienen lebende Weſen. Aber man muß bemerken, daß die Pole die erſten bewohnbaren Gegenden waren. Die mittlere Temperatur des Aequators iſt 18 Grade über, die der Pole 16 Grade unter Null. Alſo iſt zwiſchen dieſen beiden Gegenden eine Differenz von 44 Graden; ſo daß, wenn der Pol eine Hitze von 30 Graden hatte, welche man für vereinbar mit dem Fortkommen des Menſchen und der Thiere, ſeiner Zeitgenoſſen, hält, der Aequator 60 Grade hatte, eine Temperatnr, welche für alle jezt lebende Weſen durchaus unerträglich iſt.

Alle Klimate von den Polen an hatten nach und nach die Temperatur, welche jezt unter dem Aequator herrſcht; und die Thatſache, worauf die Theorie ſo beſtimmt hinweist, wurde durch die Unterſuchungen der Botanik beſtätigt: man hat in den an der Oberfläche der Erde befindlichen Lagern eine antike Flora entdeckt, wie man eine untergegangene Thierwelt gefunden hat.

So ſezt der Palmbaum wenigſtens eine mittlere Temperatur von 21 Graden des hunderttheiligen Thermometers voraus, alſo z. B. das Klima von Paläſtina; und da man nur in der Umgegend von Paris Stämme davon antrifft, ſo kann man der Botanik aufs Wort hin glauben, wenn ſie behauptet, daß dieſe Oerter einſt eine mittlere Temperatur von 22 oder 25 Graden hatten: eine ſchon auf anderem Wege durch die mathematiſche Theorie der Hitze, deren Schöpfer Fourier iſt, feſtgeſtellte Thatſache.

Die vormalige Hitze der Zonen, welche nun kalt oder gemäßigt ſind, hat eine Menge Vermuthungen über die Veränderungen in der Axe der Erde und ihre Stellung zur Sonne aufgebracht; jezt erklärt man ſich die Sache aufs Einfachſte: alle Punkte der Erde ſind von der Temperatur, welche die Körper in der Schmelzhitze haben, zu der übergegangen, welche ſie jezt haben, und die erſten bewohnbaren, d. h. die erſten erkalteten, Orte waren die Polargegenden oder die Gipfel der durch die Erhebung der Erde von Unten nach Oben — das zweite Prinzip der Geologie — gebildeten Gebirge, wenn anders die jetzigen Gebirge, unſere Alpen, unſere Cordilleren, unſere Himalayas, damals ſchon vorhanden waren, als das erſte Leben ſich zu offenbaren anfing.

So ausgemacht auch dieſe Bewegungen des Bodens und die daſſelbe begleitenden Veränderungen ſind, ſo glauben wir doch nicht wie Cuvier, daß ſie die Urſache des Todes und Verſchwindens der vegetabiliſchen und animaliſchen Bevölkerungen waren, welche im Laufe der Zeiten auf einander folgten; aber wir werden mit Fourier zugeben, daß die Beſchaffenheit der Orte, wo dieſe Bevölkerungen verſenkt wurden, indem ſie ſich mit der Temperatur, welche allmälig niederer wurde, änderte, die Vernichtung der einen beſtimmte und das Aufleben der andern zuließ; denn nur ſo kann man das Verſchwinden ganzer Gattungen, und die Erſcheinung neuer Gattungen begreifen. Gleichwohl hindert uns Dieß nicht, die Arbeiten Cuviers zu bewundern, die uns eine ſo treffliche Erklärung der Organiſation der untergegangenen Thiere, welche man in foſſilem Zuſtande in den Sekundärlagern findet, geben können.

Die Räume des Himmels haben einen vollkommen ſich gleich bleibenden Thermometerſtand, weil er auf der Ausſtrahlung aller Geſtirne beruht, wegen deren ungeheure Maſſen und unermeßliche Entfernungen die Dimenſionen unſeres Sonnenſyſtemes verſchwinden. Dieſe ſchöne Entdeckung,

welche man Fourier verdankt, verbreitete Licht über viele Fragen: nun begreift man, daß die von der Sonne entfernteſten Planeten eine dem Leben organiſirter Weſen angemeſſene Wärme haben; und ſelbſt der Uranus, welcher an die äußerſten Grenzen des Sonnenſyſtems geſtellt iſt, kann, da er ſchon die planetariſche Wärme hat, mit Hülfe einer Atmoſphäre eine Temperatur gewinnen, welche uns ähnlichen lebenden Weſen den Aufenthalt daſelbſt geſtattet.

Nicht nur auf unſerer kleinen Erdkugel, ſondern auch in den unbegrenzten Regionen des Weltalls folgen ſich unaufhörlich neue Schöpfungen. Bei Beobachtung der Nebelflecken hat Herſchel wahrgenommen, daß ſich durch die Verdichtung der Subſtanzen, aus welchen die Nebelflecken beſtehen, unaufhörlich Sterne bilden; und ohne Zweifel haben ſich auch unſere Sonne und ihre Planeten auf dieſe Weiſe gebildet. Die Geſetze der Anziehung, welche unſer ganzes Sonnenſyſtem regieren, werden auch außerhalb dieſes Syſtems noch als wahr anerkannt. Sie ſind es, welche auch den Lauf der Sterne beſtimmen; und Savary konnte mit Hülfe dieſer Geſetze die Bahnen der Doppelſterne feſtſtellen. So ſieht man alſo, daß der Stoff und die Kräfte, die ihn beherrſchen, die nämlichen ſind innerhalb der Grenzen unſeres Sonnengebietes und außerhalb deſſelben. Nicht zu gewagt wäre es vielleicht zu ſagen, daß, wenn unſer Verſtand bis in die entfernteſten Grenzen des ſichtbaren Univerſums Aehnlichkeiten und Uebereinſtimmungen mit Dem, was hier beſteht, begreifen konnte, dieſe Aehnlichkeiten und Uebereinſtimmungen zu der Annahme berechtigen, daß die in jenen Welten vertheilten Geiſter und Intelligenzen nicht weſentlich von den unſerigen verſchieden ſind, weil da, wo die Geſetze der äußeren Natur im Allgemeinen die nämlichen ſind, auch die des Geiſtes nicht durchaus unähnlich ſeyn können.

Die Vorſtellung von einer zuſammenhängenden und ſtetig fortſchreitenden Schöpfung wird wohl die Vorſtellung von einer plötzlichen und im Augenblick vollzogenen Schöpfung erſetzen können; denn wenn die Dauer eines Tages zu lang erſcheint für die Allmacht, ſo erſcheint die Dauer von mehreren Millionen von Jahrhunderten im Gegentheil nur als ein Augenblick, wenn man bedenkt, daß es für Gottes Ewigkeit keine Zeit gibt.

Die Erde gehörte in der älteſten Zeit, in welcher die Geologie ſie entdeckt, in die Klaſſe der leuchtenden Geſtirne. Ihre Oberfläche war glühend und wahrſcheinlich im Fluſſe; ihre glühende und mit Dünſten beſchwerte Atmoſphäre, welche den Brand ihrer Oberfläche wie eine Strahlenkrone zurückfallen ließ, erſtreckte ſich wohl weit über die Grenzen hinaus, welche ſie nun einnimmt. Man kann nicht mehr daran zweifeln, daß die Hitze damals ſo ſtark war, daß nirgends Regen fallen konnte; der Ocean blieb alſo in den Lüften, und war noch nicht zu Waſſer geworden. Die einzigen Erſcheinungen dieſer Epoche oder des erſten Zeitalters, von welchem Spuren auf uns gekommen ſind, beſtehen in der Bildung jener ungeheuren Schiefer- und Gneißblöcke und anderer kryſtallartiger Felſen, welche man überall antrifft, wo der Kern der Erde bloß liegt und wo man die ſpäteren Lager bis auf denſelben durchbohrt hat. Keine Spur lebender Weſen hat ſich in dieſen Lagern erhalten, und Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß ſchon damals ſolche beſtehen konnten. Es gab damals Nichts auf der Oberfläche, was nicht innigſt mit der ganzen Maſſe verbunden geweſen wäre; und ſelbſt noch kein Waſſer war da, um von der Rinde einzelne Bruchſtücke

und Kieſel loszumachen; es gab nur Ein Leben, das mineraliſche Leben, und nur Ein Prinzip der Erſcheinungen, das chemiſche.

Im folgenden Zeitalter, der Sekundärperiode, iſt die Erde nicht mehr ausſchließlich in der mineraliſchen Thätigkeit begriffen; der Ocean tritt auf und nimmt einen beträchtlichen Raum auf ihr ein. Die Temperatur fing damals an, ſich ſo weit zu vermindern, daß Gewäſſer, ohne Zweifel denen gleich, welche wir warme mineraliſche nennen, ſich über die Erde ausbreiten konnten; und da dieſe beinahe noch ihre urſprüngliche ſphäroidiſche Geſtalt hatte, ſo bildeten jene darauf eine Schichte, welche ſie beinahe ganz durchweichte; einige zerſtreute und nicht häufige Ausbrüche und Sprudel bildeten Inſeln. Das mineraliſche Leben war überhaupt Anfangs noch ſehr thätig, und die kryſtallartigen Bildungen fingen an, über der Oberfläche in dem durch das Meer abgelagerten Niederſchlag ſich zu entwickeln. Es war noch keine Ruhe eingetreten, wie der Umſturz der Schichten und die Anhäufungen von zermalmten und umhergerollten Steinen zeigen. Die Stürme der Atmoſphäre übertreffen alle unſere jetzigen Vorſtellungen. Deſſen ungeachtet wohnten ſchon Thiere in den Gewäſſern und Pflanzen zeigten ſich auf den Inſeln. Ihr Bau war einfach und ihr Leben nicht ſo zart, daß ſie inmitten der ſie umgebenden Ereigniſſe nicht hätten beſtehen können. Die Spuren dieſer erſten Weſen haben ſich in dem Innern der Sand- und Kalkſteine, welche zu ihrer Zeit durch das Meer abgelagert wurden, erhalten. Die Pflanzen gehörten den Familien der Meergräſer, der Equiſetaceen, der Farrnkräuter an. Die Zoophyten, Aſträen, Madreporen, Lithodendrons und viele Andere hoben, wie jezt noch, Felſenriffe in den Gewäſſern empor; gewiſſe Molluſken hielten ſich auf dem Grunde auf; andere, wie die Orthoceratiten, die Ammoniten u. ſ. w., ſchwammen frei auf den Wellen; von einer eigenthümlichen Familie von Cruſtaceen, die nicht bis auf uns gekommen iſt und eine Menge Species zählt, von Trilobiten wimmelte es an gewiſſen Orten; endlich gab es auch ſchon einige Fiſcharten. Das ſind die Weſen, deren Ueberreſte wir finden, wenn wir den auf der Rinde der Erde beim Anfang der Sekundärperiode abgelagerten Niederſchlag unterſuchen. Von dieſer geheimnißvollen Schar kamen die elementariſchen und einfachſten ohne Zweifel zuerſt; aber woher kamen dieſe erſten lebenden Weſen? Ohne Zeugung aus dem Nichts hervorgegangen, welchem Leben hatten ſie alſo ihren Urſprung zu danken? Was gibt es für eine Antwort auf dieſe Frage, wenn ſie nicht entſtanden ſind, wie die Erde entſtand, die keinen andern Vater kennt als Gott?

In der Tertiärperiode ſtellt ſich, da die eben angeführten Kräfte fortwährend wirkſam ſind, das Continentalelement vollkommen dar. Die gegenwärtigen Landſtriche mit ihren Haupterhöhungen ſind beinahe ganz außerhalb des Waſſers; buchtenreiche Meerbuſen und tiefe Meere treten ſcharf heraus; Salz- und Süßwaſſerſee'n ſind im Innern vertheilt; große Flüſſe mit ihren periodiſchen Zuflüſſen kommen von den Bergen herab und durchkreuzen die Ebenen. Die Länder haben ihre Klimate, die Jahre ihre Jahreszeiten. Die Thiere und Pflanzen ſind geographiſch nach jedem Landſtrich ſtufenweiſe geordnet. Die große Klaſſe der Säugethiere, die ſchon verſuchsweiſe aufgetreten war, nimmt nun beſtimmt ihre Stellung in der Schöpfung ein und bevölkert die Felder. Unter dieſen Weſen gehören den erſten, welche auftreten, Geſchlechtern an, welche ſich nicht bis auf unſere Zeit erhalten haben; ihre Skelette, einſt durch die Waſſer fortgeführt, find...

 Tieſe

ſich wieder in den Ablagerungen dieſer Periode und charakteriſiren ſie. Die älteſten ſind mäuſeartige Beutelthiere *), Anoplotherien, Paläotherien, Lophiodonten; hernach Anthracotherien, Maſtodonten, Rhinoceroſſe, Flußpferde, Biber; endlich Elephanten, Bären, Löwen, Hyänen, Hirſche, Ochſen, Pferde u. ſ. w. Es gibt Vögel in den Wäldern; zahlreiche Inſekten hüpfen auf den Pflanzen, und Gewürme kriechen im Graſe. Die Meere haben ihrerſeits neue Mollusken und Fiſche empfangen; ſie füllen fortwährend die Trümmer an ihren Ufern und auf dem Grunde ihrer Becken mit dem Thon, Sand und Kalk aus, welchen ſie zu gleicher Zeit dort ablagern. Uebrigens hatte die mineraliſche Thätigkeit nicht aufgehört; wie in der vorhergehenden Periode bildeten ſich noch zuweilen kryſtallartige Geſteine auf der Oberfläche; auf einigen Punkten waren vulkaniſche Mündungen aufgebrochen und fingen an zu ſpeien. Endlich da die Erdhülle ſich fortwährend zuſammenzog, hatte ſich das Sphäroid mit neuen Thälern und neuen Berghöhen durchfurcht. Was waren die Umwälzungen, die dieſe wilde Epoche beſchloßen? Was waren die Urſachen, welche auf ſo viele Länder von den fernſten Gipfeln losgeriſſene Felsſtücke trugen? Dieſe unregelmäßigen, in den nördlichen Gegenden zerſtreuten Blöcke, wovon einige bis an 300,000 Kilogramme wiegen und deren Umfang mehr als 1000 Cubikmeter beträgt, ſind die ſtummen Zeugen einer großen Kataſtrophe, welche in dieſer Zeit einen Theil des Feſtlandes durchfegte und ihre rohen Bewohner zu Tauſenden in dem Kieſe begrub, welchen ſie mit ſich ſchleppte. Wir reiſen von einem Gebiet in das andere, ohne die Spuren dieſer unermeßlichen Kräfte zu verlieren, vor welchen unſere Einbildungskraft erſtaunt; wir verſuchen es mit Theorien, aber wir ſind weder im Stande, die Urſachen genau zu beſtimmen, noch den Grund davon anzugeben. Das iſt der Jammer der Geologen: der Menſch war damals noch nicht vorhanden.

Wollen wir das Maß der Zeit finden, welche verfloſſen iſt, ſeitdem unſere Feſtlande ihre gegenwärtige Geſtalt angenommen haben, d. h. ſeit der lezten Umwälzung, welche die Oberfläche unſerer Erdkugel bedeutend verändert hat, ſo iſt es nöthig, die Geologie der vierten Periode von Reboul, korreſpondirendem Mitgliede des Inſtituts, auseinanderzuſetzen. Dieſes neue Werk iſt von hoher Bedeutung, und was auch immer unſere und unſerer Leſer Anſichten ſein mögen, es iſt von Wichtigkeit, die Theorie dieſes Gelehrten kennen zu lernen.

Die meiſten Flüſſe führen, wie Jedermann weiß, auf ihrem Laufe, unter der Geſtalt von Sand oder Schlamm, Theile von den Ländern mit ſich, welche ſie beſpülen. An den Stellen, wo die Schnelligkeit ihrer Strömung ſich vermindert oder wo ſie in Meere oder in See'n ſich ergießen, lagert ſich dieſer Koth und Kies ab und bildet fortwährende Anhäufungen, deren ganze Ausdehnung und jährlicher Zuwachs ſich leicht berechnen läßt. Das ſind die Hauptgrundlagen der geologiſchen Chronologie der neuen Periode. Einer der merkwürdigſten und zu gleicher Zeit für Berechnungen dieſer Art bequemſten Flüſſe iſt der berühmte Nilfluß, welcher Egypten durchſtrömt. Die Alten wußten ſchon, und Herodot bezeugt es in ſeiner Geſchichte, daß der Boden von Egypten gänzlich durch die Anſpülungen dieſes Fluſſes gebildet wurde. In der That zeigen Ausgrabungen, welche bis auf eine ziemlich bedeutende Tiefe im Thal gemacht wurden, einen

*) Eine Art Beutelthier von der Größe der Beutelratte.

Boden, der ganz theils aus Schlamm-, theils aus Sandlagern beſteht, die nichts Anderes ſind als die Ueberbleibſel der periodiſchen Ueberſchwemmungen. Die Prieſter von Memphis erzählten, daß zur Zeit des Königs Meneïs das ganze Land von Theben bis zum Meere, d. h. eine Strecke von beinahe ſieben Tagereiſen zu Schiffe, ein ungeheurer Moraſt war, der allmälig durch das auf jene Art herbeigeführte Land ausgefüllt wurde. Herodot hatte aus ſeinen eigenen Beobachtungen geſchloſſen, daß es ſich mit den oberen Theilen des Thales, bis auf drei Tagereiſen zu Schiffe, oberhalb Theben ebenſo verhalten dürfte. Auch bemerkt er ſehr richtig, daß der Nil, wenn er ſich, anſtatt ins mittelländiſche Meer auszumünden, ins rothe Meer ergießen würde, nicht mehr als 10,000 Jahre nöthig hätte, um dieſes enge und nicht ſehr tiefe Meer gänzlich auszufüllen. Könnte man der Chronologie der egyptiſchen Dynaſtien vollſtändigen Glauben beimeſſen, ſo wäre Meneïs, der 12,000 Jahre vor Herodot gelebt haben ſoll, ein trefflicher Punkt, von dem aus man die Fortſchritte der Anſpülungen des Nil berechnen könnte; aber unglücklicherweiſe kann man die Epoche dieſes Königs nur als Etwas anſehen, wodurch in der menſchlichen Tradition ein ſehr hohes Alterthum angedeutet wird, und nicht als eine genaue Zeitangabe. Die einzigen gegebenen Thatſachen, welche man hat, um das Vorrücken des Landes in hundert Jahren zu beſtimmen, ſchreiben ſich aus der Zeit der Kreuzzüge her; ſie zeigen, daß das feſte Land dem Meere in hundert Jahren ungefähr tauſend Meter abgewinnt; dabei aber darf man nicht vergeſſen, daß dieſes von Cuvier angenommene Maß als zu hoch angenommen erſcheint, und daß Viele geneigt ſind, zu glauben, daß das Vorrücken des Ufers weit weniger ſchnell vor ſich gehe. Wie Dem auch ſeyn mag, man muß, da eine Tagereiſe zu Schiffe bei den Alten 540 Stadien (54,000 Meter) betrug, die Zeit, welche nöthig war, um eine Tagereiſe weit auszufüllen, auf wenigſtens 5000 Jahre, oder die, welche erfordert würde, um ſieben Tagereiſen weit, d. h. den egyptiſchen Meerbuſen von Theben bis ans Meer, auszufüllen, auf 35,000 Jahre zu berechnen. Berechnen wir die zur Ausfüllung des oberhalb Theben gelegenen Theiles erforderliche Zeit nur auf 5000 Jahre, ſo finden wir im Ganzen einen Zeitraum von mehr als 40,000 Jahren, welche der Nil brauchte, um das zur Bildung des gegenwärtigen Bodens von Egypten erforderliche Land herbeizuſchaffen. Vergleichen wir dieſe Zeitdauer mit der unſerer politiſchen Revolutionen, ſo erſcheint ſie uns ungeheuer, und doch iſt ſie ganz gewiß noch unter der Wirklichkeit, denn es liegt dabei eine ſehr ungenaue Schäzung des Ausfüllungsprozeſſes zu Grunde, indem ihr zufolge in den 2300 Jahren ſeit Herodot Egypten mehr als fünf Lieues weit in das Meer vorgerückt ſeyn müßte, was gewiß nicht Statt gefunden hat.

Becquerel, Mitglied des Inſtituts, hat es mit einer andern Berechnung von ſehr ſinnreicher Art verſucht. Da er bemerkt hatte, daß die Granitfelſen von Limouſin auf der der Berührung der Luft ausgeſezten Seite einer langſamen und ſtufenweiſen Zerſetzung unterworfen ſeyen, ſo unternahm er es, die Schnelligkeit derſelben zu berechnen. Da die Zeit der Erbauung der Kathedrale von Limoges bekannt iſt, ſo beobachtete er auf ihren äußeren Mauern an der am wenigſten vor dem Wetter geſchüzten Stelle eine beinahe fünf Linien tief gehende Zerſetzung; was in tauſend Jahren etwas mehr als einen Zoll betragen würde. Nun iſt an den Felſen, welche das Land bilden, die Zerſetzung überall auf fünf Fuß Tiefe

eingedrungen; es würde alſo, wenn die Beobachtung genau iſt, mehr als 60,000 Jahre her ſeyn, daß die gegenwärtige Oberfläche dieſer Felſen der zerſetzenden Thätigkeit der Luft preisgegeben iſt *).

Die allgemeinen Formen der Kontinente, von welchen der Lauf und die Richtung der Flüſſe abhangt, ſind alſo weit älter, als man meiſtentheils glaubte. Die Zeitrechnung der Ueberlieferung iſt nur ein Augenblick gegen die Chronologie der Erde. Man hält die Vereinigung der Menſchen in Geſellſchaften für alt, wenn man in den Räumen der Vergangenheit nur auf die Zeit ſieht, der ſie angehören; aber man erkennt bald, daß dieſe Geſellſchaften jung und von geſtern her ſind, wenn man ihre Geſchichte mit der Geſchichte der Erde vergleicht, auf welcher ſie ſich niederließen und wo die Menſchen ſo lange haben wohnen können, ehe die erſten Anfänge ihrer Civiliſation und ihrer mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen beginnen.

Die Foſſilien ſind die Ueberreſte ehemals lebender Weſen; ſie ſind eine Art von Denkzeichen, welche uns die Natur als ein Zeugniß früheren Lebens und als einen Beweis der Veränderungen, die mit dem Boden unſerer Erdkugel vorgegangen ſind, zurückgelaſſen hat.

Man kann alle Entdeckungen, welche Cuvier durch ſie gemacht hat, unter vier große geologiſche Wahrheiten ordnen, welche ſämmtlich äußerſt folgenreich ſind:

1) Die organiſirten Weſen oder Wirbelthiere, deren Ueberreſte man in den verſchiedenen Schichten findet, woraus die von den Geologen ſogenannten Sekundär- und Tertiärlager beſtehen, unterſcheiden ſich immer nach Gattungen und oft auch nach Geſchlechtern von den jezt auf der Oberfläche der Erde lebenden Weſen. Dieſe Thatſache ſcheint uns durch die zahlreichen Schriften des Verfaſſers über die foſſilen Wirbelthiere hinlänglich erwieſen; Schriften, denen er oft zoologiſche und anatomiſche Unterſuchungen über Thiergeſchlechter vorangehen laſſen mußte, die denen, womit er ſich beſchäftigte, analog oder verwandt ſind, und worin man immer jene umfaſſende Gelehrſamkeit, jene lichtvolle Kritik, jenen Scharfblick im Wahrnehmen und Zuſammenſtellen findet, wodurch ſich dieſer Gelehrte ſo glänzend hervorthat.

2) Die zulezt untergangenen Thiere unterſcheiden ſich nur ſehr wenig von den gegenwärtigen; weit mehr aber die, welche früher untergegangen ſind; die Verſchiedenheiten nehmen auch um ſo mehr zu, je tiefer man in die Vergangenheit zurückgeht; und je größer der Zeitraum iſt, welcher ſeit jener Vernichtungsperiode verfloſſen iſt, um ſo größer iſt auch der Unterſchied der Thiere untereinander.

Sonderbar iſt es, daß bei jeder großen Revolution, wie es ſcheint, neue, vollkommnere oder wenigſtens auf der Stufenleiter der Organiſation höher als die früheren ſtehende Weſen zu der allgemeinen Maſſe hinzutraten. So findet man Zoophyten in den Lagern, wo es noch keine

---

*) Beiderlei Rechenexperimente von Reboul und Becquerel erſcheinen völlig haltlos, wenn man, was man muß, annimmt, daß die ausfüllende Thätigkeit des Nil wie der Zerſetzungsprozeß des Granits Anfangs ſchneller von Statten ging und im Fortgang immer mehr nachließ. Die Wellen des Nil ſpülten in den erſten Jahren ſeiner Entſtehung, wenn man ſo ſagen will, eine bei Weitem größere Maſſe lockerer Geſchiebe in den Meerbuſen, welcher ehmals das Nilthal bildete, als dieß jezt in Jahrhunderten der Fall iſt. Ebenſo war die zerſetzende Thätigkeit, welche die Luft an dem Granit von Limonſin ausübte, in den erſten tauſend von jenen 60,000 Jahren bei Weitem wirkſamer als in den lezten, weil in jenen die Luft noch weit mehr mit korroſiven Gaſen geſchwängert war. Endlich iſt in der kühnen Rechnung gar kein Maß und Verhältniß zu bemerken, in welchem die Zerſetzung des Granits von Außen nach Innen fortſchreitet, da es damit doch immer langſamer geht, je weiter ſie von der Oberfläche, d. h. von der Berührung der Luft, ſich entfernt. Anm. d. Ueberſ.

Muſcheln gibt; Muſcheln und gelenkſchalige Thiere in den Lagern, wo es noch keine Wirbelthiere gibt; Fiſche in den Lagern, wo es noch keine Säugethiere gibt; eine große Anzahl Säugethiere in den Lagern, wo es noch keine vierhändigen Thiere und Menſchen gibt.

Dieſe Thatſache würde den Philoſophen, wenn er aus der Ideenreihe, die uns beſchäftigt, heraustreten wollte, zu tiefſinnigen Betrachtungen über jene Art von Nothwendigkeit führen, welche, ſo zu ſagen, die geiſtige Natur hinreißt, in die Fußſtapfen der phyſiſchen zu treten, ſo daß, wenn man die verſchiedenen Lebensweiſen der Völker, ihre verſchiedenen Verfaſſungen hiſtoriſch überblickt und zugleich den Bau unſerer Erdkugel ins Auge faßt, man Ereigniſſe finden könnte, die auf beiden Gebieten ſich gleich ſind. So würden wir bemerken, daß es in der Welt keine Veränderungen gibt, die unmerklich und ohne Erſchütterungen vor ſich gehen. Die, welche mit unſerer Erdkugel, ſo wie die, welche mit der menſchlichen Geſellſchaft vorgegangen ſind, wurden von großen Kataſtrophen begleitet. Einerſeits hat, ſo oft ein höherer Grad von Organiſation im Thierreiche eingetreten iſt, die Erde ſich wieder mit Gewäſſern bedeckt, ſind die Berge eingeſtürzt, haben ſich die Ebenen emporgehoben, wurden die lebenden Weſen, welche den Boden bewohnten, ſämmtlich ertränkt, zertrümmert und zerdrückt; ihr untergegangenes Geſchlecht ließ als Zeugen ihres Verweilens auf der Erde nur einige Knochenbruchſtücke zurück, welche ſich unter den Maſſen, die über ſie herſtürzten, erhalten haben. Andererſeits können die Völker, ſo oft ſie einen Schritt in der Civiliſation vorwärts thun, ſo oft ſie ihre Lage verbeſſern wollen, Veränderungen nur durch Anſtrengungen, durch nicht minder furchtbare Revolutionen erlangen; wenn nun gleich die Geſchlechter nicht verſchwinden wie in den Revolutionen der Natur, ſo vertilgen blutige Opfer ganze Familien, die keine andere Spuren ihres Daſeyns hienieden zurücklaſſen als ihre Thaten, welche, wie die in dem Schoße der Erde verſcharrten foſſilen Ueberreſte, von der mehr oder minder erhabenen Natur Derjenigen zeugen, von denen ſie herrühren.

3) Bis Jezt hat man noch keine menſchlichen Gebeine unter den eigentlichen Foſſilien gefunden, wenigſtens nicht in den geologiſch bekannten Gegenden, deren Anzahl nicht gering iſt; und Alles beſtätigt die Vermuthung, daß man auch anderswo keine finden werde. Zu bemerken iſt, daß man, eben ſo wenig als Menſchen, auch keine vierhändigen Thiere gefunden hat.

4) Nicht alle Schichten, woraus die Kruſte unſerer Erdkugel beſteht, wurden vom Meerwaſſer gebildet; auch die ſüßen Waſſer haben Ablagerungen gebildet, die von Reſten organiſirter, in Flüſſen und auf dem Lande lebender Körper durchdrungen ſind, und mit welchen ſolche abwechſeln, die das Meer abgelagert hat. Dadurch werden die Schichten in zwei Klaſſen unterſchieden, in Seewaſſer- und in Süßwaſſerſchichten. Dieß iſt ein unbeſtreitbares Ergebniß der ſchönen Arbeit Cuviers und Brongniarts über die Geologie der Umgebungen von Paris *).

Wahrſcheinlich gibt es in den verſchiedenen Kontinenten eine Menge umgrenzter Becken wie das der Umgebungen von Paris, und es wäre wichtig, ſie in der Art Cuviers und Brogniarts zu beſchreiben, d. h. die Natur der verſchiedenen Lager, aus denen ſie beſtehen, ihre gegenſeitige Lage und ihre Analogie mit den bereits bekannten zu beſtimmen. Jedes

*) S. den II. Band der Recherches sur les ossemens fossiles, par Cuvier, 5 vol. in 7 tom. in 4.

dieſer Becken ſchließt vielleicht Ueberreſte von Thieren in ſich, die in der lebenden und auch in der foſſilen Welt bisher unbekannt ſind.

Das Studium der Sekundärlager iſt kaum erſt angefangen. Man muß erſt ſuchen, jene Reihe organiſirter Weſen, jene Pflanzen, jene Zoophyten, Mollusken, Fiſche, Reptilien und Säugethiere kennen zu lernen, welche in den Schichten der Oberfläche unſerer Erdkugel begraben liegen.

Wir werden wenigſtens daraus erſehen, welchen Weg die Natur bei der Schöpfung der organiſirten Weſen eingeſchlagen hat, und das allmälige Fortſchreiten erkennen, das ſie ſich zur Regel gemacht hat, um vom Zoophyten bis zum Menſchen zu kommen, ein Fortſchreiten, das immer merkwürdig bleibt, welche Vorſtellung man ſich auch von der Natur dieſer Weſen und der des Schöpfers machen mag. Schon aus Dem, was wir über die Knochen der Wirbelthiere berichtet haben, und aus anderen Werken über andere Foſſilien ergibt ſich — obſchon man es noch nicht nachweiſen kann, — daß die Zoophyten die erſten lebenden Geſchöpfe waren, entweder weil die Beſchaffenheit der Flüſſigkeiten und der Atmoſphäre andere nicht zuließ, oder weil die ſchaffende Kraft ihrer Intenſität und Vollkommenheit nach mehrere Grade gehabt hat. Das Leben war ſchon vorhanden, aber es war ein unbeſtimmtes Leben, ohne Senſibilität *). Später ſtellten die Inſekten eine höhere Stufe von Organiſation dar; die Senſibilität trat in der Welt auf; aber ſie war noch in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſen. Kurz darauf kamen die Fiſche, das Leben offenbarte mehr Kraft; allein es äußerte ſich noch als ein blindes, ſeelenloſes Empfinden, als ein reiner Inſtinkt. Etwas ſpäter wurden die Inſeln und Ufer mit Reptilien, Weſen von geringer geiſtiger Potenz, aber wahrſcheinlich den einzigen bevölkert, welche der damals noch wilden Natur entſprachen. Die Erde hatte ſich nach und nach verſchönert; erhabenere Gäſte, die Säugethiere, wurden ihr geſchenkt; zulezt kamen die vierhändigen Thiere. Endlich als ſie in der majeſtätiſchen Schönheit auftrat, in der wir ſie kennen, als die Fruchtbarkeit ihres Bodens Millionen von Weſen nähren konnte, welche im Stande waren, ihre Schönheit zu würdigen, ſie zu erforſchen und kennen zu lernen, wurde der Menſch, zulezt von den erſchaffenen, großen, lebenden Weſen, auf ihre Oberfläche geſezt, und da beginnt das vierte Zeitalter der Erde.

Wir haben geſehen, daß das menſchliche Geſchlecht nicht gleichzeitig iſt mit dem Planeten, den es bewohnt, und daß es nach den übrigen lebenden Weſen in einer Epoche, die nicht ſo gar weit zurückliegt, auf demſelben erſchien. Alles, was wir von der Urgeſchichte der Menſchheit wiſſen, beweist uns, daß ſie lange Zeit ſchwach war neben den großen Erſcheinungen, welche auf der Erde vorgingen. Ausgetretene Flüſſe, grenzenloſe Moräſte, kalte und tiefe Wälder, reißende Thiere, zahlloſe Inſekten machten dem Menſchen eine Welt ſtreitig, deren König er ſich noch nicht nennen

*) Unter Senſibilität verſteht man dasjenige Prinzip des Lebens in den Naturweſen, welches dieſelben aus der Pflanzen- in die Thierwelt verſezt. Geſchöpfe mit Senſibilität offenbaren nicht bloß ein Leben in ſich, ſondern gehen aus ſich heraus und treten ſomit in einen Gegenſatz mit der Außenwelt. Das thieriſche Leben kommt zu Stande, indem ſich die Senſibilität in verſchiedene Organe verkörpert, welche zur Wahrnehmung der Außenwelt und zur Gegenwirkung auf ſie beſtimmt ſind. Sie bedingt in jedem lebenden Körper die Verrichtungen, die Geſtaltung und Ernährung, ſo wie das In-Gegenſatz-treten mit der Außenwelt. Jene, die niedere Senſibilität, iſt den Organen eigen, welche der Bildung und Erhaltung des Körpers gewidmet ſind, die andere, höhere, nach Außen gekehrte, nimmt die Gegenſtände der Außenwelt auf und vereint ſie mit ſich als Anſchauungen und Vorſtellungen. — Im engeren Sinn verſteht man unter Senſibilität das Empfindungsvermögen, inſofern dieſes an die Nerven gebunden iſt, Nervenempfindlichkeit. Im obigen allgemeinen Sinne iſt ſie das Prinzip alles thieriſchen Lebens überhaupt.

Anm. d. Ueberſ.

konnte. Aber endlich entwickelte ſich ſein Geiſt, er ſtellte ſich an die Spitze der organiſirten Schöpfung, denn Dieß war ſeine Beſtimmung. Der Menſch ſollte ſich die anderen Weſen unterthan machen; er ſollte ſeine eigenen Kräfte in Verbindung mit den Kräften der Natur, die ihm ſein Geiſt enthüllte, anwenden, um die Harmonie unter den verſchiedenen Gattungen von Geſchöpfen zu erhalten, die ſchwachen Geſchlechter zu beſchützen, zu verhindern, daß die ſtärkeren zu ſehr überhand nehmen, die Schönheit, die Friſche und den lachenden Anblick der Felder erhalten, indem er vertrocknete und faulende Pflanzen entfernte, Kanäle grub, daß ſtauende Waſſer ablaufen konnten, indem er Dämme gegen verwüſtende Ströme errichtete und indem er jene Paläſte, jene Tempel, jene Städte erbaute, die als würdige Früchte der Anſtrengungen ſeines Fleißes und Nachdenkens ſich kund thun. So iſt der Menſch als denkendes, geſelliges und der Vervollkommnung fähiges Weſen das erſte unter allen. Er iſt das Meiſterſtück der Schöpfung; er begreift die Natur und erhebt ſich in ſeinem Gefühle, in ſeinen Gedanken zu Gott. Aber der Menſch iſt ein endliches Weſen: Gott allein iſt unendlich.

Wäre der Menſch perſönlich unſterblich, ſo würde Das kein Beweis ſeyn, daß es die Menſchheit auch ſey. Die Menſchheit iſt Nichts als ein Klumpen beweglicher Monaden, die an die Oberfläche eines Planeten gebunden ſind, der im Raume mitten im Strudel aller anderen umherirrt. Was bürgt ihr dafür, daß jene Geſtirne, die über ihrem Haupte ſchweben und ſich bewegen, immer nur wohlthätig für ſie ſeyen und daß nicht dereinſt ein fremder und drohender Kreislauf die Bahn durchkreuze oder ſtreife, in welcher ſie ſich bewegt? Und wenn einſt die Meere ſich erheben, und der Ocean an ſeine Quellen zurückſteigt und die Gipfel der Berge niederreißt, *was kümmert es* die äußere Natur, wenn Städte verſchlungen und Völker *vertilgt werden*? Was wird dann aus unſerem Stolze werden, was aus den Meiſterſtücken, welche die Schrift zu verewigen glaubt? Die Werke des Menſchen werden mit ihm zumal untergehen. Wir ſind nichts Anderes in dieſer Welt als jene Geſellſchaften von Inſekten, welche, von einem ſchönen Tage gelockt, ſich vereinigen, um in Gemeinſchaft zu leben, zu zeugen, ſchnell ſich zu vermehren, bis eine Trockniß, ein Sturm, ein Gewitter ſie verzehrt, zerſtreut, vernichtet, ohne daß man es vorherſehen konnte und ohne daß am folgenden Morgen von der geſtrigen Geſellſchaft etwas Anderes übrig bleibt als der armſelige Platz, welchen ſie einnahm. Beim Menſchen wie beim Thier wird die moraliſche durch die phyſiſche Welt beherrſcht, und in dieſer Welt, deren Uebermacht uns zu verhängnißvollem Gehorſam zwingt, findet alles Uebrige ſein Ende und ſeinen Ausgangspunkt. Aber Gott iſt der Anfang und das Ende. Vertrauen wir alſo ruhig auf jene göttliche Einheit, aus welcher Alles hervorgeht, in welcher Alles athmet und in welche Alles zurückkehren ſoll *).

*) Das Syſtem des Materialismus iſt unter den franzöſiſchen Naturforſchern ſeit langer Zeit eingebürgert. Der franzöſiſche Verfaſſer dieſer Abhandlung bekennt ſich in vorliegenden Schlußgedanken zu dieſem Syſteme, womit er noch die Emanationslehre der Indier verbindet. Der Materialismus vermiſcht Geiſt und Materie, kennt alſo auch keine Unſterblichkeit der Seele, welche letztere demſelben Schickſale wie die Materie, d. h. der Auflöſung und Zerſtörung, unterliegt. Die Rückkehr in die Einheit Gottes iſt dem materiellen Pantheismus der Indier entlehnt.

Anm. d. Ueberſ.

Spezielle Geologie der Inſeln.

Die unzähligen Inſeln Polyneſiens gehören nicht einer Urformation an und ſind, mit wenigen Ausnahmen, durch vulkaniſche Thätigkeit entſtanden. In keinem andern Theile der Welt zählt man ſo viele feuerſpeiende Berge. Die vornehmſten ſind: der Vulkan von Tofoa im Tonga-Archipel; der Ma-una-Vororai und der Kera-uia auf der Inſel Ha-uai im Archipel dieſes Namens. Der Kera-uia hat die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß er nicht auf dem Gipfel eines Berges liegt, ſondern in einer Ebene von mäßiger Erhöhung, am Fuße des ungeheuren Koloſſes Ma-una-Roa.

Alle Inſeln des ungeheuren Polyneſiens liegen mit Ausnahme Neu-Seelands und ſeiner Anhängſel innerhalb der Wendekreiſe. Man kann die Inſeln des Wendekreiſes in hohe und niedrige eintheilen.

Die **hohen Inſeln** ſind entweder mit Felſenriffen umgeben und haben Ebenen nahe am Meeresufer, oder ſind ſie auch wohl ohne Felſenriffe. Taiti, alle Inſeln des Archipels dieſes Namens, Maitea, die höchſten Tonga-Inſeln, z. B. Tongatabu, Guahet-Anamuka, gehören zu dieſer Klaſſe.

Unter die hohen Inſeln des Wendekreiſes ohne Felſenriffe kann man die des Archipels von Nukahiva, Tofua und O-Ghao, zwei der Inſeln des Tonga-Archipels, die niedrigen Ketteninſeln, Tethoua, Tiukea, die Palmerſtoninſeln und den Archipel der niedrigen Freundſchaftsinſeln rechnen, und dazu muß man noch die meiſten Carolinen, Pomotu und andere zählen.

Man erkennt auf den erſten Anblick die Verſchiedenheit dieſer Inſeln, die von ſo ungleicher Beſchaffenheit ſind *). Die **niedrigen Inſeln** ſind gemeiniglich ſchmale und zirkelförmige Korallenbänke, welche in der Mitte eine Art Lagune haben. Ihre Oberfläche bietet hie und da ſandige Strecken dar, welche ſich ein wenig über das Merkzeichen der hohen Fluth erheben und auf welchen Cocosnußbäume und einige andere Pflanzen wachſen; das Uebrige der Korallenbank iſt ſo niedrig, daß ſie das Meer oft bei der hohen, und von Zeit zu Zeit auch bei der niedern Fluth überſtrömt. Mehrere der großen Inſeln dieſer Art ſind bewohnt. Die niedrigſten beſuchen die Inſulaner von Zeit zu Zeit, um zu fiſchen, Vögel zu tödten und Schildkröten zu jagen; mehrere ſind bewohnt, ob ſie gleich von Cocosnußbäumen angefüllt ſind und von Fregattevögeln, Seeraben, Meerſchwalben, Seemöven und Sturmvögeln in großen Scharen häufig beſucht werden.

Die Inſeln des großen Oceans in der gemäßigten ſüdlichen Zone ſind die Oſterinſel oder Vaihu und Neuſeeland: alle dieſe ſind hoch und nicht von Felſenriffen umgeben. Neuſeeland hat ſehr hohe Gebirge, wovon einige mit Wolken umzogen und mit Schnee bedeckt ſind, und welche man in einer Entfernung von zwanzig oder dreißig Lieues ſieht. Seine niederen Gebirge ſind beinahe überall mit Holz und Waldung bewachſen. Der höchſte Gipfel allein ſcheint unfruchtbar zu ſeyn.

Das Felſenriff, die erſte Grundlage der polyneſiſchen Inſeln, wird durch Thiere gebildet, welche die Lithophyten bewohnen. Muſcheln, Meergras, Sand, kleine Korallenſtücke und andere Gegenſtände häufen ſich nach

*) Das Nachfolgende iſt ein Auszug aus Forſter mit den Zuſätzen und Veränderungen des Verfaſſers von Oceanien,

und nach auf dem Gipfel dieſer Korallenfelſen an, welche ſich endlich über das Waſſer erheben. Fortwährend häuft ſich dieſes Lager auf, bis ein Vogel oder die Wellen Samen von Pflanzen, welche an dem Meeresufer wachſen, dahin tragen. Nun beginnt ihre Vegetation. Dieſe Pflanzen erzeugen, indem ſie alle Jahre verfaulen und wieder Samen hervorbringen, nach und nach eine Dammerde, welche ſich durch Vermiſchung mit Sand in jeder Jahreszeit vermehrt. Eine andere Woge bringt eine Cocosnuß dahin, welche in den Fluthen lange Zeit ihre Keimkraft bewahrt, und auf dieſer Art von Boden um ſo ſchneller wächst, als jeder gleich gut für ſie iſt. So kommt es, daß ſich dieſe niedrigen Inſeln auch mit Cocosnußbäumen bedecken.

Die Thierchen, welche dieſe Felſenriffe bauen, müſſen ihre Wohnungen gegen die Wuth der Winde und den Andrang der Wellen ſchützen; aber da innerhalb der Wendekreiſe der Wind gewöhnlich von Einer Seite her weht, ſo treibt ſie ihr Inſtinkt, nur die Bank auszudehnen, innerhalb welcher eine Lagune iſt; ſie erbauen alſo ſehr ſchmale Felſenbänke, um ſich im Mittelpunkte der Umzäunung einen ruhigen und geſchüzten Raum zu ſichern. Dieſe Theorie über den Urſprung der niedrigen Inſeln des Wendekreiſes im Ocean ſcheint die wahrſcheinlichſte von allen zu ſeyn, welche man aufſtellen kann.

Was die höheren Inſeln betrifft, ſo findet man kaum Eine, welche nicht auffallende Spuren einer heftigen Umwälzung zeigt, die durch Feuer oder vielmehr durch einen Vulkan auf ihnen herbeigeführt wurde.

Man weiß, daß viele Inſeln in Folge eines unterirdiſchen Feuers aus dem Meere emporgeſtiegen ſind, wie z. B. Santorin und die beiden Kamenis im griechiſchen Archipel und die im Jahr 1740 im Azorenarchipel gebildete Inſel *); ſie ſcheinen eine Art von Vulkanen zu ſeyn, welche plötzlich mitten in den Wogen erſchienen ſind. Einige Inſeln Polyneſiens haben noch ſolche Feueröſen; andere haben nur eine Erhöhung und Spuren ehemaliger Vulkane; endlich gibt es ſolche, auf welchen man keine Spuren eines Vulkans antrifft, aber wohl einer heftigen Umwälzung in Folge eines Erdbebens oder eines unterirdiſchen Feuers. Zur erſten Klaſſe gehört Tafua; zur zweiten Maltea, Taiti, Huaheine, Ulietea, O-Taha, Bolabola, Mourua, Uaitahu oder Sainte-Chriſtine und die übrigen Nukahiva-Inſeln, und zur lezten die Inſel Vaihu.

Ich will nicht behaupten, ſagt Forſter, daß alle polyneſiſchen Inſeln urſprünglich durch Erdbeben und Vulkane entſtanden ſind; aber ich kann es von mehreren behaupten, ihrem äußern Anblick nach zu urtheilen, und ich bin gewiß, daß die anderen über dem Waſſer waren, ehe ſie dieſe Vulkane hatten, daß ſie aber zum Theil durch unterirdiſches Feuer verändert und umgekehrt wurden.

Forſter ſagt weiter darüber: „Der Anblick der Ufer der Inſel St. Helena, beſonders von dem Orte aus, wo die Schiffe Anker werfen, iſt noch gräßlicher und unförmlicher als der von Aſcenſion; aber weiter davon entfernt iſt das Land weniger abſchreckend, und die inneren Bezirke ſind mit Pflanzen, Bäumen und Grün bedeckt. Jedoch erblickt man überall Spuren

*) Und endlich die Inſel Julia im mittelländiſchen Meere, welche im Jahr 1822 erſchien und kurz darauf unter den Wellen wieder verſchwand. (Auch die Inſel San Fernando, welche im Sommer 1831 bei Sciacca auf der Südküſte von Sicilien entſtand, aber im Herbſt ſchon wieder unter tauchte. — Anm. d. Ueberſ.)

einer durch Vulkane oder Erdbeben verurſachten Zerſtörung, welche vielleicht den größten Theil der Inſel in den Ocean verſenkt hat.

„Die Oſterinſel oder Waihu iſt von derſelben Beſchaffenheit. Alle ihre Felſen ſind ſchwarz, verbrannt und porös wie Honigwaben; einige ſehen ganz aus wie Schlacken; der Boden ſelbſt, der die verbrannten Felſen nur ſpärlich bedeckt, iſt ein brauner oder gelber Ocker. Wir haben viele verglaste Steine mitten unter der großen Menge von Steinen, welche die Inſel bedecken, zerſtreut geſehen; ſie ſind den Mineralogen unter dem Namen „isländiſche Agate“ bekannt, und man findet ſie immer bei den Vulkanen oder an Orten, die ihrer Wuth ausgeſezt ſind; ſo kommen ſie z. B. häufig in Italien und Sicilien, auf Island, bei den Vulkanen und auf der Inſel Aſcenſion vor.

„Die Inſel Waihu hat nur wenige Pflanzen und keinen Baum, was auf einer Inſel von ſolcher Ausdehnung, die ſchon ſo lange bewohnt iſt und unter einem ſo ſchönen Klima liegt, merkwürdig iſt. Als Roggeween ſie im Jahr 1722 entdeckte, bemerkte er dort ſteinerne Säulen, welche wir wieder entdeckt haben und welche uns ſeit vielen Jahren erbaut zu ſeyn ſchienen. Die Herausgeber der Reiſe Roggeweens geben dieſer Inſel auch Waldungen. Es ſcheint alſo, daß ſeit dieſer Zeit irgend eine Kataſtrophe eintrat, welche dieſe Waldungen zerſtört und mehrere dieſer ungeheuren Steinſäulen umgeſtürzt hat; in der That ſahen wir einige auf der Erde liegen. Dieſe Kataſtrophe ereignete ſich vielleicht im Jahr 1746, als Lima und Callao durch ein Erdbeben verheert wurden; denn bekanntlich werden Erdbeben oft auf ſehr weite Entfernungen verſpürt. Kapitän Davis verſpürte eine bedeutende Erderſchütterung, als er 450 Lieues vom Feſtlande Amerika's entfernt war; die heftigſten Stöße ebendeſſelben Erdbebens empfand man auch zu Lima und Callao.

„War die Inſel Waihu zur Zeit Roggeweens mit Holz und Wald bedeckt? Einer der Herausgeber ſeiner Reiſe widerſpricht am Ende ſeinem eigenen Berichte, indem er erzählt, es ſey ein Mann an Bord gekommen, deſſen Pirogue aus kleinen Stücken Holz, deren keines über einen halben Schuh lang war, verfertigt geweſen ſey. Gerade ſo ſind jezt noch die Piroguen, und es iſt Dieß natürlich, da die Inſulaner kein Holz haben. Ich muß noch beiſetzen, daß alle Figuren und Säulen, die wir fanden, aus einem poröſen Tuffſtein gemacht waren, auf welchen das Feuer eine heftige Wirkung geäußert hatte. Dieſe Säulen waren ſchon zur Zeit Roggeweens da; alſo hatte das Feuer auf die Inſel, ſeine Steine und Lager bereits ſeine Wirkung früher ausgeübt und die in Rede ſtehenden Umwälzungen waren vor dem Jahr 1722, da Roggeween ſeine Reiſe machte, eingetreten.

„Die Inſeln des Wendekreiſes im großen Ocean bieten unzweifelhafte Spuren der nämlichen Umwälzungen dar, obgleich ihre gegenwärtige Kultur, der fruchtbare Boden, der ihre Oberfläche bedeckt, und die verſchiedenen Pflanzen, welche ſie erzeugen, zum Theil die Spuren dieſer Umwälzungen verbergen, welche nur für ein an ſolche Unterſuchungen gewöhntes Auge ſichtbar ſind. Die ausgehöhlten Gipfel der Piks von Maitea, Bolabola und Mourua, die zerborſtenen Felſen im Innern von Tierrebu oder der kleinen Halbinſel von Taiti, ſo wie die ſchwarzen, poröſen Felſen und die Lava von Tobreonu und den Marquiſen ſind für die Naturforſcher und beſonders für Solche, welche die Umgebungen von Vulkanen unterſucht

haben, untrügliche Spuren ſolcher Umwälzungen. Ueberdieß zeugen die Marquiſen- und Geſellſchaftsinſeln, ſo wie die Azoren im atlantiſchen Meere, von mehr oder minder großen Umwälzungen, welche ſich in den erſten Zeitaltern ereignet haben. Aber wenn wir uns erinnern, daß Erdbeben und unterirdiſche Feuer zu allen Zeiten Inſeln aus der Tiefe des Oceans emporgehoben haben; wenn wir die Geſchichte des Urſprungs von Theraſia, Hiera oder Santorin und Volcanello, oder der beiden Kamenis und einer zwiſchen Terceira und St. Michel gelegenen Inſel leſen; wenn wir die Lager und die Geſtalt dieſer Inſeln und einiger im atlantiſchen Meere und großen Ocean vergleichen; und wenn wir erwägen, daß einige dieſer Inſeln noch Vulkane haben und andere noch Erdbeben unterworfen ſind, ſo werden wir gerne zugeben, daß dieſe Inſeln den nämlichen Urſprung gehabt haben.“

Die Taitier und die Bewohner der Geſellſchaftsinſeln ſcheinen die Erdbeben zu kennen. Nach ihrer Mythologie iſt der Gott O-Ma-ui der Schöpfer der Sonne, und dieſer erſchüttert in ſeinem Zorn die Erde und macht die Erdbeben, was ſie mit den Worten ausdrücken: O-Ma-ui turoré te uennua, d. h. O-Ma-ui erſchüttert die Erde. Uebrigens welchen Grad von Wahrſcheinlichkeit man auch der oben auseinandergeſezten Hypotheſe geben kann, ſo ſtellt ſie Forſter nicht als erwieſen und nicht ſo dar, daß ſie auf alle gebirgigen Inſeln des großen Oceans angewendet werden könnte. Am Schluſſe dieſer ſchönen Betrachtungen ſagt er, er ſey überzeugt, daß mehrere dieſer Inſeln einen ältern Urſprung und vor dieſen Umwälzungen größere Länder gebildet hätten, die nur durch das Einſinken dazwiſchen liegender Ländermaſſen zerſtückt worden ſeyen. Die Eingebornen der Geſellſchaftsinſeln ſagen, ihre Inſeln ſeyen entſtanden, als O-Ma-ui von *Weſten nach* Oſten quer durch den Ocean ein großes Land gezogen habe, von dem ſie immer glauben, daß es im Oſten ihrer Inſeln liege. Sie verſichern, ihre Inſeln ſeyen kleine Stücke, welche ſich von dem großen Lande unterwegs losgemacht hätten und mitten in den Wellen zurückgeblieben ſeyen. Dieſe Tradition, fährt Forſter fort, ſcheint darauf hinzudeuten, daß die Bewohner ſelbſt die Idee einer großen Umwälzung bewahren. Man könnte daraus ſchließen, daß ihr Land einſt einen Theil eines großen Feſtlandes ausgemacht habe, das durch Erdbeben und eine heftige Ueberſchwemmung zerſtört wurde; das Fortſchleppen der Länder quer durch das Meer ſcheint auf dieſe beiden Umwälzungen hinzudeuten.

In Abſicht auf den lezten Theil dieſer Betrachtungen theilen wir die Meinung dieſes großen Forſchers nicht. Wir haben in dem allgemeinen Gemälde Oceaniens und in den erſten Kapiteln über Mikroneſien und Polyneſien zu beweiſen verſucht, daß dieſe Myriaden von Inſeln im Ganzen und Einzelnen von neuerer Formation ſind. Was Neuſeeland betrifft, ſo ſind wir noch nicht im Stande, unſere Meinung über die Geologie dieſes großen Landes abzugeben.

Bildung der Inſeln. — Zoophyten und Vulkane.

Alle niedrigen Inſeln Polyneſiens ſcheinen von Thieren gebildet zu ſeyn, welche den Polypen oder Lithophyten, einer Art Zoophyten, die aus ſteinigen Subſtanzen von vegetabiliſcher Form beſtehen, gleichen*).

*) S. Blatt 8.

Wenn man, ſagt das Quarterly Review, die Gewäſſer, dieſe kalkartigen Röhren und die ungemeine Mannigfaltigkeit ihrer Verzweigungen unterſucht, ſo findet man die oberen Schichten zuweilen in einem feuchten und hämmerbaren Zuſtande, in welchem die anderen nicht mehr ſind, und der an den verſteinerten Korallenbänken, welche ſich über das Waſſer erhoben haben, nicht mehr ſichtbar iſt. Dieſe Beobachtung läßt ſchließen, daß die Lithophyten ihr ganzes Leben hindurch arbeiten, und daß erſt nach ihrem Tode ihre Schale hart und feſt wird.

Zwei ſehr ausgezeichnete Naturforſcher haben in unſern Tagen anerkannt, daß die Hypotheſe Forſters, Perons und anderer Reiſenden nicht richtig war, daß die Zoophyten, welche ſo ſchnell tauſende von Inſeln bilden, ihre Arbeit in den unermeßlichen Tiefen des Oceans beginnen und bis auf die Oberfläche fortſetzen. Gaimard und Quoy, deren Anſicht wir für gegründet halten, behaupten, dieſe Lithophyten halten ſich nie in einer ſehr großen Tiefe auf, weil ſie da einem zu großen Drucke ausgeſezt wären und des wohlthätigen Einfluſſes des Lichtes entbehren müßten; ſie beginnen vielmehr ihre Staunen erregenden Arbeiten nur einige Faden weit unter der Oberfläche des Oceans, und zwar ſetzen ſie ſich nicht auf einem ſandigen Grunde feſt, ſondern auf den Untiefen, welche ſich beinahe bis an die Oberfläche erheben; und nur auf dieſe Art erhöhen ſie nach und nach ihre Wohnſitze, verwandeln die Untiefen in Inſeln und errichten endlich um die Inſeln her jene gefährlichen Riffe, welche der Schrecken der Seefahrer ſind.

Das Material, deſſen ſich dieſe Thierchen bedienen, ſcheint eine Art Kalk zu ſeyn, welcher mit thieriſchen Subſtanzen vermiſcht iſt.

Die Inſeln Polyneſiens ſind beinahe alle madreporiſch (von Korallen gebildet) oder vulkaniſch. Der Archipel von Pomotu (Dangereux u. ſ. w.), der Archipel von Gilbert und die Ketten von Ralik und Radak ſind wohl die vier größten und merkwürdigſten mit Korallenklippen beſäeten und auf unterſeeiſchen Bänken ſich erhebenden Inſelgruppen dieſer Art in Polyneſien, und bilden in wagerechter Richtung mit dem Waſſer Mauern, an denen ſchon manches Schiff ſcheiterte.

Die hohen Inſeln Polyneſiens gleichen von Ferne großen Gebirgen, welche ſich mitten aus dem Ocean erheben; ihr Gipfel ſpringt aus dem Waſſer hervor. Der Ocean iſt die Ebene, auf welcher ſich dieſe Höhen erheben. Mehrere ſind ſo hoch, daß ihre höchſten Punkte ſelten unumwölkt ſind. Diejenigen, welche mit einem Riffe und einer fruchtbaren Ebene längs der Meeresufer umgeben ſind, haben gemeiniglich einen ſanfteren Abhang, während die anderen plötzlich ſteil ſich abdachen.

Da die Grenze des ewigen Schnee's ungefähr in einer Höhe von 1300 Toiſen ſich befindet und der Schnee ein Drittheil der Höhe des Berges Egmont auf Neuſeeland, des höchſten und größten der polyneſiſchen Länder, einzunehmen ſcheint, ſo dürfen wir annehmen, daß dieſer Berg 1845 Toiſen hoch iſt, alſo ein wenig niederer als der Pik von Teneriffa, deſſen Höhe 1904 Toiſen beträgt. Die Gipfel der anderen Berge im Innern Neuſeelands, ſowohl beim Königin-Charlotte-Kanal als bei der Duskybai, ſcheinen mit ewigem Schnee bedeckt zu ſeyn.

Als der große Forſter im Monat Mai 1773 längs der Küſte der Duskybai hinfuhr, ſah er alle Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt und bemerkte das Nämliche im Monat Oktober deſſelben Jahrs auf der andern

ſüdlichen Küſte der Inſel, als widrige Winde ihn weithin längs der Küſte ſüdöſtlich, beinahe bis zur Inſel Banks verſchlugen, wodurch er ſich überzeugte, daß dieſe Gebirge eine fortlaufende Kette bilden, welche ſich quer durch die ganze Inſel ſüdwärts hin erſtreckt, und daß ſie beinahe 1600 bis 1800 Toiſen hoch ſind. Forſter vermuthet mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß eine ſo lange Kette reiche Metalladern in ſich ſchließen müſſe.

Das mitten in der großen Halbinſel von Taiti und Tobreonu gelegene Gebirge iſt eines der höchſten auf den Inſeln des Wendekreiſes. An mehreren Stellen iſt ſein Abhang ſanft; ſehr viele tiefe Thäler, welche gegen die Mitte der Inſel, wo ſich der höchſte Punkt befindet, zuſammenlaufen, durchſchneiden es, und es iſt nach einer ſehr genauen Schätzung ungefähr ſieben Meilen von der Landſpitze Venus entfernt. Wenn wir dieſe Angaben als richtig anerkennen, ſo würde ſich nach trigonometriſchen Berechnungen für dieſes Gebirge eine Höhe von 1225 Fuß ergeben.

Augenſcheinlich erfreuen ſich die tropiſchen Inſeln des großen Oceans ſeit langer Zeit ihrer gegenwärtigen Fruchtbarkeit; aber die ſüdlichſten Theile von Neuſeeland, die Gruppe Macquarie u. ſ. w. befinden ſich noch in jenem unförmlichen Zuſtande, in welchem ſie urſprünglich aus dem Chaos hervorgegangen ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß der Boden mit jedem Schritte von dem Pole weg gegen ſanfteres Klima hin, wo die Sonne ihren wohlthätigen Einfluß üben kann, beſſer und fruchtbarer wird.

Orographie.

Alle Gebirgsketten der Archipele des öſtlichen Oceaniens laufen von Norden nach Süden und haben gewöhnlich in der Mitte eine große von Weſten nach Oſten gerichtete Krümmung. Die auffallendſte dieſer Kette iſt die, welche von der Marianengruppe und dem großen Archipele der Carolinen, worin zugleich die Mulgraven begriffen werden, welche ſich durch die Inſeln St. Auguſtin und einige andere Glieder mit dem Samoa- oder Tonga-Archipel zu verbinden ſcheinen, gebildet werden. Die allgemeine Richtung iſt von Nordweſt nach Südoſt, ſelbſt auf den Carolinen, wo dieſe polyneſiſche Kette ſich gerade nach Oſten wendet; die beſonderen Glieder ſcheinen von Norden gegen Süden ihre Richtung zu nehmen. Neuſeeland bildet auch eine ſehr hervorſtehende Kette von Norden gegen Süden. Oft iſt es der Fall, daß eine Inſel, welche die ſie umgebenden an Größe übertrifft, nur kleine Bergketten hat. So zeigen ſich die Inſeln Taiti und Ha-uai an der Spitze einer Reihe kleinerer Inſeln, wie man etwa bei chemiſchen Operationen einen großen Kryſtall neben einer Reihe kleinerer ſieht. Malte Brun machte in dieſer Hinſicht eine eben ſo richtige als wichtige Beobachtung, wodurch die Fortſchritte der Entdeckungen beſchleunigt und beſonders die Kenntniß eines jeden Archipels hätte vervollſtändigt werden können. „Hätte man," ſagte er, „ſorgfältig die Richtung einer Bergkette ins Auge gefaßt, ſo wäre man beinahe ſicher geweſen, Inſeln zu entdecken; und noch heute fordern wir Schiffer auf, einen Grundſatz nicht unbeachtet zu laſſen, welcher ſie vor den ungeheuren Riffen bewahren kann, die wahrſcheinlich der Richtung der unterſeeiſchen Ketten folgen."

Die höchſten Punkte im polyneſiſchen Gebirgsſyſteme ſind folgende:

	Toiſen.
System der Marianen:	
Der Vulcan (Inſel Aſſomption)	1000
System der Carolinen:	
Der Pik (Inſel Pulu-pa oder Seniavine)	500 ?
Der Spitzberg Crozer (Inſel Ualan)	348
System von Ha-uai:	
Ma-una-Rod (Inſel Ha-uai)	2483
Ma-una-Koah (Inſel Ha-uai)	2180
Ma-una-Vororay, Vulkan (Inſel Ha-uai)	1687
Oeſtlicher Pik (Inſel Mawi)	1689
Der Pik (Inſel Atui)	1216
System von Nukahiva:	
Die höchſten Gipfel der Inſeln Nukahiva, Uapoa und Hivaoa	650 — 750 ?
System von Taiti:	
Der Oroena (Inſel Taiti)	1705
Der Tebronu (Inſel Taiti)	1500
Der Pik (Inſel Eimeo)	625
System von Tonga:	
Der Vulkan der Inſel Tofoa	500 ?
System von Neuſeeland:	
Der Pik Egmont auf der Inſel Ikana-Mavi, ungefähr .	1300

Boden und Steinreich.

Ueberblicken wir nun den Boden der verſchiedenen Inſeln von Poly neſien und die wenigen Mineralien, welche man dort wahrgenommen ha

Die Inſel Neuſeeland hat im Süden auf ihrer Oberfläche eine Schich ſchwarzen und leichten Bodens, beſtehend aus verfaulten Mooſen, Blätter und Bäumen. „Dieſe Schichte," ſagt Forſter, „hat zuweilen zehn od zwölf Zoll Dicke; aber im Allgemeinen iſt ſie nicht ſo tief. Unter ihr b merkten wir eine thonige Subſtanz, welche der Klaſſe der Talkſteine na kommt, und die durch die Einwirkung der Sonne, der Luft, des Regens un Froſtes eine Art Erde geworden iſt, deren Dicke wechſelt. Etwas tief iſt die Subſtanz zu Stein verhärtet, erſtreckt ſich weiter in ſchief liegend Schichten und neigt ſich im Allgemeinen gegen Süden. Ihre Härte i nicht überall gleich; einige der dichteſten Stücke geben mit dem Stah Feuer; ihre Farbe iſt gewöhnlich blaßgelb und hat überdieß von Zeit z Zeit eine grauliche Färbung. Dieſe Schichten werden in ſenkrechter od beinahe ſenkrechter Richtung durch Adern von weißem Quarz durchſchnitte ſie ſchließen eine Art von grünem, blätterigem Geſtein in ſich, das de Talkſteinen nahe kommt. Unter dem Flußgeſchiebe fand ich (in der Th ſelten) eine kleine Anzahl ſchwarzer und polirter Steine der Kieſelgattun und große Stücke einer feſten, ſchweren, graugefleckten oder ſchwärzlic grünen Lava, woraus die Eingebornen die Waffen verfertigen, welche ſ im Handgemenge brauchen. Auch bemerkte ich Bimsſteine, jedoch in gering

Menge. Ich kann nicht ſagen, ob ſie Erzeugniſſe eines Vulkans der Umgegend ſind, oder ob ſie das Meer aus einer entfernten Gegend hergeführt hat. Unter den anderen Erzeugniſſen dieſes Landes findet ſich auch ein grüner, bald dunkler, bald ganz durchſichtiger Stein, woraus die Eingebornen Beile und Zierrathen machen, und das eine Art Nieren-Talkſtein *) zu ſeyn ſcheint. Sie beziehen dieſelben aus den inneren Bezirken im Südweſten der von dem Königin-Charlotte-Haſen entfernteſten Landestheile. Sie deuteten immer nach dieſer Gegend, wenn wir ſie über dieſen Gegenſtand befragten. Sie nennen dieſen Stein Poenammu, und wahrſcheinlich hat das ganze Land, wo man ihn findet, von ihm ſeinen Namen Tavai-Poenammu erhalten.

„Bei Motuara, auf dem kleinen Inſelchen, wo einſt ein Hippah **) oder eine Feſtung war, entdeckt man ſenkrecht oder bisweilen ſchief laufende Adern dieſes Steines von ungefähr 2 Zoll Dicke mitten in Felſen von grünlichem Talkſtein. Der Nieren-Talkſtein iſt ſelten feſt oder in großen Maſſen; denn die beträchtlichſten Stücke, welche ich ſah, hatten nicht mehr als 10—15 Zoll Breite bei ungefähr 2 Zoll Dicke. An dem Ufer fand man gewöhnlich blätterigen, bläulichgrauen Thonſchiefer, welcher leicht zerfällt, wenn er an die Luft kommt. Zuweilen iſt er feſter, ſchwerer, und von dunklerer Farbe, wahrſcheinlich in Folge der Eiſentheilchen, welche er enthält.

„Auf der Oſterinſel ſcheinen neuerdings heftige Veränderungen durch unterirdiſches Feuer vorgegangen zu ſeyn. Alle ihre Felſen ſind ſchwarz, verbrannt und porös, und gleichen Schlacken. Der Boden iſt mit einer röthlichen, ſtaubähnlichen Erde bedeckt, welche verbrannt zu ſeyn ſcheint. Man könnte ihn mit Recht als eine Art Puzzolanerde anſehen, welche mit unzähligen poröſen Steinen untermiſcht iſt. Einige der Felſen, welche ich *unterſucht habe*, waren ein vulkaniſcher, ockergelber und röthlicher Tuffſtein, *voll Riſſe* und mit Eiſentheilchen vermiſcht. Die rieſenhaften Säulen dieſer Inſel ſind aus dieſer Subſtanz gemacht; ſie können wohl nicht einer ſehr entfernten Periode angehören, da dieſer Stein an der Luft ſchnell verwittert. Der ſüdliche Theil der Inſel beſteht an der Meeresküſte im Umkreiſe von mehr als einer Viertelmeile aus Lava, aus poröſem und ſchwerem Schlackenſtein, welcher wahrſcheinlich Eiſentheilchen enthält. Wir ſahen überdieß mehrere ſchwarze glasartige Steine, oder ſchwarzen isländiſchen Agat, den man auch, wie ich weiter oben bemerkt habe, in Island, bei dem Veſuv, bei dem Aetna, auf der Inſel Ascenſion, kurz in den Umgebungen aller Vulkane findet. Noch bemerkte ich eine Art ſteiniger, leichter, ſchwammigter, weißlichgrauer Lava.

„Die Marquiſen-Inſeln (Nukahiva) haben am Ufer Felſen, beſtehend aus verhärtetem Thon, dichtem, ſchwerem, bläulichgrauem Schiefer, der ein wenig Eiſen enthält, und endlich aus ſteiniger Lava, welche entweder grau und porös, mit fünf- oder ſechseckigem, blättrigem und glasartigem, bräunlichem oder grünlichem Schörl, oder ganz ſchwarz iſt, mit geſtrahltem, braunem und bisweilen weißem Schörl. Der Boden iſt thonig, mit Dammerde vermiſcht. Die Eingebornen düngen ihn mit Muſcheln. Darunter findet man thonige Erde, mit Traß und Puzzolanerde vermiſcht. Unſer

---

*) Das war der Nierenſtein oder Nephrit, der gewöhnlich orientaliſcher Nephrit genannt wird. Die Eingebornen von Neuſeeland machen eine Art Talismane daraus. Ich ſah ſolche zu Kangton mit viel Geſchmack von chineſiſchen Künſtlern geſchnizt.

**) Oder vielmehr ein Pah.

kurzer Aufenthalt auf den Marquiſen geſtattete mir nicht, die höheren Theile der Inſel zu unterſuchen.

„Taiti und alle Geſellſchaftsinſeln ſind ohne Zweifel von derſelben Beſchaffenheit; ihre Küſten ſind von Korallenfelſen umgeben, welche ſich von dem Riffe, das dieſe Felſen umgibt, bis zu dem Wahrzeichen der höchſten Fluth erſtrecken; da beginnt der Sand, der theils aus Muſchel- und Korallenſtücken, theils aus einer ſchwärzlichen Miſchung mit ſchwarzen oft glänzenden Theilchen eines groben Glimmers und eines ſtreng flüſſigen Eiſenerzes beſteht. Die Ebenen vom Ufer bis an den Fuß der Hügel ſind mit einer ſehr dicken Schichte ſchwarzer und fetter Dammerde bedeckt, welche unten mit Uferſand vermiſcht iſt. Wenn die Eingebornen einen Bezirk mit der berauſchenden Pfefferpflanze *) oder auch mit Papiermaulbeerbäumen anpflanzen, ſo gebrauchen ſie häufig Muſcheln als Dünger. Die niedrigſten Bergketten ſind gewöhnlich von einer ockerartigen, bisweilen ſehr rothen Erde gebildet, womit die Eingebornen ihre Piroguen und Stoffe bemalen. In dieſem Lande fand ich hie und da Bruchſtücke von Knochenſteinen, oder cylinderförmige kalkartige Verhärtungen, deren innere Höhle leer oder mit einer andern kalkartigen Materie in erdigem oder ſtaubigem Zuſtande angefüllt iſt, was ihnen einige Aehnlichkeit mit dem Bau von Knochen verleiht. Die höchſten Gebirge ſind von hartem, feſtem und zähem Thon; in den Schichten, welche der Sonne, der Luft und dem Regen nicht ausgeſezt ſind, verhärtet er ſich zu Stein. An dem Ufer der Flüſſe und in den Thälern, welche zwiſchen den Gebirgen tief in die Inſel eindringen, findet man große Maſſen groben Granits von verſchiedener Miſchung. Neben einem Falle, den der Fluß Matuvai biltet, ſieht man eine Anzahl Säulen von grauem, feſtem und dichtem Baſalt und Bruchſtücke eines braunſchwarzen Baſalts, aus welchem die Eingebornen gewöhnlich ihre Schlägel, Beile, Meiſel und Schneidwerkzeuge verfertigen. Auf O-Aï-tipiha brachten mir die Eingebornen eine Art Feuerſtein, der genau die Form eines Stalaktiten oder einer Subſtanz hatte, welche in tropfbarem Zuſtande gerann. Das Vorkommen des Schwefelkieſes beſtätigt Das, was der gelehrte und geſchickte Dr. Caſimiro Gomez Ortega, Botaniker des Königs von Spanien und Intendant des botaniſchen Gartens zu Madrid, mir von ſpaniſchen Kriegsſchiffen erzählt hat, welche zu Taiti waren, und ein großes Stück gediegenen Schwefels von der ſchönſten durchſichtigen Kryſtalliſation mitbrachten. Dieſes Stück iſt nun in dem königlichen Naturalienkabinet zu Madrid niedergelegt. Oben in den tiefen Thälern, welche dieſe Inſeln durchſchneiden, ſieht man große Maſſen ſchwarzer und ausgehöhlter Felsſteine, die mit Blättchen von weißem und buntem Schörl, kurz mit wahrer Lava angefüllt ſind. Auch ſind dieſe Felſen untermiſcht mit grauer und poröſer Lava in Form von Stalaktiten, welche ſchwarzen Schörl, und einen eiſenhaltigen, thonigen und blätterigen Stein von ſchmutzig-braun-röthlicher Farbe in ſich ſchließt.

„Die Freundſchafts- (Tonga-) Inſeln haben den nämlichen Boden, wie die Geſellſchafts- (Taiti-) Inſeln, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht ſo hoch und nicht ſo mit Felſen angefüllt ſind.“

Die Korallen- und Stern-Korallen-Felſen, womit die Küſten der meiſten Inſeln umgeben ſind, ausgenommen, ſah Forſter nicht eine einzige

*) Piper methysticum, aus welchem man das Kava bereitet.

Verſteinerung in allen Ländern, welche er während der Dauer der von Kapitän Cook befehligten Expedition beſuchte.

Nach dem Bisherigen ſind augenſcheinlich mit allen zwiſchen den Wendekreiſen im großen Ocean gelegenen hohen und gebirgigen Inſeln und Vulkanen Veränderungen vorgegangen, wofür auf auffallende Weiſe die jezt noch thätigen Vulkane zeugen, welche wir zu Tofoa und anderswo beobachtet haben.

Man findet ohne Zweifel auf mehreren dieſer Inſeln kieſige und ſchwefelhaltige Subſtanzen, ſo wie Eiſen- und Kupfer-Kieſe; aber die Gebirge von Neuſeeland ſind es, welche die reichſten metalliſchen Adern in ſich zu ſchließen ſcheinen. Die Heftigkeit des Feuers hat wahrſcheinlich die metalliſchen Subſtanzen aller vulkaniſchen Inſeln zerſtört und in Schlacken verwandelt; die von Neuſeeland dagegen ſcheinen noch unverſehrt zu ſeyn, weil die dort vorkommenden Felſen von einer Art ſind, daß ſie die Mineralogen bis jezt als Urgebirge angeſehen haben, in welchen ſich allein Metalladern vorfinden. Das iſt die einzig wahrſcheinliche Vermuthung, welche man über dieſen Gegenſtand aufſtellen kann. Unſer kurzer Aufenthalt auf dieſen beiden Inſeln verhinderte uns, eine genauere Unterſuchung über ihre mineraliſchen Erzeugniſſe anzuſtellen.

In der Gruppe der Gambier-Inſeln, welche neben dem großen Archipel von Pomotu liegt, und von Kapitän Beechey unterſucht wurde, ſind alle niederen Inſeln und die Ufer der hohen von Sternkorallen gebildet; aber das Innere der hohen Inſeln iſt vulkaniſchen Urſprungs. Die Felſen ſind gewöhnlich eine baſaltartige, poröſe Lava, und an einigen Orten bemerkt man auch ziemlich regelmäßige Kryſtalle von dichtem Baſalt, und Beechey fand dort Zeolithen, kohlenſauren Kalk, Chalcedone, Olivinblende und Jaspiſſe von verſchiedenen Farben. Nirgends bemerkte er einen Krater; alle Inſeln prangten mit dem bewunderungswürdigſten Grün. Die Dammerde ſchien dort nicht ſehr tief, aber ſehr fruchtbar zu ſeyn.

Quellen und Bäche *).

Die hohen Inſeln Polyneſiens haben ſehr waſſerreiche Quellen. Die auf Taiti haben Ueberfluß an friſchem und klarem Waſſer. Eine der Quellen von Ulietea, ſagt Forſter, ſcheint der blanduſiſchen Quelle des Horaz den Rang ſtreitig machen zu können. Die Eingebornen haben ihr mit großen Steinen eine ſchöne Faſſung gegeben. Es iſt eine ländliche Quelle, welche durch ihre Einfachheit einen angenehmen Eindruck macht. Prächtige Baumgruppen und blühende Sträucher, ſo wie die ehrwürdigen Felſen, aus denen die Quelle entſpringt, hüllen ſie in ein beſtändiges Dunkel, und erhalten eine liebliche Friſche. Der kryſtallene Bach, der dem Becken entſtrömt, das Grün des Gehölzes und der umliegenden Ebenen laden den Reiſenden ein, ſeine ermüdeten Glieder durch ein Bad zu erfriſchen. Eine ſolche Abwaſchung gibt ihm die Kraft wieder, die eine glühende Sonne erſchöpfte. Die Tonga-Inſeln ſcheinen keine Quellen zu haben. Die Höhen von E-uah und Anamocka ſind nicht beträchtlich genug, um die Wolken anzuziehen, oder durch ihre beſtändige Feuchtigkeit Quellen

*) Ein aus Forſter, dem einzigen Reiſenden, der dieſen Gegenſtand behandelt hat, ausgezogenes Kapitel.

zu erzeugen. Die Eingebornen ſammeln das Regenwaſſer in Teichen. Einige ſolcher Teiche ſind ſehr groß; aber das Waſſer hat wegen der Nähe des Meeres einen etwas ſalzigen Geſchmack. Außer dieſen Teichen von ſüßem Waſſer befindet ſich auf Anamocka noch eine beträchtliche Lagune von ungefähr 3 Meilen Länge, beſäet mit kleinen durch Baumgruppen verſchönerten Inſeln, voll wilder Enten, und umgeben mit Leuchterbäumen und Hügeln, welche eine ſchöne Landſchaft bilden.

Auch auf der Nordſpitze von Huaheine, einer der Geſellſchaftsinſeln, findet man zwei beträchtliche Lagunen von ſalzigem Waſſer, deren Grund ſehr ſchlammig iſt. Da ſie nicht ſehr tief ſind, ziemlich weit in das Land hineintreten, mit dichtem Geſträuch und großen Bäumen umgeben ſind, alſo von dem Winde nur wenig in Bewegung geſezt werden können, ſo verbreiten ſie einen unerträglichen Geſtank, und, wie es ſcheint, ungeſunde Ausdünſtungen. Dieß iſt vielleicht der Grund, daß ich nur wenige Wohnungen längs der Gebirge im Süden dieſer Lagunen bemerken konnte, und daß auch dieſe nicht ſehr nahe an ihren Ufern ſich befinden.

Die Inſel Vainu hat kein Waſſer, ausgenommen in einigen Behältern, welche Brunnen oder Teiche bilden. Das Waſſer darin iſt vielleicht Regenwaſſer; es ſtaut und hat einen ſalzigen und ſchlechten Geſchmack.

Die Marquiſen- oder Nukahiva-Inſeln ſind voll ſchöner Quellen, welche eine Menge hübſcher Waſſerfälle und Bäche bilden; die mit Wolken bedeckten und durch ihre Ausdünſtungen beſtändig befeuchteten Gebirge unterhalten die Quellen dieſes heißen Klima's.

Neuſeeland beſizt eine große Menge Quellen und Bäche, und man ſieht kaum ein Inſelchen oder einen Felſen ohne eine Quelle von ſüßem Waſſer. Die Duskybai hat mehrere ſchöne Quellen; aber da alles Waſſer durch einen fruchtbaren, ſchwammigen und weichen, aus verfaulten Vegetabilien beſtehenden Boden ſich windet und fließt, ſo hat es eine dunkelbraune Farbe angenommen: es iſt jedoch keineswegs ſalzig, hat keinen beſonderen Geſchmack und erhält ſich gut auf dem Meere.

Alle Quellen der Geſellſchaftsinſeln, der Marquiſen und Neuſeelands bilden Bäche; aber keiner, ſagt Forſter, iſt beträchtlich genug, um eine beſondere Beſchreibung zu verdienen. Das iſt irrig; man kann von Ikana-Ma-ui zwei ziemlich bedeutende Flüſſe anführen, den Chukianga und den Naipa.

In der Duskybai, wo das Meer überall ſehr tief iſt, fanden wir, daß die Tiefe des Waſſers in den Baien und Buchten, wo ſich ein Bach ausmündet, allmälig abnehme, ſo daß Boote ſchon in einer beträchtlichen Entfernung von der Küſte ſtranden müſſen; woraus wir ſchließen dürfen, daß dieſe Bäche nach einem heftigen Regen oder dem Schmelzen des Schnees viele Erde bis zu ihrer Mündung fortführen, dort nach und nach niederlegen, und daß der Widerſtand des Meerwaſſers, welches ſchwerer iſt, als das ſüße Waſſer, dem Winde und der Fluth es nicht geſtattet, daſſelbe weiter fortzuführen. In den unzähligen und tiefen Meeresarmen dieſer geräumigen Bai ſieht man eine Menge prächtiger Waſſerfälle, welche von einer ungeheuren Höhe herabſtürzen, ohne daß der kleinſte Felſen ihren Fall unterbricht. Man müßte den Pinſel und Geiſt eines Salvator Roſa haben, um einige dieſer Waſſerfälle, und die maleriſche Scene, welche ſie umgibt, nach der Natur zu zeichnen.

Die Bewohner der Geſellſchaftsinſeln wiſſen den obern Lauf ihrer

Bäche zu benutzen. Ueberall, wo das Thal ſich zwiſchen den ſchroffen Flanken der Gebirge erweitert, errichten ſie mit großen Steinen, welche ſie quer durch die Bäche aufhäufen, einen Damm, wodurch der Waſſerſpiegel und zwar bisweilen über die Oberfläche des Thales erhöht wird; ſie umgeben die Ebene mit einem kleinen Erdaufwurfe, und pflanzen dort Edoe oder arum esculentum (eine Art Aronswurzel), eine Pflanze, welche gern unter dem Waſſer iſt und dort große, knollige Wurzeln treibt. Iſt das Waſſer vermittelſt des Dammes auf eine angemeſſene Höhe geſtiegen, ſo läßt man es auf die Felder laufen, und ſind dieſe hinlänglich überſchwemmt, ſo läßt man es auf die entgegengeſezte Seite ablaufen. Dieſer Dämme bedienen ſich die Eingebornen zugleich als Brücken; ſie ſpringen mit vieler Gewandtheit von einem Steine auf den andern, ſelbſt wenn ſie eine Laſt auf dem Rücken tragen.

Außer den Bächen und anderen Gewäſſern findet man eine Menge Lagunen auf den kleinen Inſeln Polyneſiens; aber bis jezt weiß man nur von einem einzigen See, der ſich auf Ika-na-Ma-ui, einer der großen Inſeln Neuſeelands, befindet. Sein Name iſt Rota-Dua.

Pflanzenreich.

Das Pflanzenreich iſt in Malaiſien reicher, als in dem übrigen Oceanien, weil es dort gut bewäſſerte große Landſtriche gibt. Aber Polyneſien hat mit beinahe wenigen Ausnahmen alle Nutzpflanzen.

Im Archipel von Ha-uai werden wir die meiſten Pflanzen des öſtlichen Oceaniens finden, in Verbindung mit mehreren Pflanzen Europa's, China's und Amerika's, welche dort bereits einheimiſch geworden ſind. Auf den *Taiti-Inſeln ſezt die Natur durch die Pracht ihres Anblicks den Reiſenden in Erſtaunen.* Die verſchiedenartigſten Geſtalten und Farben vereinigen ſich, um das Auge zu entzücken und ihm das mannigfaltigſte Schauſpiel zu bereiten. Eine große Anzahl von Fruchtbäumen verbreitet Schatten, wodurch der Teppich des Grüns gegen die verzehrenden und brennenden Strahlen der tropiſchen Sonne geſchüzt wird. Auf den Gebirgen findet man mehrere Arten großer Farrenkräuter. Das Innere erzeugt Eugenien, Mimoſen, Bambus und Palmbäume, und die Küſten den Brod-, den Bananen-, den Kokosnußbaum und den Inocarpus edulis, deſſen Frucht, die an Geſtalt und Geſchmack der Kaſtanie ähnlich iſt, von den Eingebornen gegeſſen wird, und den To, das beſte Zuckerrohr der Welt, den Kava (piper methysticum) und vieles Andere.

Der koſtbare und wohlriechende, rothe und weiße, Sandelholzbaum findet ſich auf Ha-uai, Taiti und Nukahiva.

Auf den meiſten Inſeln Polyneſiens findet man den Hybiscus, die Erythrina, die Aralia, die Euphorbia, die Ixora, die Bauhinia, und andere Pflanzen, welche ſich durch das glänzendſte Kolorit, durch die Anmuth und Merkwürdigkeit ihrer Geſtalten auszeichnen. Wir werden uns bei der Beſchreibung eines jeden der polyneſiſchen Archipele noch genauer darauf einzulaſſen haben; hier nur einige allgemeine Bemerkungen vom größten Intereſſe, die wir den Reiſen Cooks, beſonders Forſtern und dem Ritter Banks entnehmen wollen.

Neuſeeland, das in der gemäßigten Zone liegt, bietet einen ganz andern Anblick dar, als alle tropiſchen Gegenden. Die nördliche Inſel,

obgleich gebirgig, wie die andern, hat dennoch ſehr ausgedehnte Ebenen, aus deren Anbau die Eingebornen Nutzen zu ziehen wiſſen: man findet dort ungeheure Farrenkräuter, die den Bewohnern zur Nahrung dienen. Was die ſüdliche Inſel betrifft, ſo erblickt das Auge überall Gebirgsketten, welche ſich übereinander erheben, und deren höchſte Spitzen mit Schnee bedeckt ſind. Die ſchroffen Felſen, die engen Thäler, Alles iſt mit dichten Waldungen bedeckt. Der einzige Unterſchied zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Ende der Inſel beſteht darin, daß, je mehr man gegen das leztere vorrückt, die Felſen um ſo rauher werden, der Boden, wie man es im Norden findet, mehr mit Gras, Binſen u. ſ. w. bedeckt iſt, und man weniger flaches und holzloſes Land antrifft. Das Klima dieſer Inſel iſt ſo gemäßigt, daß alle unſere europäiſchen Gartenpflanzen (welche die Naturforſcher der Expedition Cooks in der Nähe des Königin-Charlotte-Hafens ausſäeten) dort im Winter vortrefflich gedeihen. Die einheimiſche Flora iſt ſehr reich, und die Mannigfaltigkeit der neuen Geſchlechter und Gattungen iſt beträchtlich; aber die Wälder ſind wahre Labyrinthe, und man kann wegen der ungeheuren Menge von Schlingpflanzen, in einander verſchlungener Büſche und Geſträuche, welche überdieß größtentheils das Aufkommen krautartiger Pflanzen hindern, kaum in ſie eindringen. Dieſe lezteren finden ſich nur am Rande der Wälder, und beſtehen hauptſächlich in antiſcorbutiſchen Pflanzen und in Gemüſekräutern. Die koſtbarſte Pflanze Neu-Seelands iſt das Phormium tenax, der ſchönſte Lein der Welt.

Je weiter man gegen Süden vorrückt, um ſo unfruchtbarer wird das Land; das Feuerland an der ſüdlichen Spitze Amerika's, ſtarrt unter einer ſtrengen Kälte; ſeine ganze weſtliche Küſte zeigt kahle Felsgebirge, deren Gipfel immer mit Schnee bedeckt ſind. In einer nordweſtlich vom Kap Horn gelegenen Bai ſieht man kaum einige Spuren von Vegetation, ausgenommen auf niederen Inſelchen, die mit kleinen moosartigen Sumpfpflanzen bedeckt ſind, in der Tiefe der Thäler und in Bergſpalten, wo man elendes Geſtrüppe erblickt.

„Als wir die unfruchtbaren Küſten von Feuerland unterſuchten", ſagen Anderſon und Solander, „konnten wir uns kein ſchrecklicheres Land denken; aber nachdem wir einige Zeit öſtlich gefahren waren, trafen wir unter der nämlichen Breite die Inſel Neu-Georgien, die uns ſo gräßlich erſchien, daß wir ſie, ehe wir landeten, für eine Eismaſſe hielten. Wir glauben verſichern zu können, daß es keine Gebirge auf der Erde gibt, deren Geſtalt ſo zerhackt und zerriſſen wäre. Mitten im Sommer ſind ſie beinahe bis an das Ufer, wo ohne Zweifel der Pflanzenwuchs häufiger iſt, mit Schneemaſſen bedeckt. Nur auf den Punkten des Landes, die ihrer Lage wegen dem Einfluſſe der Sonne zugänglich ſind, kommt dieſe eiſige Kruſte zum Schmelzen, und der Fels mit ſeinem ſchwarzen und abſchreckenden Ausſehen wird bloßgeſtellt. Wir fanden in der Poſeſſionbai nur zwei Arten von Pflanzen, eine neue der weſtlichen Hemiſphäre eigene (ancistrum decumbens), und eine bereits bekannte Grasart (dactilis cespitosa); die Magerkeit und geringe Höhe beider Gewächſe zeugen von dem Elende des Landes. Endlich, als ob uns die Natur hätte überzeugen wollen, daß ſie ein noch ſchrecklicheres Land hervorbringen könne, entdeckten wir ein ſolches, 4 Grade ſüdlicher, Sandwich-Land, dem Anſcheine nach höher, und gänzlich mit Schnee und Eis bedeckt (ausgenommen auf einigen losgeriſſenen Felſen), und allem Anſcheine nach unfähig, eine einzige Pflanze hervorzubringen.

Es iſt beinahe beſtändig in Nebel eingehüllt; wir konnten es nur von Zeit zu Zeit zu Geſicht bekommen; damals entdeckten wir ſogar nur die niedrigſten Striche deſſelben. Eine undurchdringliche Nebelmaſſe belagert unaufhörlich den Gipfel der Gebirge, gleich als ob der Anblick aller dieſer Schreckniſſe für das Auge des Menſchen zu gräßlich wäre. Noch faßt uns ein Schauder, wenn wir uns daran erinnern, und gern eilt die Einbildungskraft über ſo traurige Bilder hinweg.“

Ueber alle dieſe Beobachtungen kann man, denke ich, folgende Anſicht Forſters annehmen, daß die ſtrenge Kälte der Südpolregionen die Keimkraft der Vegetabilien beinahe ganz erſtickt; daß die Länder der gemäßigten Zonen die verſchiedenſten Pflanzen erzeugen, welche nur der Kunſt bedürfen, um dem Reichthum der heißen Zone gleichzukommen; daß Klima und Anbau den tropiſchen Inſeln eine reiche Vegetation verleihen; daß die Menge der Vegetabilien gewöhnlich der Ausdehnung des Landes entſpricht: woher es kommt, daß ſich die Kontinente immer durch ihren unermeßlichen Pflanzenreichthum auszeichneten. Der von Neuholland, der unter Anderen von Banks und Solander ſorgfältig unterſucht wurde, belohnte ihre Arbeiten ſo gut, daß ſie einem ſeiner Häfen den Namen Botanybai gaben. Die Inſeln erzeugen eine mehr oder minder große Anzahl von Gattungen, je nach dem ihr Umfang mehr oder minder ausgedehnt iſt; „ſo, glaube ich,“ fügt der ehrenwerthe und gelehrte Forſter hinzu, „daß Neuſeeland und die tropiſchen Inſeln verhältnißmäßig reich an Erzeugniſſen des Pflanzenreiches ſind. Es iſt unmöglich, die Zahl ihrer Pflanzen mit einiger Genauigkeit zu beſtimmen, weil wir nur wenig Gelegenheit gehabt haben, ſie zu unterſuchen. Wir fanden in Neuſeeland mehr als 150 neue Gattungen, und darunter ſind nur 10, welche Linné bekannt ſind; dieſes Verhältniß beweist uns, wie weit die Formen der Vegetabilien dieſes Landes von den unſrigen entfernt und verſchieden ſind. Wir hatten nur im Frühling Gelegenheit Pflanzen zu ſammeln, und Einmal zu Anfang des Winters; endlich beſuchten wir nur zwei Bezirke der nördlichen Inſel. Man kann alſo mit Grund annehmen, daß, beide Inſeln zuſammengenommen, genaue Unterſuchungen die Flora von Neuſeeland auf wenigſtens 4—500 Gattungen ſteigern würden, beſonders wenn die Botaniker in einer günſtigern Jahreszeit als wir dorthin kämen und längere Zeit dort verweilen würden.“

„Auf den tropiſchen Inſeln“, fährt Forſter fort, „iſt das Verhältniß der neuen Gattungen zu den bekannten ſehr verſchieden von dem auf Neu-Seeland. Wir entdeckten dort ungefähr 240 neue Gattungen, und 140, welche Linné beſchrieben hat; die Totalſumme iſt alſo 380, wovon ein Drittheil ſchon bekannt war. Die Kultur trägt beſonders zu dieſer Verſchiedenheit bei. Dieſe Länder enthalten wahrſcheinlich Pflanzen, welche die erſten Bewohner dieſer Inſeln mit ſich aus Oſtindien, ihrem urſprünglichen Wohnſitze, gebracht haben; es iſt alſo ſehr natürlich, daß ſie bekannt ſind; mit dieſen angebauten Pflanzen konnten aber wahrſcheinlich auch Samen mehrerer wilden Pflanzen, die ebenfalls im öſtlichen Indien einheimiſch und alſo den Botanikern bekannt ſind, dahin kommen. Die neuen Pflanzen können alſo nur ſolche ſeyn, die auf dieſen Inſeln einheimiſch ſind, und ſolche, die den Beobachtungen der Europäer in Indien entgangen ſind.

„Man findet wenig Vegetabilien auf den niedrigen Inſeln, weil ſie ſehr klein ſind; indeß hat man doch einige neue entdeckt. Die Inſel Sauvage iſt nur eine niedere Inſel und erhebt ſich wenige Fuß über das Waſſer;

nackte Korallenfelſen, aus denen ſie beſteht, zeugen hinlänglich von ihrem Urſprung: man findet dort neue Pflanzen, welche in den Spalten der Korallen ohne die mindeſte Erde wachſen. Man könnte wahrſcheinlich im Innern noch mehrere ſeltene Pflanzen ſammeln; aber der wilde Charakter der Eingebornen verhinderte die meiſten Reiſenden daran.

„Als Kontraſt gegen die tropiſchen Inſeln müſſen wir die Inſel Waihu oder Oſterinſel anführen, welche doch nicht ſo weit von denſelben entfernt iſt. Die Holländer, ihre Entdecker, haben eine ganz falſche Beſchreibung davon gemacht, oder ſie iſt ſeit dieſer Zeit gänzlich umgekehrt worden. Ihr elender mit Steinen beſäeter Boden weist nur 20 Pflanzengattungen auf; nur 10 werden angebaut; keine gelangt zu der Größe eines Baumes, und beinahe alle ſind klein, verſchrumpft und dürr. Auf der entgegengeſezten Seite oder im weſtlichſten Striche des großen Oceans liegt die kleine Inſel Norfolk; beinahe alle ihre Pflanzen haben Aehnlichkeit mit denen Neuſeelands, von dem es doch ſehr weit entfernt iſt *). Nur die größere Milde des Klima's, welche jeder Pflanze mehr Leben gibt, macht, wie man bemerkt, einen Unterſchied; wir bemerkten dort einen kegelförmigen Baum, der dieſer Inſel und dem öſtlichen Ende von Neukaledonien eigen iſt; ſeine Geſtalt leitet auf die Vermuthung, daß er zur Klaſſe der Cypreſſen gehöre; er erreicht eine beträchtliche Höhe und Dicke, und ſein Holz iſt ſehr ſchwer.

„Da der große Ocean einerſeits durch Amerika, andrerſeits durch Aſien begränzt iſt, ſo gleichen die auf dieſen Inſeln vorkommenden Pflanzen theilweiſe denen dieſer beiden Feſtländer, und haben mehr oder minder ihre Beſchaffenheit an ſich, je nach dem ſie dem einen oder dem andern mehr oder minder nahe ſind. So findet man auf den öſtlichſten eine größere Anzahl amerikaniſcher als indiſcher Pflanzen; und je weiter man gegen Weſten vorrückt, um ſo mehr hebt ſich auch die Aehnlichkeit mit den indiſchen hervor. Dieſe allgemeine Regel hat indeß auch Ausnahmen; ſo finden ſich z. B. die Gardenia und der Papiermaulbeerbaum, die beide oſtindiſche Pflanzen ſind, nur auf den Freundſchafts- und Geſellſchaftsinſeln, die zu den öſtlichen Gruppen gehören; die Tacca pinnatifida, welche ein molukkiſches, zuerſt von Rumph, einem gelehrten holländiſchen Naturforſcher, beſchriebenes Gewächs iſt, trifft man nur auf den Geſellſchaftsinſeln. Andererſeits fallen uns amerikaniſche Gattungen erſt dann in die Augen, wenn wir die neuen Hebriden oder Neukaledonien erreicht haben, die doch von allen Inſeln des großen Oceans am weiteſten von Amerika entfernt ſind. Dieſe Ausnahmen kommen vielleicht zum Theil daher, daß die Bewohner, welche auf den öſtlichen Inſeln civiliſirter waren, Pflanzen aus Indien mitbrachten, die die anderen vernachläſſigten. Auch kann man dadurch die Einführung der wild wachſenden indiſchen Pflanzen auf dieſen öſtlichſten Inſeln erklären; denn ich habe ſchon bemerkt, daß ſie wahrſcheinlich unter den Samen der angebauten dahin gebracht wurden. Zur Begründung dieſer Vermuthungen will ich noch beifügen, daß ſich die indiſchen Gattungen gewöhnlich auf den Ebenen der Geſellſchaftsinſeln, und die wildwachſenden amerikaniſchen auf den Gebirgen befinden. Eine kleine Anzahl Pflanzen iſt allen Klimaten des großen Oceans gemein; der Sellerie und Kreuzpflanzengattungen finden ſich auf den niederen Inſeln zwiſchen den

*) Sie gehört zu Melaneſien, ob ſie gleich im großen Ocean liegt.

Wendekreiſen, auf dem Sandboden Neuſeelands und auf den ſumpfigen Inſeln von Feuerland. Mehrere andere Gattungen haben, wie es ſcheint, je nach der Verſchiedenheit des Klima's einen höhern oder niedrigern Wuchs; ſo findet ſich z. B. eine Pflanze, welche die höchſten Gipfel der Gebirge auf Taiti, ſo wie auf allen anderen Geſellſchaftsinſeln einnimmt, und dort nur als ein Geſträuch wächst, in den Thälern Neuſeelands, und wird dort ein Baum von beträchtlicher Höhe. Dieſer Unterſchied iſt ſogar in den verſchiedenen Theilen Neuſeelands bemerkbar; ſo iſt die Pimelea-Gindia, ein ſchöner Strauch der Duskybai oder des ſüdlichen Endes, wo er in dem niedrigſten Theile des Landes vorkommt, im Königin-Charlotte-Hafen und in dem nördlichen Theile, wo man ihn bloß auf den hohen Gebirgen findet, nur eine ſehr kleine Staude. Gleiche Lage und gleiches Klima veranlaſſen bisweilen eine Aehnlichkeit der Vegetation; daher erzeugen die kalten Gebirge auf Feuerland Pflanzen, welche in Europa in Lappland, auf den Pyrenäen und Alpen vorkommen.

„Die Verſchiedenheit des Bodens und Klima's bringt mehr Abwechslung in die Pflanzen der tropiſchen Inſeln des großen Oceans, als in die anderer Länder dieſes Meeres; nichts iſt gewöhnlicher, als auf dieſen Inſeln zwei, drei, vier oder noch mehr Varietäten in einer und derſelben Pflanzengattung zu ſehen, die wir in ihrem Extreme für neue Gattungen halten würden, wenn uns nicht die Zwiſchenglieder bekannt wären, welche ſie verbinden und ihre ſtufenweiſe Veränderung nachweiſen. Immer habe ich bemerkt, daß Blätter, Haare und einige der Blüthenſtiele am häufigſten Abwechslungen unterworfen ſind, am wenigſten aber alle Theile der Blüthe und Frucht. Dieſe Regel iſt indeß, ſo wie alle anderen, nicht ohne Ausnahme; und die Abwechslungen, welche vom Boden herrühren, bringen auch dort bisweilen Verſchiedenheiten hervor; indeß ſind ſie zu unbedeutend, um Erwähnung zu verdienen. Ein kaltes Klima oder eine hohe Lage laſſen einen Baum nur bis zum Strauch aufkommen, und umgekehrt; ein ſandiger oder ſteiniger Boden erzeugt ſaftige Blätter und gibt ſolche auch den Pflanzen, welche in einem fetten Boden magere und kraftloſe Blätter haben; eine Pflanze, welche in einem trockenen Boden ſehr bitter iſt, verliert ihre Schärfe, wenn ſie in ein feuchtes Land kommt, was oft eine Verſchiedenheit unter den Spielarten einer und derſelben Gattung auf den Freundſchaftsinſeln und den Gebirgen der Geſellſchaftsinſeln hervorbringt; denn die erſteren, die nicht ſehr hoch ſind, ſind weniger feucht, als die der lezteren Länder, die viele Nebel haben.

„Bekanntlich bringt die Kultur große Abwechslungen in die Pflanzen; aber man bemerkt Dieß vornehmlich auf den tropiſchen Inſeln des großen Oceans, wo der Brodbaum allein vier oder fünf Spielarten zählt, und die Drachenblutpflanze zwei; der Takka*) in kultivirtem Zuſtande hat ein ganz anderes Ausſehen, als der wilde; und der Bananenbaum wechſelt beinahe ins Unendliche, wie unſer Apfelbaum. Das Pflanzenreich liefert den Bewohnern der unter dem Aequator liegenden Länder des großen Oceans zum größten Theil Das, was ſie zu ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung und ihren Möbeln nöthig haben, mit Einem Worte alle ihre Bedürfniſſe. Die Bewohner von Neuſeeland dagegen leben hauptſächlich von Fiſchen, und die wildwachſenden Pflanzen liefern ihnen ihre Kleidung, ſo daß ſie ſich,

*) Oder Arrow-root.

und zwar vornehmlich auf der nördlichen Inſel, nicht mit dem Ackerbau beſchäftigen. Die Pflanze, aus der ſie ihre Stoffe, ihre Fiſchleinen, ihre Seile u. ſ. w. verfertigen, bildet ein neues Geſchlecht, das wir Phormium nannten, und gehört eigentlich zur Ordnung der lilienartigen Gewächſe, indem ſie viel Aehnlichkeit mit den Schwertlilien hat; aber auf den tropiſchen Inſeln, wo das Klima zur Civiliſation führt, lieben die Eingebornen eine Abwechslung in den Nahrungsmitteln, Bequemlichkeit im Innern, Schönheit und Schmuck in ihren Kleidungen; daher bauen ſie beinahe fünfzig verſchiedene Pflanzengattungen, und benutzen noch überdieß mehrere wild wachſende. Die geringe Arbeit, welche der Ackerbau erfordert, und die beträchtlichen Vortheile, welche daraus für ſie, ſowie für die Bewohner der Geſellſchaftsinſeln erwachſen, machen, daß die Zahl der kultivirten Pflanzen die der anderen bei Weitem überſteigt.

„Man glaubt allgemein, daß Seegras oder Seetang ſichere Anzeichen eines nahen Landes ſeyen. Um dieſe Behauptung zu widerlegen, haben wir nicht nöthig, von den ungeheuren Maſſen von Seegras zu ſprechen, welche man beſtändig mitten im atlantiſchen Ocean findet, weil wir den großen Ocean anführen können, der ſich in der gemäßigten Zone wenigſtens 1500 Lieues weit von Neuſeeland an bis Amerika erſtreckt. Wir wiſſen zuverläſſig, daß ſich auf dieſem weiten Raume kein Land befindet, und doch trafen wir von Zeit zu Zeit Haufen von Seegras auf der Oberfläche des Meeres ſchwimmend. Wahrſcheinlich ſchlagen einige dieſer Seegräſer niemals Wurzel auf einem feſten Boden, und wachſen auf dem Meere, wo der Wind ſie hin- und hertreibt, ſo wie andere Waſſerpflanzen der Ufer. Aber geſezt Dieß wäre nicht der Fall, ſo iſt leicht begreiflich, daß die heftigen Weſtwinde, die beinahe beſtändig in dieſem Striche wehen, dieſes Seegras losreißen und es durch den ganzen Ocean hinführen.“

Wäre dieſer leztere Umſtand erwieſen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß einmal losgeriſſenes Seegras zu verderben anfängt; und nur aus der Unterſuchung des Zuſtandes dieſer Pflanzen könnte man vielleicht einen unſicheren Schluß auf die Nähe des Landes ziehen.

Thierreich.

Man ſieht leicht, daß die großen Gattungen ſich nicht auf den kleinen Inſeln Polyneſiens verbreiten konnten. Ehe die Europäer Ziegen und Rindvieh dahin brachten, fanden ſich als Hausthiere nur der Hund, das Schwein und das Huhn vor.

Das Vögelgeſchlecht iſt ſehr mannigfaltig. Das Hausgeflügel iſt ſehr zahlreich; die Hühner ſind größer als die unſrigen. Sehr kleine Papageyen von einem ſchönen Saphirblau, und Lori's von einem hübſchen Roth bewohnen die Gipfel der höchſten Kokosnußbäume; der dunkelgrüne Königsfiſcher prangt mit einem alabaſterweißen Halſe; Kukuke, Turteltauben und Tauben gibt es dort ſehr viele; der Tropenvogel hält ſich in Höhlen auf, als ein wahrer Höhlenbewohner; die Einwohner fangen ihn, um die Federn ſeines Schwanzes zu bekommen, ſo wie den Fregattenvogel, welcher ein Zugvogel iſt. Bläuliche Reiher gehen mit unerſchütterlichem Ernſte auf dem Sande ſpazieren und freſſen Würmer und Mollusken.

Auf Ha-uai zeichnet man den Moho mit dem glänzendſten Farbenſpiegel, und den prächtigen Hearo-taire aus, und auf Neuſeeland die Amſel mit gekräuſeltem Halſe.

Vampyre (Fledermäuſe) gibt es in Menge auf den polyneſiſchen Inſeln. Sie nähren ſich hauptſächlich von Früchten; aber ich glaube nicht, daß ſie gute Schwimmer ſind, ob ich gleich einige ſchwimmen ſah, was vielleicht nur eine Ausnahme iſt; aber oft ſtürzen ſie ſich ins Waſſer, um ſich den Schmutz abzuwaſchen oder ſich von dem Ungeziefer zu befreien, welches ſich an ihre Haut hängt. Ihr Geruch iſt widrig. Wenn man ſie reizt, beißen ſie wüthend; ſonſt aber richten ſie keinen Schaden an.

Die zwei vierfüßigen Hausthiere ſind, wie wir ſchon geſagt haben, der Hund und das Schwein. Zur Zeit Cooks waren ſie die einzigen, welche man auf der Inſel Taiti fand. Neuſeeland und die niedrigen Inſeln kannten nur Hunde; die Nukahiva- und Tonga-Inſeln bloß Schweine; ſo wie die Hawai-Inſeln, die Carolinen und die Inſeln Waihu dieſe beiden Thiergattungen gar nicht hatten. Nun ſind ſie durch die Europäer auf den meiſten Archipelen verbreitet worden, und überdieß auf einigen auch Ziegen, Schafe, Rindvieh und ſogar Pferde.

Die Schweine ſind von der ſogenannten chineſiſchen Raſſe. Sie haben einen kurzen Leib und kurze Beine, einen beinahe bis auf den Boden hängenden Bauch, gerade Ohren und ſehr wenig Borſten. Es gibt, glaube ich, keine Gattung Schweine, deren Fleiſch ſo ſaftig und deren Fett ſo angenehm wäre. Eine Eigenſchaft, die man nur ihrer vortrefflichen Nahrung zuſchreiben kann. Sie nähren ſich hauptſächlich von der friſchen Frucht des Brodbaumes, oder dem Sauerteig dieſer Frucht, von Ignamen, Arums u. ſ. w. Sie ſind ſehr häufig auf den Geſellſchaftsinſeln; man ſieht deren bei allen Häuſern; einige Familien halten eine beträchtliche Anzahl Schweine. In großer Menge ſind ſie auch auf den Marquiſen und auf Tongatabu vorhanden. Die Raſſe der Hunde im großen Ocean iſt ſehr merkwürdig; *ſie haben viel* Aehnlichkeit mit gewöhnlichen Schäferhunden, aber einen äußerſt *dicken Kopf*, merkwürdig kleine Augen, ſpitzige Ohren, langes Haar und einen *kurzen* und buſchigen Schwanz; auf den Geſellſchaftsinſeln nähren ſie ſich hauptſächlich von Früchten; auf den niedrigen Inſeln und auf Neuſeeland freſſen ſie nur Fiſche. Sie ſind äußerſt dumm, heulen von Zeit zu Zeit, haben einen ſehr ſchwachen Geruch und ſind ausnehmend faul. Die Eingebornen mäſten ſie um ihres Fleiſches willen, das ſie leidenſchaftlich gern eſſen und dem Schweinefleiſche vorziehen. Ueberdieß machen ſie aus ihren Haaren Zierrathen; auf den Geſellſchaftsinſeln verfertigen ſie Franſen und Küraſſe daraus, und auf Neuſeeland beſetzen ſie ihre Kleider damit.

Außer dem Hunde und den durch die Europäer eingeführten vierfüßigen Thieren hat Neuſeeland vier andere Säugethiere; das erſte iſt die Ratte; das zweite eine kleine Fledermaus; das dritte und vierte zwei Robben-Arten, der Seebär und der Seeelephant.

Der rieſenhafte Pottfiſch und der Haifiſch kommen in verſchiedenen Gegenden vor. Auf einer der drei Reiſen des berühmten Kapitäns **Cook** ſahen **Banks** und **Forſter** auf dem Südmeere folgende Cetaceen: den Spritzwall (balæna physalus), den Wallfiſch mit der ſpitzigen Schnauze (balæna rostrata), den Nordkaper (balæna glacialis), den Butzkopf, den gemeinen Delphin und den kleinen Delphin. Die beiden lezteren finden ſich im ganzen Ocean, von der Linie bis zum ſüdlichen Polarkreis.

Die Vögel Polyneſiens ſind zahlreich und ihre Gattungen ſehr mannigfaltig. Alle leben ruhig in jedem Buſche und auf jedem Baume; die

Eingebornen ſtören ſie beinahe niemals, und ich ſah einige zu meinen Füßen freſſen. Sie beleben die Wälder durch ihren ununterbrochenen Geſang, und ihr mannigfaltiges Gefieder erhöht den Glanz der Natur. Man glaubt gemeiniglich, die buntfarbigen Vögel ſingen nicht; aber außer dem gewöhnlichen Diſtelfinken, welcher vielleicht einer der ſchönſten Vögel der Erde und deſſen Stimme ſehr melodiſch iſt, könnte man leicht noch ſehr viele Beiſpiele vom Gegentheil anführen. Der Geſang der Vögel ertönt ſowohl in den wilden Wäldern Neuſeelands, als in den angebauten Gehölzen Taiti's. Eigentlich gibt es nur Eine Art zahmer Vögel auf den tropiſchen Inſeln des großen Oceans, nämlich den gemeinen Hahn und das gemeine Huhn, welche ebenfalls in Vaihu zahlreich ſind, wo es ſonſt keine anderen Hausthiere gibt. Man findet ſie ebenfalls auf den Nukahiva-, Taiti- und Tonga-Inſeln, und in den beiden leztern Archipelen. Sie ſind ſehr groß; auf den niedrigen Inſeln und den Inſeln der gemäßigten Zone fehlen ſie ganz. Die Papageyen und Tauben kann man nicht unter die Hausthiere rechnen; denn obgleich die Bewohner der Taiti- und Tonga-Inſeln einige zähmen, ſo haben ſie doch nie eine Brut davon. Forſter zählte 114 neue Vögel, welche zur Hälfte Waſſervögel ſind. Die Zahl der neuen Vögel iſt erſtaunlich groß, wenn wir ſie mit der vergleichen, welche vor 60 Jahren den Naturforſchern bekannt war. Deßhalb kann man wohl hoffen, noch viel Neues auf den Kontinenten zu finden, welche man noch nicht unterſucht hat.

Obgleich die meiſten Vögel Neuſeelands ſich durch die hübſchen Farben ihres Gefieders auszeichnen, ſo hat doch auf der Inſel Norfolk *), welche nicht weit davon entfernt iſt (ſie hat genau ebendieſelben Pflanzengattungen, wie Neuſeeland), das Gefieder der Vögel weit lebhaftere Farben, was uns beweiſt, daß das Klima ſehr großen Einfluß auf die Farben hat. Eine Gattung des Königsfiſchers, der auf allen Inſeln des großen Oceans vorkommt, hat Spielarten, welche zwiſchen den Wendekreiſen viel glänzender ſind als auf Neuſeeland. Das Gefieder hängt auch in anderer Beziehung vom Klima ab. Die Vögel der heißen Länder ſind nur mäßig bedeckt, während die der kalten Länder und beſonders die, welche beſtändig über dem Meere ſchweben, ein ſehr dichtes Gefieder haben, und ihre Federn doppelt ſind, d. h. aus jeder Röhre zwei hervorkommen. Die Federn der Fettgänſe, die man häufig mit den Pinguin's verwechſelt, und die beinahe immer im Waſſer leben, ſind kurz, oblong und liegen wie Fiſchſchuppen auf einander; ſie haben zugleich eine dichte Umhüllung von Fett, welche ſie in den Stand ſezt, der Kälte zu widerſtehen. Ebenſo verhält es ſich mit den Robben, Gänſen und anderen Waſſerthieren der ſüdlichen Länder. Die Landvögel innerhalb und außerhalb der Wendekreiſe bauen ihre Neſter auf Bäume, die gemeine Wachtel auf Neuſeeland ausgenommen, welche die Sitten und Gewohnheiten der europäiſchen Wachtel hat. Einige von den Waſſervögeln bauen ihre Neſter auf die Erde, wie die Strandläufer, welche nur zu zwei zuſammenleben, während mehrere Seerabengattungen in Truppen ſich vereinigen, und bald auf Bäumen, bald in Felsſpalten ſich aufhalten. Die Sturmvögel verkriechen ſich zu Tauſenden in unterirdiſche Löcher; ſie ernähren dort ihre Jungen und begeben ſich jedesmal des Nachts dahin. Die fruchtbarſte Gattung im großen Ocean ſind die Enten, welche

*) In Melaneſien.

mehrere Eier für Eine Brut legen; doch ſind die Seeraben, Fettgänſe und Sturmvögel, ungeachtet ſie nur 1 oder 2, höchſtens 3 Eier für die Brut legen, weil man ſie niemals ſtört und weil ſie ſich immer in beträchtlichen Truppen beiſammen halten, die gemeinſten und zahlreichſten geworden.

Die wenigen Amphibien, welche den großen Ocean bewohnen, findet man in den tropiſchen Ländern: ſie ſind 1) die Karatſchildkröte, welche die für die Fabriken taugliche Schildkrötenſchale liefert; 2) die grüne Schildkröte, welche gut zu eſſen iſt; 3) die gemeine Eidechſe; 4) der Gecko; 5) die amphibiſche Schlange, und 6) die anguis platura Linné's. Keines von dieſen Thieren iſt giftig.

Der große Ocean iſt reich an Fiſchen; man findet dort eine große Mannigfaltigkeit der Gattungen. Bis jezt konnte man noch keine Sammlungen in dieſem Zweige der Naturgeſchichte machen, weil der Aufenthalt der meiſten Seefahrer und Reiſenden nur kurz war, weil ſie ſelten geſchickte Schiffer an Bord hatten; weil ſie ſich an die Eingebornen wenden mußten, um ſich Fiſche zu verſchaffen, und weil endlich mehrere ihrer Sammlungen durch Schiffbrüche verloren gingen. Forſter, der Vater, ſammelte an verſchiedenen Orten 74 neue Gattungen, und ungefähr 40 andere von Linné beſchriebene.

Die zum Eſſen angenehmſten Fiſchgattungen ſind auch die fruchtbarſten; doch muß man bemerken, daß es um keine Inſel des großen Oceans, die Marianen und Carolinen ausgenommen, ſo viel gibt, als um Neuſeeland. Labillardière *) ſah dort Züge von Fiſchen, welche durch ihre Bewegungen eine Art Ebbe und Fluth im Meere hervorbrachten. Daher iſt der Fiſch auch das hauptſächlichſte Nahrungsmittel der Eingebornen geworden, die dieſe Art ſich zu nähren leichter und bequemer fanden, ob ſie gleich weniger indolent ſind, als die meiſten Polyneſier.

Die meiſten Fiſche Polyneſiens ſind gut zu eſſen; mehrere haben einen köſtlichen Geſchmack; nur eine kleine Anzahl der Branchioſtegen iſt ſchädlich. Auf Taiti gibt es einen kleinen rothen Krebs, deſſen Genuß tödtlich wird **). Der Tetrodon, der Forſtern auf der Küſte von Neu-Süd-Wallis vergiftete, kommt auch in Polyneſien vor, und führt beſtändig ein narkotiſches Gift bei ſich.

Im großen polyneſiſchen Ocean oder Südmeer beobachtet man Krabben, welche ſich von Kokosnüſſen nähren.

Schwerlich trifft man irgendwo weniger Inſekten, als auf dieſen unzähligen Inſeln. Auf den tropiſchen Inſeln, gewöhnlicher aber auf den weſtlichſten Inſeln, findet man einen kleinen Skorpion. Der taitiſche richtet keinen Schaden an, ungeachtet er gerade ſo bewaffnet iſt, wie die übrigen verwandten Gattungen. Noch hat man es nicht entdeckt, durch welche zufällige Umſtände das Gift des Skorpionſtachels mehr oder minder giftig wirkt. Mehrere alte und neue Erfahrungen ſcheinen darauf hinzudeuten, daß die Individuen derſelben Gattung nicht alle gleich giftig ſind, und daß ein und daſſelbe Individuum zu verſchiedenen Zeiten mehr oder minder giftig iſt.

Unter den Muſcheln des großen Oceans herrſcht weniger Mannigfaltigkeit, als man erwarten ſollte, und die Riffe der tropiſchen Inſeln liefern

*) Labillardière t. II. p. 186.
**) Reiſen der Miſſionäre, Anhang, Cap. 8—10.

im Allgemeinen die gewöhnlichſten Muſcheln, z. B. die Porzellanſchnecken, die Mützen, die Purpurſchnecken, die gewöhnlichſten Trompetenſchnecken, die Schraubenſchnecken und die Halbmondſchnecken. Einige neue, größtentheils ſehr kleine Gattungen gibt es auf Neuſeeland. Nichtsdeſtoweniger haben die lezten Reiſen nach Ha-uai, den Carolinen und andern Inſeln die Conchyliologie mit neuen Gattungen von großer Schönheit bereichert.

Bei der beſonderen Beſchreibung eines jeden Archipels werden wir uns auf dieſen Gegenſtand näher einlaſſen.

Klima und Bevölkerung.

Wir haben ſchon geſagt, daß ein ſo ſchönes Klima das natürliche Vaterland des Menſchen ſey. In der That ſieht man mit Ausnahme der hohen Berge auf den großen Inſeln, welche Schweſtern ſind, und deren noch rohes Innere ſo iſt, wie es aus den Händen der Natur hervorging, nirgends fruchtbarere und beſſer angebaute Felder, als auf Ha-uai, Taiti, Tonga und anderen Inſeln. Der Boden iſt mit Kokosnuß- und Brodbäumen bedeckt; überall ſieht man Bananenpflanzungen, junge Maulbeerbäume, welche zur Verfertigung von Stoffen benüzt werden, und andere nützliche Pflanzen, wie z. B. Ignamen, Arum's, Zuckerrohr u. ſ. w.

Im Schatten der reizenden Gehölze von Taiti hatte Forſter eine Menge von Hütten geſehen, welche nur Schoppen zu ſeyn ſchienen, aber die Eingebornen gegen den Regen, die Feuchtigkeit und Ungunſt der Witterung hinreichend ſchützen konnten. Jezt haben die Miſſionäre und Oberhäupter dort halb-europäiſche Häuſer. Die Wohnungen der Eingebornen ſind mit Bewohnern angefüllt, und die größten faſſen mehrere Familien, und von welcher Seite man auch herkommen mag, ſo findet man die Wege mit Inſulanern beſezt, ohne daß jedoch eine Wohnung leer ſtünde. Die Bevölkerung dieſer Metropole der tropiſchen Inſeln iſt außerordentlich groß, und Alles trägt dazu bei, ſie zu vermehren. Ueber dieſen wichtigen Gegenſtand ſagt Forſter Folgendes:

„Das Klima von Taiti iſt mild und gemäßigt, und die Land- und Seewinde, welche die allzulebhafte Wirkung der Sonne mäßigen, befördern die Entwicklung der Pflanzen. Beſonders auf Taiti gibt es einen ſolchen Ueberfluß an herrlichen Früchten, die ohne Anbau wachſen, daß Niemand Nahrungsſorgen kennt. Ueberdieß haben die Inſulaner eine nützliche Hilfsquelle darin, daß ſie bei Tag und bei Nacht längs der Riffe eine große Menge ſehr großer Fiſche, Muſcheln, Meerigel, Krebſe und Mollusken von verſchiedenen Gattungen fangen können. Oft beſuchen ſie die niedrigen Inſeln, die einige Lieues weit in der offenen See liegen, um dort Cavalla's (eine Art kleiner Fiſche), Schildkröten und Waſſervögel zu holen. Um jedes Haus oder jede Hütte ſieht man einen Hund, Hühner und oft zwei oder drei Schweine. Die Rinde des Papiermaulbeerbaumes, der Brodbaum und andere liefern den Stoff zu einem leichten und warmen Zeuge, von dem mancherlei Arten verfertigt werden, die man mit verſchiedenen Farben färbt, und aus denen man Kleider verfertigt.“

Während des zweiten Aufenthaltes des Kapitän Cook zu Taiti, im April 1774, machten die Eingebornen Zurüſtungen zu einem großen Seezuge gegen Morea, einen Bezirk der Inſel Eimeo. Wir erblickten eine Flotte von Kriegspiroguen und viele kleine Fahrzeuge; andere Kriegspiroguen

ſahen wir die Eingebornen an mehreren Orten zurüſten; die Ruderer und Krieger übten ſich, und die bewaffnete Mannſchaft zweier Bezirke paſſirte bereits die Revue vor dem Hauſe des oberſten Häuptlings zu O-Parri. Der Bezirk von Atahuru iſt einer der größten, und der von Tittahah einer der kleinſten. Der erſte hatte 159 Kriegspiroguen und ungefähr 70 kleinere für die Häuptlinge, Kranken und Verwundeten und wahrſcheinlich auch für den Transport von Lebensmitteln beſtimmte Fahrzeuge ausgerüſtet. Der zweite Bezirk ſchickte 44 Kriegspiroguen und 20 oder 30 kleinere. Dieſer Theil von Taiti, der T'Obreonu heißt, und der größte und weſtlichſte beider Halbinſeln iſt, enthält 24 Cantone. Tierrebu, die kleinſte oder öſtliche Halbinſel, hat deren 19; nehmen wir nun die zwiſchen dem größten und kleinſten der Bezirke, von denen wir geſprochen haben, in der Mitte liegende Zahl von Kriegspiroguen, die jeder Bezirk ausrüſten kann, ſo würde ſich dieſe auf 100 belaufen. Nehmen wir aber eine niedrigere Zahl an, nämlich für jeden Canton 50 Kriegspiroguen und 25 Geleitsſchiffe, ſo würde die Zahl der Kriegspiroguen von T'Obreonu 1200, und die der kleineren Fahrzeuge 600 betragen. Wir zählten 50 Mann in den großen Kriegspiroguen, Krieger, Ruderer und Steuermänner zuſammen, und ungefähr 30 auf den kleineren. Einige Kriegspiroguen erforderten zwar 144 Ruderer, 8 Mann für das Steuerruder, einen Befehlshaber der Ruderer und ungefähr 30 Krieger für das Verdeck; da es aber nur ein oder zwei Fahrzeuge von dieſer Größe auf jeder Inſel gibt, ſo brauchen wir unſere Annahme nicht zu ändern, wornach jede Kriegspirogue 20 Mann enthält. Daraus wird die Anzahl von Leuten, welche zur Vertheidigung und Lenkung von 1200 Fahrzeugen erforderlich iſt, 24,000 Köpfe betragen. Jedes der kleinen Geleitsſchiffe enthielt ungefähr 5 Mann; alſo beträgt die Bemannung aller kleinen Piroguen der 24 Cantone (25 auf jeden Canton gerechnet) 3000 Mann, was, zur Mannſchaft der Kriegspiroguen hinzugerechnet, die Summe von 27,000 gibt. Nehmen wir ſodann an, daß jeder dieſer Männer verheirathet iſt und ein Kind hat, ſo wird die Geſammtzahl der Inſulaner ſich auf 81,000 belaufen. Man wird zugeben, daß dieſe Berechnung ſo niedrig als möglich gehalten iſt, und daß die Zahl der Bewohner von T'Obreonu wenigſtens das Doppelte beträgt. Und wirklich ſind nicht alle dieſe Inſulaner Krieger, und nicht alle Schiffsleute; überdieß bleiben immer mehrere Greiſe zu Hauſe; und gewiß iſt es nicht hinreichend, wenn man auf jeden Gatten ein Kind rechnet: gewöhnlich haben ſie viel mehr. Ich ſah in mehr als Einer Familie ſechs bis acht Kinder; Happai, der Vater O-Tu's, des gegenwärtigen Königs von T'Obreonu, hatte acht, wovon ſieben lebten, als wir bei Taiti anhielten. Mehrere andere Familien beſaßen drei bis fünf Kinder.

Man fragt ſich zuerſt, wie eine ſo ungeheure Menſchenmaſſe auf einem ſo kleinen Punkte zuſammengehäuft hinlänglich zu leben habe. Wir haben ſchon geſagt, wie fruchtbar dieſe Länder ſind: drei große Brodfruchtbäume reichen zur Nahrung eines Menſchen während der Jahrszeit, in welcher ſie Früchte geben, d. h. während acht Monaten hin; die größten dieſer Bäume nehmen mit ihren Zweigen einen Raum von 40 Fuß im Durchmeſſer ein: alſo nimmt jeder Baum 1600 Quadratfuß, oder, wenn er rund iſt, 1286⅔ Fuß ein. Ein engliſcher Acre hält 43,560 Quadratfuß; alſo können auf ihm mehr als 27 große, und 35 kleinere Brodfruchtbäume ſtehen; ihre Früchte geben im erſten Falle 10, im andern Falle 12 Perſonen acht

Monate lang Nahrung. In den vier Wintermonaten leben die Eingebornen von Yamswurzeln, Eddoe's und Bananen, wovon ſie in den Thälern der unbewohnten Gebirge ſehr große Pflanzungen haben; ſie machen auch eine Art ſauren Teig aus gegohrner Brodfrucht, der ſich mehrere Monate hält, und geſund und angenehm iſt, wenn man ſich einmal an ſeinen ſäuerlichen Geſchmack gewöhnt hat. Vergleichen wir dieſe Fruchtbarkeit mit der größten bekannten: in Frankreich kann eine Quadratmeile, welche ungefähr 4867 Morgen enthält, im Ackerlande nur 1390, im Weinlande nur 2604 Perſonen nähren. Im erſteren braucht ein Menſch 3½ Morgen zu ſeinem Unterhalte, im lezten 2 Morgen. Auf Taiti und den Geſellſchaftsinſeln leben 10 bis 12 Perſonen acht Monate lang von einem engliſchen Acre, d. h. von 43,560 Quadratfußen, während ein Morgen, welcher 51,550 Quadratfuß (engliſches Maß) enthält, in Frankreich 1 Menſchen nur ſechs Monate lang ernährt. Nach dieſer Berechnung verhält ſich, wenn wir auf beiden Seiten die beſſer bekannten Gegenden annehmen, die Bevölkerung von Taiti zu der von Frankreich beinahe wie 17 zu 1. Weiter wollen wir annehmen, daß auf der ganzen Inſel Taiti 40 engliſche Quadratmeilen nur mit Brodfruchtbäumen bepflanzt ſind (dieſe Annahme iſt nicht zu ſtark), da jede Meile 640 Acres enthält, ſo machen 40 Quadratmeilen 25,600 Acres. Nun leben 10 bis 12 Menſchen acht Monate lang von 1 Acre, alſo leben 30 bis 36 Menſchen in der nämlichen Zeit von 3 Acres, und 20 bis 24 Menſchen werden ihren Unterhalt für ein ganzes Jahr von 3 Acres beziehen können; und von der ganzen Zahl von 25,600 Acres können 170,660 Perſonen nach der erſten Annahme, oder 234,800 nach der zweiten Annahme jährlich leben; wir haben aber oben geſehen, daß die erſte Berechnung für Taiti nur 144,125 Bewohner angibt; was um 26,535 weniger iſt als das Land im erſten Falle, oder um 60,665 weniger, was es im zweiten Falle ernähren kann.

Endlich, ſagt Forſter am Schluſſe ſeiner ſchönen und wichtigen Beobachtungen, muß ich dieſer Bevölkerungsliſte der Inſeln des großen Oceans noch zwei Bemerkungen beifügen: 1) ich behaupte nicht, daß meine Schätzungen vollkommen genau ſeyen; es ſind nur Vermuthungen, welche ſich der Wahrheit in ſo weit annähern, als mir es die Angaben, welche wir zu ſammeln Gelegenheit hatten, erlaubt haben; ſie geben eher noch zu wenig, als zu vie an. 2) Die Bevölkerung der Länder ſteigt nach dem Verhältniß der Civiliſation und Kultur; denn Civiliſation und Kultur ſind wohl nicht die Urſachen einer größeren Bevölkerung, ich glaube eher, daß es die Wirkungen davon ſind. Sobald die Menſchenzahl auf einem beſchränkten Raume auf eine ſolche Höhe ſteigt, daß ſie genöthigt ſind, Pflanzen zu ihrer Nahrung anzubauen, und die wildwachſenden Erzeugniſſe nicht mehr hinreichen, ſo ſinnen ſie auf Mittel, dieſe Arbeit auf eine leichte und bequeme Art zu verrichten; ſie ſind genöthigt, anderwärts Samen und Wurzeln zu kaufen, übereinzukommen, ſich ihre Pflanzungen nicht zu verwüſten, ſich gegen Angriffe zu vertheidigen und einander zu unterſtützen. Das ſchafft bürgerliche Geſellſchaften; ſie führen früher oder ſpäter den Ranguntерſchied ein und die verſchiedenen Grade von Macht, Reichthum und Anſehen, welche man unter den Menſchen bemerkt; ſie bewirken ſogar oft einen weſentlichen Unterſchied in der Farbe, im Temperament und Charakter der Menſchengattung.

Geographiſche Eintheilung von Polyneſien.

Polyneſien enthält innerhalb der Gränzen, welche wir ihm angewieſen haben, die marianiſchen Inſeln, die Pelju, Palaos- oder Peli-Inſeln, die Mardote's-Inſeln, die Guedes- oder St. David- oder Freewill-Inſeln, die Inſel Nevil, den großen Archipel der Carolinen, mit Inbegriff der Ralik- oder Radak-Gruppe, den Gilbert- und Marſchall-Archipel, den Grand-Cocal und die anderen Inſeln dieſer Kette, und endlich alle Inſeln des Südmeeres oder großen Oceans, vom Ha-uai- oder Sandwich-Archipel im Norden bis zu den Inſeln l'Evêque-et-son-Clerc (der Biſchof und ſein Kapelldiener) im Süden; und von der Inſel Tikopia bei Vanikoro im Weſten bis zur Inſel Sala im Oſten in der Nähe von Amerika; ſo daß nach der von uns angenommenen Eintheilung Polyneſiens es im Norden an Microneſien und dem nördlichen Ocean, im Nordweſten an Malaiſien, im Südweſten an Melaneſien, im Oſten an die weſtliche Küſte von Amerika und im Süden an den ſüdlichen Ocean gränzen würde.

Der Archipel der Marianen.

Dieſe Inſeln liegen zwiſchen 13° 10′ und 20° 10′ nördlicher Breite, und nehmen nur einen Grad und 17 Minuten Länge öſtlich vom Pariſer Meridian ein. Ihre Zahl beträgt 17; ihre Oberfläche nimmt ungefähr 385 Geviertmeilen ein; ihre Entfernung vom Nordweſten der Philippinen beträgt ungefähr 400 Lieues.

Die vier ſüdlichſten und wichtigſten ſind Guaham (san Juan de), Rotta, Saypan und Tinian. Nach den Erkundigungen, welche wir auf den Philippinen eingezogen haben, dürfte die Bevölkerung von Guaham 2000 Spanier und Meſtizzen und 2500 Eingeborne, alſo im Ganzen 4500 enthalten, wovon 1000 allein in der Stadt Agagna wohnen. Welche Differenz zwiſchen der urſprünglichen Einwohnerzahl, welche die alten Reiſenden auf 44,000 angegeben haben. Die unglücklichen Bewohner dieſes Archipels wurden von den Spaniern des 16. und 17. Jahrhunderts vertilgt, wie die Amerikaner; und noch kann der Fanatismus dieſes gräßliche Vorrecht in Anſpruch nehmen!

Die Inſel Rotta iſt die bevölkertſte nach Guaham. Saypan iſt eine der größten und holzreichſten; ſie hat einen Vulkan, der in Thätigkeit iſt, und es befindet ſich auf ihr noch Arago, eine kleine Kolonie Caroliner. Tinian iſt merkwürdig durch ſeine in Trümmern liegenden Denkmale. Hier müſſen wir bemerken, daß einſt alle im Norden Tinians gelegenen Inſeln unter dem generiſchen Namen Gani-Inſeln bekannt waren.

Außer dieſen vier Inſeln begreift der Archipel der Marianen Aguigan, wo die Spanier Bürgern aus den vereinigten Staaten Nordamerika's erlaubt haben, eine kleine Kolonie zu errichten, Aſſomption und Pagon, merkwürdig durch ihre Vulkane; die Inſel Farallon de Medinilla und Farallon de Torres, Anataxan, Sarigoan, Grigan, Guguan, Mangs, Gui, Uracas, Farallon, Aſſomption und Farallon de los Paxaros, die in Abſicht auf ihrem Umfange und ihrer unbedeutenden Bevölkerung nichts Bemerkenswerthes darbieten.

Wir werden nun die Hauptinſeln beſchreiben.

Die Inſel Guaham.

Die Inſel Guaham oder Guahan hat ungefähr 30 Lieues im Umkreiſe; ſie enthält mehrere Berge, von denen die höchſten ſind: der Berg Ilikio, geſchätzt auf 1500 Fuß Höhe; der Berg Tiukio, der ungefähr 1000 Fuß hoch iſt, und der Berg Langayao; ſie hat eiſenhaltige Waſſer und einige hübſche Wohnplätze *).

Die Häfen von Guaham ſind die ſicherſten des Marianen-Archipels. Der von Umata iſt bei Oſtwinden eine gute Station, und ſein Waſſerplatz iſt berühmt; die Caſa real iſt das merkwürdigſte Gebäude deſſelben **). Die Kleidung ſeiner Bewohner iſt ſehr zierlich ***). Der Hafen San-Luis auf der nordweſtlichen Küſte iſt ebenfalls gut, nur iſt der Zugang dazu ſchwierig. Der kleine Hafen von Agagna, der Hauptſtadt der Inſel und des Archipels, kann nur Baho's und Piroguen aufnehmen, die weite Bai Apra aber in ſeiner Nähe die großen Schiffe. Agagna liegt unter 13° 28′ nördlicher Breite und 142° 37′ öſtlicher Länge.

Saypan und Botta.

Saypan hat eine offene Rhede voll Untiefen. Man ſieht die Inſel aus der Ferne wegen ihres kegelförmigen Piks und ihres Vulkans, welcher beinahe immer in Thätigkeit iſt. Sie iſt gut mit Holz verſehen und nach einigen alten Geographen findet man mitten auf ihr einen kleinen Süßwaſſerſee. Im Jahr 1815 haben die Spanier die dort ſeit 1810 anſäſſigen Amerikaner vertrieben. Nach Arago's Verſicherung gibt es dort eine kleine Kolonie Caroliner. Sie werden wahrſcheinlich von dem ehrenwerthen Don Luis de Torres, dem zweiten Kommandanten der Marianen, beſchützt. Saypan iſt von Tinian durch einen 2 Lieues breiten Kanal getrennt. Botta hat nur einen ziemlich unſicheren Ankerplatz. Der Grund ſtarrt dort von Korallen. Man muß ſich dort der Ankerketten bedienen. An ſüßem Waſſer mangelt es. Ein Gebirg, das ſich wie ein Amphitheater vom Meeresufer bis zu ungefähr 600 Fuß Höhe erhebt, nimmt den Mittelpunkt dieſer Inſel ein. Man beſteigt es auf Pfaden, welche die Eingebornen künſtlich gebaut haben.

Tinian.

Die Inſel Tinian, berühmt durch den Bericht Anſons, iſt klein und verlaſſen. In ſeinen Waldungen hat man romantiſche Ausſichten. Seine Bevölkerung beſteht aus kaum 20 dürftigen und armſeligen Einwohnern. Man findet nur zwei ſüße Waſſerbehälter, den einen im öſtlichen, den andern im nordweſtlichen Theile der Inſel. Das beſte Waſſer hat der Brunnen der Alten (Pozo de los Antiquos). Der Ankerplatz iſt im Weſten Sonharems, das unter 40° 59′ der Breite und unter 143° 28′ öſtlicher Länge liegt. Die Piroguen und die kleinen Schiffe ankern zwiſchen dem Lande und einer Bank, welche nahe an der Küſte iſt. Weiter unten werden wir die Denkmale von Tinian beſchreiben.

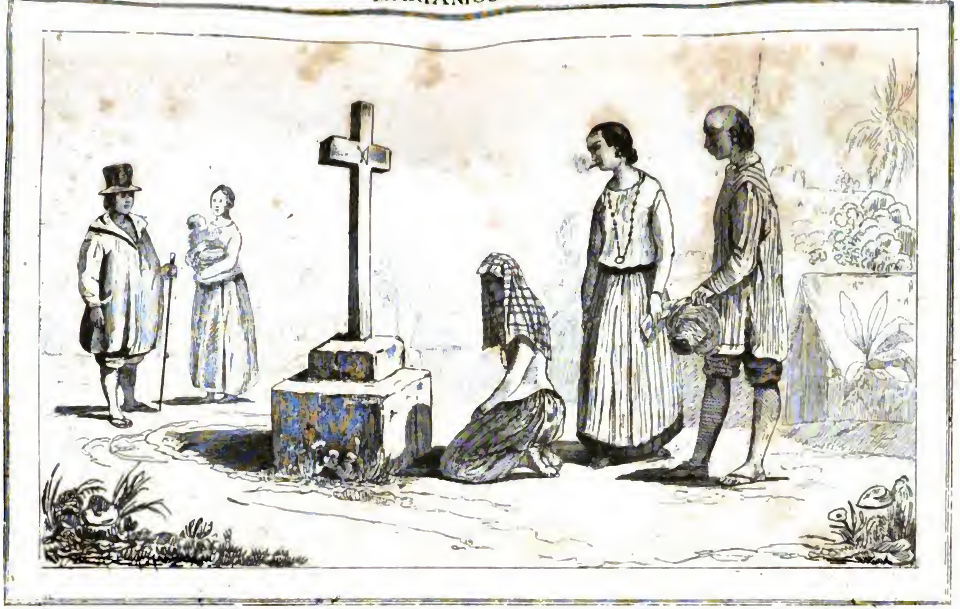
---

*) S. Blatt 88. **) S. Blatt 94. ***) S. Blatt 93.

Einwohner von Gouahan

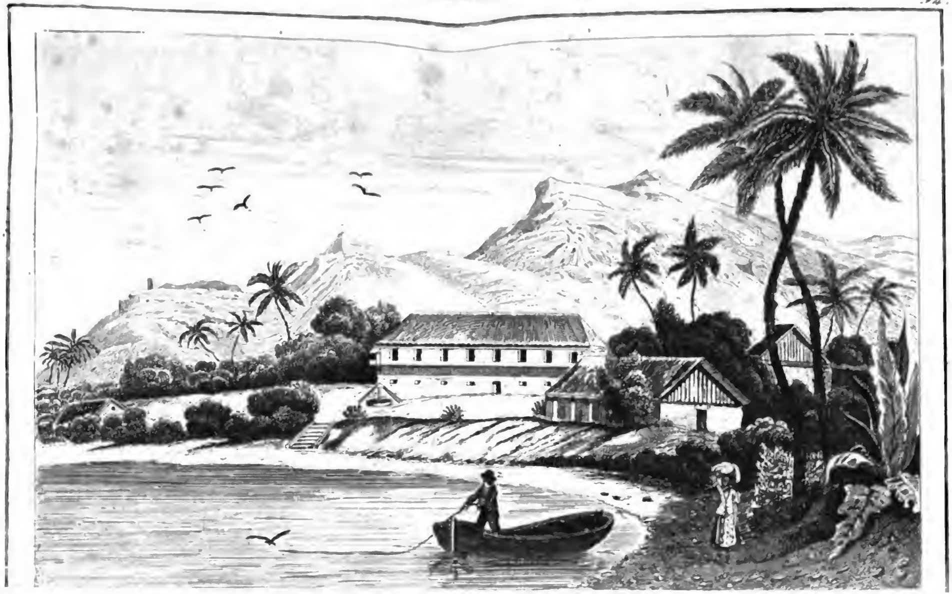
MARIANISCHE INSELN.

23



Männer, Frauen von Umata.

MARIANISCHE INSELN.



Geologie und Naturgeſchichte.

Der kleine Archipel der Marianen beſteht aus Kalkfelſen oder Korallenmaſſen und vulkaniſchen Lagern. Sein Boden ſcheint durch unterſeeiſche Vulkane, welche zu gewiſſen Zeiten dieſe Gruppe heimſuchen, hervorgebracht worden zu ſeyn. Buffon glaubte, dieſe Inſeln hätten ein einziges Land mit dem indiſchen Ocean gebildet, während Alles dafür ſpricht, daß ſie von neuerer und eigenthümlicher Bildung ſind.

Der Grund des Bodens iſt bisweilen röthlich und trocken, was der natürlichen Fruchtbarkeit dieſer Inſeln keinen Eintrag thut; die Bewohner aber, deren Zahl gering iſt, und die beſonders Anhänger des dolce far niente ſind, und eine arme und nicht ſehr aufgeklärte Verwaltung haben die Wohlthaten des Bodens beinahe unbenuzt gelaſſen.

Guaham und beſonders Saypan haben eine ſeltene Fruchtbarkeit. Indeß gewähren die Wälder von Guaham nicht den großartigen und üppigen Anblick, welcher die Vegetation unter dem Aequator auszeichnet. Mehrere Bezirke ſind mit ſehr großen Waldungen bedeckt, andere mit Feldern und Weiden. Die Natur erzeugt dort die nährenden Wurzeln und beſonders unzählige Farrnkräuter (Cycas).

Aguigan und Rotta haben die mächtigſte Vegetation. Ueberall undurchdringliche Dickichte von Tamarinden, Kokosnußbäumen, Brodbäumen, Feigenbäumen und Cyca's, ein Palmbaum, welcher ein vortreffliches Mehl, ähnlich dem Sagomehl, liefert. Es bedarf einer beſondern Zubereitung durch Einweichen, um ihm ſeine giftigen Eigenſchaften zu benehmen.

Einſt hatten dieſe Inſeln nur die auf den Carolinen gewöhnlichen Früchte; die Spanier aber haben dort die Ananas, die Granatbirne, den Granatapfel, die Traube, die Baumwolle, den Indigo und das Zuckerrohr eingeführt. Dieſe Wohlthat verdanken die Eingebornen beſonders dem weiſen Gouverneur Tobias. Nirgends findet man ein reißendes Thier oder ein giftiges Reptil.

Der Brodbaum, die Waſſermelonen, die Gewürzmelonen finden ſich dort im Ueberfluſſe, ſo wie der Ducduc der Philippinen (artocarpus incisa). Die Frucht dieſes Baumes, welche außen grün iſt, hat die Geſtalt einer langen Birne. Ihr Fleiſch iſt weiß und weich; ſie hat 15 Kerne in ſich, welche, wenn man ſie bratet, wie Kaſtanien ſchmecken. Auch beſitzen die Inſeln Bauholz und anderes, das zu medeziniſchem Gebrauche dient, ſo wie auch den Bambus und die Curcume. Die Erzeugniſſe der Marianen und Carolinen haben in ſo fern Aehnlichkeit mit einander, als beide Citronen, Orangen und Limonen haben, welche im übrigen Polyneſien nicht einheimiſch waren. Die Europäer haben auch den Reis, den Mais, den Arrow-root, die Pataten, den Tabak und einige ſehr nützliche Hülſenfrüchte, z. B. Bohnen, Kichererbſen (Garvanizos) u. ſ. w. dorthin verpflanzt.

Um eine Vorſtellung von dem Nutzen der Vegetabilien zu geben, woraus die Familie der Hülſenfrüchte beſteht, wird es genügen, einige anzuführen, deren Nutzen allgemein bekannt iſt. Man findet dort z. B. von Körnern, welche zur Nahrung der Menſchen dienen, Schminkbohnen, Bohnen, Erbſen, Linſen u. ſ. w.; von Viehfutter Klee, Eſparſette, Luzerne; von Farbhölzern indiſches Blutholz, Fernambuk und Campécheholz, welche eine violette Farbe geben; von Farbmehlen indiſchen und amerikaniſchen Indigo, welche das

dauerhafteſte Blau geben; von ſeltenen und durch die augenblickliche Bewegung ihrer Blätter merkwürdigen Pflanzen die Sinnpflanze und die zitternde Eſparſette; endlich von Arzneipflanzen das Süßholz, die Sennesblätter, den Tragantgummi, das Mark der Caſſie und Tamarinde.

Endlich vereinigen die Flora und Fauna des Landes in ſich die meiſten Gattungen, welche der Aequinoctialzone eigenthümlich ſind.

Einſt fand man dort nur Ratten und Hühner, *) den Fledermausvampyr, die Leguana, die Meerſchildkröte; die Spanier aber haben das Rindvieh, den Hirſch, das Schwein, die Ziege, das Pferd, den Eſel, die Katze, den Guanaco von Peru, eine Art Kameel, dorthin verpflanzt, welche ſich theils im zahmen, theils im wilden Zuſtande glücklich vermehrt haben. Durch europäiſche Schiffe wurde auch die Maus dahin gebracht. Uebrigens trifft man dort weder ein wildes Thier, noch ein giftiges Reptil. Die Fiſche ſind ſehr zahlreich. Unter anderen fängt man einen kleinen Fiſch, Magnahak, der von trefflichem Geſchmacke iſt.

Die Krankheiten des Landes ſind Rothlauf, Krätze, Syphilis, Elephantiaſis und Ausſatz. Die mit dieſen leztern Krankheiten Behafteten haben ein gräßliches und zurückſtoßendes Ausſehen. **)

Religiöſe Vorſtellungen der alten Marianeſen über den Urſprung des Menſchengeſchlechts und der Welt.

Bis zur Ankunft der Spanier wußten die von allen Nationen durch unermeßliche Meere getrennten und in ihre Gränzen, wie in eine kleine Welt, eingeſchloſſenen Marianeſer durchaus nicht, daß es auch andere Länder gebe; ſie betrachteten ſich als die einzigen Menſchen, welche auf der Welt lebten. Da ſie von ihrem Urſprunge Nichts wußten, ſo ſchufen ſie ſich ohne viel Umſtände ſelbſt eine Vorſtellung davon, und ſagten, der erſte Menſch ſey aus einem Felſen Fauna's, einer kleinen Inſel auf der weſtlichen Küſte Guaham's, gebildet worden. Auch betrachteten ſie dieſen Felſen als ein Wunder, ſowohl wegen ſeines ſonderbaren Baues, vermöge deſſen er nur auf Einer Seite zugänglich iſt, als weil er die Wiege des Menſchengeſchlechts geweſen iſt.

So unwiſſend ſie ſind, ſagt Pater Le Gobien in der Geſchichte dieſer Inſeln, ***) welche er kurz nach ihrer Unterwerfung geſchrieben hat, ſo glauben ſie doch nicht, daß die Welt von Ewigkeit her ſey; ſie geben ihr einen Anfang, und erzählen darüber Fabeln in Verſen, welche ſie bei ihren Zuſammenkünften ſingen. Sie erkennen keine Gottheit an, und hatten nicht die geringſte Idee von einer Religion, ehe ſie etwas vom Chriſtenthum hörten; ſie hatten keine Tempel, keine Altäre, keine Opfer, keinen Gottesdienſt, keine Prieſter; ſie ſagten bloß, Puntan, ein außerordentlicher Menſch, der im Raume lebte, habe ſeinen Schweſtern befohlen, aus ſeinen Schultern Himmel und Erde, aus ſeinen Augen Sonne und Mond, und aus ſeinen Augenbraunen den Regenbogen zu machen.

Zauberer.

Bei den alten Marianeſen gab es Marktſchreier, welche ſich mit Wahrſagen abgaben. Dieſe Zauberer oder Propheten, in ihrer Sprache

---

*) Und vielleicht gab es dort keinen andern Vogel, als den Seſſenghet, eine Art Huhn mit großen Füßen, dem die reiſenden Naturforſcher den Namen Megapode Lapérouse gaben.

**) S. Blatt 91.

***) Istoria de la provincia de las Islas Filipinas T. II.

Makahua's genannt, ſtanden bei ihnen in großem Anſehn, indem ſie ihnen die Meinung beibrachten, daß ſie durch Anrufung der Todten, deren Schädel ſie in ihren Häuſern aufbewahrten, die Macht beſäßen, den Elementen zu gebieten, die Kranken geſund zu machen, die Jahreszeiten zu ändern, eine reiche Aerndte und einen glücklichen Fiſchfang zu bewirken. Inzwiſchen bewies man den Todtenſchädeln, deren ſich die Makahua's bei ihren Zauberkünſten bedienten, nicht die geringſte Ehre. Man begnügte ſich, ſie in kleine Körbe einzuſchließen, welche im Hauſe herumfuhren, ohne daß man ſich darum bekümmerte, oder ihnen die geringſte Aufmerkſamkeit erwies, außer wenn ein Narr ſich bei ihnen Raths erholen wollte: der Gegenſtand aller dieſer Gebräuche und Feierlichkeiten war alſo nicht die Gottheit, ſondern die Todten.

Zuſtand der Seele nach dem Tode. Teufel, Geſpenſter ꝛc.

Beim Tode eines Eingebornen ſezte man einen Korb zu ſeinen Häupten, um darin den Geiſt aufzufaſſen; man beſchwor dieſen, ſich, weil er ſeinen Körper verlaſſe, in dieſen Korb zu verſetzen und dort für die Zukunft ſeinen Aufenthalt zu wählen, oder wenigſtens dort zu ruhen, wenn er ſie beſuchen wolle. Einige rieben die Todten mit wohlriechenden Oelen, und führten ſie durch die Häuſer ihrer Verwandten, damit ſie nach Gutdünken einen Aufenthalt wählen könnten, der ihnen anſtändig wäre, und einen Ruheplatz, wenn ſie aus der andern Welt zum Beſuche zu ihren Freunden kämen. Hu, hu ſchrieen ſie, und hernach nannten ſie den Todten, deſſen Seele ſie anriefen, und ſagten zu ihm: „Nun iſt mir dein Beiſtand nöthig; hilf mir, wenn deine Familie dir jemals theuer war.“ Andere legten die Gebeine der Todten in Höhlen neben ihre Wohnungen, und nannten dieſe Beinhäuſer Gomaalomſig (Haus der Todten). Sie glaubten wirklich an die Unſterblichkeit der Seele. Sie nahmen ſogar ein Paradies und eine Hölle an. Die Hölle nannten ſie Zazarraguan oder das Haus Kaiſi's (des Teufels). Kaiſi unterhält einen glühenden Ofen, wo er die Seelen glühend macht, wie wir das Eiſen, und ſie unaufhörlich ſchlägt. Ihr Paradies war ein Ort unter der Erde, voll Annehmlichkeiten, beſtehend aus ſchönen Kokosnußbäumen, aus Zuckerrohr und Früchten von wunderbarem Geſchmacke. Uebrigens iſt es ihrer Meinung zufolge weder Tugend noch Laſter, welche an dieſe Orte führen; die guten und ſchlechten Handlungen dienen zu Nichts; Alles hängt von der Art ab, wie man aus dieſer Welt geht. Hat man das Unglück, eines gewaltſamen Todes zu ſterben, ſo wird man in den Zazarraguan eingeſperrt; ſtirbt man eines natürlichen Todes, ſo hat man das Glück, in das Paradies zu kommen, und von den Bäumen und Früchten zu eſſen, die dort im Ueberfluſſe ſich vorfinden. Sie glaubten, daß die Seelen der Todten wiederkommen. Wirklich hatten ſie große Furcht vor den Aniti's *), und beklagten ſich oft, von Geſpenſtern mißhandelt worden zu ſeyn. In ſolchen Fällen nahmen ſie ihre Zuflucht zu den Aniti's, nicht ſowohl um eine Gunſt von ihnen zu erhalten, als um zu verhüten, daß ſie ihnen Böſes zufügten. Aus dem nämlichen Grunde beobachteten ſie während des Fiſchfanges ein tiefes Stillſchweigen, und hielten lange Faſten, aus Furcht, die Aniti's möchten ihnen ſchaden, oder ſie Nachts in ihren Träumen, an welche ſie feſt glaubten, erſchrecken.

*) Seelen der Verſtorbenen.

Alle dieſe abergläubiſchen Vorſtellungen mußten den Lehren des katholiſchen Chriſtenthums weichen.

Charakter der alten Marianeſen. — Kleidung.

Le Gobien verſichert, und eine aufmerkſame Unterſuchung der Geſetze und vornehmſten Gebräuche dieſer Länder beſtätigt es auch bis auf einen gewiſſen Grad, daß die oberſten Klaſſen der Geſellſchaft von den edelſten Gefühlen und beſonders von einer großen Wahrheitsliebe beſeelt waren. *) Dagegen verdienten die Sitten der Mangatchang's, oder des Pöbels, dieſes Lob nicht; ſie bildeten vielmehr einen ſchneidenden Kontraſt. Die Mangatchang's waren freche Lügner, feig, ungaſtfreundlich und treulos, und ließen ſich oft Uebertretungen der Landesgeſetze zu Schulden kommen, welche die Edlen ebenſo gewiſſenhaft ſelber beobachteten, als ſie auf deren Beobachtung drangen.

Dieſer Miſſionär ſpricht **) von dem Abſcheu, welchen die Matua's (Edlen) vor Mord und Diebſtahl hatten, und von ihren äußerſt wohlwollenden Geſinnungen gegen alle Menſchen; dieſe guten Eigenſchaften wurden aber von einer unglaublichen Eitelkeit und von einem Stolze verdunkelt, welcher an den Stolz des japaneſiſchen Adels erinnert. Hienach kann man leicht urtheilen, warum das niedere Volk in dieſem Zuſtande von Erniedrigung gehalten wurde.

Die Bewohner des nördlichen Theils von Guaham galten für noch wilder und ungelehriger, als die der ſüdlichen Küſte. Die Urſache dieſer Verſchiedenheit iſt ſchwer anzugeben; aber es dürfte auffallend erſcheinen, daß eine ähnliche Beobachtung auf der Inſel Timor gemacht wurde. (Reiſe der Urania.)

Geſchickt in Verheimlichung ihrer Plane während des Krieges, ſagt Freycinet, zählten ſie auch die Rache unter ihre Hauptleidenſchaften. „Wenn man ihnen ein Unrecht gethan hat," ſagt Le Gobien, „ſo offenbaren ſie ihr Rachegefühl nicht mit Worten oder auf eine andere auffallende Weiſe; man bemerkt Nichts in ihrem Aeußern: ſie verſchließen vielmehr allen Zorn und alle Bitterkeit in ihrem Innern. Sie wiſſen ihrer Leidenſchaft ſo gut Herr zu werden, daß zwei oder drei Jahre vergehen können, ohne daß irgend ein Zeichen ihres Rachegefühls ſichtbar würde, bis ſie eine günſtige Gelegenheit gefunden haben, es zu befriedigen: dann entſchädigen ſie ſich für die Gewalt, die ſie ſich angethan haben, und geben ſich all den ſchrecklichen Ausbrüchen der ſchwärzeſten Verrätherei und heftigſten Rache hin."

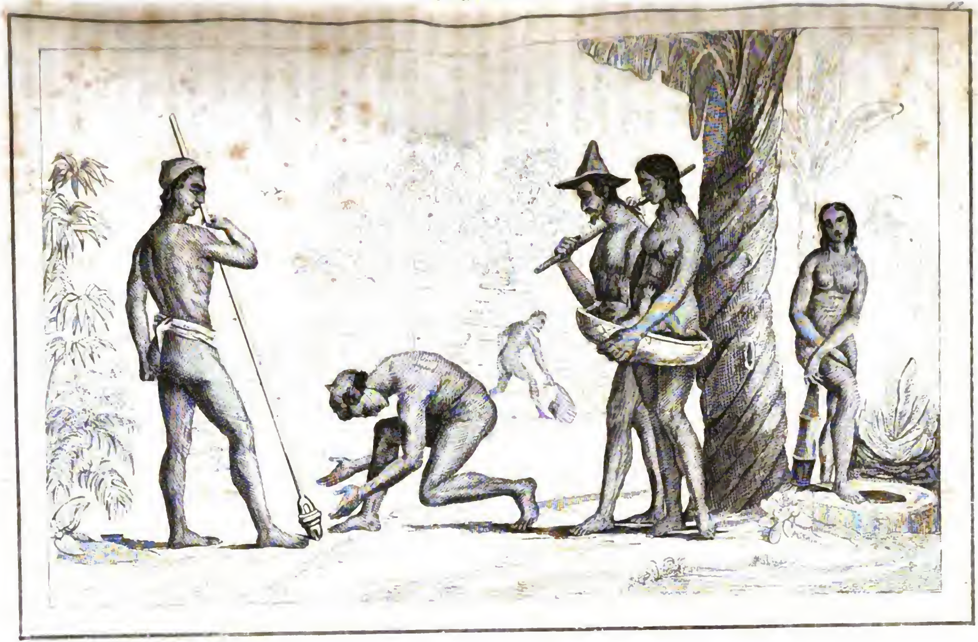
„Ihre Unbeſtändigkeit und ihr Leichtſinn iſt unglaublich. Da ſie ſich in Nichts beſchränken laſſen, und ſich blindlings ihren Launen und Leidenſchaften hingeben, ſo fallen ſie gern von einem Extreme ins andere. Was ſie eben aufs Sehnlichſte begehrten, verabſcheuen ſie einen Augenblick nachher." ***)

Da ſie menſchlich nach dem Siege, und beſonders im Worthalten gewiſſenhaft waren, ſo pflegten ſie von einem Kriegsgefangenen nur ein

*) Die ängſtlichſte Achtung für die Wahrheit, und die gewiſſenhafteſte Pünktlichkeit in Erfüllung aller Verbindlichkeiten bildeten im Mittelalter den hervorſtechenden Charakter des Edelmanns, weil das Ritterthum als die Schule der Ehre betrachtet wurde, und in dieſer Hinſicht die höchſte Gewiſſenhaftigkeit erforderte.

**) Le Gobien, Geſchichte der Marianen, Paris 1701.

***) Le Gobien im ebengenannten Werke.



Alte Sitten und Gebraeuche der Indianer von Guahan

einfaches mündliches Verſprechen, nicht entfliehen zu wollen, zu fordern; wer in einem ſolchen Falle das gegebene Wort gebrochen hätte, würde durch ſeine eigene Familie getödtet worden ſeyn, die eine ſolche Wortbrüchigkeit mit unausbleiblicher Schande brandmarkte.

Wenn ein Alter zu einem ſeiner Landsleute oder gar zu einem Fremden ſagte: „wir wollen Freunde ſeyn", ſo war Dieß, Le Gobien zufolge, ein heiliger Vertrag. Trat aber der Fall ein, daß dieſer leztere gegen das Intereſſe ſeines Freundes handelte, ſo wurde die ganze Familie deſſelben ein Feind der treubrüchigen Perſon. Das derſelben zur Laſt gelegte Unrecht konnte nun wirklich geſchehen oder nur ein vermeintliches ſeyn, und aus dieſem Geſichtspunkte allein laſſen ſich auch die Zwiſtigkeiten der Marianeſen mit den erſten Miſſionären erklären: durch abſcheuliche Verleumdungen machte der Chineſe Choco ſangley dieſe muthigen Geiſtlichen Anfangs einer großen Anzahl Bewohner verdächtig; andererſeits erregten die Bemühungen der Spanier ſelbſt, die Ausſchweifungen zu beſchränken und gewiſſe Gebräuche abzuändern, den Unwillen der Inſulaner gegen ſich, von denen ſie zuvor aufs Freundlichſte aufgenommen worden waren.

Mit ſehr glücklichen und geiſtigen Anlagen verbanden die alten Inſulaner Gelehrigkeit und viel Geſchick zu Gewerben und ſogar zum Betrieb von Künſten.

Nur vorübergehend ſey bemerkt, daß die Oefen der alten Marianeſen, Tchanon genannt, denen auf der Tongagruppe beinahe ähnlich waren.

Wenige Worte werden genügen, die neuen Marianeſen zu zeichnen: ſie ſind eher träg, als thätig, einfach, gaſtfreundlich und edel, und im Allgemeinen ſehr unterwürfig gegen ihre Häuptlinge. Hiezu kommt, daß ſie ihre Sprache beinahe ganz vergeſſen haben, und jezt nur noch ein verdorbenes Spaniſch ſprechen.

Was die alte Kleidung der Bewohner von Guaham betrifft, ſo war ſie die der Wilden. Die Männer gingen gewöhnlich nackt, und die Frauen bedeckten nur die geheimen Theile des Körpers. Sie ſchwärzten ihre Zähne und bleichten ihre Haare mit künſtlichen zu dieſem Zweck bereiteten Waſſern. *) Ihre neuere Kleidung gleicht beinahe der der eingebornen Chriſten der Philippinen, welche wir in dem Theile unſeres Werkes, welches von Malaiſien handelt, beſchrieben haben. **)

Eheliche und Familienverhältniſſe.

Die Frauen genoſſen Vorrechte, welche ſonſt den Männern zuſtehen; die leztern hatten keine Gewalt über ſie, und konnten ſie in keinem Falle, ſelbſt nicht wegen Untreue, mißhandeln: ihr einziges Auskunftsmittel war die Scheidung. Ließen ſie ſich aber ſelbſt eine Untreue zu Schulden kommen, ſo nahmen die Gattinnen eine ausgeſuchte Rache; einige unterrichteten alle Frauen des Bezirkes von dem Geſchehenen, und dieſe begaben ſich, mit einer Lanze bewaffnet, in die Wohnung des Schuldigen, verheerten ſeine Aerndten, hieben ſeine Bäume um und plünderten ſein Haus; andere begnügten ſich, den Ehemann, über den ſie ſich zu beklagen hatten, zu verlaſſen, um ihre Eltern zu überzeugen, daß ſie nicht mehr mit ihm leben könnten; dieſe lezteren nahmen nun die grauſame Beſtrafung über ſich, und der ſchuldige Ehegatte durfte ſich Glück wünſchen, wenn er mit

*) S. Blatt 87. **) S. Blatt 92.

dem Verluſte ſeiner Frau und ſeines Vermögens davon kam. Von welcher Seite auch der Grund der Ehetrennung kommen mochte, ſo hatte die Frau das Recht, ſich wieder zu verheirathen; ihre Kinder folgten ihr und wurden von dem neuen Gatten als Kinder anerkannt, ſo daß ein Gatte den Schmerz hatte, durch die Unbeſtändigkeit einer launenhaften Gattin auf Einmal ſeine Frau und ſeine Kinder zu verlieren. Solche Geſetze gaben der Gattin eine ſo unumſchränkte Herrſchaft im Hauſe, daß der Mann ohne ihre Zuſtimmung über Nichts verfügen konnte. Zeigte er nicht alle Unterwürfigkeit gegen ſie, welche ſie fordern zu können glaubte, war ſeine Aufführung nicht geordnet, oder war er heftig, nicht gefällig und unterwürfig genug, ſo mißhandelte ſie ihn, verließ ihn, und trat wieder in alle Rechte der Freiheit ein. Mit Recht bewog dieſe Ueberlegenheit der Frauen viele Männer, nicht in die Ehe zu treten; ſie zogen es vor, Mädchen zu unterhalten, welche ſie von ihren Eltern kauften; dieſe brachten ſie an abgelegene Orte und überließen ſich dort mit ihnen allen möglichen Ausſchweifungen. So bringt Verletzung der natürlichen Rechte und Wünſche, wo ſie ſich einſchleicht, Unordnung in jede Geſellſchaft.

Die Familienbande waren auf den Marianen ſehr innig und ſind es noch; nirgends zeigen die Eltern eine zärtlichere Liebe für ihre Kinder, und beſchäftigen ſich mit mehr Eifer mit Dem, was ihnen angenehm oder nützlich ſeyn kann.

Einſt *) konnte ein Mann nur Eine rechtmäßige Gattin haben, ob es ihm gleich nicht verwehrt war, mehrere Beiſchläferinnen aus der Kaſte, der er ſelbſt angehörte, zu unterhalten; **) es war den Edlen nicht nur ſtrenge unterſagt, ſich mit Töchtern von Mangatchangs zu vermählen, ſondern auch ihre Beiſchläferinnen unter ihnen zu wählen. Indeß gab es doch auch Beiſpiele von Uebertretungen dieſes Geſetzes; in dieſem Falle verbarg der Matua (Edle), der ſich deſſen ſchuldig gemacht hatte, es ſorgfältig vor ſeiner Familie, die ihn, wenn ſie es erfahren hätte, mit dem Tode beſtraft haben würde. Wirklich blieb dem Verbrecher, um den Verfolgungen zu entgehen, Nichts übrig, als ſeiner Kaſte zu entſagen und als Atchaot zu einem andern Stamme überzugehen. Sehr merkwürdig iſt es übrigens, daß das plebejiſche Mädchen nicht beſtraft wurde.

Vor der Verehlichung herrſchte die größte Ausgelaſſenheit unter den Perſonen beiderlei Geſchlechts, und in den größeren Dörfern gab es ſogar gewiſſe offene Häuſer, um ihre unzüchtigen Zuſammenkünfte zu begünſtigen; ſie hießen Guma ulitaos (Häuſer der Unverehlichten). Zum Unterſchied von jenen Orten der Proſtitution, welche die Politik in unſeren Städten duldet, und wo nur Frauen wohnen, die der allgemeinen Verachtung preisgegeben ſind und alles Schamgefühl abgelegt haben, wurden die Guma ulitaos von jungen Mädchen beſucht, ohne daß darum weder auf ſie, noch auf ihre Verwandten Schande fiel, und ſeltſamer Weiſe konnte in einem Lande, wo die Pflichten der Ehegatten und die Verwandtſchaftsgrade, welche keine Heirath zuließen, ſo genau beſtimmt waren, der Bruder, ohne ſich

*) Das Nachfolgende bis zu Seite 77, ſo wie die Noten, entlehnen wir von Freycinet, dem Reiſenden, der die Marianen und ihre Bewohner am Beſten beobachtet hat. Wir hätten geglaubt, ihm Unrecht zu thun, wenn wir dieſen Theil ſeines Berichtes zergliedert hätten, und haben es vorgezogen, ihn wörtlich zu geben, wie wir das in Abſicht auf die Seefahrer und Reiſenden erſten Ranges ſchuldig zu ſeyn glauben.

**) Le Gobien (im eben genannten Werke) behauptet, die Polygamie ſey auf den Marianen geſtattet geweſen; aber zugleich geſteht er zu, es ſey gewöhnlich geweſen, nur Eine Frau zu haben.

COUAHAM.
MARIANISCHE INSELN.

Tanz des Kaisers Montezuma.

Trachten.

Digitized by Google

einem Tabel auszuſetzen, dort einen fleiſchlichen Umgang mit ſeiner Schweſter haben. Oft ſah man Väter, ohne zu erröthen, die Jungfrauſchaft ihrer Töchter an den jungen Wollüſtling verkaufen, der ſie bezahlen wollte, die Mütter ſelbſt ihre Töchter auffordern, den Trieben ihrer Sinne zu folgen und frech in dieſen Tempeln der Schamloſigkeit zu opfern, wie man in Frankreich den Seinigen erlauben würde, in ein Konzert oder in eine anſtändige Abendgeſellſchaft zu gehen.

Man hat noch einen der Geſänge, welche die Mütter ihren Töchtern vorſangen, um ſie zur Entehrung ihres Leibes aufzufordern. Er zeichnet die Sitten des Volkes, mit dem wir uns beſchäftigen, zu gut, als daß ich ihn hier nicht anführen ſollte. Ich füge bei jeder Linie eine Ueberſetzung und einige Erklärungen bei. *)

Lodjong akaga makanna
Komm heraus, meine liebe Tochter, (um) gegeſſen zu werden [damit
sa pago naï
man deine Reize genieße], weil jezt geben (dich) [wenn du dich jezt hingibſt]
um **) monnghi sa guin
... (du ſeyn wirſt) ſchmackhaft [mit Vergnügen genoſſen], weil wenn
lamuna um daghi
(es ſeyn wird) ſpäter ... (du ſeyn wirſt) in deiner Erwartung getäuſcht
dja um hago pulan sapit.
und ... du zu bewahren [und du haben wirſt] Verdruß.

Wie die Arioy's zu Taiti, ***) ſo bildeten die Ulitaos geheime Geſellſchaften, deren Zweck, wie man ſieht, grober Sinnengenuß war. Sie hatten eine geheimnißvolle und allegoriſche Sprache [ſino guatafon], welche hauptſächlich zu ihren Liebesgeſängen beſtimmt war, deren Sinn nur ſie allein verſtanden. Man ſah ſie an Feſttagen mit einer reich geſchmückten Fahne einherziehen, welche bei ihnen unter dem Namen Tinas bekannt iſt.

Es war zu Pago und wahrſcheinlich auch an anderen Orten Guahams feſtgeſezt, daß ein Mädchen ſich nicht verheirathen durfte, ſo lange ſie noch keuſch war; gewöhnlich beauftragte man einen Freund des Vaters, ihr dieſe Schmach zu erſparen, wenn ſie je, was aber ſelten vorkam, davon bedroht war.

Wir fügen dieſem Abſchnitt über die ehelichen Verhältniſſe noch die Geſchichte des Cap's der Liebenden bei. — Nach Ankunft der Spanier zu Guaham entfloh ein Matua, welcher ſich in ein junges und hübſches Mädchen eines Mangatchang's verliebt hatte, mit ihr aus dem Dorfe Guaton, konnte aber bei keinem andern Stamme eine Zuflucht finden, weil er ſich weigerte, ſeine Gefährtin zu verlaſſen. Von den Verwandten des jungen Mannes verfolgt, irrten ſie einige Zeit in Wäldern und unter den unzugänglichſten Felſen umher. Ein ſo unſicheres und elendes Leben brachte

*) Die in Parentheſen geſtellten Worte bezeichnen die Gedanken, welche man einſchieben muß, um ſich unſerer Wortfügung anzunähern; das in Hacken Eingeſchloſſene ſoll den Sinn des marianiſchen Satzes oder Satztheiles erklären.

**) Um das Zeichen der zweiten Perſon in der Einzahl des Futurums (zukünftigen Zeit).

***) Eine beträchtliche Anzahl von Taitiern beiderlei Geſchlechts bilden, ſagt Cook, beſondere Geſellſchaften, wo ſämmtliche Männer alle Frauen gemeinſchaftlich haben; dieſe Einrichtung bringt einen beſtändigen Wechſel in ihr Vergnügen, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen, daß derſelbe Mann und dieſelbe Frau nicht länger als zwei oder drei Tage bei einander wohnen. Dieſe Geſellſchaften führen den Namen Arioy's. Die Mitglieder derſelben haben Zuſammenkünfte, denen die anderen Inſulaner nicht beiwohnen: die Männer unterhalten ſich mit Ringkämpfen, und die Weiber tanzen ungeſtört die Timorodi, um in ſich die Gelüſte zu erregen, welche ſie oft auf der Stelle befriedigen. (Cook, erſte Reiſe, Hawskew's Sammlung, I. Band.)

ſie zur Verzweiflung; entſchloſſen, demſelben ein Ende zu machen, erbauten ſie ein Hüttchen aus Steinen, legten das Kind, die unglückliche Frucht ihrer Liebe, hinein, beſtiegen ſodann in ihrer Verwirrung und Liebesraſerei den Gipfel eines hohen und an der Meeresſeite abſchüſſigen Felſen, ketteten ſich aneinander, indem ſie ihre Haare zuſammenbanden, umſchlangen und ſtürzten ſich in die Wellen. Dieſes Cap wurde nachher von den Spaniern Cabo de los Amantes (Cap der Liebenden) genannt.

Gegenſeitige Hilfleiſtungen.

Auf jeder der marianiſchen Inſeln gab es einſt eine gewiſſe Zahl von Völkerſchaften, welche unter einem beſondern Fürſten ſtanden und wozu ein oder mehrere Dörfer gehörten. Mußte man Arbeiten von allgemeinem Nutzen ausführen, ſo nahm der ganze Stamm Theil daran. Dieſe Arbeiten beſtanden theils in Errichtung großer Schoppen für die Piroguen, von Häuſern für einen Einwohner, der außer Stand war, ein ſolches ſelbſt auf eigene Koſten zu errichten, oder für einen neuen Ehemann, der keines hatte, um ſeine Gefährtin unterzubringen, bald in Bebauung des Feldes und Einheimſung der Aerndte für einen Jeden, der anerkanntermaßen verhindert war, dieß Geſchäft ſelbſt zu verrichten u. ſ. w. Jede Vereinigung zu dieſem Zwecke nannte man Hodjong songsong (Auszug des Stammes).

Ging ein wohlhabender Mann von einem benachbarten Stamme zufällig in der Nähe der aus einem ſolchen Grunde verſammelten Arbeiter vorüber, ſo bemächtigten ſich die Weiber ſeiner und führten ihn weg; ein Band von Blättern der Fächerpalme, welches man ihm um den Arm band, zeigte an, daß er ein Gefangener ſey; ſodann führte man ihn in ein Haus, wo man ihn mit Artigkeiten überhäufte. Nachdem ſeine Familie von ſeiner Gefangenſchaft in Kenntniß geſezt war, legte ſie ſich in großer Eile eine Steuer auf, um ein Löſegeld zuſammenzubringen, welches die Eitelkeit ſo glänzend als möglich ausfallen ließ, und die nächſten Verwandten nahmen es über ſich, daſſelbe feierlich zu überbringen. Dieſes Löſegeld gehörte von Rechtswegen dem Stammhäuptlinge der Arbeiter, welcher ſich dagegen etwas darauf zu Gute that, den Gefangenen glänzend zu bewirthen. Dem Häuptlinge ſtand es übrigens frei, mit ſeiner Freigebigkeit dadurch zu glänzen, daß er das Löſegeld ausſchlug und nur den Wunſch äußerte, zwiſchen beiden Stämmen fortwährend Frieden und Einigkeit erhalten zu ſehen. Was er aber auch wählen mochte, ſo wurde der edle Gefangene auf der Stelle in Freiheit geſezt, und alle Bewohner des Dorfes, wo der Hodjong songsong verſammelt war, beeilten ſich, beladen mit den koſtbarſten und nützlichſten Gegenſtänden, welche das Land darbieten konnte, ſich auf den Weg zu ſtellen, um ihm das Geleite zu geben, und dem Häuptling ſeines Stammes ihre Gaben darzubringen. Männer und Frauen, im ſchönſten Putze, erheiterten die Reiſe durch Geſänge und Tänze; bei ihrer Ankunft gab die luſtige Geſellſchaft einem zuvor bereiteten Gaſtmahle die Ehre; die Wirthe beſtanden darauf, ihre Gäſte wieder in ihre Heimath zurück zu geleiten, dieſe aber wollten es nicht zugeben, daß man ihnen ſo viel Ehre erweiſe, und endlich ſchloß ſich der Streit damit, daß man übereinkam, die Hälfte des Weges in Geſellſchaft zurückzulegen.

Dieſer alte Gebrauch, während eines Hodjong songsong einen Gefangenen von Auszeichnung zu machen, war nichts weniger als ein feindlicher Akt, und wurde vielmehr als ein Mittel angeſehen, das dazu dienen

ſollte, das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen den Inſulanern zu erhalten; und wirklich gab man ihm ſelbſt in dem Falle, wenn das Löſegeld angenommen wurde, jedesmal Geſchenke mit nach Hauſe, welche den Werth des leztern weit überſtiegen. — Erklärte die Perſon, welche auf ſolche Weiſe in Privathaft gebracht war, daß ſie dringende Geſchäfte habe, ſo ließ man ſie frei ziehen, nachdem man ſich gegenſeitig das Verſprechen von Einigkeit und Freundſchaft gegeben hatte, ein Verſprechen, das für unverletzlich gehalten wurde. Immerhin fand dieſe Art von Zwang nur gegen Perſonen Statt, welche in hoher Achtung ſtanden, wurde immer gut aufgenommen, und galt ſogar in den Augen Deßjenigen, welcher der Gegenſtand deſſelben war, für eine ſchmeichelhafte Huldigung.

Niemand miſchte ſich in einen Streit zweier Männer; war aber eine Frau in einen Streit verwickelt, ſo nahm Jedermann Partie für ſie. Dieß war eine Folge der hohen Achtung, welche die Marianeſer für ihre Frauen hatten, die überall die Herrſchaft führten, ausgenommen im Kriege und in Leitung der Piroguen.

Bat man einen Verwandten um einen Zufluchtsort oder um Hilfe, ſo kam der Bittende allein herbei; wurde aber eine Bitte dieſer Art an den in der Rangordnung, welche wir bezeichnen werden, höchſten Verwandten weiblichen Geſchlechts gerichtet (doch die Mutter ausgenommen), ſo mußte die ganze Familie, Verwandte und Freunde miteingeſchloſſen, erſcheinen.

Auf die einfache von einem verheiratheten Manne an die älteſte Frauenperſon unter ſeinen Verwandten gemachte Bemerkung, daß ſein Haus in einem ſchlechten Zuſtande ſich befinde, wurde die ganze Verwandtſchaft aufgerufen, um es herſtellen zu laſſen, oder zur Erbauung eines neuen beizuſteuern.

Eine Anekdote von einer Hilfleiſtung anderer Art, durch welche dem Reiſenden Arago das Leben gerettet wurde, mag hier eine Stelle finden. Wir laſſen Arago erzählen:

„In Agagna, der Hauptſtadt des Archipels, waren die Weiber hübſch, die Mädchen reizend, und die Ehemänner und Brüder ſo gefällig, daß wir uns oft unſerer leichten Siege ſchämten. Die Luft daſelbſt war rein, die Wälder voll Wohlgeruch und die Jagd ſehr ergötzlich. Aber das war nur Umata, Agagna und Guaham; ich wünſchte beſonders die durch den Aufenthalt Anſon's berühmte Nachbarinſel zu beſuchen, wo die Vegetation ſo kräftig und die Einwohner ſo gaſtfreundlich waren. Ich ſchiffte mich ein .... zwei Freunde Gaudichaud und Berard begleiteten mich. Den folgenden Abend kamen wir bei Rotta an, und das fliegende Proh, auf welchem ich fuhr, ankerte einige Kabellängen vom Ufer. Ich brannte vor Begierde ans Land zu kommen, denn das Ungemach des Meeres hatte mich auf allen meinen Reiſen verfolgt; ich beſtieg ein kleines zwei Fuß breites und vier Fuß langes Boot. Da ich nicht ſchwimmen kann, ſo beging ich eine große Unklugheit. Wir waren beinahe über die Barre, über welche das Meer mit Heftigkeit herabſtürzte, hinausgekommen, als mein Fahrzeug umſchlug; ich ruderte mit Händen und Füßen, und es gelang mir, mich an den Beinen meines Fährmanns anzuklammern; dieſer aber, unbeſorgt um mich, ſtieß mich aus allen Kräften mit ſeinen nervigen Füßen zurück. Anſtatt ihn fahren zu laſſen, ſagte ich ihm, daß er zwei Menſchen zu retten habe, der Schurke aber antwortete mir nur mit tüchtigen Stößen; glücklicherweiſe halte ich Das gut, was ich einmal halten will, und hatte

meine Enterhacken in ein nacktes Bein geworfen. Indeſſen trieb uns die Fluth gegen die Felſen. . . . Ich rief dem Könige der Caroliner, deſſen Proh ich verlaſſen hatte. Er hörte mich; bei dem klaren Schein des Mondes ſah er, daß ich in großer Gefahr ſey, und in wenigen Augenblicken hörte ich neben mir ſein ſtarkes Athmen und das leichte Rauſchen der Wellen, welche er mit ſeinen kräftigen Armen theilte. . . . Ich ſehe ihn, er ſpricht mir Muth ein, und ſchwimmt um mich herum. Er reicht mir ein zerbrochenes Ruder hin, er ruft mir zu, es zu ergreifen, indem er es am andern Ende hält, und fordert mich mit Hand und Blick dazu auf: ich laſſe den Chamorre fahren und ergreife den rettenden Stab, aber nicht ohne einige Schlücke bitteres Waſſer zu trinken, und zehn Minuten nachher war ich in Sicherheit. Was meinen Retter betrifft, ſo lachte er wie ein Narr, ſpottete über meinen Schrecken, über mein Speien, und fand ſeine Handlung ſo natürlich, daß er nur mit Erſtaunen und Widerſtreben die kleinen Geſchenke annahm, womit ich ihm meine Dankbarkeit bezeigen wollte.“

Höflichkeitsbezeigungen.

Bei den Marianeſen war ehedem keine Art von Begrüßungen bekannt, wie ſie in Frankreich gebräuchlich ſind, mit Ausnahme des Handkuſſes; auch berochen ſie die Hand, ſtatt ſie zu küſſen, und dieſe Höflichkeitsbezeigung hieß guhiguhi (riechen). Der eigentliche wechſelſeitige Kuß wurde durch das Wort tchumik bezeichnet, was eigentlich heißt: ſich gegenſeitig die Naſe beriechen. Den nämlichen Gebrauch fanden wir bei den Carolinern, den Papua’s und den Timoriern. Trat man in ein Haus, ſo ſagte man bloß adjin djo (hier bin ich, und dazu gedacht, zu deinen Dienſten), worauf der Herr des Hauſes antwortete: atti hau? (willſt du, daß ich Waſſer über dich gieße? und dazu gedacht, um dir die Füße zu waſchen): die beſuchende Perſon erwiderte, wenn ſie es zurückweiſen wollte: ti guïladji (es iſt nicht nöthig), und wenn ſie es annehmen wollte: adjan (hier). Im leztern Falle holte je nach dem Range des Beſuchenden der Wirth ſelbſt in einer Kürbisflaſche Waſſer herbei, oder ließ es durch einen Diener herbeibringen, und der eine oder andere goß es außen an dem Eingang über die Füße des Neuangekommenen, der ſie ſich ſofort ſelbſt abrieb.

Begegnete man ſich in der Straße, *) ſo beſchränkte ſich alles Ceremoniel darauf, die Fragen an einander zu richten: manu hau (wo gehſt du hin?), guini meno hau (wo kommſt du her?). War jedoch die angeredete Perſon von einem höhern oder wenigſtens gleichen Range, und war ſie beladen, ſo erforderte es der gute Ton, daß man ihr das Anerbieten machte, ihre Laſt zu tragen. Mit einem Niedrigern machte man weniger Umſtände; und ſogar mußte der leztere, um ſich höflich zu zeigen, die hohe Perſon, welche ihm begegnete, einladen, einen Theil ſeiner Laſt zum Geſchenke anzunehmen.

Zum Zeichen der Achtung oder Freundſchaft lud ein Bewohner, wenn

---

*) Le Gobien verſichert, ſie grüßen ſich mit den Worten alti arinmo, das er mit „erlaube mir, deine Füße zu küſſen“ überſezt. Er iſt hier offenbar im Irrthume; der genannte Ausdruck, den man alti adingmo ſchreiben muß (wenigſtens im Dialekte von Agagna) heißt wörtlich: Waſſer über deine Füße gießen, und muß überſezt werden: willſt du, daß ich, oder daß man Waſſer über deine Füße gieße? Alſo paßt dieſe Redensart ganz gut auf den von mir angegebenen Gebrauch, und wäre durchaus nicht am Platze, wenn man ſie auf der Straße oder anderswo, als in ſeinem Hauſe, gebrauchen wollte.

er eine bekannte Perſon vor ſeiner Thüre vorübergehen ſah, dieſelbe ein, hereinzutreten, und wartete ihr mit Betel oder irgend einer andern Erfriſchung auf. Es war ein Zeichen großer Achtung, über dem Magen einer Perſon mit der Hand hinzufahren; die höchſte Unhöflichkeit aber wäre es geweſen, in ſeiner Gegenwart auszuſpucken, und man hütete ſich aufs Sorgfältigſte, ſich dieß zu Schulden kommen zu laſſen. Die Marianeſen warfen nur ſelten ihren Speichel aus, oder thaten ſie es mit der ängſtlichſten Behutſamkeit. Auch vermieden ſie es, dieſes natürliche Bedürfniß neben dem Hauſe eines Andern, und ſelbſt des Morgens, zu befriedigen; ſie thun es, ſagt Le Gobien, aus Gründen, welche ich nie habe genau erfahren können.

Ein Mangatchang hütete ſich wohl, mit aufgerichtetem Haupte vor einem Edlen oder Matua vorüberzugehen; er bückte ſich in dieſem Falle ſo tief, daß er beinahe auf allen Vieren ging; wollte er mit ihm ſprechen, ſo mußte er niederkauern. Ein Matua dagegen hätte geglaubt, ſich herunterzugeben, wenn er vor einem Manne von niedrigerm Stande geſeſſen wäre. Der Mangatchang dagegen durfte dieſe demüthigenden Ehrfurchtsbezeigungen gegen einen Atchaot nicht beobachten.

Nachdem die Ruhe endlich auf den Marianen ganz hergeſtellt war, haben die meiſten Bewohner Guaham's ſpaniſche Sitten und Gewohnheiten angenommen. Wenn jezt eine jüngere Perſon in der Straße oder im Hauſe einem Höheren oder einem Verwandten begegnet, welchem ſie Ehrfurcht ſchuldig iſt, ſo läßt ſie ſich auf ein Knie nieder, und küßt die Hand, welche ihm jener mit Würde hinbietet.

Nach dem Angelus des Abends wünſcht man zu Agagna den Perſonen, in deren Nähe man ſich befindet, eine gute Nacht; und dieß beobachten beſonders die Kinder gewiſſenhaft gegen ihre Eltern, zu denen ſie mit einer leichten Verneigung einfach ſagen: Segnor oder Segnore, ohne buena noche (gute Nacht) beizufügen.

Verſchiedene Klaſſen der Geſellſchaft. Ihre Vorrechte und Beſchäftigungen.

Wir wollen hier noch Einiges zur Ergänzung unſerer Angaben über die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Einwohner untereinander beiſetzen.

Die auf den Küſten wohnenden Matua's beſaßen, wie bereits geſagt, das ausſchließliche Vorrecht der Schifffahrt und der Meerfiſcherei; jedem von ihnen war zum Behufe der lezteren Beſchäftigung eine gewiſſe Meeresfläche angewieſen, die er ohne Einwilligung der benachbarten Beſitzer nicht überſchreiten durfte: auch durften nur ſie mit den benachbarten Inſeln Handel treiben. Die Matua's im Innern legten ſich auf den Landbau und den Fiſchfang in den Bächen; wollten ſie im Meere fiſchen, ſo mußten ſie ausdrücklich von denjenigen, denen ihr Wohnort den Genuß dieſes Rechtes zu verbürgen ſchien, dazu ermächtigt ſeyn.

Bisweilen bewilligte man dem Atchaot oder Halbadeligen eine außerordentliche Vergünſtigung, indem man ihn entweder am Ertrag der Fiſcherei oder des Landbaues Antheil nehmen ließ, ob ihm gleich der Herr, dem er diente, nur Nahrung ſchuldig war; aber man wollte durch ſolche Geſchenke ſeinen Eifer anſpornen, oder ihn für ſein gutes Betragen belohnen.

Nicht ſo verhielt es ſich mit dem Mangatchang, der ſich ſelbſt verſorgen mußte, und keinen Anſpruch auf eine Belohnung hatte. Die Art von

Verachtung, in welcher er lebte, geſtattete ihm nicht, an gewiſſen Arbeiten, welche als ein Vorrecht der hohen Klaſſen angeſehen wurden, Theil zu nehmen. Wurde ſeine Mitwirkung für nöthig erachtet, ſo mußte er herbeikommen; man ſah ſie, wenn ſie ſich auf die Seite geſezt glaubten, ſogar ſchon ihre Herren anflehen, ſie möchten ſie verwenden, und ſich erkundigen, ob ſie denn ſo unglücklich geweſen wären, ſein Mißfallen auf ſich zu ziehen.

Die jetzigen Marianeſen beſchäftigen ſich gerne mit dem Ackerbau und den Gewerben, und beſonders mit der Branntweinbrennerei. *) Da der Mangatchang an den Boden gefeſſelt war, ſo machte der Feldbau ſeine vorzüglichſte Beſchäftigung aus; auch mußte er bei Erbauung der großen Schoppen, unter welchen die Piroguen untergebracht wurden, bei Erbauung und Herſtellung der Wege, bei Lieferung der Lebensmittel während des Krieges, und bei Herbeiſchaffung der zum Häuſerbau erforderlichen Materialien zur Zeit des Friedens mitwirken; im Allgemeinen hatte er die niedrigſten und beſchwerlichſten Arbeiten zu verrichten.

Da ihm die Fiſcherei auf dem Meere verboten war, ſo war er auf die Bäche beſchränkt; und auch da durfte er bloß auf den Aal Jagd machen, einen Fiſch, welchen man im Schlamme fangen kann. Dieſer vortreffliche Fiſch wurde von den höheren Klaſſen verabſcheut; eine Abneigung, die man ſich nicht erklären kann, **) aber, obgleich nicht mehr in dem Grade, unter der neueren Bevölkerung zum Theil noch findet. Der Mangatchang mußte die Aale Nachts bei Fackelſchein mit der Hand fangen, nachdem er ſie mit einem Stockſchlage betäubt hatte; der Gebrauch des Hamens, des Netzes und der Fiſchgabel war ihm ſtrenge unterſagt.

Die Weiber der Matua's und Atchaot's ließen ſich niemals herab, für ſich oder ihre Familie Geräthſchaften zu gebrauchen, welche ein Mangatchang verfertigt hatte; lieber verfertigten ſie ſelbſt ihre Matten, Kinderwiegen, Körbe und ähnliche Gegenſtände. Die Arbeiten dieſer herabgewürdigten und unterdrückten Weſen dienten nur den Fremden, welche ſie beherbergten, zum Gebrauche.

Auch die Zubereitung gewiſſer Speiſen behielten ſie ſich vor, aus Furcht, ſie möchten von den unreinen Händen der Mangatchang's beſudelt werden; nur das Kochen des Reiſes, der Wurzeln und einiger wenigen anderen Nahrungsmittel war ihnen anvertraut.

Die gewöhnliche Beſchäftigung der Weiber aus den niederen Klaſſen war Ankertaue, Seile zum Takelwerk, grobes Werg zum Kalfatern, Matten verſchiedener Art, Körbe, Säcke, Schachteln und andere Geflechte zu verfertigen.

Alles Dieſes hat ſich nun ganz geändert. Die angeführten Vorrechte beſtehen nicht mehr.

Unter den Beſchäftigungen nimmt der Fiſchfang eine wichtige Stelle ein, der hauptſächlich dem Magnahak gilt, einem kleinen Fiſche von vortrefflichem Geſchmack, welchen die Marianeſer in ungeheurer Menge verzehren. Freycinet erzählt darüber: „Zu einer beſtimmten Zeit kommt der Magnahak unfehlbar an, und die Bewohner begeben ſich in Maſſe an das Meeresufer, um ſich einen Vorrath zu ſammeln. ***) Unter den Fiſchenden

---

*) S. Blatt 90 und 89.

**) Vielleicht eben weil der Aal im ſchlammigen Waſſer, alſo einem ſchmutzigen, ekeln Elemente lebt. Anm. d. Ueberſ.

***) S. Blatt 65.

(Sudera.)

Acker Bau

Digitized by Google

befanden ſich die Leute, welche den Gouverneur Medinilla bewillkommt hatten, ſo wie mehrere hübſche Mädchen, die wir im Waſſer bis um den Gürtel erblickten, und die, wie die andern, mit dieſem köſtlichen Fange beſchäftigt waren. Sie hatten ihr Hemd abgenommen und es wie ein Tuch um den Hals geſchlungen; ihr aufgehobener Rock bedeckte ſie nicht weiter als ein Languti, und ſie waren beinahe nackt; auch ſchienen ſie, als ſie aus dem Waſſer kamen, in großer Verlegenheit zu ſeyn. Aber das Lächerlichſte war, daß ſie, als ſie eiligſt ihre Reize verhüllen wollten, ganz anders ſich benahmen, als die keuſche Venus, indem ſie zuerſt den Rücken bedeckten.“

Ceremonien bei der Geburt.

Bei der Geburt eines Kindes brachten die Verwandten jeden Alters ein **Kotud** Reis mit einem getrockneten Fiſch darauf, um etwas zur Bewirthung der bei der Entbindung beſchäftigten Perſonen beizutragen. Die Frauen, welche Calebaſſen mit Waſſer herbeibrachten, waren allein von dieſer Abgabe befreit. *)

Gehörte der neue Ankömmling einer Familie von hohem Range an, ſo zerſtieß man den Reis ſehr fein, und ſtreute davon dem Vater auf den Weg, was ein Zeichen von Achtung war.

Den Kindern gab man Namen, die theils von den perſönlichen Talenten und Eigenſchaften der Väter, theils von einer Frucht, einer Pflanze hergenommen waren: z. B. gof-sipik (gewandter Fiſcher); taï-agnao (unerſchrocken); taï-gualo (träge); faulos-gna (glücklicher Seemann); gof-tugtcha (gewandt im Lanzenwerfen); misngon (geduldig); nineti (erfindſam); mas-*song song* (der ein Dorf bevölkert hat); gof-higam (gewandt in Führung des *Higam* **); agad-gna ***) (geſchickt im Zuhauen der Piroguen); ki-ighi (den man nicht übertreffen kann); matapang (zarte und weiche Kokosnuß, deren Milch aber noch nicht ſüß iſt); puntan (reife Kokosnuß, welche anfängt, auf dem Baume zu vertrocknen); djoda oder tchod-a (Bananenbaum) u. ſ. w.

Leichenfeierlichkeiten und Trauergeſänge.

Der Pater **Le Gobien** gibt uns intereſſante Nachweiſungen über dieſen Gegenſtand:

„Es gibt,“ ſagt er, „kein Volk, das beredter wäre, ſeinen Schmerz auszuſprechen, und dabei ausdrucksvoller in Geſicht und Gebärden. Nichts iſt trauriger, als ihre Beerdigungen; †) ſie vergießen dabei Ströme von Thränen; ſie brechen in ein Geſchrei aus, welches das härteſte Herz erweichen könnte; ſie faſten lange und erſchöpfen ſich ſo ſehr durch ihr Geſchrei und ihre lange Enthaltſamkeit, daß man ſie kaum mehr kennt. Ihre Trauer dauert 7 oder 8 Tage, und bisweilen noch länger; ſie bemeſſen ſie gewöhnlich nach der Neigung, welche ſie für den Verſtorbenen hatten, oder den Wohlthaten, welche ſie von ihm empfingen. Dieſe ganze Zeit bringen ſie

---

*) Einſt galt es gewiſſermaßen für eine Schande, zu einem Kranken zu gehen, ohne ihm ein Kotud Reis und einen getrockneten Fiſch zu bringen.

**) Higam, ein Werkzeug zum Aushöhlen der Fahrzeuge, eine Art Hohlbeil.

***) Agad-gna, woraus das verdorbene Agagna gemacht wurde. Es iſt der Name des Häuptlings, welcher die Stadt dieſes Namens gegründet hat.

†) Die ganze Familie wohnt denſelben bei.

mit Weinen und Trauergeſängen hin. Sie halten Gaſtmähler am Grabhügel des Verſtorbenen; denn man errichtet immer ein Grabmal an dem Orte, wo der Verſtorbene beerdigt iſt, oder wenigſtens daneben. *) Man beſtreut es mit Blumen, mit Palmzweigen, Muſcheln und Allem, was man Koſtbares hat. Die Betrübniß der Mütter, welche ihre Kinder verloren haben, geht über alle Vorſtellung; da ſie nur darauf bedacht ſind, ihren Schmerz zu unterhalten, ſo ſchneiden ſie ihren Kindern einige Locken ab, und bewahren dieſe ſorgfältig auf; um den Hals tragen ſie eine Schnur, an welche ſie ſo viele Knoten machen, als Nächte ſeit dem Tode ihres Kindes verfloſſen ſind.“

„Wenn die verſtorbene Perſon,“ fügt Le Gobien bei, „dem hohen Adel angehört, ſo iſt ihr Schmerz gränzenlos. Sie gerathen in eine Art Wuth oder Verzweiflung; ſie reißen ihre Bäume aus, verbrennen ihre Häuſer, zertrümmern ihre Schiffe, zerreißen ihre Segel und hängen Stücke davon vor ihre Häuſer. Sie beſtreuen die Wege mit Palmzweigen und errichten Trauergerüſte zu Ehren des Verſtorbenen. Wenn der Verſtorbene ſich im Fiſchfange oder in den Waffen ausgezeichnet hat, was beides Gewerbe von Auszeichnung bei ihnen ſind, ſo krönen ſie ſein Grabmal mit Lanzen oder Rudern, um ſeine Tapferkeit oder ſeine Gewandtheit im Fiſchfange anzuzeigen. Hat er ſich in beidem ausgezeichnet, ſo verſchlingt man Lanzen und Ruder ineinander, und errichtet ihm eine Art Trophäe.

„Dieß Alles geſchieht unter Begleitung von Trauergeſängen.

„„Es gibt kein Leben mehr für mich,““ drückte ſich ein Sänger aus; „„es bleibt mir nur Ueberdruß und Kummer; die Sonne, die mich belebte, iſt erloſchen; der Mond, der mich erhellte, iſt verdunkelt; der Stern, der mich leitete, iſt verſchwunden. Ich will mich in tiefe Nacht begraben und in ein Meer von Thränen und Jammer verſenken.““

„Kaum hatte er geendet, als der andere Sänger ausrief: „„Ach! ich habe Alles verloren! Nicht mehr ſehen werde ich, was das Glück meiner Tage und die Freude meines Herzens ausmachte. Ach! die Stärke unſerer Krieger, die Ehre unſeres Geſchlechts, der Held unſeres Volkes iſt nicht mehr! Er hat uns verlaſſen! Was ſoll aus uns werden! Für die Zukunft wird uns das Leben zur Laſt ſeyn.““

„Dieſe Wehklagen dauern den ganzen Tag und einen Theil der Nacht hindurch.“

Merkwürdige Denkmale der Inſel Tinian.

In dem Bericht über die im Jahr 1741 durch den engliſchen Admiral Georg Anſon unternommene Reiſe um die Welt wird Folgendes erzählt:

„An verſchiedenen Orten der Inſel Tinian findet man Ruinen, welche den deutlichen Beweis liefern, daß das Land ſehr bevölkert geweſen ſeyn muß. Dieſe Ruinen beſtehen beinahe alle in zwei Reihen Säulen von pyramidaliſcher Form, deren Baſis ein Viereck iſt. Die Säulen ſind ungefähr 6 Fuß von einander entfernt, und doppelt ſo weit gewöhnlich die Reihen; die Baſis der Säulen hat ungefähr 5 Fuß im Gevierte, und ihre Höhe beträgt gegen 13 Fuß; auf der Spitze jeder Säule ruht eine Halbkugel, die platte Fläche nach Oben gekehrt; die Säulen und Halbkugeln

*) Die Beerdigung fand gewöhnlich ganz nahe an dem Hauſe ſtatt, bisweilen ſogar in dem Hauſe ſelbſt.

ſind von Sand und zuſammengekitteten Steinen, und mit Gips überzogen. *) Darf man dem Berichte, den unſere Gefangenen über dieſe Reſte von Gebäuden uns machten, Glauben ſchenken, ſo muß die Inſel ſehr bevölkert geweſen ſeyn; denn, wie ſie ſagten, gehörten dieſe Säulen zu indiſchen Klöſtern; und die Sache ſcheint uns um ſo wahrſcheinlicher zu ſeyn, als man unter den Heiden mehrere Anſtalten dieſer Art findet. Wären aber auch dieſe Säulen nur Reſte gewöhnlicher Häuſer von Einwohnern, ſo muß die Zahl dieſer lezteren ſehr groß geweſen ſeyn, da die ganze Inſel mit ſolchen Säulen beinahe beſäet iſt.“

Der Bericht, den dieſe Bewohner der Marianen an Anſon machten, verdient in Betrachtung gezogen zu werden. Die Hindu's, welche Java, Sumatra, Bali koloniſirt und Denkmale auf dieſen Inſeln errichtet haben, ſo wie nach unſerer Angabe dieß auf Singhapur, Borneo, Celebes und anderen Inſeln des weſtlichen Oceaniens der Fall war, konnten ſich ſehr leicht auch bis auf die Marianen verbreiten.

Man hat oft an der Wahrhaftigkeit Anſon's gezweifelt, weil Tinian ſeiner reichen Vegetation, ſeiner Thiere und Einwohner beraubt iſt, und weil Kapitän Byron dieſe Inſel ebenſoſehr verſchrieen hat, als ſie Anſon erhob; indeſſen ſind wir weit entfernt, einen Verdacht gegen die Glaubwürdigkeit Anſon's zu hegen, und wiſſen kein zuverläſſigeres Mittel, ihn zu rechtfertigen, als wenn wir eine anziehende Stelle des Spaziergangs um die Welt von J. Arago über dieſen Punkt anführen. „Zwei Tage nachher kamen wir auf Tinian an . . . Wo iſt jene mächtige Vegetation? Wo ſind jene kräftigen Palmbäume, jene buſchigen Haine, jene ſchönen Lianen? Ich ſehe immer einen reinen Himmel, aber das Ufer iſt beinahe nackt. Einige hart beſchädigte Kokosnußbäume laſſen ihren welken Hauptſchmuck noch in den Lüften ſpielen, und ſie allein erheben ihr Haupt über die alten Pilaſter, von Völkern erbaut, deren Andenken uns keine Ueberlieferung aufbewahrt hat. Siehe da auf dem Ufer längliche, polirte, bemalte Steine. — Alkade, was ſind das für Steine? — Die Steine der Alten. — Und dieſer ſo gut ausgekittete Brunnen? — Der Brunnen der Alten. — Und dieſe Pilaſter, auf denen eine Halbkugel aus Stück ruht? — Die Pilaſter der Alten. — Und dieſe lange Reihe von Säulen in zwei gleichlaufenden Linien? — Alles Dieß wurde von den Alten gebaut. — Wer war dieſes Volk? Was iſt aus ihm geworden? Iſt es ausgewandert? Iſt es untergegangen? — Ich weiß es nicht.

„Dieſer Alkade gebietet über drei Töchter, vier Bedienten und einen Deportirten aus Agagna. Dieß iſt die ganze Bevölkerung der Inſel.

„Aber hat nun Anſon die Welt belogen, indem er ein ſo magiſches Gemälde von dieſer Inſel entwarf? . . . Nein der Admiral Anſon hat ohne Zweifel die Wahrheit geſagt, **) denn das Land iſt mit faulenden Stämmen und mit entwurzelten rieſenhaften Bäumen überſäet. Ein glühender Wind hat die hundertjährigen Wälder dieſes armen Landes verzehrt; ein Erdbeben, wie ſie Sicilien erſchüttern, wird dieſe außerordentlichen Säulenreihen, deren Bruchſtücke ihr auf dem Sande zerſchmettert liegen ſeht, umgeſtürzt, und vielleicht auch die ganze Bevölkerung der Inſel verſchlungen haben.

---

*) S. Blatt 85.
**) Er hat nur die Farben ein wenig zu ſtark aufgetragen.

Die Marianeſerinnen hatten einſt beſondere Verſammlungen, wo ſie ſich ſehr geſchmückt einfanden, und wo ſonſt Niemand Zutritt hatte. „Zu zwölf oder dreizehn in einen Kreis vereinigt, ſingen ſie,“ ſagt Le Gobien, „ſtehend und ohne ſich zu bewegen die Lieder und Erzählungen ihrer Dichter ſo anmuthig und richtig, daß ſie auch in Europa gefallen würden. Der Zuſammenklang ihrer Stimmen iſt bewunderungswürdig und gibt einer noch ſo gut zuſammengeübten Muſik nichts nach. In den Händen haben ſie kleine Muſcheln, welche ſie wie Caſtagnetten mit vieler Gewandtheit handhaben. Ueberraſchend iſt es aber, daß ſie mit ſo ausdrucksvollen Gebärden und ſo lebhafter Aktion ihre Stimmen unterſtützen und ihren Geſang beleben, daß jeder Zuhörer dadurch ergözt wird.“

Den Spaniern und beſonders den Philippinern verdankt man die Einführung der Hahnenkämpfe, gewiſſer Geſellſchafts- *) und Hazardſpiele, und beſonders der Kartenſpiele in dieſem kleinen Archipel. Auf Agagna gibt es ein beſonderes Haus, das für die Zuſammenkünfte derjenigen Perſonen, welche ihr Glück den Karten anvertrauen wollen, beſtimmt iſt.

Pantomimiſches Ballet des Kaiſers Montezuma. — Wir hatten, ſagt Freycinet, ein ſehr angenehmes Schauſpiel in der Ausführung von Tänzen, welche in Mexiko nicht gebräuchlich waren, und deren ſämmtliche Figuren, wie man ſagt, eine Anſpielung auf die Geſchichte dieſes Landes ſind. Die Schauſpieler waren Schüler des Kollegiums von Agagna; ihre ſeidenen, reich geſchmückten Anzüge, welche ſorgfältig erhalten ſind, hatten die Jeſuiten aus Neuſpanien mitgebracht; dieſe Tänze, welche einige Aehnlichkeit mit unſeren pantomimiſchen Balleten haben, wurden auf einem durch Fackeln und mit Harz gefüllten Lampen erleuchteten Platze vor dem Palaſte der Gouverneurs aufgeführt. **) Der Kaiſer Montezuma wird mit einer Krone auf dem Haupte, ein Fächer von Federn oder einem Palmzweig in der Hand vorgeſtellt und iſt die Hauptperſon des Ballets. ***) Ihn begleiten zwei reich gekleidete Pagen. Hernach kommen, die Stirne mit einem Diadem umwunden, und ebenfalls reich gekleidet, zwölf Tänzer, unter welche ſich der Kaiſer bei beſtimmten Tönen miſcht; ſie führen Märſche, Bewegungen und Stellungen von unendlicher Mannigfaltigkeit aus.

Die Tänzer haben bald einen Fächer von Federn, bald eine oder zwei Caſtagnetten in der Hand.

Im zweiten Akt halten die zwölf Tänzer, je zwei und zwei, jeder die Enden eines ſehr großen, mit glänzender Seite beſezten Halbreifes. Sie führen verſchiedene zierliche Figuren aus, entweder allein oder mit dem Kaiſer und ſeinen zwei Pagen, die ihrer Stellung einen maleriſchen Effekt zu geben ſuchen; mit den Reifen bilden ſie nach und nach Guirlanden, Gewölbe u. ſ. w. Die zwei lezten Akte dieſes Stücks, welches deren fünf hat, beſtehen hauptſächlich aus kriegeriſchen Tänzen. Poſſenreißer erheitern die Scene während der Zwiſchenakte und ſelbſt während des Schauſpiels, durch Sprünge und tauſend groteske Poſſen, welche das Gelächter der Kinder und des Pöbels erwecken. Sie ſind lächerlich maskirt und gekleidet und haben einen hölzernen Säbel in der Hand, womit ſie rechts und links um ſich hauen; ihre Maske, welche weiß iſt, hat ſo ungeheure Dimenſionen,

*) Dahin gehört das Tchuka, ein chineſiſches Spiel, von dem wir aber nicht wiſſen, welchen Namen es auf Agagna führt.

**) Das Nachfolgende bis zur Ueberſicht iſt ein Auszug aus der Reiſe der Uranie.

***) S. Blatt 92.

daß die Naſe bis zu dem Kinn Deſſen, der ſie trägt, herabreicht; die Augen ſind unförmlich, ungleich und von unverhältnißmäßiger Größe. Man müßte ſich die ganze Geſchichte des unglücklichen Montezuma vergegenwärtigen, um die Anſpielungen zu begreifen, welche man in dieſen verſchiedenen Scenen zu finden behauptete, oder wovon man uns das Programm geliefert hatte. Ohne den Urſprung, den man dieſen Tänzen gibt, beſtreiten zu wollen, finde ich in ihnen eine ſehr ſprechende Aehnlichkeit mit Dem, was man in der Provence las oulivettos (les olivettes) nennt, welche lange vor der Eroberung Mexiko's gebräuchlich waren. *)

Tanz des Palo Vestido y Desnudo. — Unter die merkwürdigſten Tänze der Marianeſen gehört der, den man in Spanien el palo vestido y desnudo (den bekleideten und entkleideten Maſt) nennt, und den die Provençalen unter dem Namen dei cordelos (der Brüder) kennen. Es wird ein Maſt aufgepflanzt, auf deſſen Spitze 8 oder 12 breite und lange, theils rothe, theils gelbe oder blaue Bänder an einem Ende befeſtigt werden; nach der Zahl der Tänzer ſind die Farben mehr oder minder mannigfaltig. Jeder Tänzer hält das Ende eines dieſer Bänder, und muß ſich im Kreiſe herumdrehen, indem er abwechſelnd hinter den ſich ſtellt, der zu ſeiner Rechten ſich befindet, und dann vor den Nachfolgenden; die Tänzer des geraden Reihens drehen ſich nach der einen, die des ungeraden nach der andern Richtung. **) Durch dieſe Touren und Gegentouren um den Maſt herum wird ein Netz oder eine Verſchlingung gebildet, deren Anmuth in der Mannigfaltigkeit der Farben und in der Regelmäßigkeit der Zeichnung liegt. Um den Maſt zu entkleiden, müſſen ſich die Tänzer zum Zweitenmale untereinander miſchen, aber in entgegengeſezter Richtung, und zwar ſo geſchickt, daß ſie die Bänder nicht verwirren. Gewöhnlich hat jede Reihe ihren Anführer. Dieſer obgleich einfache Tanz ſcheint Anfangs ſehr verwickelt zu ſeyn; denn bei der Menge von Bändern, welche ſich links und rechts mit Blitzesſchnelle kreuzen, hält es ſehr ſchwer, die Verbindungen und den Gang deſſelben zu erkennen.

Als dieſes Spiel zu Ende war, kamen dieſelben Schüler, welche in den vorhergehenden Scenen aufgetreten waren, noch einmal; einige waren als Frauenzimmer gekleidet; nun führten ſie mit vieler Gewandtheit europäiſche Tänze aus.

Sprache.

Ohne dem auf ganz Malaiſien verbreiteten Malaiiſchen und dem Tagaliſchen, das man auf den Philippinen ſpricht, ***) ganz unähnlich zu ſeyn, hat das marianeſiſche Idiom mit einer ſanften und leichten Ausſprache einen ihm eigenthümlichen Charakter. Doch herrſchten einſt ſehr bedeutende Verſchiedenheiten zwiſchen der Sprache der nordiſchen und der in der Nachbarſchaft von Guaham gelegenen Inſeln: Verſchiedenheiten, welche ſelbſt an einem Orte der Hauptinſel gegen den andern merklich hervortraten, und wovon man ſelbſt vor einigen Jahren noch deutliche Spuren vorfand. Gegenwärtig iſt ſelbſt die Ausſprache nicht überall gleich. Seit der Vereinigung der verſchiedenen Völkerſchaften auf Guaham im J. 1699

*) Nach dem Grafen von Villeneuve würde die Entſtehung dieſes Tanzes ſich bis in die Zeit Julius Cäſar's hinaufdatiren. (Siehe Statiſtik des Departements der Rhonemündungen, Bd. III.)

**) Gewöhnlich ſind die einen Mädchen, die andern Jünglinge.

***) Und wir fügen hinzu, mit einigen polyneſiſchen Wörtern.

hat ſich Alles vermiſcht, Menſchen und Sprachen. Pater Murillo V
larde berichtet, daß die für die Dichtkunſt eingenommenen Bewohner
ihren Nationalgeſängen geſchichtliche Ueberlieferungen aufbewahrt hätte
die aber durch den fabelhaften Schleier, der ſie umhüllt, ſehr dunkel g
worden wären.

Eine wirklich merkwürdige Thatſache iſt es, daß ein Volk, deſſ
Sprache an eigenen Wörtern zu Bezeichnung aller Modifikationen ein
und deſſelben Gegenſtandes außerordentlich reich iſt, *) nur eine kleine A
zahl von Wörtern für die Bezeichnung der Verwandtſchaftsgrade beſitzt,
deren Verwechslung doch täglich Veranlaſſung gegeben iſt.

Um die Urgroßmutter zu bezeichnen, muß man folgende lange Beſchre
bung machen:

I umassagua djan i lumilis
die, welche ſich verheirathet hat mit Dem, welcher erzeugt hat
saïnan saïne-ta.
(die) Mutter unſerer Mutter.

Das Wort guïla für Großmutter ſtammt offenbar von dem ſpaniſche
Worte aguela, welches ebendieſelbe Bedeutung hat; saïna, worunter ma
Vater und Mutter zugleich verſteht, bedeutet eigentlich Gebieter, Herr
um beſtimmter zu ſeyn, bedient man ſich der Ausdrücke i lumilis (den
welcher erzeugt hat), i fu magnago (die, welche geboren hat). Das neu
si nana iſt eine Nachahmung des ſpaniſchen mama, mit der Beiſilbe si,
dem Ausdruck der Achtung und Ehrfurcht. Ebenſo muß man unſere Aus
drücke Großtante oder Geſchwiſterkind des Vaters oder der Mutter um
ſchreiben; für Tante gebraucht man das ſpaniſche Wort Tia oder vielmeh
si tia. Schweſter, ſo wie Bruder heißt tchilu; aber es gibt nur eine
einzigen Ausdruck für Vetter, Baſe, Nichte und Neffe, nämlich *tchilu*
dja hodjong (vom Bruder abſtammend). Dagegen gibt es viele Wörter fü
die Bezeichnung der Kinder; ſo heißt haga Tochter, lahi Sohn oder Knabe
der Vater, wenn er von ſeinem Sohne oder ſeiner Tochter ſpricht, wir
ſagen ninis ho (mein Erzeugter), und die Mutter finagnago ho (mein
Geborene), wenn man ſich ſo ausdrücken darf; ninis gna (legitimer Soh
oder Tochter, oder wörtlich: mein Erzeugter; bemerken wir hier, daß nini
Sohn oder Tochter nur in Beziehung auf den Vater bedeutet, was au
die Vorausſetzung führt, wie es auch wirklich der Fall iſt, daß ein Kin
in Beziehung zur Mutter immer legitim iſt; ninis hegui, Baſtard-Soh
oder Tochter); pinig saï (adoptirter Sohn oder Tochter); maga un

*) Nehmen wir nur z. B. die Kokosnuß; 20 verſchiedene Wörter dienen dazu, dieſe Frucht zu b
zeichnen, je nachdem ſie dieſen oder jenen Grad von Reife erlangt hat, dieſe oder jene Eige
ſchaft, dieſen oder jenen Fehler beſitzt. Hier die Liſte davon: nidjuk oder nin bezeichnen zum
den Kokosnußbaum und die Kokosnuß im Allgemeinen; apluk, eine junge Kokosnuß, welc
Milch enthält, die aber noch nicht zu Sahne geworden iſt; manha, eine zarte und ſüße Koko
nuß; dadik, dieſelbe Frucht, wenn ſie noch nicht ganz dieſen Grad von Reife erlangt ha
masson, eine Kokosnuß, deren Reife weiter vorgerückt iſt, als die manha, ohne indeß noch ga
zeitig zu ſeyn; kannon, eine noch weiche Kokosnuß, die bis auf ihre erſte Schale gut zum Eſſe
iſt; matopang, eine zarte und weiche Kokosnuß, wie die manha, deren Milch aber nicht ſüß iſ
gaso, eine ganz reife Kokosnuß; puntan, eine ganz reife Kokosnuß, die bereits auf dem Bau
zu vertrocknen anfangt; nagao, eine ganz vertrocknete Kokosnuß; bangbang, eine Kokosnu
deren Sahne ſich in dichtes Mark verwandelt hat; bubulung, eine ganz leere Kokosnuß, die abe
noch am Baum hängt; tchautchau eine vertrocknete Kokosnuß, in welcher man, wenn ſie g
ſchüttelt wird, ein Geräuſch vernimmt; bulen, eine innen verfaulte Kokosnuß; tchuhut, ein
kleine Kokosnuß; baba, eine durch einen alten entlaubten Kokosnußbaum, der auf dem Punkt
iſt, keine Früchte mehr zu geben, erzeugte Nuß; dieſe letzteren gebraucht man gewöhnlich, we
ſie klein ſind, als Behälter für den Kalk, welchen man mit dem Betel vermiſcht; faha, ein
Kokosnuß, welche im Begriffe iſt, zu keimen; tchehok, eine Kokosnuß, welche anfängt z
keimen; haigul, eine Kokosnuß, deren Blätter zu treiben anfangen.

magatchaga (der ältere der Familie, der älteſte Sohn oder Tochter, der älteſte Bruder oder Schweſter); sologgna (der jüngere oder der jüngſte der Brüder); i sologgna inatuganan (der jüngere in Beziehung zum ältern); atchafgnang (Halbſchweſter oder Bruder); madjana nga pagon (verlaſſenes Kind). Es gibt kein Wort zur Bezeichnung von Enkel oder Urenkel; auch dafür muß man Umſchreibungen gebrauchen.

Kalender.

Wie die Chineſen *) berechneten einſt die Marianeſen die großen Abtheilungen der Zeit nach Tagen (haani), Mondswandlungen oder Monaten (pulan) und Jahren (sakkan); wahrſcheinlich gaben ſie den erſten auch Namen, wie es die Caroliner von Lamurſek noch thun; jezt aber ſind dieſe Namen gänzlich unbekannt. Was die Jahre betrifft, ſo beſtanden ſie aus 13 Mondswandlungen. Die Spanier verſuchten bei ihrer Ankunft die Namen dieſer Perioden denen unſerer Kalendermonate ähnlich zu machen, eine Vereinigung, die ſich aber unmöglich ſtreng durchführen läßt. Hier folgt jedoch die Namenliſte, wie ſie ſich aus den Nachweiſungen, die ich aus drei verſchiedenen Quellen geſchöpft habe, ergibt;

1) Januar: Tumeguïni. Ein Wort, das „ſo, auf dieſe Art“ bedeutet.
2) Februar: Maino.
3) März: Umataraf. Wörtlich: auf den Fang der Guatafis ausgehen; wahrſcheinlich iſt Dieß die Zeit, in welcher man den ſo benannten Fiſch fängt.
4) April: Lumuhu. Heißt: zurückkehren, einen neuen Verſuch machen. Soll man es von der Rückkehr des Jahres verſtehen?
5) Mai: Magmamao.
6) Juni: Manahaf oder Tanafaf. Auf allen Vieren gehen, den Körper ſchleppen.
7) Juli: Semo.
8) Auguſt: Tenhos oder Tenos.
9) September: Lumamlam. „Wer ſchleudert die Blitze.“ — War das die Jahreszeit der Gewitter?
10) Oktober: Tagualu. **) Der Zeitpunkt, in welchem man ſein Feld beſäen muß.
11) November: Samugsugn. Der Zeitpunkt, in welchem man die Netze ausbeſſert.

*) Das chineſiſche Jahr fängt mit der Konjunktion der Sonne und des Mondes, oder mit dem 15ten Grad des Waſſermanns nächſten Neumonde an; dieſer iſt bei uns ein Zeichen, in welches die Sonne gegen Ende des Januar tritt und in welchem ſie beinahe den ganzen Monat Februar verweilt; mit dieſem Zeitpunkte beginnt ihr Frühling. Der 15te Grad des Stieres beſtimmt den Anfang des Sommers; der 15te Grad des Löwen den Anfang des Herbſtes, und der 15te Grad des Skorpions den des Winters.

Sie haben 12 Mondsmonate, worunter es kleine gibt, welche nur 29, und große, welche 30 Tage haben. Alle 5 Jahre haben ſie Schaltmonate, um die Mondswandlungen nach dem Lauf der Sonne richtig zu ſtellen. Sie theilen, wie wir, die Wochen nach der Ordnung der Planeten, deren jedem ſie vier Konſtellationen zuſchreiben, täglich eine, ſo daß es, nachdem 28 von ſieben zu ſieben aufeinander gefolgt ſind, wieder an die erſte kommt.

Ihr Jahr beginnt mit dem dem Februar nächſten Neumonde, woher es kommt, daß das Zeichen der Fiſche für ſie das erſte iſt, das des Widders das zweite und ſofort. Dieſe Art zu rechnen und einzuſchalten gibt bei ihnen Jahre von 13 Monaten, welche von Zeit zu Zeit wiederkehren. (Du Halde, Beſchreibung von China, Bd. I.)

**) Dieſer Mond oder Monat wird durch die angezeigten Autoritäten auf dreierlei Art benannt; tagualu, malgnahof und paguan, Namen, die unſtreitig verſchiedenen marianiſchen Dialekten angehören. Ich habe die Ueberſetzung angenommen, die mir mit den Gebräuchen Agagna's am beſten übereinzukommen ſchien.

12) December: Umadjanggan. Unſtät, Heuler, Zeit der häufigen kleinen Regen.

13) . . . . . Umagahaf. Krebſe fangen.

Die Durchſicht des Wörterbuchs belehrt uns, daß es den Marianeſen nicht ganz an aſtronomiſchen und nautiſchen Kenntniſſen fehlt. Man findet dort wirklich die Namen einiger Sterne; aber ſehr wahrſcheinlich iſt nur ein geringer Theil ihrer Kenntniß in dieſer Hinſicht auf uns gekommen. Wir wollen deßhalb auch nicht länger bei dieſem Gegenſtande verweilen.

Ueberſicht der Geſchichte der Marianen.

Die Urgeſchichte der Einwohner dieſer Gruppe vor der Entdeckung iſt eine Reihe mehr oder minder abgeſchmackter Fabeln; erſt mit der Erſcheinung Magellan's auf dieſen Inſeln fängt ſie an beſtimmt zu werden.

Dieſer erſte Weltumſegler war auch der erſte Entdecker der Marianen; nach einer langen und gefährlichen Fahrt erblickte er ſie den 6. März 1521, und nannte ſie zuerſt Islas de Velas latinas, Inſel der lateiniſchen Segel, hernach Islas de las ladronas, Räuberinſeln, weil ihm die Eingebornen viele Gegenſtände entwendet hatten: eine Untugend, die mit Ausnahme der Caroliner allen Völkern Polyneſiens gemein iſt. Loyoſa beſuchte den Archipel fünf Jahre ſpäter wieder, und Saavedra nahm am 6. Januar 1528 im Namen des Königs von Spanien einen Theil dieſer Inſel in Beſitz, nachdem er 11 Eingeborne weggenommen hatte, mit denen er ſeine Schiffsmannſchaft verſtärkte. Im Jahr 1565 tödtete Legaspi, als er ſich nach den Philippinen begab, dort 10 Inſulaner. Cavendish näherte ſich ihnen im Jahr 1588, und Mendana im Jahr 1592. Von Francisco Galli wurden ſie im Jahr 1592 beſucht, von Gemelli Carreri 1596. Olivier de Noort hielt dort an 1600, Maldonado 1601; der Holländer Spilberg 1616; andere Holländer 1635; Hurtado 1678; Quiroga 1648; der berühmte Dampier ankerte dort 1686 am 21. Mai; Wood-Rogers am 10. März 1710; Legentil de la Barbenais war der erſte Franzoſe, der dort landete, 1716; 1721 machte Clipperton einige Angriffsverſuche darauf; der Admiral Anſon beſuchte ſie auf ſeiner Reiſe 1742; Wallis und Pages 1768. Der Kapitän Crozet, von Isle de France abgefertigt, hielt dort an 1772, und der berühmte Lapérouſe 1786; der ſpaniſche Seemann Malaſpina beſuchte ſie 1792. Später wurden ſie von Kotzebue, Beechey, d'Urville und Anderen beſucht.

Die Koloniſation dieſer Gruppe hatte erſt im Jahr 1688 Statt.

Der Pater Sanvitores, ein ſpaniſcher Jeſuitenmiſſionär, welcher bei ſeiner Ueberfahrt von Acapulco *) nach Manilla dort anhielt, und die Einwohner gut, ſanft und friedlich fand, intereſſirte ſich für ihr Schickſal, und beſchloß ſie zu civiliſiren, zur römiſch-katholiſchen Religion zu bekehren und eine ſpaniſche Kolonie unter ihnen zu errichten. Der Gouverneur der Philippinen verwarf ſeine Plane; aber der Jeſuit, anſtatt zurückzutreten, wandte ſich geradezu an den König von Spanien, der ſie billigte. Der Pater Sanvitores, begleitet von den Patern Thomas Cardenioſo, Luis de Medina, Pedro de Caſanova, Luis de Morales und dem Bruder Lorenzo Buſtillos, erſchien im Jahr 1668 im Angeſichte

*) Hafen auf der weſtlichen Küſte von Mexiko.

ſcher Gruppe, welche er zu Ehren von Maria Anna von Oeſterreich, der Gemahlin des Königs von Spanien, Philipps IV., die marianiſchen Inſeln nannte: ein Name, der ihnen geblieben iſt.

Kaum hatte das Schiff, welches die Miſſionäre an Bord hatte, vor Guaham Anker geworfen, als 50 Piroguen unter dem Ruf Abok! Abok! (Freunde! Freunde!) es umringten: auf einer dieſer Piroguen befand ſich ein Spanier, der ſeit 30 Jahren auf dieſen Inſeln anſäſſig war und ſeinen Landsleuten als Führer und Dolmetſcher diente.

Sanvitores wurde von dem Oberhaupte Kipoha freundlich aufgenommen, bekehrte ihn zum Chriſtenthum und erbaute eine Kirche zu Agagna, welches nachher der Hauptort der Miſſion und der Mittelpunkt der apoſtoliſchen Wirkſamkeit wurde. Die Edlen des Landes verwarfen natürlich eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete Religion; aber ungeachtet ihres Widerſtandes und der Intriguen eines Chineſen, Namens Choco, machten die Miſſionäre viele Proſelyten.

Zu Agagna wurde ein Seminar gegründet; im erſten Jahre ließen ſich 20,000 Inſulaner taufen. Ein großer Theil der Einwohner anderer Inſeln wurde gleichfalls bekehrt durch die Predigten der Pater Lorenzo und Medina, beſonders aber durch die ihres unermüdlichen Häuptlings. Choco erregte auf Guaham einen Aufſtand. Die Spanier wurden in Agagna belagert. Nachdem es in dreizehn Tagen und Nächten wiederholt beſtürmt worden war, machten ſie einen entſcheidenden Ausfall, der die Feinde in gänzliche Verwirrung brachte.

Der Sieg der Europäer führte einen Waffenſtillſtand herbei, welcher mehrmals verlezt wurde, bis Sanvitores durch einen Eingebornen, Namens Matapang, deſſen Tochter er eben getauft hatte, ermordet wurde. Der Mörder brachte ſeinen Leichnam in eine Pirogue und verſenkte ihn auf dem offenen Meere. Die Ermordung dieſes gewandten und eifrigen Miſſionärs fand im Jahr 1672 Statt.

Die Spanier hatten ſpäter noch mehrere Male die Eingebornen zu bekämpfen.

Im Jahr 1680 kam Don Joſe de Quiroga y Lozada, ein reicher Edelmann aus Galizien, in der Abſicht auf Guaham an, das Werk des unglücklichen Miſſionärs fortzuſetzen. Ihm verdankt man den ruhigen und unbeſtrittenen Beſitz dieſes kleinen Archipels. Um ſeinen Zweck zu erreichen, theilte er die Inſel Guaham in Bezirke ein, und errichtete Vertheidigungspunkte gegen jede Art von theilweiſer Empörung. Guaham unterwarf ſich; aber Rota war der Zufluchtsort der Empörer geworden: da begab ſich Quiroga auf dieſe Inſel, und Alles kehrte zur Ordnung zurück.

Mittlerweile kam der Gouverneur Saravia an und war erſtaunt über die Fortſchritte der Einwohner und die weiſe Organiſation des Don Joſe. Er berief die vorzüglichſten Häuptlinge zu einer allgemeinen Verſammlung und ließ ſie dem König von Spanien und Indien den Eid der Treue leiſten. Die Beſiegten nahmen allmälig die Gewohnheiten der Sieger an. Sie kleideten ſich, lernten den Mais bauen, Pagnotten daraus machen, und Fleiſch eſſen. Man lehrte ſie Baumwolle ſpinnen, Häute und Felle gerben, Steine behauen, Häuſer bauen, Eiſen ſchmieden, und in den Seminarien unterrichtete man die jüngſten Leute im Leſen, Schreiben, Singen und im Violin-, Flöten-, Baßgeigen- und Guitarre-Spiel. Die Frauen hielt man zu Haushaltungsgeſchäften und häuslichen Tugenden an.

Indeß war Quiroga zur Eroberung der nördlichen Landſchaften ausgezogen; er unterwarf Saypan und die meiſten benachbarten Inſeln. Damian de Esplara landete damals auf Agagna, um Saravia in der Statthalterſchaft über die Marianengruppe zu erſetzen. Aber ein Häuptling, Namens Djoda, hatte den Plan gemacht, ſein Land von dem Joche der Fremdlinge zu befreien. An einem Sonntage kam er an der Spitze von 60 Eingebornen, lauter entſchloſſenen Leuten, welche er ſelbſt gewählt hatte, in Agagna an, unter dem Vorwande, die Meſſe zu hören; ſie waren wohl bewaffnet, hatten aber die Vorſicht gebraucht, ihre Waffen zu verbergen. Nach der Meſſe vertheilte Djoda ſeine Mitverſchwornen auf verſchiedene, zum Voraus beſtimmte Plätze. Sie ermordeten die Schildwachen, und der Gouverneur, der auf dem Platze ſpazieren ging, ſo wie mehrere Mönche fielen unter ihren Streichen. Schon drangen die Raſenden in die Häuſer ein und begannen die Stadt zu plündern; da that der Tod Djoda's, welcher von zwei Spaniern niedergemacht wurde, ihrem Wüthen Einhalt. Die Spanier hatten ſich von ihrer Ueberraſchung erholt und ſezten ſich zur Wehre; der Gouverneur ſtarb nicht an ſeinen Wunden, und Quiroga, der triumphirend von den nordiſchen Inſeln zurückkehrte, ſchlug die Empörer zu Agagna und verfolgte ſie ohne Unterlaß in die Wälder und Gebirge. Engliſche von Cowley befehligte Zollwächter, die gerade dazu gekommen waren, machten diejenigen nieder, welche dem Quiroga entkommen waren, und behandelten alle Eingeborenen, Unſchuldige und Schuldige, mit jener ausgeſuchten Grauſamkeit, wie ſie die erſten europäiſchen Seefahrer gegen die unglücklichen Wilden zu üben gewohnt waren.

Don Damian wurde von ſeinen Wunden geheilt, hatte aber mehrere Male gegen die Empörungen der ſpaniſchen Garniſon und gegen eine von den Galeerenſklaven zu Guaham angezettelte Verſchwörung zu kämpfen. Ein gräßlicher Orkan verheerte den ganzen Archipel; die Einwohner flohen in die Gebirge, und bei ihrer Rückkehr fanden ſie Guaham in Trümmern. Man mußte von Neuem anfangen zu arbeiten; den Boden friſch beſtellen und von Neuem bauen, um leben zu können. Dieß Alles ereignete ſich in den Jahren 1689 bis 1693. Während dieſer Zeit ſammelten die ſpaniſchen Waffen unter Quiroga neue Lorbeere, und endlich gewann er gegen die Eingebornen die Schlacht von Aquigan, in Folge deren der Frieden auf dem Archipel gänzlich hergeſtellt wurde. Ihrerſeits hatten die Miſſionäre neue Gläubige geſammelt; im Jahr 1699 gab es weder Rebellen, noch Götzendiener mehr.

Von dieſer Zeit an iſt die Geſchichte weiter nichts, als die Geſchichte der Gouverneure *) und der Landungen von Seefahrern. Die lezteren haben wir bereits aufgezählt; führen wir nun auch die vorzüglichſten Gouverneure auf. Der berühmteſte iſt Don Mariano Tobias, deſſen Verwaltung gerecht und aufgeklärt war. D. Juan Pimentel, ein harter und habſüchtiger Mann, mißbrauchte ſeine Gewalt zu Gründung eines Vermögens. D. Alexandro Parregno **) verwaltete die Gruppe mit Gewandtheit während des Einfalls der Franzoſen in Spanien. D. Joſe de Medinilla y Puieda folgte ihm im Jahr 1812. Freycinet, Kotzebue

*) Ihre Verwaltung dauert 5 Jahre.
**) Wir beſuchten ſein Haus zu Manilla. Es iſt eines der liebenswürdigſten in der Hauptſtadt der Philippinen. Don Alexandro, der damals ſpaniſcher Oberſt war, iſt nun General.

und d'Urville ſind einſtimmig in dem Lobe ſeiner langen, wohlwollenden und milden Verwaltung. Im Jahr 1821, der Zeit, in welcher die konſtitutionelle Partei in Spanien herrſchte, wurde er durch Ganga Herrera erſezt, der ein ehrenvolles Andenken auf dem Archipel zurückließ, weil er den Einwohnern den auswärtigen Handel frei gegeben hatte. Auf den Philippinen hörte ich von einigen Perſonen, er ſey wegen eines Mordes abgeſezt worden, den er an dem Kapitän eines engliſchen Wallfiſchfängers, Namens Steven, begangen habe, der ihn beleidigt hatte; Andere verſicherten mich, es ſey in Folge der Siege der Abſolutiſten geſchehen. Medinilla kehrte auf ſeinen ehemaligen Poſten zurück; aber er führte das Monopol und die Privilegien, die ſein Vorgänger abgeſchafft hatte, und die den Marianeſen natürlich verhaßt ſind, wieder ein. Ihm folgte Don Francisco Lobo. Heutzutage haben nur einige Philippiner und Caroliner noch Handelsverkehr mit dieſem Lande.

Archipel von Gaspar-Rico.

Wir gruppiren aufs Gerathewohl in einem Bündel, unter dem Namen Gaspar-Rico, alle wirklich vorhandenen oder zweifelhaften Inſeln, welche einerſeits im Süden unſeres Microneſien und im Norden des großen Carolinen-Archipels, andererſeits im Oſten des Marianen-Archipels und im Weſten der Ha-uai-Inſeln liegen. Dieſer Archipel begreift die Inſeln Gaspar-Rico, die Inſeln Gaspar, Ganges, Otros, Tarquin, Folger, Sebaſtian, Lobos, Quintano, Wake, Manhal, Jardin, Vulkan, die zweifelhaften Inſeln Alcion, Cornwallis (Carmiſaren oder Smith), Jaſſion u. ſ. w. Was die St. Bartholomäus-Inſel betrifft, von der unſer ehrenwerther und gelehrter Freund Balbi ſagt, daß ſie eine ſehr bedeutende Ausdehnung habe, ſo wurde ſie von dem Kapitän Lütke, der ein gewiſſenhafter Gelehrter und gewandter Seemann iſt, vergeblich geſucht. Die Inſel Colunas, die unter 28° 9′ nördlicher Breite und 128° weſtlicher Länge liegt, exiſtirt nicht mehr, und mehrere Kapitäne von Kauffahrern und Wallfiſchfängern verſicherten uns, daß es ſich mit der Inſel Dexter ebenſo verhalte.

Archipel der Ha-uai- oder Sandwich-Inſeln.

Allgemeine Geographie.

Die Gruppe der Ha-uai-Inſeln, eine der beträchtlichſten Polyneſiens (des öſtlichen Oceaniens), wird von 11 Inſeln gebildet, wovon 5 groß, 3 klein, und 3 bloße Felſenriffe ſind. Sie ſtellt eine krumme, an mehreren Punkten unterbrochene Linie dar, deren Richtung von der Art iſt, daß ihre convexe Seite gegen Nord-Nord-Oſt ſchaut, und ſich vom 19° bis 23° nördlicher Breite, und vom 157° bis 159° weſtlicher Länge erſtreckt. Wir werden damit die Gruppe der Copper- oder Henderſon-Inſeln verbinden, welche näher bei den Ha-uai-Inſeln iſt, als bei der amerikaniſchen Küſte.

Ha-uai, die nördlichſte dieſer Inſeln, iſt zugleich die beträchtlichſte, und gibt dem Archipel ihren Namen. Ihre größte Länge von Norden nach Süden beträgt ungefähr 83 Meilen, ihre Breite von Oſten nach Weſten 66 Meilen. Sie hat beinahe 240 Meilen im Umfang. Ueberblickt man die Inſel im Allgemeinen, ſo hat man einen Saum Landes vor ſich, der

im Oſten breiter iſt, als in den übrigen Theilen, Gebirgsketten, die mit der Küſte in Einer Richtung laufen, ihre Verzweigungen in das ganze Innere verbreiten und größtentheils mit Vulkanen gekrönt ſind. Die drei höchſten Berge dieſes Syſtems, der Munakea, der erhabenſte Punkt, ungefähr 15,000 Fuß hoch, der Muna-Roa, beinahe ebenſo hoch, und endlich der Muna-Hua-Rarai, in ein Dreieck geſtellt, umgränzen ein hohes Plateau, welches beinahe ganz wüſte und unangebaut iſt. Obgleich dieſe Berge ſehr hoch ſind, ſo laufen ſie doch gegen das Meer hin in ſanfte Abhänge aus und bieten weder jene Unebenheiten, noch jene vielfache Zerklüſtungen dar, die den vulkaniſchen Boden charakteriſiren.

Die Bevölkerung der Inſel belauft ſich nach engliſchen, amerikaniſchen und franzöſiſchen Miſſionären auf 85,000 Menſchen, welche in den ſechs Diſtrikten Kohala, Hamakua, Hiro, Puna, Ka-u, Kona und auf dem inneren Hochland Wai-Mea vertheilt ſind.

Mawi, durch eine ſehr niedere Landenge in zwei Theile getheilt, hat eine Länge von 38 Meilen; ſeine Breite aber iſt, je nach dem man ſie unterſucht, ſehr verſchieden. Das ſüdöſtliche Ende ſteigt bis zu 25 Meilen. Die Bevölkerung, die beinahe einzig den nordweſtlichen Theil einnimmt, beläuft ſich auf 20,000 Seelen.

Im Südweſten Mawi's liegt die von ihm abhängige Inſel Tahu-Rawe, welche 10 Meilen lang und 8 Meilen breit iſt. Ein enger Kanal von einer Lieue trennt ſie von der vorhergehenden Inſel. Sie iſt dürr und mit Geſträuch bedeckt, und dient nur einigen Fiſchern zum Aſyle.

Im Weſten Mawi's findet ſich eine andere kleine Inſel, Ranai, welche 15 Meilen lang und 10 Meilen breit iſt. Der Boden, von Vulkanen umgewühlt, hat weder Quellen noch Bäche. Einige Küſtenſtriche ſind angebaut, liefern aber den 2000 Bewohnern kaum ihre Bedürfniſſe.

5 oder 6 Meilen nordweſtlich von Mawi erhebt ſich Moro-Kai, nahe an 20 Meilen lang und höchſtens 6 breit. Ihrer ganzen Länge nach durchſtreicht ſie ein Gebirgsgrat von Oſten nach Weſten, und läßt den 3000 Einwohnern nur einen ſchmalen Saum zum Anbau übrig.

Geht man weiter gerade, weſt-nord-weſtwärts, auf 23 Meilen von der vorigen Inſel, ſo gelangt man nach Oahu, welches eine Länge von 98 Meilen und eine Breite von 16 bis 17 Meilen hat. Dieſe Inſel, die reichſte und fruchtbarſte der ganzen Gruppe, wird ihrer ganzen Länge nach von der ſüdweſtlichen Spitze bis zur Spitze Eva im Südoſten durch einen vulkaniſchen, ſehr hohen Gebirgsgrat in zwei Theile geſchieden. Der innere Theil, obgleich fruchtbar und von Bächen durchſchnitten, iſt wüſte und unangebaut. Die Stadt Hono-Ruru, erbaut auf der Ebene Eva, welche bei einer Länge von 30 Meilen oft nur 9 oder 10 breit iſt, faßt die ganze Bevölkerung in ſich. Der Hafen von Honoruru hat den beſten Ankerplatz des Archipels; er iſt zu allen Jahrszeiten ſicher, und gewöhnlich halten dort die Wallfiſchfänger an, welche dieſe Gegenden beſuchen, und deren man dort oft zwanzig zählen kann. Die Verſetzung der königlichen Reſidenz in dieſe Stadt hat auch dazu beigetragen, die auf 20,000 Seelen geſchätzte Bevölkerung heranzuziehen, ſo daß auf Hono-Ruru allein 12,000 Einwohner kommen.

65 Meilen von Oahu, immer in der Richtung nach Weſt-Nord-Weſt, erhebt ſich Ta-uai, eine gebirgige, beinahe zirkelförmige Inſel von reizendem Anblick, aber weniger fruchtbar als Oahu. Die Einwohner haben

einen ſanften und friedlichen Charakter und wohnen größtentheils in den Umgebungen des Fluſſes Wai-Mea; ſie werden durch ein mit 20 Kanonen bewaffnetes Fort geſchüzt.

Die lezte Inſel der Gruppe iſt Niika-u, im Weſten von Ta-uai, von dem ſie durch einen Kanal von 15 — 20 Meilen Breite getrennt iſt. Im Norden iſt ein Inſelchen durch Riffe von ihr getrennt und bildet ein Anhängſel derſelben.

Ihrer iſolirten Lage verdankten es dieſe Inſeln, daß ſie lange unabhängig blieben. Erſt im Jahr 1824 brachte ſie die Schlacht von Wai-Mea unter das Scepter von Rio-Rio. Der Bau der Ignamen iſt ihnen eigen. Auch ſind ſie berühmt durch die Verfertigung von Matten, die bei 3 oder 4 Ellen Breite oft 18 und 20 Ellen Länge haben, mit den lebhafteſten Farben gefärbt ſind und auf der ganzen Gruppe zum Schmucke der Häuptlinge geſucht werden.

Vervollſtändigt wird die Gruppe durch die zwei Riffe Tahura und Meda-Manu, auf welchen zahlloſe Seevögel niſten.

Geologie und Naturgeſchichte.

Die allgemeine Anſicht der Ha-uai-Inſeln zeigt uns erloſchene oder noch in Thätigkeit begriffene Vulkane, Lava, verkalkte Felſen, einiges aufgeſchwemmte Land, und man kann ſie als eine Kette von Vulkanen anſehen, die aus einer Korallenbank aufgeſtiegen ſind. Die Berge, beſtehend aus Lava und aus von Vulkanen ausgeworfenen Felſen, ſind dürr und zeigen nur wenige Spuren von Vegetation; die Ebenen, aus verwitterter Lava und aufgeſchwemmtem Lande beſtehend, bilden einen Kreis um die Inſeln und ſcheinen auf einer Grundlage von Korallen zu ruhen. Kohlenſaurer Kalk und Kalkmaſſen, womit Muſcheln und Korallen in jedem Zuſtande der Zerſetzung vermiſcht ſind, bilden dieſen Boden. Die Dicke des aufgeſchwemmten Landes wechſelt von einigen Zollen bis zu 2 oder 3 Fuß. Das zweite Lager, aus vulkaniſchem Tuffſtein gebildet, geht bis auf eine Tiefe von 12 — 15 Fuß hinab, und ruht auf einer feſten Grundlage von Korallenkalk. Dieſe Lage, deren Härte, je tiefer man hinabgräbt, ſich vermindert, wird ſehr porös, und liefert in einer Tiefe von 12 oder 13 Fuß ein klares und ſehr ſüßes Waſſer, das ſich nach dem Wechſel der Fluth richtet, und ohne Zweifel Seewaſſer iſt, das aber beim Durchgang durch den Tuffſtein ſein Salz abgeſezt hat.

In allen Gegenden, wo die verwitterte Lava einen zum Anbau geeigneten Boden darbietet, entwickelt ſich eine reiche und üppige Vegetation. Die gewöhnlichen einheimiſchen Pflanzen waren der Taro (Arum esculentum); die ſüße Patate (convolvulus batatas), die in dem Lande Uava oder Uhi genannt wird; das Zuckerrohr, der Brodbaum, der Kokosnußbaum, mehrere Arten des Bananenbaumes, die Erdbeerſtaude, der Himbeerſtrauch und eine Art Eugenia. Die Europäer und beſonders Marini, Tamea-Mea's Miniſter haben dort einheimiſch gemacht: den Palmbaum von Guatimala, die Indigopflanze, den Kaffebaum, die Waſſermelone, die Gurken, den Melonenbaum, den Citronen- und Orangenbaum und den Weinſtock aus Aſien, die dort nach Wunſch gediehen, ſo wie die prächtigen Blumen Edwarsia und Chrysophilla, die neuerlich von Taiti eingebracht wurden, und mehrere Küchenpflanzen Europa's, als Kohl, gelbe und rothe Rüben, Zwiebel u. ſ. w.

Thal von Wai-Pio.

Das Dorf Wai-Pio iſt in dem Thale deſſelben Namens, das eines der maleriſchſten der Erde iſt, erbaut. Gebirge, welche gegen das Meer hin offen und die Ausſicht auf den Bach und die Wohnungen geſtatten, ſchließen es auf drei Seiten ein.

In dieſem Thale neben Wai-Pio befindet ſich Puho-Nua oder das Aſyl des öſtlichen Theiles der Inſel. Dieſes Gebäude hat Charaktere aus einem nicht ſo weit entfernten Alterthume. Zur Kriegszeit ſteckte man an jedem Eingange eine weiße Fahne auf, und wer bei der Verfolgung eines Schuldigen dieſe Gränzen überſchritt, wurde mit dem Tode beſtraft, wer dagegen dieſes Aſyl erreichen konnte, war von der Strafe frei. Mörder, Kriegsgefangene, Tempelſchänder waren da in voller Sicherheit; die Religion beſchüzte ſie mit ihrer mächtigen Aegide. In der Nähe unter einem alten Pandanus erhebt ſich die Kapelle, in welcher die Gebeine Niroa's, eines Enkels von Umi, niedergelegt ſind. Die Prieſter machten ſich dieſe Reliquien zu Nutze, und kein Inſulaner durfte ſie beſuchen, ehe er wenigſtens ein Schwein gegeben hatte. Der König ſelbſt war dieſer Abgabe unterworfen, und Miſſionäre, welche ſie im Jahr 1823 beſuchen wollten, konnten nicht zugelaſſen werden. Man zeigte ihnen ein in Stein grob ausgehauenes Bild eines Menſchen. Dieß, ſagte man ihnen, war das Tii (Bild) Niroa's.

Ein Schauſpiel unglaublicher Barbarei trug ſich in eben dieſem Thale von Wai-Pio zu.

Wie die Inſulaner erzählen, hatte der große König Umi ſechs Könige anderer Bezirke beſiegt, und opferte die Kriegsgefangenen zur Siegesfeier. Als mehrere Opfer gefallen waren, wollte er einhalten; aber die Stimme ſeines Gottes Kua-Poro ließ ſich vernehmen und befahl ihm, fort zu tödten: „Immer . . . Immer . . .“ rief ſie ihm unaufhörlich zu, und der König opferte neue Gefangene. Indeß war von neunzig noch Einer übrig, und der König wünſchte ihn zu begnadigen. Da ließ ſich die Stimme ſeines Gottes von Neuem vernehmen. Umi, von der Jugend und den Thränen des Gefangenen gerührt, zauderte noch, als der Gott mit einer Donnerſtimme ſchrie: „Immer fortgemacht! . . .“ Ein Augenblick darauf — und der König ſtand allein mit dem Prieſter unter einem Haufen von Leichnamen.

So verwandelte abſcheulicher Fanatismus ein ſanftes und menſchliches Volk in blutdürſtige Tiger; ſo bedienten ſich die Prieſter bald der Begeiſterung, bald der Furcht, um ihre Privatrache zu befriedigen und ſich über die Könige zu erheben.

Im Hintergrunde der Baien, welche in das ſteile Geſtade eindringen, findet man noch einige, meiſtens unbedeutende Dörfer: ſie heißen Kapu-Lena, Kolo-Aha, Kumo-Arii, Manie-Nie, Heala-Kaka und Naupea, dieſer lezte Weiler begränzt auf dieſer Seite den Bezirk Hama-Kua.

Bezirk von Hiro.

Der Bezirk Hiro, der im Norden an den vorhergehenden und im Süden an den Bezirk Ka-u gränzt, wird durch den Schneegipfel des Muna-Kea beherrſcht. Hura, das Gränzdorf, in einem kleinen Hafen gelegen, Lupa-Hoi-Hoi, Weloka, Kamae und Opea, unbedeutende Dörfer, befinden ſich auf der Küſte ſehr nahe beieinander.

In einem fruchtbaren Thale und in einer ſehr romantiſchen Lage erhebt ſich Wai-Akea im Hintergrunde der Bai gleichen Namens. Dieſe Stadt, die größte, reichſte und bevölkertſte der Inſel, liegt in einer Ebene, welche ganz von Häuſern bedeckt iſt, die von Kokosnuß- und Bananenbäumen, von Gärten und fruchtbaren Feldern mit Taros, Pataten und Zuckerrohr umgeben ſind. Alles in dieſem Thale zeugt von dem Wohlſtande ſeiner Bewohner; die Hütten ſind zierlicher und geräumiger, die Kleider der Einwohner ausgeſuchter und die Erzeugniſſe reichlicher.

Es befindet ſich in Wai-Akea die Niederlaſſung der proteſtantiſchen Miſſionäre, eine Hilfsſtation von Hono-ruru. Einige nach Landesſitte am Ufer eines Süßwaſſerkanals, der mit dem Meere in Verbindung ſteht, erbaute und von Gärten voll Pandanus, Kokosnuß- und Mehlbäumen umgebenen Hütten dienen dieſen Geiſtlichen als Wohnung, Kirche und Schule. 100 Schritte von ihrer Niederlaſſung befindet ſich das Haus, welches der Kapitän Byron bewohnt hatte; es iſt eine Hütte, welche etwas größer, als die der Eingebornen und mit zwei Tiſchen, einigen Stühlen und einer Art Ruhebank ausgeſtattet iſt. Daneben befindet ſich eine andere Hütte, in welcher ſeine Offiziere wohnten.

Bäche und ſtehende Waſſer.

Drei Bäche durchſchneiden die Ebene und bilden ſtehende Waſſer, voll der trefflichſten Fiſche, welche ſich von den Muſcheln nähren, die man auf dem Grunde findet. Dieſe Seen ſind immer mit Flügen von Enten und Kriechenten bedeckt. Der breiteſte und reißendſte dieſer Bäche iſt der Wai-Ruru, der von den ſteilen Höhen des Muna-Kea herabkommt. Er mündet in einen tiefen Schlund ein, deſſen geſchwärzte und ſteil abſchüſſige Mauern mit einer verkrüppelten und ärmlichen Vegetation bedeckt ſind. Von dieſer Einmündung aus ſtürzt ſich der Bach mit Heftigkeit in zwei Waſſerfällen, wovon der eine 20, der andere nur 8 Fuß hoch iſt, in ein geräumiges Becken. *) Eine der Lieblingsbeluſtigungen der Inſulaner beſteht darin, ſich mit dieſen Waſſerfällen herabzuſtürzen. Eine Brücke von roher Arbeit verbindet die beiden Ufer des Wai-Ruru. Der Wai-Kea, von Kokosnußbäumen beſchattet, entſpringt mitten in der Lava und ergießt ſich nach einem friedlichen Laufe von einigen Meilen in den Ocean. Der Wai-Rama endlich, wie der leztere, in einem vulkaniſchen Bette entſpringend, fließt auch, wie er, mit einem ſanften Falle in den Ocean, und ſeine Ufer ſind von den ſchönſten Bäumen dieſes Archipels bedeckt.

Großer Vulkan Kiro-Ea.

20—30 Meilen von dem Dorfe Wai-Akea, mitten in einer gebirgigen und dürren Gegend, erhebt ſich der Vulkan Kiro-Ea, eine der auffallendſten Erſcheinungen der Inſel. **) Ein angenehmer und lieblicher Weg durch eine von Kokosnußbäumen, Bananen und Pandanus beſchattete Ebene führt in ein Gehölz von Mehlbäumen, das, in allen Richtungen von Lianen und Schmarozerpflanzen durchkreuzt, dem Reiſenden nur einen ſchmalen und mit ſpitzen Lavaſtücken bedeckten Weg darbietet. Der Mehlbaum liefert eine Frucht, woraus eine bei der Tättowirung angewandte Farbe bereitet wird; auch liefert er ein gutes Brennöl. Am Ende dieſes Gehölzes kündigt

*) S. Blatt 111. **) S. Blatt 112.

ſchwarze und an mehreren Stellen wie Marmor glatte Lava die Nähe des Vulkans an. Eine breite Abflußrinne, an deren Rändern einige halbverkalkte Bäume vegetiren, dient als Weg. Ein Strauch, welcher eine gelbe und rothe Beere von fadem Geſchmack und von der Größe einer Johannisbeere trägt, dient zur Erfriſchung des Reiſenden. Keine Hütte zeigt ſich in der ganzen Umgegend, ausgenommen am Saum des Waldes, wo ſich einige arme Familien niedergelaſſen haben. Viele Rauchſäulen verkündigen die Nähe des Vulkans; ſie werden länger und höher, je näher man kommt. Ein ſteiler und mit Geſträuch und Gebüſch bedeckter Abhang von mehr als 150 Fuß Höhe führt in eine Schlucht von einer halben Meile Ausdehnung, die ſich bis an eine zweite an 200 Fuß ausgetiefte Ebene erſtreckt. Dieſe zweite Straße führt zu dem Krater, deſſen Nähe ſich durch ein fortwährendes dumpfes Rollen, durch blaſſe Feuerſäulen und einen dichten Rauch ankündigt. Ein halbzirkelförmiger, abſchüſſiger Rand von beinahe einer halben Meile begränzt dieſe beiden Vertiefungen.

Da erblickt man eines der erhabenſten Schauſpiele der Schöpfung; da thront Pele, die furchtbare Göttin, die Mutter Ha-uai's, durch deren gräßliche Stimme die ganze Inſel erzittert. Eine Ebene von ſieben bis acht Meilen Umfang, deren umgewühltes und wellenförmiges Terrain gegen ſechszig koniſche Krater zeigt, wovon mehrere in beſtändiger Thätigkeit ſind, Erdharz- und Schwefelberge, Spalten, deren Tiefe das Auge nicht zu ergründen wagt, Lava- und Aſchenſtücke: Das iſt das Gemälde, welches in einer Tiefe von mehr als 1300 Fuß ein Staunen erregendes Zeugniß von einer großen Erdumwälzung ablegt.

Die dunkle und ſchwarze Farbe des Abgrundes wird nur auf dem Gipfel und den Seiten von zwei oder drei Kratern durch gelbe oder grüne Schattirungen unterbrochen, welche von einigen Schwefelbächen herrühren. Im öſtlichen Theile ſind die Ränder des Abhanges mit Schwefel von einer ſchönen Farbe belegt. Im Norden und Weſten ſind die abſchüſſigen Ränder des Kraters von einem dunklen Roth und ſtark verkalkt. Den ſüdlichen Theil bedeckt ganz ein dicker Rauch.

Die Vulkane haben gewöhnlich ihren Krater auf dem Gipfel eines Bergkegels, und man muß hohe Berge erſteigen, um zu ihnen zu gelangen. Der des Kiro-Ea dagegen iſt in einer bedeutenden Vertiefung, und man muß nach und nach zwei Terraſſen hinabſteigen, bis man ihn zu Geſicht bekommt, was den Eindruck, den er macht, bedeutend erhöht. Der Kiro-Ea hatte ohne Zweifel urſprünglich dieſelbe Beſchaffenheit, wie andere Vulkane; ſein Krater war auch auf der Spitze eines Bergkegels; aber eine tiefe Aushöhlung geſtattete den Stoffen den Ablauf, und daraus entſtand eine Vertiefung, wie ſie jezt iſt. Die zwei Plateformen, welche man hinabſteigt, um zu ihm zu gelangen, beweiſen es hinlänglich, daß er ſich ſo gebildet hat, und zeugen von zwei Zuſtänden des Vulkans. Eine an mehreren Stellen nur einige Fuß breite Lavamauer, von der aus man die Tiefe des Abgrundes erforſchen kann, beweist, daß die Lava, als ſie im Fluſſe war, ſich bis zu dieſem Niveau erhob. Dieß iſt die allgemeine Anſicht des Vulkans, wenn man ihn aus einiger Entfernung betrachtet. Andere Schönheiten erwarten den kühnen Reiſenden, der ſich in dieſe Schlünde wagt, und belohnen ihn reichlich für die Gefahr, verſchlungen zu werden, welcher er ſich ausſezt.

Ein beinahe ſenkrechter Abhang von mehr als 400 Schritten, mit Felsſtücken beſäet, die ſich bei dem geringſten Stoß losmachen und raſſelnd in den Abgrund ſtürzen, führt auf einen von Lava gebildeten Weg mit einem ſanfteren Abhange, der ſich bis zu dem Punkte erſtreckt, wo ſie ſich urſprünglich erhob. Eine glühende Lava, die eine Kruſte von einigen Zollen bildet, unter welcher ein unterirdiſches donnergleiches Rollen ſich hören läßt, Riſſe, aus welchen Ströme von Rauch und glühenden Dämpfen aufſteigen, ein verkalkter Boden, der unter den Füßen zittert und auf dem man nicht vorwärts gehen kann, ohne ihn mit langen Pfählen unterſucht zu haben, Das iſt das Schauſpiel, welches ſich vor unſern Augen aufthut. Lavablöcke, die ſich von den Rändern des Kraters losmachen, ſtürzen mit einem gräßlichen Geräuſch hinab, und in einigen Jahren wird ohne Zweifel dieſer ganze Rand zerſtört ſeyn.

Gegen die weſtliche Seite hin bietet eine breite Lücke, die einen minder ſchroffen Abhang als an den anderen Punkten bildet, einen krummen Weg dar, welcher in die innere Fläche führt. Ein bedeutender Einſturz hat dieſe Spalte erzeugt. Ueber Lavahaufen und Felſen, welche jeden Augenblick unter den Tritten des Reiſenden hinabzuſtürzen drohen, gelangt man in den Grund eines ſchwarzen Schlundes mit Baſaltwänden, von wo aus man den Himmel nur durch eine zerriſſene Oeffnung erblicken kann. Dieſer Boden, durch einen noch halb flüſſigen Lavabach gebildet, verbrennt die Füße und wird von beſtändigen Erſchütterungen in Bewegung geſezt. Mehrere Miſſionäre, der Kommandant Byron und mehrere franzöſiſche Marineoffiziere ſtiegen auf dieſem Wege hinab.

Ein neuer Weg von Lava, die noch glühender iſt als dieſe, führt auch in die innere Fläche, und geſtattet, daß man ſich einem Vulkane nähert, der noch in Thätigkeit ſich befindet. Lavabäche ergießen ſich von dem Gipfel dieſes Kegels, der ungefähr 150 Fuß hoch iſt, und bilden eine übereinandergethürmte Maſſe, die von Löchern und Spalten ganz durchbrochen iſt, woraus Feuer- und Schwefeldampfſäulen emporſteigen. In den Umgebungen dieſes Kegels iſt der Boden ſo glühend, daß man die Hand nicht hinhalten kann. Die Sohlen ſchützen die Füße kaum, und die zur Unterſuchung des Bodens beſtimmten langen Pfähle fangen an dem Ende, das in den Boden eindringt, oft Feuer.

In einer ruhigen und gut erhellten Nacht zeigt ſich der Vulkan vornehmlich in ſeiner ganzen Pracht, in ſeiner gräßlichen Poeſie. Feuerſtröme, bald friedlich und glatt, bald in Cascaden ſchäumend, fließen an den Abhängen der Kegel hinab; Flammen züngeln aus den Spalten hervor, und Feuerſäulen erheben ſich bis zu den Wolken und krönen den Gipfel der Kegel: das impoſanteſte Schauſpiel, welches man nur immer erblicken kann.

Die Inſulaner, deren Leben unaufhörlich durch dieſe vulkaniſchen Erſcheinungen bedroht war, mußten ſich nach Mitteln umſehen, die furchtbaren Wirkungen der Zerſtörung zu beſchwören, deren Opfer ſo viele Menſchen geworden waren, und da ihr Aberglaube ſie in dieſen natürlichen Erſcheinungen das Walten einer feindſeligen Gottheit erkennen ließ, ſo mußten ſie durch Gebete und Opfer die Wirkungen ihres Zornes von ſich abzuwenden ſuchen.

Dieſer Vulkan Kiro-Ea, ſagen die Eingeborenen, wurde von Pele und den anderen Göttern der Vulkane auserſehen als die für ſie würdigſte

Wohnung. Die Krater ſind ihre Paläſte; ſie ſpielen dort das Konane, und ihre gewöhnlichſte Unterhaltung beſteht darin, daß ſie in der glühenden Lava ſchwimmen und in den Feuerwirbeln unter der Donnermuſik des Vulkans tanzen.

Die Ueberlieferung ſezt den erſten Ausbruch des Vulkans in das Chaos (die große Nacht) hinauf, und beſtätigt ſo die verſchiedenen Umwandlungen, welche er erfahren hat. Urſprünglich breitete er ſich über die ganze Inſel aus; ſpäter iſt er fortſchreitend unter das Niveau der Ebene herabgeſunken. Die Entladungen erfolgten zum erſten Male unter der Regierung des Ke-Ua, und die Eingebornen ſchreiben das ſehr häufige Vorkommen der Lava am Ufer den unterirdiſchen Gängen zu, welche ſich Pele in die Gebirge gegraben habe.

Die Göttin bewilligt den Wanderern, welche die Nacht auf ihrem Gebiete zubringen wollen, nur 10 Fuß an den Rändern; der ganze übrige Theil des Gebietes iſt tabu, d. h. verboten, und Pele würde die Kühnen, welche es wagten, ihr ungehorſam zu ſeyn, unfehlbar beſtrafen. Ganz um den Hauptkrater herum befinden ſich kleine Kegel und vulkaniſche Oeffnungen von den verſchiedenſten Dimenſionen und Geſtalten. Neben dieſen klaffenden Schlünden, welche unaufhörlich Rauch und Aſche ausſtoßen, bilden die durch die Kälte des Gebirges verdichteten und als Thau herabfallenden Dünſte zwei Behälter mit reinem Waſſer von vortrefflichem Geſchmacke.

Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen dieſer Gebirge ſind ohne Zweifel die Gänge, durch welche ſich die Lava einen Weg in den Krater gebrochen hat. Sie ſind im Allgemeinen 8—10 Fuß breit und eben ſo hoch, und werden durch die Verhärtung der an der Oberfläche und den Seiten befindlichen Lava gebildet, während ſie unten zu fließen fortfährt. Dieſe auf der Oberfläche befindliche Kruſte iſt mit ihren Wellenformen und ſonſtigen Zufälligkeiten ſo gut erhalten, daß man glauben könnte, ſie fließe noch. Die innere Seite des Ganges bildet ein Gewölbe, an welches ſich unter allen Formen und unter den ſeltſamſten Gebilden unzählige Stalaktiten anſetzen, die über einem Boden hängen, der einem Kryſtallbache gleicht.

Einer der Gänge hat an den Rändern des großen Kraters ſelbſt ein geräumiges Becken gegraben, deſſen zerklüftete und eigenthümliche Geſtalt durch den Fall der Lavabäche, welche dort mehr als 100 Fuß hoch herabſtürzen, gebildet wird. Baſaltblöcke von mehr als 10,000 Pfund liegen hie und da zerſtreut herum, und rühren augenſcheinlich von früheren Ausbrüchen her. Der Kapitän Byron ſchäzt dieſe Seite des Kraters auf 3000 Fuß über der Meeresfläche.

Der ſchmale Fußpfad, der dorthin führt, iſt mit beinahe ganz verglaster und bröckeliger Lava von ſchwärzlicher oder Ziegel-Farbe bedeckt. An mehreren Orten bemerkt man eine große Menge durchſichtiger und ſehr zerbrechlicher Lavafäden von Olivenfarbe. Die Eingebornen geben ihnen den Namen Rau oho ó Pele, Haare der Pele. Dieſe dünnen Fäden haben bisweilen mehrere Zolle Länge, und man findet ſie bis auf 7 Meilen vom großen Krater.

Kiro-Ea-Iti, ein erloſchener Vulkan.

Eine ungefähr 150 Toiſen breite Straße trennt den Kiro-Ea von dem Kiro-Ea-Iti, einem andern ſchon lange erloſchenen Vulkane. Der Boden

dieſer Ebene, durch ein unterirdiſches Feuer bearbeitet, iſt ſo heiß, daß die Holzhauer ihr Fleiſch dort hintragen und es kochen laſſen, indem ſie es in Farrnkrautblätter einwickeln und auf einige Stunden eingraben. In geringer Entfernung von dem Berge befanden ſich die Trümmer des Oaza-Roho, des alten, der Göttin Pele geweihten heïa-u (eines zu Menſchenopfern beſtimmten Tempels). Dieſer Tempel zog aus allen Theilen der Inſel eine Menge Pilger herbei, welche ihre Opfergaben dahin brachten. Hunde, Schweine, Fiſche und Früchte mußten in den Flammen gekocht werden, welche aus den vulkaniſchen Rauchfängen herausſchlugen; denn das Tabu wäre verlezt worden, wenn man dieſe Opfergaben an einem andern Feuer gekocht hätte. Die Erhaltung dieſes Tempels ſtand lange unter der Leitung des Kamaka-Ake-Akua, eines berühmten Propheten, der zur Zeit Tamea-Mea's lebte, und der Ruf ſeiner Heiligkeit trug Viel dazu bei, die Gläubigen in ſeinen Tempel zu locken.

Von der Spitze des kleinen Kiro-Ea kann man auf Einmal im Oſten den unermeßlichen Ocean und in ſüdweſtlicher Richtung die impoſante Maſſe des Muna-Roa überblicken. Ein 6 bis 7 Meilen breiter Wald ſchließt den Fuß des Berges ein, deſſen mit Lava und Haufen von Felsſtücken bedeckte Seiten die mannigfaltigſten Anſichten darbieten, während der Gipfel mit einer dichten Schneelage bedeckt iſt.

Ein mit Kratern und Lavabächen, deren glatte und ſchlüpfrige Oberfläche ſich wie ein gefrorner See darſtellt, beſäeter Weg führt in den Bezirk Ka-u, den nördlichſten der Inſel. Hie und da zerſtreute durch die Erkältung der Lava von früheren Ausbrüchen gebildete Höhlen ſind der einzige Zufluchtsort, den man in dem Innern der Landſchaft Kea-Puana findet, welches ganz von Einwohnern entblößt iſt.

Geht man ſüdwärts gegen Kapa-Pala, ſo wird das Land fruchtbarer; aber die trockene und dürre Gegend enthält keine Quelle. Die Einwohner helfen dieſem Waſſermangel durch ein ſehr ſinnreiches Mittel ab. Sie machen aus langen Pandanusblättern eine Art von Trichtern, deren Ende ſie in auf den Boden geſtellte Calebaſſen und Gefäße richten. So wird das Regenwaſſer geſammelt, und jede Nacht liefert der Thau ſo viel Waſſer, als für die wenigen Familien erforderlich iſt, welche in dieſer Gegend ſich niedergelaſſen haben, zufrieden in ihren Grotten leben, und deren einzige Beſchäftigung die Verfertigung von Zeugen iſt.

Der brennende Vulkan Puna-Hohoa.

In geringer Entfernung von dem Dorfe Kapa-Pala befindet ſich der Vulkan Puna-Hohoa, minder berühmt, aber ebenſo merkwürdig als der Kiro-Ea. Seine Umgebungen haben denſelben Boden und dieſelbe allgemeine Anſicht, wie alle Vulkane. Ein mit Spalten und kleinen Kratern, welche unaufhörlich Rauchwolken ausſtoßen, beſäeter Boden führt an eine geräumige, ungefähr 500 Toiſen im Durchmeſſer haltende und mehr als 50 Fuß tiefe Vertiefung. Hier befinden ſich unendlich viele Oeffnungen, worunter vornehmlich zwei unaufhörlich mit großer Gewalt Felsſtücke und Lava auswerfen. Während dieſe Spalten an einigen Orten nur einige Fuß breit ſind, werden ſie an anderen beträchtlich größer, und auf dieſen Punkten beſonders iſt der Rauch viel ſtärker und dichter. Die zwei großen Spalten öffneten ſich vor zwölf oder dreizehn Jahren. Die Erde ſpaltete ſich damals ohne Krachen, und auf eine plötzliche Erſchütterung folgte die Vertiefung,

7*

wie ſie jezt iſt. Oft warfen dieſe Spalten Flammen und glühende Lava aus. Der Boden der Umgegend iſt ſo heiß, daß man es daſelbſt kaum aushalten kann. Halbflüſſige Lavabäche zeugen davon, daß der Vulkan noch neu iſt. Ich halte ihn für einen unterirdiſchen Ausfluß des Kiro-Ea; vielleicht iſt er beſtimmt, an ſeine Stelle zu treten, wenn jener erloſchen ſeyn wird.

In der Nähe befindet ſich das gewerbſame Dorf Kapa-Pala. Man rühmt es auf der ganzen Inſel wegen der Feinheit und Dichtigkeit ſeiner unter dem Namen Mamaki bekannten Zeuge. Die Umgebungen ſind fruchtbar und gut angebaut. Eine halbe Tagereiſe von Kapa-Pala befindet ſich das Dorf Kaava-Ra, und in der nämlichen Entfernung von dieſem Maka-Aka, ein Weiler von einigen Hütten, von Landbauern bewohnt.

Pele, die Göttin der Vulkane, und der Häuptling Kahavari.

In der Nähe von Kula befindet ſich ein Hügel, auf welchen ſich eine in der Geſchichte des Landes berühmte Sage bezieht. Dieſer Hügel, der den Namen Bu-o-Kahavari erhielt, iſt ein erloſchener Krater von ungefähr 100 Fuß Höhe und gegen den öſtlichen Theil hin von einem breiten Ausſchnitt durchfurcht, der von dem Erguſſe der Lava herrührt. Ein fruchtbares Thal von ungefähr 3 bis 4 Meilen im Durchmeſſer und von zerriſſenen und abſchüſſigen Bergen umgeben, iſt ohne Zweifel das alte Bett des Vulkans. Mitten in dieſem Thale nimmt ein See von ſalzigem Waſſer, Wai-a-Pele (Waſſer der Pele) genannt, von ungefähr einer halben Meile Umfang und 200 Fuß Tiefe, die Stelle des alten Kraters ein.

Die Legende, welche den Hügel Bu-o-Kahavari feiert, bezieht ſich auf den mächtigen Häuptling von Puna, Kahavari, der zur Zeit des Königs Kearii-Kukii lebte. An einem Feſttage trieb dieſer Häuptling mit den beſten Kämpfern des Bezirkes ſein Lieblingsſpiel horua. Eine Menge Einwohner waren von allen Seiten herbeigekommen, um Zeugen dieſes Wettſtreites zu ſeyn, denn die Gewandtheit Kahavaris war bekannt. Dieſes Horuaſpiel, das viel Aehnlichkeit mit unſern ruſſiſchen Rutſchen in Paris hat, beſteht darin, in einem Schlitten über den Abhang eines Berges herabzufahren und ſo ſchnell als möglich unten anzukommen. Der Schlitten, der bei dieſem Spiele gebraucht wird und unter dem Namen Papa bekannt iſt, beſteht hauptſächlich aus zwei ſehr glatten Stücken Holz, die 8 bis 10 Fuß lang und ungefähr 2 bis 3 Zoll dick ſind. Dieſe zwei Stücke, oder Läufer, welche denſelben Dienſt thun wie die Stahlplatten an den Schlittſchuhen, werden durch eine Reihe von Querhölzern feſtgehalten, und zwar ſo, daß ihre Entfernung von einander, welche vornen ungefähr 2 Zoll beträgt, gegen Hinten zu bis auf 4 oder 5 Zoll ſteigt. Beide Läufer biegen ſich gegen Vorren zu um, und laufen in eine Spitze aus. Auf beiden Seiten ſind zwei Stangen angebracht, um als Stützpunkte zu dienen; eine Querlatte dient dazu, den Körper des Kämpfers zu ſtützen; um die Maſchine in Gang zu bringen, ſchlägt dieſer, während er auf dem Schlitten ausgeſtreckt liegt und ſeine Füße auf das hintere Querholz, eine Hand aber auf eines der Seitengeländer ſich ſtüzt, heftig auf den Stützpunkt der andern Hand, welche er ſchnell auf das zweite Seitengeländer bringt, und fährt ſo hinab, indem er ſeine Nebenbuhler an Schnelligkeit zu übertreffen und ſeinen Stützpunkt feſtzuhalten ſucht.

An dieſem Tage nun war dem Horua ein Vorſpiel vorangegangen, beſtehend in Geſängen und Tänzen der verſammelten Inſulaner. Der Häuptling und ſein Günſtling wollten gerade hinabfahren, als plötzlich eine von Kiro-Ea herabgeſtiegene Frau erſcheint. Sie macht dem Häuptling den Vorſchlag, mit ihr zu kämpfen. Die Ausforderung wird angenommen: die Unbekannte bleibt unterwegs ſtecken, und Kahavari, ſich ſchnell hinabſtürzend, iſt bald über den Rücken des Berges hinunter und wird von der ihn umgebenden Menge gekrönt, während der Unglücklichen donnernder Beifallsruf, der dem Ruhme des Siegers gilt, in die Ohren dringt. Die muthige Fremde, voll Verlangen ſich Genugthuung zu verſchaffen, ſagt zu dem ſtolzen Häuptling: „Ich bitte dich, wieder anzufangen und mir deinen Schlitten zu leihen; der meinige iſt ſchlecht gebaut.“ — Nein, gewiß nicht, antwortete Kahavari, der ſie für eine gewöhnliche Frau hielt; kaum würde ich ihn meiner edlen Gemahlin leihen — und ſein Fahrzeug faſſend, glitt er ſchnell an den Fuß des Hügels hinab. Aber der Unvorſichtige hatte der mächtigen Pele, welche er in ihrer Verkleidung nicht erkannt hatte, Etwas abgeſchlagen. Wüthend über dieſe Weigerung ſtampft die Göttin mit dem Fuße auf den Gipfel des Berges und ſpaltet ihn in zwei Theile. Plötzlich ſprühen Feuer und Lava heraus, und der Häuptling erblickt, als er ſich umwendet, die Göttin, wie ſie herabſtürzt, das Haupt in eine Rauchwolke gehüllt, Flammen aus dem Munde ſpeiend, aus den Naslöchern Ströme von Erdharz und Feuerbäche, und vor ſich her Blitze ſchleudernd. Schon ging ſie auf Kahavari los und hatte ihn beinahe erreicht, als der Häuptling, ſeine Lanze ergreifend, einem ſeiner Freunde rief und nach dem Meere zu entwich; die Umſtehenden aber, die nicht ſchnell genug entfliehen konnten, wurden von der Lava verſchlungen. So viele Opfer konnten Pele aber nicht befriedigen. Die furchtbare Göttin wollte Kahavari verſchlingen; aber der Häuptling, der allen Kräften aufbot, kam nach Bua-Kea, und warf ſeinen aus den Blättern des Ti *) verfertigten Mantel **) weg, um ſchneller laufen zu können. Von da eilte er in ſein Haus, begegnete an der Thür ſeinem Lieblingsſchweine, Aroi-Puaa, das er mit ſeiner Naſe grüßte; hernach lief er zu Ku-Kii, ſeiner Mutter, die er gleichfalls nach Landesſitte mit der Naſe grüßte, verkündigte ihr ihren nahen Tod, ſo wie ſeiner Gattin Kanaka-Wahire, die ihn aufforderte, zu bleiben und mit ihr zu ſterben; aber Kahavari, ohne weiter zu hören, hatte kaum noch Zeit, ſeinen beiden Söhnen, Papuru und Kahoe, Lebewohl zu ſagen und ihren Verluſt zu beklagen: denn ſchon war die Lava bis zu ihm herangedrungen. Ihren Lauf fortſetzend kamen Kahavari und ſein Freund an eine tiefe Spalte, und ohne ihre breite Lanze, die ihnen als Brücke diente, wären ſie verloren geweſen; die ungeſtüme Pele kam beinahe zu gleicher Zeit an, und ſezte mit Einem Sprunge hinüber.

Indeß erkletterte Kahavari, um Zeit zu gewinnen, den Hügel Bu-o-Kahavari, wo er ſeine Schweſter Koae fand. Er grüßte ſie im Vorbeigehen, eilte an das Ufer und traf dort ſeinen Bruder, der ſeine Fiſcher-Pirogue vom Stapel hatte laufen laſſen, um Pele'n zu entkommen und ſeine Familie zu retten. Kahavari und ſein Gefährte ſprangen mit ihnen

*) Das Ti in Hawai entſpricht der dracoena oder Drachenblutpflanze, aus der Familie der Asparagineen und der Ordnung monogynia der Klaſſe hexandria. Der Baum hat den Wuchs wie eine Palme.

**) Dieſe Art Mantel heißt tui-rai.

hinein, und aus allen Kräften rudernd erreichten ſie die hohe See. Nun kam Pele ſchäumend und wüthend heran. Dampfend und unter gräßlichem Sauſen warf ſie ſich in das Meer und ſchleuderte Felſen, welche glücklicherweiſe das Fahrzeug nicht erreichten. Ein Oſtwind erhob ſich; und nun pflanzte Kahavari mitten in der Pirogue ſeine breite mit einem Fähnlein geſchmückte Lanze auf, welche als Maſt und Segel zugleich diente, und landete mit ſeinen Gefährten zu Mawi, wo ſie die Nacht zubrachten. Von da ging der Häuptling zuerſt nach Ranai, dann nach Moro-Kai, und endlich nach Oha-u, wo ſein Vater und ſeine Schweſter lebten. Fern von dem Wüthen der Göttin floß da ſein Leben ſanft und friedlich dahin.

Die Tradition hat die Erinnerung an den Ort bewahrt, wo der Vulkan in Thätigkeit war, und die Einwohner zeigen noch heute die Felſen, welche Pele gegen die Pirogue Kahavari's ſchleuderte. Dieſe Fabel von dem Häuptling Puna's bezieht ſich wahrſcheinlich auf einen vulkaniſchen Ausbruch, der ſich in ſeinem Gebiete ereignete und wohl ſo heftig war, daß die Lava ſein ganzes Gebiet überzog. Der Bu-o-Kahavari iſt in der That ein erloſchener Krater von ungefähr 100 Fuß Höhe, mit einem Ausſchnitt auf einer ſeiner Seite, durch welchen die Lava abfloß.

Bezirk Puna.

Der Bezirk Puna, in welchem ſich die Vulkane Kiro-Ea und Puna-Hova befinden, hat eine ſehr beſchränkte Ausdehnung. Da er die öſtlichſte Spitze der Inſel einnimmt, ſo gränzt er im Norden an den Bezirk Kiro, und im Süden an den Bezirk Ka-u. Das ganze innere Gebiet, von Vulkanen verwüſtet, iſt dürr und unangebaut; aber das Meeresufer hat fruchtbare Ebenen und zahlreiche Dörfer. Das erſte dieſer Dörfer, das die nördliche Gränze des Bezirkes bildet, iſt Kaa-u; es liegt in einem fruchtbaren und wohl bewäſſerten Thale. Geht man weiter gegen Süden, ſo findet man Wai-Aka, Heula, Kahu-Wai und endlich Kula, einen der angenehmſten Orte der Inſel, unweit des Caps Kapoho, das die öſtlichſte Spitze derſelben bildet.

Wenn man das Cap Kapoho umſchifft hat, ſo nimmt die Küſte eine ſüdweſtliche Richtung bis zur ſüdlichen Spitze der Inſel, und es zeigen ſich auf ihr nach einander die Dörfer Pua-Laa, Leala-Laka, der Hauptort des Bezirks Puna; Ka-u-Ea, ein unbedeutender Ort, und weiterhin Kamaiti, in deſſen Nähe ſich ein berühmter dem Gotte Rono geweihter heïau befindet; Kohena, ein Fiſcherdorf; Keu-Ohana und Kai-Mu, ein von angebautem Lande umgebenes maleriſches Dorf. Weiter ſüdlich liegt auf einer kleinen Landſpitze Kala-Pana mit einem Tempel, dem Kapihi, ein Prieſter Kua-Hairo's, ein berühmter Prophet und Freund Tamea-Mea's, vorſtand; Kupa-Hua, ein hübſcher von Pflanzungen umgebener Weiler; Pulana mit einem dem Kriegsgotte Tairi geweihten Tempel, in welchem man Menſchen opferte. Komo-Moa iſt das lezte Dorf, bei welchem ſich angebautes Land befindet; weiterhin gewinnt das Land ein wüſtes und wildes Ausſehen. Endlich kommt Keara-Komo, auf einem beinahe beſtändig von vulkaniſchen Ausbrüchen bedrohten Boden erbaut. Dieſes Dorf, eines der beträchtlichſten der Inſel, bildet beinahe die nördliche Gränze des Bezirks Ka-u.

Bezirk Ka-u.

Im Bezirk Ka-u liegen auf der Küſte die Dörfer Apua, Poha-Kuroa, Kanaio und Hilea, ſämmtlich unbedeutend und von Leuten bewohnt, welche ſich hauptſächlich vom Fiſchfange nähren. Im Innern, unweit der Küſte, befinden ſich die Dörfer Kaara-Ra und Maka-Aka. Dieſes leztere beſteht nur aus einigen Hütten, welche von armen, aber ſehr gaſtfreundlichen Bauern bewohnt werden. Ein auf einem jähen Abhang hinlaufender Weg von 8 bis 10 Meilen trennt dieſes Dorf von Puna-Ruu. Hernach kommt Koroa, das die beſten Schleuderſteine liefert, und der kleine Weiler Riole, deſſen Steine nach der Meinung der Eingebornen die Eigenſchaft haben, ſich fortzupflanzen und ſich in Gottheiten zu verwandeln, wie die Steine, welche Deukalion und Pyrrha nach der Sündfluth hinter ſich warfen, ſich in Männer und Frauen verwandelten.

In der unmittelbaren Umgebung von Riole befindet ſich ein Hügel, neben dem der tapfere Ke-Ua ermordet wurde, von dem wir in der Geſchichte Tamea-Mea's ſprechen werden.

Einige Meilen ſüdweſtlich von Hilea bemerkt man Hono-Napu, ein artiges von wohlhabenden Leuten bewohntes Dorf. Auf Lava erbaut iſt dieſer Ort von vulkaniſchem Boden umgeben, der die außerordentlichſten Erſcheinungen darbietet. In mehreren Richtungen hat die Lava ſo unregelmäßige Klumpen gebildet, daß die Einwohner, um über ſie zu kommen, genöthigt ſind, auf platten Steinen, welche je 3 Fuß von einander gelegt ſind und als Stufen dienen, hinüber zu ſchreiten.

Verläßt man Hono-Napu, ſo erblickt man einen ſehr hohen und ſteilen Berg am Meeresufer, wo vor mehreren Jahren eine blutige Geſchichte ſich zutrug. Ein eiferſüchtiger Ehemann ſtürzte ſeine Frau auf den Felſen hinab, der ſich am Fuße des Berges befindet. Die Unglückliche blieb nicht auf der Stelle todt, und ihre ſchon brechenden Blicke auf ihren Gatten gerichtet, gab ſie ihm die zärtlichſten Namen, betheuerte ihm ihre Unſchuld und verzieh ihm ihren Tod. Der Ehemann, oben auf dem Berge unbeweglich wie eine Bildſäule ſtehend, erkannte das Verbrechen, das er begangen hatte; allein es ließ ſich nicht wieder gut machen, ſeine Frau verſchied mit einem lezten Lebewohl. Der Felſen, wo ſie ihren Tod gefunden hatte, erhielt den Namen des Opfers Kavero-Hea; und wenn ein großes Unglück, ein Krieg, eine Hungersnoth, oder der Tod eines Häuptlings die Inſel bedroht, ſo ertönt ein klägliches Geſchrei durch die Stille der Nacht, und mehr als Ein Schiffer ſah ihren Schatten über die Wellen ſchweben und hörte ihre ſanfte Stimme ein ſchmerzliches Lebewohl ausſprechen.

Der ganzen Küſte entlang erheben ſich zahlreiche von fruchtbaren und gutgebauten Feldern umgebene Dörfer. Die Einwohner beluſtigen ſich mit zwei Arten von Spielen: Das Pahe beſteht darin, einen abgeſtumpften, 4 bis 5 Fuß langen, 5 Zoll dicken und ſpitzzulaufenden Wurfſpieß zu ſchleudern. Beim andern Spiel, das ſie Maita oder Uramaita nennen, werden zwei Stäbe einige Zoll weit von einander in die Erde geſchlagen. Die Spieler werfen aus einer Entfernung von 15 bis 20 Toiſen Wurfſcheiben, Uru genannt, und die Geſchicklichkeit beſteht darin, die Wurfſcheibe zwiſchen den Stäben, ohne ſie zu berühren, durchzuwerfen. Dieſes Spiel, eines der älteſten auf der Inſel, wurde in den Gegenden, wo die Miſſionäre

zu gebieten haben, abgeſchafft; aber die von der Aufſicht dieſer Geiſtlichen freien Bezirke haben es beibehalten, und die Ausforderungen dazu gehen von Ort zu Ort, und ſogar von Bezirk zu Bezirk. Man erzählt von mehreren Kampfſpielen, wobei ſich 6 bis 8000 Zuſchauer von allen Theilen der Inſel einfanden.

Im Bezirk Ka-u findet man noch das Dorf Papa-Pohaku, mitten in Obſtgärten erbaut, und das Dorf Kalehu, beide im Innern, in einer gut angebauten und ſehr angenehmen Gegend. Am Meeresufer auf der weſtlichen Küſte der Landſpitze, in welche der ſüdliche Theil der Inſel ausläuft, findet man Tai-Riti, auf einem vulkaniſchen Boden von neuer Formation erbaut; dann weiter gegen Norden die zwei Dörfer Kewai-Iti und Kaulana-Mauna. Dieſes leztere liegt in einer mit Lava bedeckten und furchtbar umgewühlten Gegend. Es bildet die Gränze der Bezirke Ka-u und Kona.

Bezirk Kona.

Der Bezirk Kona, der bevölkertſte und ausgedehnteſte der Inſel, nimmt die ganze weſtliche Küſte ein. Der Boden iſt an einigen Stellen ſehr fruchtbar und an den Meeresküſten liegt ein angebauter Strich, auf welchem ſich ſehr viele Dörfer erheben. Das Erſte, welches man erblickt, wenn man von Süden kommt, liegt in einer dürren Gegend, und die Bewohner müſſen das Waſſer 7 Meilen weit in dem Gebirge holen. Der Boden, auf dem dieſes Dorf erbaut iſt, beſteht aus Aſche und hie und da um einige Hügel von ungefähr 200 Fuß Höhe zerſtreuten Schlacken. Unweit davon liegt der kleine Weiler Oma-Kaa, und 9 Meilen weiterhin der reichere und bevölkertere Weiler Kala-Hiti. Noch weiterhin erblickt man das Dorf Keakea mit einer ſehr anſehnlichen Bevölkerung.

Höhle Kea-hai. — In der Nähe von Kea-Kea iſt die Höhle Kea-hai, eine der größten Merkwürdigkeiten der Inſel. Dieſe Höhle, deren Formation neu zu ſeyn ſcheint, rührt von einem Sturze der Lava her, welche von einem Felſen von mehr als 60 Fuß herabfiel, und bildete einen 4 bis 5 Toiſen langen, 50 bis 60 Fuß hohen und 8 bis 10 Fuß breiten Saal. Das Innere der Höhle enthält Stalaktiten von den mannigfaltigſten und ſonderbarſten Geſtalten; mehrere von 2 bis 3 Fuß Länge hangen an der Wölbung und werfen auf die mannigfachſte Art die Lichtſtrahlen zurück. Der Grund der Farbe iſt ein dunkler Purpur, durchzogen von Streifen und Platten vom glänzendſten Schwarz, das einem glasartigen Firniß ähnlich iſt. Die in der Richtung des Kraters gelegene Seite hat eine ſenkrechte Wand, welche in den lebhafteſten Schattirungen glänzt, während die entgegengeſezte Seite, die ihre Entſtehung dem Einſturze der Lava verdankt, eine ſehr unregelmäßige Form und eine düſtere Färbung hat.

Vergeſſen wir nicht das Dorf Honono im Norden von Kea-Kea zwiſchen dieſem Dorfe und Keara-Kekua zu erwähnen. Honono diente den königlichen Familien von Ha-uai mehrere Jahrhunderte lang als Reſidenz. Obgleich dieſer Ort ſehr zerfallen iſt, ſo hat er doch großes Intereſſe für den Reiſenden, ſowohl wegen ſeiner politiſchen und religiöſen Wichtigkeit, als weil dort, wie auf keinem andern Punkte der Inſel, die alten einheimiſchen gottesdienſtlichen Gebräuche noch unverändert ſich erhalten haben.

Nare-o-Keave, die Begräbnißſtätte der Könige von Ha-uai. — In der unmittelbaren Umgebung von Honono, auf einer Lava-

ſtraße, welche ſich ſehr weit in das Meer hinein erſtreckt, erhebt ſich das Rare-o-Keave (Haus des Keave): es war Dieß Morai oder die Gruft der Könige oder Prinzen von Ha-uai ſeit 6 oder 700 Jahren. Dieſer Tempel, einſt der berühmteſte der Inſel, verfällt jezt in Trümmer, und von allen in ſeinem Bezirke errichteten Arbeiten ſteht allein noch die Kapelle, welche gut erhalten iſt und unterhalten wird. Ein ſtrenges Tabu verbietet noch, es zu betreten; aber von der Thür aus erblickt man auf dem Boden Stücke von Matten und Zeugen, Reſte von Kleidern und in allen Winkeln des Gebäudes Büſchel von menſchlichen Gebeinen, welche ſorgfältig gebleicht und mit Schnüren von Kokoswolle zuſammengebunden ſind. Das Innere dieſes Morai oder dieſer Gruft iſt mit hölzernen Statuen und Figuren angefüllt, die mit rothen Federn überkleidet ſind; ihre Mundöffnungen ſind übermäßig weit geſpalten und mit Haifiſchzähnen beſezt, ihre Augen von Perlmutter.

Sonſt war dieſes wohl unterhaltene und ſtark gebaute Morai von einem mit gut gefügten und 24 Fuß ins Gevierte haltenden Steinplatten gepflaſterten Hofe umgeben. Das Dach war mit künſtlich gefügten Ti-Blättern bedeckt, und eine enge Umzäunung ſchloß das ganze Gebäude ein. Der innere Hof war voll von grotesken Figuren und groben Bildniſſen, welche die Schutzgottheiten des Platzes vorſtellten. Alles an dieſen rohen Statuen war nur grob ausgeführt und mißgeſtaltet. Ungeheure Köpfe mit borſtigen Haaren ruhten auf unförmlichen Schultern; der Rücken war gebogen; die auf die Hüften geſtüzten Hände und die gekrümmten Beine vervollſtändigten den lächerlichen Anblick des Ganzen. Die ganze Truppe ruhte auf Säulen oder Fußgeſtellen in Form eines Halbmondes, welche 2 Fuß hoch und 3 Fuß breit waren. Die Hauptgruppe, aus zwölf Perſonen beſtehend, die in einem Halbkreiſe um die königlichen Grabmäler geſtellt waren, befand ſich ein ſüdöſtlicher Winkel der Umfriedigung. Außen an derſelben war eine Menge Gottheiten derſelben Gattung in derſelben Weiſe aufgeſtellt. Im Mittelpunkte des Platzes bemerkte man den Hauptgott, von ſeinem Hofe umgeben. Alle Bildniſſe waren mit den ſchönſten und aufs Zierlichſte drapirten Stoffen bedeckt. Zu ihren Füßen lagen Stücke von Matten, von Stoffen, Blumen, Früchte aller Art, Geräthſchaften und Muſcheln umher, welche jeden Tag von den aus allen Theilen der Inſel herbeiſtrömenden Gläubigen niedergelegt wurden. Den Grad dieſer Gottheiten erkannte man an den zahlreicheren und beſſer ausgeführten Zügen, beſonders gegen den Kopf hin; in der Größe aber war kein Unterſchied.

Dieſer Tempel wurde durch eine Familie beſorgt, von welcher ein Mitglied den Kapitän Cook auf ſeiner Reiſe empfing. Deſſen Enkel empfing den Kapitän Byron, Kommandanten der Fregatte Blonde, und erzählte ihm ein Abenteuer, das ihm in ſeiner Jugend begegnet war. Er kam einſt, ermüdet, hungrig und ohne Etwas gefangen zu haben, nach Hauſe. Da erblickte er den Fiſch und den Poi, den ſein Vater dem Nui-Akua, oder großen Geiſte, dargebracht hatte, und Dieß erregte ſeine Eßluſt noch mehr. Ehe er es aber wagte, davon zu eſſen, wollte er ſich überzeugen, ob es in der Macht der Götter ſtände, ihn daran zu hindern. Er ließ die Hand über ihre Augen gleiten; ſie rührten ſich nicht; er ſteckte ihnen den Finger in den Mund, und dieſer blieb offen. Hierauf nahm er einen Mantel, verhüllte ihnen das Geſicht, und da ſie unbeweglich blieben, ſo verzehrte er ohne Gewiſſensbiſſe und mit Wohlbehagen die den Unſterblichen

dargebrachten Opfer. Sein Vater, der dazu gekommen war, tadelte ihn heftig. Er antwortete ihm aber, er habe die Götter gefragt, ſie hätten ihn aber nicht gehört; er habe ihnen den Finger in den Mund geſchoben, und ſie hätten ihn nicht gebiſſen; daraus habe er geſchloſſen, ſie ſehen Nichts, und ſodann ohne Furcht zur Genüge gegeſſen. Der alte Prieſter ſagte ihm nun in ſtrengem Tone: „Mein Sohn, das Holz ſieht und hört freilich Nichts, aber der Geiſt, der oben iſt, ſieht und hört Alles, und beſtraft die böſen Handlungen.“

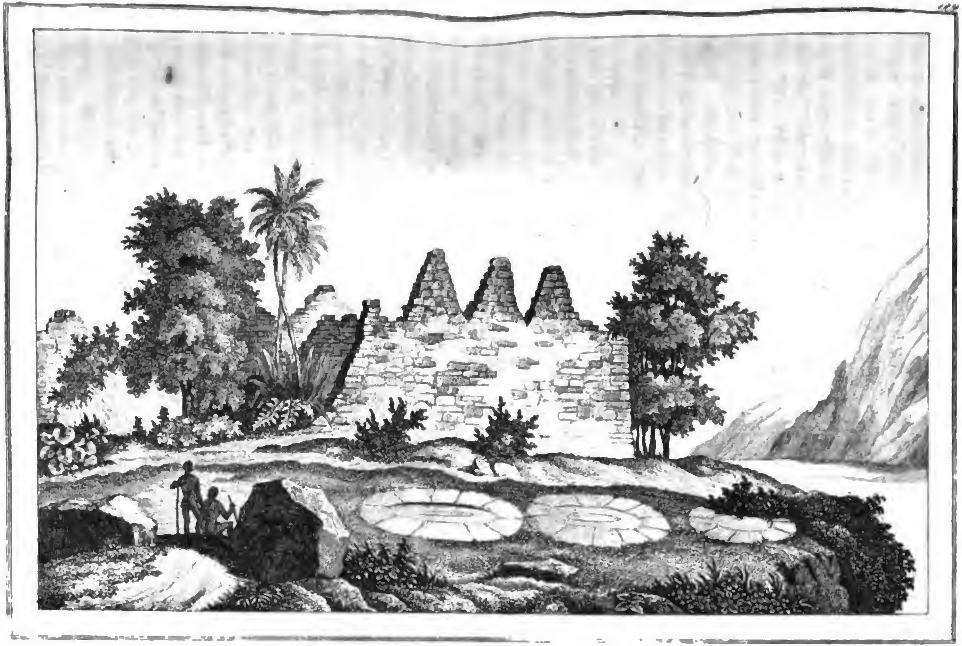
In der Nähe dieſes Morai iſt ein Pahu-Tabu oder Puho-hua, ein berühmtes der Schutzgottheit des Platzes Keave geweihtes Aſyl, noch beträchtlicher, als das von Wai-Pio, das im Oſten Ha-uais liegt; denn es gab zwei Aſyle auf der Inſel, und noch mehrere auf der Gruppe. Dieſes Puho-hua bildet ein unregelmäßiges ungefähr 660 Fuß langes und 380 Fuß breites Parallelogramm. Mauern von 12 Fuß Höhe und 15 Fuß Dicke umgeben es, ausgenommen auf der nordweſtlichen an das Meer ſtoßenden Seite, wo es nur durch eine leichte Umzäunung geſchüzt iſt. Zahlreiche Statuen von Gottheiten krönen die Mauern. Der Platz enthielt einſt drei Tempel; zwei ſind gänzlich zerſtört; nur einer ſteht noch, iſt aber ſehr zerfallen und bildet ein langes, aus Mauern von 120 Schuh Länge, 60 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe beſtehendes Viereck. Sie waren aus Lavaquadern erbaut, wovon einige 5 bis 6000 Pfund wiegen, und alſo außerordentliche Arbeit erfordert haben mußten, um ſie herbeizuſchaffen und mehrere Fuß hoch hinaufzuheben. Die Sage weist dieſen Tempeln, welche durch Keave erbaut wurden, ein Alter von 250 Jahren an; die inneren Zierrathen und Statuen aber ſchreiben ſich aus einer ſpätern Zeit her.

Sonſt waren in den Ecken der Umzäunung die für die Prieſter und Flüchtlinge beſtimmten Häuſer. In Kriegszeiten flüchteten ſich die Weiber und Kinder und Die, welche keine Waffen tragen konnten, in dieſes Aſyl und verließen es erſt nach Beendigung der Feindſeligkeiten.

Einige Tage Aufenthalt in dieſem Aſyle waren hinreichend, Uebertretungen der bürgerlichen Geſetze zu verwiſchen. Das Ende des Krieges machte auch dem Aufenthalt der Gefangenen ein Ende. Hatten die Flüchtlinge das Aſyl einmal verlaſſen, ſo hatte Niemand eine Gewalt über ſie, welche Verbrechen auch an ihnen haften mochten.

Berühmtes Schlachtfeld. — Zwiſchen Kei und Honono liegt eine mit Lava bedeckte und in der Geſchichte der Inſel berühmte Ebene. Hier entriß Tamea-Mea nach einer achttägigen, wüthenden Schlacht das Scepter der Inſel dem Kau-Ike-Uli, dem älteſten Sohn und Erben des Tarai-Opu. Der Tod dieſes Prinzen war das Signal zu einer allgemeinen Verwirrung. Die Soldaten Tamea-Mea's durften ihre Feinde nur verfolgen, von welchen ein Theil dem Meere zu floh, um ſich in die Piroguen zu werfen, während andere, unter welchen ſich der berühmte Karai-Moku befand, der nachher Miniſter Tamea-Mea's wurde, in dem Pahu-Tabu von Honono ihre Zuflucht ſuchten. Die Inſulaner zeigen den Reiſenden noch die gebleichten Gebeine der Krieger Kau-Ike-Uli's, und ein Lavahügel bezeichnet die Stelle, wo dieſer berühmte Häuptling getödtet wurde.

Merkwürdige Ortſchaften. — Gegen Norden zu findet man Ke-Ara-Kekua, ein am Meeresufer erbautes Dorf, nahe bei Kaava-



Ruinen eines Forts zu Kai-Rua

Roa, das in einer Bai liegt, in welcher kleine Fahrzeuge Schutz finden. Ein Lavafelſen von dunkler Färbung beherrſcht die Häuſer und ſcheint ſie mit einem nahen Einſturze zu bedrohen. Weiterhin bietet verwitterte Lava der Kultur fruchtbare Felder und Obſtgärten, die von einem Waldſaume eingeſchloſſen und von einer Kette dürrer Berge beherrſcht werden. In der Nähe Kaava-Roa's fiel im Jahr 1777 der berühmte Cook. Auf der Stelle, wo der Mord begangen wurde, errichtete Kapitän Byron im Jahr 1825 eine Säule mit einer Inſchrift, welche dem Reiſenden die näheren Umſtände ſeines Todes berichtet.

Gegen die Mitte der weſtlichen Küſte wird man Kai-Rua, die gewöhnliche Reſidenz des Gouverneurs der Inſel, bemerken. Ein regelmäßiges, durch die Inſulaner unter der Leitung europäiſcher Ingenieure errichtetes Fort beherrſcht die Stadt und die Rhede. Der Boden, auf welchem ſich das Dorf erhebt, iſt von vulkaniſchen Ausbrüchen ganz umgewühlt und hat den großen Nachtheil, daß er gar kein friſches Waſſer liefert. Dieſes müſſen die Einwohner aus vom Ufer ſehr weit entfernten Moräſten und Bächen herbeiſchaffen. Die geſunde Luft und der zum Anbau ſehr geeignete fruchtbare Boden haben indeß doch eine große Anzahl Bewohner in dieſen Ort gezogen.

Die Grotte Kai-Apea. — Die Umgegend iſt mit natürlichen Höhlen wie beſäet; von dieſen iſt die Höhle Kai-Apea in vielfacher Hinſicht merkwürdig. Eine enge Oeffnung führt in ihr Inneres; ſie bietet Anfangs nur einen ſchmalen und gewundenen Gang dar, bald aber erweitert ſich dieſer Gang bis zu wahren Sälen, von welchen mehrere gegen 20 Fuß Länge haben. Bei dem ungewiſſen Lichte der Fackeln glaubt man an den Felswänden Gruppen von Statuen, Niſchen und Säulenreſten, alle Wunder der Baukunſt zu erblicken; aber nirgends zeigt ſich die zufällige Bildung eines Stalaktiten.

Salzwaſſer-See. — Hat man ungefähr 800 Schritte gemacht, ſo gelangt man plötzlich an einen Salzwaſſer-See, deſſen Tiefe 50 bis 60 Fuß beträgt. Man bemerkt die Bewegung der Ebbe und Fluth an dieſem See, der wahrſcheinlich mit dem nur Eine Meile entfernten Meere in Verbindung ſteht.

Ruinen des Forts von Kai-Rua. — Ueberreſte von 20 Fuß hohen und an der Baſis 12 Schuh dicken Mauern, in gewiſſen Entfernungen mit breiten Schießſcharten verſehen, zeugen von dem Daſeyn einer alten Befeſtigung von anſcheinend großem Umfange. *) Eine Höhle diente in Kriegszeiten der Bevölkerung als Zufluchtsort, und die Citadelle war offenbar dazu beſtimmt, die Eindringenden abzuwehren.

Merkwürdige natürliche Waſſerkünſte. — Auf der nördlichen Spitze der Bai von Kai-Rua erblickt man ein Vorgebirge, einen ungeheuren Lavadamm, deſſen Bildung von einem Ausbruche des Muna-Hua-Rarai herrührt, der vor 35 Jahren ſtattfand. Die Lava hat an mehreren Stellen Spalten, welche 15 bis 20 Toiſen tief eindringen und in welche nun das Meerwaſſer hineinſtürzt. So entſtehen, indem es durch eine Menge Röhren hinausſpritzt, Waſſerfälle, Garben und Strahlen von den mannigfaltigſten Formen, die, wenn ſie ſich bis auf eine gewiſſe Höhe erhoben haben, zertheilt und ſchäumend auf den Felſen zurückfallen. Wenn der Weſtwind

*) S. Blatt 129.

den Ocean aufregt, bilden dieſe hydrauliſchen Erſcheinungen das impoſanteſte Schauſpiel.

Opfer, dem Vulkan Muna-Hua-Rarai durch den König Tamea-Mea dargebracht. — Der Ausbruch, dem dieſes Vorgebirg ſein Daſeyn verdankt, iſt in den Jahrbüchern von Ha-uai berühmt durch das Unheil, das er anrichtete. Nach einem gräßlichen Erdbeben ſpie der Vulkan Muna-Hua-Rarai plötzlich Fluthen von Lava und Erdharz aus. Der Strom kam den Berg herab, wuchs allmälig durch weitere Lavabäche an, und rückte mit unwiderſtehlicher Heftigkeit vorwärts. Opfer, Gebete und Beſchwörungen ohne Zahl vermochten Nichts gegen die vorrückende Lava. Tauſende von Schweinen wurden vergebens in den Feuerſtrom geworfen, der immer ungeſtümer und gräßlicher vorrückte, Bäume und Hütten zerſtörte. Auf ſeinem Wege traf er auf mehrere Schluchten und auf eine ungeheure Maſſe von Felſen, die er losriß und mit ſich fortſchleppte.

Fortwährend floß die Lava, ungeachtet der Beſchwörungen der Prieſter; Gebete, Brandopfer, Alles vermochte nichts gegen ihn, als Tamea-Mea in Begleitung ſeiner erſten Beamten erſchien. Er ſchnitt eine Locke ſeiner Haare, welche tabu waren, ab, ging gerade auf den Vulkan los und warf ſie in die fließende Lava; zwei Tage nachher ſtand ſie ſtill; denn Tamea-Mea war mächtiger als ſie, und die Götter waren durch ſein Opfer befriedigt. Dieſes Ereigniß, das man nur dem Zufall zuſchreiben kann, trug vornehmlich dazu bei, die Macht ihres Königs in der Meinung dieſer kindiſchen Inſulaner zu befeſtigen; denn da ſie überzeugt waren, er ſtehe in Verbindung mit den Göttern des Vulkans, die ihn beſchützten, gewöhnten ſie ſich daran, ihn als ein übernatürliches Weſen anzuſehen, und dieſer Glauben, den er ihnen zu benehmen ſich wohl hütete, trug nicht wenig zu den reißenden Fortſchritten bei, welche die Ha-uaier unter ſeiner Leitung machten.

In dieſem Bezirke findet man nur noch die ſämmtlich unbedeutenden und am Meeresufer erbauten Dörfer Ku-Iko, Lae-Mano und Kihoro.

Bezirk Kohala.

Der Bezirk Kohala nimmt die nördliche Spitze der Inſel ein und gränzt an die Bezirke Kona und Hama-Kua, die wir bereits beſchrieben haben. Das erſte Dorf, welches man findet, wenn man den Bezirk Kona verlaſſen hat, iſt Pu-Aho, ein kleiner, unbedeutender Ort; hernach Kohai-Hai, das lange der bedeutendſte Ort der Gruppe und mehrere Jahre die Lieblingsreſidenz Tamea-Mea's war. Seit die königliche Reſidenz nach Hono-Ruru verlegt wurde, hat Kohai-Hai ſeine ganze Wichtigkeit verloren, und iſt jezt nur noch berühmt durch die große Menge Salz, welches einige Seen der Umgegend, ohne daß eine beſondere Arbeit dabei nöthig wäre, in Folge der einfachen Verdunſtung des in ihnen enthaltenen Salzwaſſers liefern.

Kahua, Pua-Iki und Hihiu, kleine nicht ſehr bevölkerte Dörfer, findet man auf der weſtlichen Küſte, ehe man das Vorgebirge Upulu erreicht. Neben dieſem iſt das Dorf Pa-u-Epu, an ſich unbedeutend, aber berühmt in den Jahrbüchern der Ha-uaier durch den berühmten Tempel des Makini.

Tempel des Tairi. — Einige Meilen von Ka-ua trifft man, wenn man auf der öſtlichen Küſte ſüdwärts geht, Halva, das Geburtsland Tamea-Mea's, der urſprünglich nur dieſen kleinen Erdwinkel und ein noch geringeres Eigenthum im Bezirke Ka-u beſaß. Hier zeigt man einige von ſeiner Hand gepflanzte Bäume und einen Tempel, welcher Hare-o-Tairi, Haus des Tairi, heißt. Gegenwärtig iſt dieſer Tempel nur ein Haufen auf einem Felſen aufgethürmter Steine; aber zur Zeit des großen Tempels ruhte ein ſo ſtrenges Tabu auf dieſem Denkmale, daß mehrere Inſulaner auf dem benachbarten Berge verbrannt wurden, nur weil ſie die Steine des tabuirten Gebäudes berührt hatten.

Jugendjahre Tamea-Mea's des Großen. — Dieſes Land gehorcht jezt dem Mio-Mivi, einem berühmten Krieger und Jugendgeſpielen Tamea-Mea's, der ihn ſpäter in allen ſeinen Kriegen mächtig unterſtüzt hatte. Dieſer Häuptling erzählt mit Vergnügen die Züge von Beharrlichkeit und Kühnheit, wodurch ſich jener Mann in ſeinen erſten Jahren auszeichnete.

In Verbindung mit einigen jungen Leuten, die ihn zu ihrem Anführer erwählt hatten, und mit ihrer Hilfe führte er die unglaublichſten Unternehmungen aus. Ihm hatten die Gefilde von Halva den bewunderungswürdigen Anblick und die reichen Pflanzungen, die überall von dem Fleiße der Bewohner zeugten, zu danken. Tamea-Mea hatte aus ſeinen Beſitzungen ſo viele Looſe gemacht, als er Freunde hatte. Jeder bebaute den Theil, der ihm zugefallen war, und er ſelbſt hatte das ſeinige, wie die Anderen. Die Verbeſſerungen, welche er in der Art der Kultur einführte, die vollkommene Ordnung und Eintracht, welche bei dieſen von ihm ſelbſt geleiteten Arbeiten herrſchten, waren nur das Vorſpiel zu noch bedeutenderen Arbeiten, wodurch er ſeine großen Plane vorbereitete. Mit Hilfe ſeiner Gefährten hatte er auf einem abſchüſſigen Felſen einen Weg oder einen ſanften Abhang von 100 Fuß Breite gegraben, auf welchem ſie ihre Fiſcherboote ins Waſſer ließen. Unweit dieſes Weges hatten ſie es verſucht, einen Felſen zu durchgraben, um Waſſer daraus hervorſpringen zu laſſen, und bereits mehrere Lavalager durchbohrt, als ſie genöthigt waren, eine Arbeit, die ſchon mehrere Wochen gedauert hatte, aufzugeben.

Das lezte Dorf, das man auf dieſer Seite des Bezirkes Kohala trifft, iſt Hono-Kea, das die ſüdliche Gränze deſſelben bildet, indem ſie ihn vom Bezirke Kama-Kua trennt.

Die Inſel Oahu.

Oahu, nach Ha-uai die wichtigſte Inſel der Gruppe, wurde von den erſten europäiſchen Seefahrern, welche dort landeten, der Garten derſelben genannt. Der erſte Anblick rechtfertigt dieſe glänzende Benennung nicht ſehr. Felſen, abſchüſſige Klippen, Lavablöcke, überall auf der Küſte die Zeichen einer heftigen Umwälzung, überall vulkaniſche Spuren; aber eine genauere Unterſuchung, eine vollſtändigere Beſichtigung auch des Innern erklärt es, wie von langen Reiſen ermüdete Seeleute, die den Anblick des Landes lange hatten entbehren müſſen, aus dieſer Inſel eine köſtliche Oaſe gemacht haben. In der That iſt man — ich habe es oft erfahren — wenn man Ruhe nach dem Sturme findet, wenn Gärten, eine kräftige Vegetation, Waſſer, Hügel, eine ſchöne belebte Natur an die Stelle des Verdecks

und der impoſanten, aber einförmigen Anſicht des Oceans getreten ſind, vorzüglich zum Optimismus aufgelegt.

Hauptſtadt. — Hono-Ruru, die Hauptſtadt der Inſel, iſt im Hintergrund einer Bai, auf der weſtlichen Küſte erbaut. *) Einige unregelmäßig vertheilte und von Lauben und dichtem Gehölz durchſchnittene Häuſergruppen, das iſt die allgemeine Anſicht des Hafens, welcher der Mittelpunkt des Handels und von den Europäern am meiſten beſucht iſt. Zuerſt fällt uns ein von europäiſchen Ingenieuren erbautes Fort in die Augen; auf der Spitze des Hafendamms erbaut und gut bewaffnet kann es die Stadt ſelbſt gegen ziemlich bedeutende Streitkräfte vertheidigen. Ganz nahe dabei erheben ſich ein langes ſteinernes Gebäude, das als Hauptmagazin dient, und ein Arſenal mit einer Schiffswerfte, auf welchem ſich beſtändig im Bau und in der Ausbeſſerung begriffene Fahrzeuge befinden. Nicht weit davon iſt das Hotel de la Blonde, ein artiges, hölzernes Gebäude, das jezt dem Gouverneur der Inſel als Wohnung dient, und das für den Kapitän Byron während ſeines Aufenthaltes auf der Inſel als Wohnung errichtet wurde. Karai-Moku ließ dieſes Hotel auf europäiſche Weiſe mit grünen Läden, Pavillon und Belvedere erbauen. Später errichtete man auch eine chriſtliche Kapelle. Hierauf kommen mehrere Wohnungen, welche dem engliſchen Konſul und mehreren engliſchen und amerikaniſchen Kaufleuten gehören. Eines der Hauptgebäude endlich iſt die Wohnung der Miſſionäre, **) welche die Inſulaner zur chriſtlichen Religion bekehrt haben, und deren Macht der des wahren Herrſchers gleichkommt, wo nicht bedeutender als dieſe iſt. Weiter vorwärts befindet ſich ihre Kirche, zu klein, um die Maſſe der Zuhörer zu faſſen; rechts ihr großer und geräumiger Lehrſaal, und links ihre Buchdruckerei, wo eine große Anzahl Inſulaner damit beſchäftigt iſt, eine ſehr bedeutende Menge Andachtsbücher zu drucken.

Beſchaffenheit des Bodens. — Geht man von der Unterſuchung der Stadt auf das Innere der Inſel über, ſo findet man ein Terrain von Bergen durchſchnitten, welche größtentheils, wie die auf Ha-uai, dürr ſind, was man offenbar vulkaniſchen Ausbrüchen zuſchreiben muß. In den Thälern, wo die Lava in einem Zuſtande vorgerückter Zerſetzung iſt (hier ſind ſolche Stellen häufiger, als auf der Hauptinſel der Gruppe), bedeckt eine reiche Vegetation den Boden; und nach einem langen Gange durch düſtere Bergſchluchten wird der Reiſende angenehm überraſcht, wenn ſeine ermüdeten Augen auf fruchtbaren und mit Grün geſchmückten Feldern ruhen.

Der Salzſee von Hono-Ruru und der Weinberg Marini's. — Eine der Hauptmerkwürdigkeiten der Inſel iſt ein Salzſee, einige Meilen von Hono-Ruru; aber der beſchwerliche Weg und die abſchüſſigen Berge, über welche man ſteigen muß, verdoppeln beinahe die Entfernung. Der Weg, welcher dahin führt, iſt ſchön, und auf mehreren Punkten deſſelben hat man eine ſehr merkwürdige Ausſicht. Unweit der Stadt iſt der Weinberg Marini's, eines reichen Kaufmanns der Inſel. Eine Hecke von Baumwollen- und Roſenſtauden umgibt dieſes Gut, welches einige Stückfäſſer Wein ertragen kann. Blühende, reife und in jedem Zuſtande des Wachsthums begriffene Ananaspflanzen ſind im ganzen Weinberg vertheilt, und vermehren den Ertrag deſſelben auch noch durch ihr Erzeugniß.

---

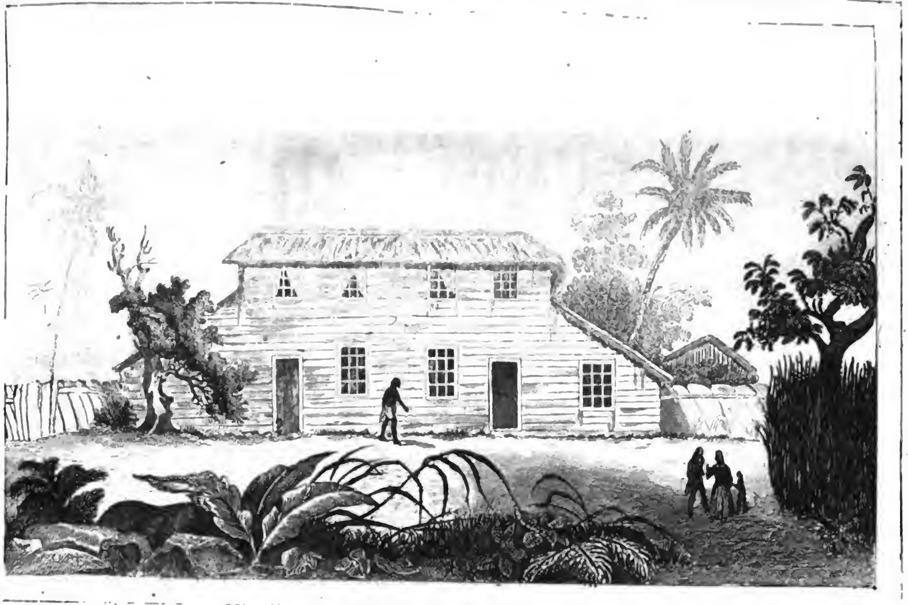
*) S. Blatt 127. **) S. Blatt 124.

Niederlaſſung der Miſſionare

Digitized by Google

INSEL HAOUAÏ.

124.



Digitized by Google

Die Begierde, ſich in Allem zu verſuchen, eine Eigenthümlichkeit im Charakter der Inſulaner, wird ſie ohne Zweifel veranlaſſen, das Beiſpiel Marini's nachzuahmen. Man darf dann hoffen, daß die Weinberge von Oahu den Bedarf der Gruppe liefern werden, und, wenn ihr Beiſpiel auf den andern Inſeln nachgeahmt wird, von hier aus auch die in dieſen Strichen kreuzenden Fahrzeuge verſehen können. Ueber dieſe Vermuthung wird man ſich nicht verwundern, wenn man den reißenden Gang betrachtet, den alle Induſtriezweige ſeit vierzig Jahren bei dieſem Volke nahmen. Cook hatte Wilde gefunden, und die Europäer, welche auf die Berichte der erſten Reiſenden hin auf dieſen Inſeln ankamen, und mit unerfahrnen Leuten umgehen zu müſſen meinten, fanden ſo zuverläſſige, gewandte und feine Leute, als ſie ſelbſt waren.

Der Bach von Hono-Ruru. — Unweit der Stadt iſt ein Bach, der ſich weiter oben in zwei Arme theilt, über welchen man immer waten, bisweilen auch trocknen Fußes kommen kann, und welchen die Einwohner mit dem Namen eines Fluſſes beehrt haben. Uebrigens iſt dieſer Bach von Hono-Ruru eines der beträchtlichſten fließenden Waſſer der Gruppe. Aus der großen Menge Berge und ihrer Höhe könnte man zu ſchließen geneigt ſeyn, ſie werden die Wolken an ſich ziehen und vielen Flüſſen ihre Entſtehung geben; allein neben dem, daß der Himmel ſehr rein und das Klima ſehr gemäßigt iſt, gibt es zwiſchen den zahlreichen Spalten der Berge und dem Meere unterirdiſche Wege, durch welche die Gewäſſer ablaufen.

Die weiteren Bemerkungen über die Inſel Oahu, über die Bai Whymea und die Häfen Hono-Ruru, Wimoma und andere Orte, entnehmen wir dem Berichte des Kapitän P. Corney, zweitem Kapitän eines Handelsſchiffes:

„In Oahu blieben wir bis zum 17. März 1818, als wir von Tamea-Mea den Befehl erhielten, nach der Inſel Atui uns zu begeben, und dort eine Ladung Sandelholz einzunehmen. Am folgenden Morgen warfen wir auf der Rhede von Whymea Anker. Eine Meile von dem Dorfe ſahen wir die engliſche Flagge auf einem ſehr ſchönen Fort wehen, welches mit dreißig Feuerſchlünden bewaffnet iſt. Dieſes Fort wurde von den Ruſſen erbaut; aber ſie waren genöthigt, Fort und Land zu verlaſſen, in Folge von Streitigkeiten, welche ſie mit den Eingebornen gehabt hatten. Tamui, König von Atui, hatte ſeine Reſidenz in dieſem Fort aufgeſchlagen; er unterhielt dort 150 Mann, ungerechnet eine Anzahl Weißer, welche die Stücke bedienten.

„Die Häuptlinge, welche uns begleiteten, begaben ſich ans Land und wurden von Tamui ſehr gut aufgenommen. Am folgenden Morgen brachten uns ungefähr 500 indiſche Canot's unſere erſte Ladung Sandelholz, die wir auf der Inſel Oahu abſezten. Unſere zweite Ladung nahmen wir in der Bai Whymea ein und ſezten ſie im Hafen von Honoruru ab. Endlich nachdem am 4. Mai 1818 die Bedingungen unſeres Kaufes erfüllt waren, hiß'en wir die Flagge Tamea-Mea's auf, welche wir mit ſieben Kanonenſchüſſen begrüßten; und nachdem wir die Colombia Karai-Moka zur Verfügung geſtellt hatten, begaben wir uns ans Land in die Häuſer, die man für uns eingerichtet hatte.

Sie waren die ſchönſten und beſtgelegenen des ganzen Dorfes; man hatte ſie vor dem Hafen aufgerichtet. Jedes derſelben war durch die ganze Bevölkerung des Ortes erbaut und ausgerüſtet und in drei Tagen beendigt

worden. Sie beſtanden aus zwei Schlaf- und zwei Speiſezimmern, wovon eines für die Frauen beſtimmt war. Die zwei Schlafzimmer und das Speiſezimmer der Frauen war mit einer ein Viereck von 150 Fuß bildenden Umzäunung umgeben. Das Speiſezimmer der Männer war nicht in dieſe Umzäunung eingeſchloſſen, hatte aber ſeine beſondere Umzäunung und eine Thür, welche in das Schlafzimmer führte. Bei der Erbauung eines Hauſes geht man in dieſem Lande folgendermaßen zu Werke: zuerſt ſchlägt man, je 3 Fuß von einander entfernt, Säulen von 8 Fuß Höhe in den Boden, welche in eine Gabel auslaufen; in dieſe Gabeln legt man wagerecht ſchöne, ganz gerade Stangen. Die Sparren laufen unten auch in eine Gabel aus und ruhen auf den Gabeln der ſenkrechten Säulen; die oberen Spitzen der Sparren kreuzen ſich oberhalb des Giebels, der während des Baues durch proviſoriſche Stützen gehalten wird. Man bindet dieſe Sparren mit dem Giebel feſt; hernach errichtet man einen zweiten Giebel über den ſich kreuzenden Spitzen der Sparren, und befeſtigt das Ganze ſtark; dieſes Dach deckt man mit Zweigen oder Rohr, welche die Stelle des Lattenwerkes vertreten, und endlich mit einer Schichte Kräuter oder Blätter.

„Unſer Schlafzimmer wurde durch zwei Fenſter erhellt. Im Innern war der Boden feſt geſchlagen worden; beſtreut war er mit Rohr, welches mit einer groben Matte bedeckt war, auf welche man andere künſtlicher gearbeitete Matten gelegt hatte. An einem Ende des Gebäudes war ein großes Bett, das mit trockenen Kräutern ausgeſtopft und mit Matten bedeckt war; auf jeder Seite befand ſich eine Art ebenſo ausgeſtopfter und bedeckter Sofa's, welche durch einen kleinen Verſchlag verborgen waren. Vor dem Hauſe hatte man ein Rairi oder Ueberdach errichtet, das mit Zweigen des Cacaobaumes bedeckt war, und auch ſein Sofa hatte. Alle Morgen war der Vorplatz unſerer Wohnung mit friſch abgeſchnittenem Rohr beſtreut. Tamea-Mea hatte uns einen Mann beigegeben, der darüber wachen ſollte, daß es uns an Nichts fehle; überdieß hatten wir des Nachts Wächter um unſere Häuſer, um uns gleich anzuzeigen, wenn etwa ein Brand ausgebrochen wäre.

„Oahu, die bedeutendſte der Sandwich-Inſeln, iſt vornehmlich wegen der Sicherheit ihrer Häfen und ihres guten Waſſers zu ſchätzen. Die Kultur hat einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht; man findet dort Gemüſe und Früchte aller Art im Ueberfluß. Das Land iſt mit Rindvieh, Pferden, Ziegen, Schweinen, Schafen u. ſ. w. wohl verſehen. Gewöhnlich halten die Fahrzeuge zuerſt bei Ha-uai an, um von Tamea-Mea die Erlaubniß einzuholen, vor Oahu Anker zu werfen. Dieſe Inſel hat drei vortreffliche Häfen auf der Nordküſte zwiſchen dem Diamantgebirge. Mitten in einem dicken Gehölz von Cacao- und Brodbäumen bemerkt man das Dorf Waituti; es liegt in einer unermeßlichen Ebene, die mit größter Sorgfalt angebaut wird, und den prächtigſten Anblick darbietet; die Berge, die es umgeben, ſind mit Waldungen bekränzt. Eine Viertelmeile vom Ufer erhebt ſich ein Korallenriff, das heftige Brandungen verurſacht. Dieſes Dorf war einſt die Reſidenz des Königs, der es erſt ſeit einigen Jahren verlaſſen hat, um auf Ha-uai, wo er geboren iſt, zu wohnen. Ungefähr 4 Meilen weſtlich von Waituti ſieht man das Dorf und den Hafen Honoruru: es iſt der bedeutendſte und bevölkertſte Punkt der Inſel. Man erkennt den Hafen leicht an dem tiefen Thale, in welchem er liegt, und in

welchem gewöhnlich der Nordoſt mit Heftigkeit weht. Die Inſel iſt an dieſer Stelle nur 5 Lieues breit. Die Fahrzeuge können ſich am Ufer vor Anker legen, wo ſie eben ſo gut geſchützt ſind, als in den beſten künſtlichen Waſſerbecken. Eine ſchöne zirkelförmige, im Südoſten errichtete und mit ſechszig Feuerſchlünden bewaffnete Batterie beſchützt den Hafen und das Dorf. Das Fort nimmt ungefähr 12 Morgen Land ein; die Verſchanzungen ſind mit Steinen bekleidet; ſie ſind 18 Fuß hoch, am oberen Theile ebenſo dick, am der Baſis aber 30 Fuß breit; ſie ſind aus gut zuſammengekittetem Thone, Sand und Raſen errichtet. Die Schießſcharten beſtehen aus dem nämlichen Material, ſind aber nicht mit Steinen bekleidet. Das Magazin befindet ſich unter der Erde. In der Mitte weht die Flagge der Sandwich- oder Ha-uai-Inſeln mit ſoviel rothen und blauen Streifen, als es Inſeln ſind. Rings herum ſind die Wohnungen der Offiziere des Platzes angebracht. Das Dorf hat beinahe 300 regelmäßig erbaute Häuſer; die der Häuptlinge ſind größer und mit einer Umzäunung umgeben. Jede Familie hat drei Häuſer; eines iſt das Schlafgemach, das zweite das Speiſezimmer der Männer, und das dritte das Speiſezimmer der Frauen. Das Dorf iſt von der von Nordweſt nach Südoſt ſich erſtreckenden Bergkette durch köſtliche Gehölze von Cacao-, Brod- und Wunderbäumen getrennt. Der Boden iſt in viereckige Felder eingetheilt, wo der Taro wächst, und die mit Zuckerrohr und Mais eingefaßt ſind. Die Inſel enthält überdieß ſehr viele Seen, in welchen man Muſcheln und kleine Fiſche, welche die Einwohner Avaa nennen, fängt. Gegen den nordweſtlichen Theil des Hafens fließt ein Bach zu, auf welchem die Schaluppen 2 Meilen weit hinauffahren können, und wo die Fahrzeuge Waſſer holen.

„Drei Meilen weſtlich von Honoruru findet man einen andern Hafen, der leichter zugänglich iſt, und vielleicht vorzuziehen wäre, wo es aber an ſüßem Waſſer fehlt. Deßwegen iſt er wenig beſucht und man ſieht auf der Küſte nur wenige Bauern- und Fiſcherhäuſer.

„Ungefähr 6 Meilen weſtlich von Honoruru findet man einen dritten Hafen, der unter dem Namen Wy-Moma bekannt iſt. Die Bai, welche am Eingang nur eine halbe Meile breit iſt, erweitert ſich 5 Lieues nördlicher, und ihre größte Breite beträgt ungefähr 4 Meilen; in der Mitte derſelben befindet ſich eine Inſel von 2 Meilen im Umfang, welche einem Spanier Maning *) gehört, der ſeit mehreren Jahren im Lande anſäſſig iſt. Im Hintergrund der Bai iſt ein vortreffliches fließendes Waſſer, welches ſich in das Meer ergießt; eine Menge Taucher ſind hier beſtändig mit der Perlenfiſcherei beſchäftigt. Zur Erleichterung ihrer Arbeit beſchenkten wir Tamea-Mea mit einem Auſternbohrer. Jenſeits der Bai Barber gegen Norden liegen die Bai und das Dorf Y-Eni, und etwas weiterhin gegen Nordweſt das Dorf Y-rua. Die Bai und das Dorf Whymea befinden ſich am weſtlichen Ende der Inſel. Auf der nordöſtlichen Küſte ſind zwei große Dörfer, aber kein Hafen.

„Die kleine Inſel, welche mitten in der Bai von Wy-Moma liegt, wird von einer einzigen Familie bewohnt, welche aus einem Mann, einer Frau, drei Kindern und zwei Dienſtboten Maning's beſteht; wir brachten zwei volle Tage bei ihnen zu. Der Mann erzählte uns ein Abenteuer, das ihm zu Anfang ſeines Aufenthaltes auf der Inſel begegnet ſey. In

*) Ich glaube, daß Corney „Markni" ſagen ſollte.

einer Nacht wurde er durch eine Stimme aufgeweckt, welche ihn bei ſeinem Namen rief und aufforderte, auf Das, was ſie ihm ſagen würde, aufmerkſam zu achten. Wie groß aber war ſein Schrecken, als er die Augen öffnete, und das ſchwarzblaue Geſpenſt des Königs Pereorani vor ſich ſah! Die Erſcheinung befahl ihm bei Todesſtrafe, in ein mitten auf der Inſel befindliches unterirdiſches Gewölbe zu gehen, daſelbſt die Gebeine des Königs zu holen und ſie gegen die Mißhandlung eines gewiſſen Häuptlings, Namens Tereacu, ſicher zu ſtellen, der auf die Inſel kommen und ſich derſelben bemächtigen wolle, um ſie zu Pfeilſpitzen zu gebrauchen. Die Bewohner der Ha-uai-Inſeln ſchreiben den menſchlichen Knochen eine Art magiſcher Gewalt zu, und gebrauchen keine andere zu Pfeilſpitzen. Am folgenden Tage beſuchte nach der Vorherſagung des Geſpenſtes Tereacu wirklich die Inſel; der Indianer ſagte ihm, ſie gehöre einem weißen von Tamea-Mea beſchützten Manne, und er rathe ihm, ſein Eigenthum zu achten. Tereacu kehrte ſich nicht daran und nahm mehrere Bündel Knochen aus der Höhle; fand aber weder die des Königs Pereorani, noch die anderer Häuptlinge. In der folgenden Nacht kamen der König und die anderen Häuptlinge, um dem Ha-uaier zu danken und ihm anzukündigen, daß ſein Gehorſam von dem weißen Manne belohnt werden und er einſt ein glänzendes Glück machen werde. Maning, ebenſo abergläubiſch als ſein Pächter, verſicherte mich, daß er in dem Lande von mehreren Erſcheinungen ähnlicher Art habe ſprechen hören.

„Nachdem wir das Gut eingeſehen hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, um den Reſt der Inſel zu beſuchen. Auf dieſem Ausfluge bemerkte ich, daß die meiſten Felſenſpalten mit ſorgfältig in Stücke Zeug eingewickelten menſchlichen Gebeinen angefüllt waren. Die Bewohner erwieſen uns ſehr viel Aufmerkſamkeit, und brachten uns gebratene Schweine, Hunde und Porvée, wie wir es wünſchten. Bei Zubereitung ihrer Lebensmittel beobachten ſie ein Verfahren, das ihnen einen vortrefflichen Geſchmack gibt: ſie umwickeln dieſelben mit Bananenblättern, legen ſie in ein in die Erde gegrabenes Loch und bringen ſie durch darauf gedeckte glühende Steine zum Kochen. Porvée iſt nichts Anderes als auf dieſe Art gekochtes Taro, der hernach auf einem großen Steine geſtampft und während des Stampfens mit ſo viel Waſſer vermiſcht wird, als erforderlich iſt, um ihm die Dichtigkeit der Stärke zu geben. In dieſem teigartigen Zuſtande bewahrt man ihn einen oder zwei Monate in Calebaſſen auf. Das Hauptgericht des Landes beſteht in rohen Fiſchen, welche man in Porvée eintaucht; auch ißt man ſie ohne andere Zuthat als Salzwaſſer. Die Einwohner lieben Seepflanzen ſehr, und eſſen ſie mit Salz; ſie kochen weder die Seekrebſe, noch die Krabben, noch irgend eine andere Art kleiner Fiſche; Hundefleiſch gilt für die köſtlichſte Speiſe, was wohl ſeyn kann, da die Hunde nur Pflanzennahrung bekommen.“

Maleriſches Thal der Kokosnußbäume. Salzſee.

An die Taropflanzungen ſtoßt eine trockene und nackte Ebene, die weiter keinen Schutz darbietet, als einiges verkrüppeltes Geſträuch. Ein ſteiniger und leicht anſteigender Weg von ungefähr 2 Meilen Länge führt an einen Ort, wo das jäh abſchüſſige Terrain ein reiches mit Kokosnußbäumen bedecktes und von mehreren Bächen bewäſſertes Thal beherrſcht. Ein in den Abhang gehauener Weg führt in ein lachendes und fruchtbares Thal.

Das Thal der Kokosnußbäume iſt eine zweite Limagne mitten in den maleriſchen und vulkaniſchen Bergen der Auvergne. Blöcke verkalkter Lava und geſchwärzte Granitfelſen zeugen von dem frühern Daſeyn eines Vulkans unweit dieſes Landſtriches, und auf jeder Seite des Weges bilden vulkaniſche Kuppen und Baſaltwände, die alle Erſcheinungen einer Umwälzung zeigen, mit dem Grün der Felder den abſtechendſten Kontraſt. Am Ende dieſes Thales erhebt ſich ein neuer Abhang, der noch ſchwerer zu erſteigen iſt, als der erſte, und an deſſen Fuße ſich ein Salzſee befindet; er führt auf eine Plateform, von wo aus das Auge eines der ſchönſten Gemälde überſchaut. Vor uns entrollt ſich der ganze unter dem Winde gelegene Theil der Inſel, bald reich an Vegetation und Kultur, bald alpenartig und ſteinig; hier mit Kokosnußbäumen und Feldern bedeckt, dort mit Felſen und Lava durchfurcht; einerſeits die Natur belebt und lebend, andererſeits todt und ſterbend; Ueberfluß und Mangel auf Einmal; Leben und Tod reichen ſich, ſo zu ſagen, die Hand. Dieſes große und prächtige Gemälde hat auf der einen Seite ſteile Berge, auf der andern den unermeßlichen Ocean zum Rahmen; den erhabenen und geheimnißvollen Ocean, der voll Klippen an der Küſte eine ſchaumweiße Einfaſſung, weiterhin aber das dunkle Blau eines tiefen Meeres zeigt.

Von Weitem ſcheint der Salzſee, welcher an das Thal der Kokosnußbäume ſtößt, ein gefrorner See zu ſeyn, deſſen Kryſtalliſationen unter allen Geſtalten die Sonnenſtrahlen zurückwerfen. Er hat ungefähr 2 Meilen im Umfang, aber ſein Waſſer iſt im Allgemeinen nicht ſehr tief. Die Ufer und der Grund ſind mit zahlreichen Salzkruſten bedeckt, welche ſich an Steine, Pflanzen und an alle auf dem Grunde und der Oberfläche befindliche Körper anhängen. Wie in den Salinen der mittäglichen Departemens Frankreichs würde die einfache Verdunſtung, welche ſchnell und leicht vor ſich ginge, eine große Menge Salz liefern, wovon man beſonders auf dem ſüdlichen Ufer die ſchönſten würfelförmigen Kryſtalliſationen findet.

Thal Ua.

Eine köſtliche Lage hat auch das Thal Ua. Dieſes Thal iſt eine Terraſſe im Grunde einer von Bergen eingeſchloſſenen Schlucht, deren Abhang hier verloren hinläuft. Auf drei Seiten begegnet das Auge Bergen; aber auf der Seite von Honoruru erlaubt eine enge Oeffnung, die Stadt, den Hafen und die Gebäude an der Rhede zu überſehen. Ein beſtändiger Schatten erhält die Friſche und befördert die Vegetation, welche überall ſchön und kräftig iſt. Von der Höhe der Berge, zwiſchen welchen das Thal einen Keſſel bildet, und die 1000 Fuß weit über daſſelbe hereinhangen, genießt man ein ebenſo ſchönes und an Abwechslungen reiches Schauſpiel, als der Anblick iſt, den das Thal der Kokosnußbäume darbietet.

He-ia-u oder zu Menſchenopfern beſtimmter Tempel.

Südöſtlich von Honoruru bei der Diamantſpitze befindet ſich die Bai Bai-Tii, an ſich unbedeutend, aber berühmt durch die Ruinen eines Heiau, des berühmteſten der ganzen Inſel, der in der Nähe der Bai liegt. Dieſer Tempel, wovon nur noch Mauerwände vorhanden ſind, wurde mitten in dem Gehölze erbaut, welches den Fuß des Diamantkaps bedeckt. Der düſtere und ernſte Anblick der Lava und einiges verkrüppelte und ärmliche Geſträuch paßt ganz zu der düſteren Majeſtät des Gebäudes. Der Tempel

8 *

war ungefähr 20 Toiſen lang und 10 breit, und es ſtehen nur noch drei Mauerwände, deren Höhe 6 Fuß und deren Dicke 3 Fuß beträgt. Die Steine, von dunkler Färbung, waren regelmäßig an einander gereiht. Gegen Weſten befand ſich der Haupteingang des Tempels, zu welchem man auf drei breiten in regelmäßigen Zwiſchenräumen errichteten Stufen gelangte. Ungefähr vor 30 Jahren wurden einmal in dieſem Tempel zehn Menſchen geopfert, damit die Götter der Königin Keopu-Olani Geneſung ſchenken möchten; ſie entſagte ſpäter ihrer Religion, trat zum Chriſtenthum über und wurde eine der kräftigſten Stützen der Miſſionäre, vermuthlich in der Abſicht, das unſchuldige Blut abzuwaſchen, welches ſie hatte vergießen laſſen. Als der Tempel noch ſtand, erhoben ſich Kapellen und Altäre auf mehreren Punkten ſeiner Umzäunung; ſpäter aber wurde Alles zerſtört, und man ſieht auf dem Boden nur noch Ueberreſte von Kokosnüſſen und menſchlichen Gebeinen, deren Daſeyn die urſprüngliche Beſtimmung des Tempels und die ſchändlichen Opfer anklagt, welche fanatiſche Prieſter dort im Namen ihrer Götter darbrachten.

Von den Stufen dieſes Tempels herab entrollt ſich vor den Augen des Reiſenden ein prächtiges Panorama. Auf der nördlichen Seite entdeckt man Honoruru mit ſeiner belebten Rhede, ſeinen Hütten, ſeinen Kokosnußbäumen, ſeinem belebten Hafen und als Kontraſt die Bai Wai-Titi mit ihren ſchweigenden Gefilden; hernach, wie ein Amphitheater von Raſenſitzen die düſteren Abhänge, welche den Salzſee umgeben, und endlich die große Gebirgskette, welche den Vorhang des nördlichen Theiles der Inſel bildet. Im Oſten nimmt die Anſicht einen andern Charakter an. An die belebte Natur und die bebauten Ebenen reihen ſich die rauhen und wilden Schönheiten eines verkalkten und von Vegetation entblößten Bodens an. Vor unſern Augen ſtellt ſich das Diamantcap mit ſeinen weiten Riſſen und das düſtere und ſeltſame Gebirge, das dieſe Seite begränzt. Beim Anblick dieſer wilden Schönheiten ergreift dem Beſchauer ein religiöſes Gefühl; und die Erinnerung an die Opfer, welche in dieſem gräßlichen Bezirke geſchlachtet wurden, flößt ihm einen geheimnißvollen Schauer ein, deſſen man nur ſchwer ſich erwehren kann.

Thal huu-Anu, Waſſerfälle und Luſthaus Boki's.

Das Thal huu-Anu iſt ſchön und ſehr fruchtbar. Hat man es verlaſſen, ſo betritt man die Gebirgsregion, eine beinahe auf jedem Schritt von Bächen und Schluchten durchſchnittene Gegend. Der ſteinige und unebene, oft beinahe ungangbare Weg iſt mehrere Meilen lang. Je weiter man vorrückt, um ſo mehr entfaltet ſich die Landſchaft und gewinnt an Ausdehnung. Im Rücken bleibt das Thal von Honoruru mit ſeinen Pflanzungen und der Stadt, welche den Hintergrund des Gemäldes bildet. Ein weites Flachfeld mitten unter dieſen Schluchten und Abhängen iſt das Schlachtfeld, wo der große Tamea-Mea in einem lezten und glänzenden Siege Tai-Anu, den tapferſten und furchtbarſten ſeiner Gegner, ſchlug. Vierzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und das Andenken an dieſen Sieg iſt noch berühmt in den Jahrbüchern des Archipels, und wird eine der ſchönſten Waffenthaten bleiben, welche den Namen des Peter *) von Ha-uai verherrlichen.

*) Wir haben ihn bereits mit Peter I. von Rußland verglichen.

Einige Meilen weiter hin in einer angebauten Gegend, welche die Luſt mit Wohlgerüchen erfüllt, mitten in einem kleinen von Baummauern, Gärten und Obſtpflanzungen durchſchnittenen und von Bächen, welche bald ruhig rauſchend über ihr ſteiniges Bett rollen, bald plötzlich durch zufällige Erhöhungen des Terrains aufgehalten, in Waſſerfällen herabſtürzen, und weithin einen Staubregen verbreiten, erhebt ſich das Luſthaus Boki's, des Statthalters der Inſel.

Der romantiſche Pik Pari.

Hat man das Thal Huu-Anu verlaſſen, ſo führt ein beinahe ungangbarer Weg von 3 bis 4 Meilen durch eine Reihe von Schluchten, Engpäſſen und Geſtrüppe zu dem bekannten romantiſchen Pik **Pari**, berühmt durch ſeine Lage und prächtige Ausſicht, beſonders aber durch die Erinnerung an die lezte Schlacht, welche Tamea-Mea und ſeinen Nachkommen die Krone ſicherte. In dieſe von allen Seiten eingeengten Bergſchluchten kann die Luft kaum eindringen und bewegt die Blätter der Bäume nur leicht; auch würden die Reiſenden unfehlbar die Opfer ihrer Sicherheit werden, wenn ſie nicht von der außerordentlichen Erſcheinung, die ſie erwartet, vorher unterrichtet wären. Bei einer Krümmung des Weges vernimmt man, wenn man um die Ecke eines Felſens geht, plötzlich einen fürchterlichen Lärm; ein ſtürmiſcher Windſtoß trifft den Reiſenden mit ſolcher Heftigkeit, daß er unfehlbar umgeworfen würde, wenn er nicht die Vorſicht beobachtete, ſich an einem der Steinblöcke zu halten, welche an dem Wege liegen. Einige Schritte weiter und man gelangt auf ein luftiges Belvedere, das man den Pik Pari nennt. Hier aber faßt den Wanderer plötzlich ein Schreckgefühl, das er kaum bemeiſtern kann, wenn ſein Auge in einer Tiefe von 1000 Fuß den Abgrund erblickt, der von ſteilen Mauern eingeſchloſſen iſt und von Felszacken ſtarrt. Und während nun das Auge mit Schrecken die Entfernung mißt, welche den Pik von dem Thale trennt, das ſich grünend und fruchtbar am Fuß der Berge hinzieht, wird man in den erſten Eindrücken geſtört durch Wirbel von dürrem Laub, von Staub und Steinen, die von der Gewalt des Sturmes aufgewühlt, von allen Seiten ſich erheben, während Sturm-, Fregattvögel und Phaëtone, *) dieſe geflügelten Räuber, unter kläglichem und verwirrtem Geſchrei, das die Sturmgötter ſelbſt auszuſtoßen ſcheinen, in dem Sturme ſpielen.

Dieſe Anfangs ſo fürchterliche Scene hat jedoch auch ihre Schönheiten, ihre Pracht und ihren Reichthum, und der Schrecken löst ſich bald in Bewunderung auf, wenn man von dieſer ungeheuren Höhe herab eine fruchtbare, mit Kokosnußbäumen und Pflanzungen jeder Art, mit volkreichen, da und dort zerſtreuten Dörfern bedeckten Ebenen, weiterhin das Ufer mit ſeinem Sande, dann den Hafen von Honoruru, endlich die Inſelchen, die Brandungen und Riffe, welche der Ocean mit ſeinem grauen Bande umgibt, ſtaunend überſchaut.

Auf dieſem ſchroffen Grat des Pari, auf dieſem Adlerhorſte wurde auch einer der außerordentlichſten Züge von Muth und Hingebung, deren Andenken die Geſchichte aufbewahrt hat, ausgeführt. In dem furchtbaren Kampfe, wo das Heer Tamea-Mea's, nachdem es das Heer des lezten

*) Dieſe Vögel, welche Fiſche und bisweilen den Menſchen, und ſogar die Speiſen an [illegible] Tiſche angreifen, ſcheinen die zweiten Harpyen der Aeneide zu ſeyn.

Königs von Oahu geſchlagen hatte, ſich zur Verfolgung deſſelben anſchickte, bewerkſtelligte Tai-Anu, nachdem er lange mit nur dreihundert Mann dem Andringen des ſiegreichen Heeres Stand gehalten hatte, ſeinen Rückzug in der Richtung von Pari, langte auf der Spitze des Berges an und ſtürzte ſich, da ihm keine Ausſicht auf Rettung mehr blieb, ſammt ſeinen dreihundert Spartiaten, lieber in den Abgrund, als daß er ſich dem Sieger ergeben hätte. Dieſe Niederlage ſicherte, wie ſchon bemerkt, dem Tamea-Mea, der ſeitdem keine Nebenbuhler mehr hatte, den Beſitz aller Ha-uai-Inſeln.

Götterlehre und religiöſe Ueberlieferungen.

Seit 1820 wurde die chriſtliche Religion die herrſchende und wird ohne Zweifel bald die einzige auf Ha-uai ſeyn. Die erſten Reiſenden, welche dieſen Archipel beſuchten, ſprachen beſtimmt von der Macht der Prieſter und den außerordentlichen Vorrechten, welche ihre Kaſte genoß; aber keiner bis auf Freycinet hatte ſo gut die Theorie dieſer Götterlehre, die keinen oberſten Gott unter den Gottheiten zuläßt, feſtgeſtellt. Alle bekannten Religionen haben zur Außenſeite eine Art von Polytheismus, wie er weder in anderen Welttheilen, noch bei den Taitiern, wo ſich eine Theokratie offenbart, etwas Aehnliches hat. Der gelehrte Seemann ſagt über dieſen Gegenſtand:

„Die Eigenſchaften der Gottheit bilden ebenſoviel verſchiedene Götter oder beſondere Geiſter, denen die Macht gegeben war, Gutes und Böſes je nach dem Verdienſte eines Jeden auszutheilen. Ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort wird in die Götzenbilder oder in den Leib gewiſſer Thiere verſezt. Eine unwandelbare Hierarchie unterwirft den mächtigſten Göttern diejenigen, welche nur eine geringere Gewalt haben. Die Seelen der Könige, Helden, gewiſſer Prieſter bilden eine Legion von Unter- und Schutzgottheiten, die einander, je nach dem Ranae, den ſie auf der Erde einnahmen, ebenfalls untergeordnet ſind. Böſe Geiſter, welche dem Menſchen zu ſchaden ſuchen, ſind der Gegenſtand von Beſchwörungen und Exorcismen. Prieſter, Zauberer, Wahrſager, Opfergaben, Menſchenopfer, Verehrung der Todten, Sühnefeierlichkeiten u. drgl., endlich die Errichtung von Zufluchtsſtätten, Dieß macht das Ganze des äußeren Gottesdienſtes aus.“ — Auch die Seelenwanderung fand ihre Anhänger im Ha-uai-Archipel, denn ebenderſelbe Reiſende ſagt noch: „Gewiſſe Inſulaner, welche die Haifiſche anbeten, werfen die Körper todtgeborner Kinder nebſt gewiſſen Opfergaben ins Meer, indem ſie hoffen, die Seele des Verſtorbenen, welche in die des Haifiſchs übergehe, werde einſt ein mächtiger Beſchützer der ganzen Familie werden. Prieſter wachen über alle dieſe Opfergaben vor den Tempeln der Götter, und kündigen mit großem Geſchrei den Verwandten den Augenblick an, wo die Wanderung vor ſich gehen ſoll.“

„Gottheiten,“ fährt Freycinet fort, „beherrſchen die Erſcheinungen am Himmel und in der Natur. Einige ſtanden den Jahreszeiten, andere dem Regen, den Winden, Meereswellen vor, und dieſe lezteren waren der Gegenſtand eines beſondern Kultus von Seiten der Seeleute, der bei Todesſtrafe für unverletzlich galt. Der Gott Tiha wurde zu Mawi angebetet. Die Fiſcher von Ha-uai brachten ihre Opfer den Meergöttern Rac-Apua und Kane-Apua, während die Bewohner der Inſel Morokai auf jedem Vorgebirge ihrer Inſel dem Gott Moho-Aru (dem Könige der Eidechſen),

der unter der Geſtalt eines Haifiſches angebetet wurde, Tempel errichtet hatten. Auf Heiau wurden bei der Ankunft gewiſſer Wanderfiſche dem nämlichen Gott die Erſtlinge des Fiſchfanges dargebracht. Zwei mächtige Gottheiten waren Kaono-Hiokala und Kua-Pairo, deren Geſchäft es war, die Geiſter der Könige bei ihrem Austritt aus dem Körper in Empfang zu nehmen, ſie in gewiſſe Theile des Himmels zu führen, woher ſie dieſelben wieder zurückführten, wenn es nöthig war, ihre Abkömmlinge zu überwachen und zu berathen. Auch hatten die Ha-uaier die größte Achtung vor den Manen ihrer Könige und Häuptlinge.

„Einer der ſcheußlichſten Götter des Archipels, Karai-Pahoa, war der Gegenſtand eines beſondern Kultus von Seiten der Bewohner der Inſel Morokai. Dieſes Götzenbild, das beim Tode Tamea-Mea's zerbrochen und unter die vornehmſten Häuptlinge der Inſel vertheilt wurde, war aus ſo giftigem Holze gemacht, daß Waſſer, welches man darin einſchloß, in Kurzem tödtlich wurde. Eine andere dieſer leztern ähnliche Statue blieb auf Morokai, und man erzählt ſich von ihr folgende ſeltſame Geſchichte: Unter der Regierung des großen Koma-Raua, eines ehemaligen Königs von Morokai, lebte auf der Inſel ein gewiſſer Kanea-Kama, ein Menſch, welcher der Leidenſchaft des Spieles gänzlich ergeben war. Einſt war er im Maita-Spiel ſo unglücklich, daß er alle Partieen verlor und ſich ſeiner ganzen Habe beraubt ſah. Es blieb ihm nur noch ein Schwein, das ſeinem Lieblingsgotte geweiht war und das er nicht aufs Spiel zu ſetzen wagte. In der folgenden Nacht nun erſchien ihm ſein Gott im Traume und befahl ihm, am folgenden Tage an einen Ort, den er ihm bezeichnen würde, zu gehen und dort um ſein Schwein zu ſpielen. Kanea-Kama begab ſich wirklich dahin; aber das Spiel hatte ſich gänzlich gewendet, und er gewann nicht nur Das, was er am vorigen Tage verloren hatte, wieder, ſondern auch noch *alles* Geld ſeiner Gegner. Hierauf beeilte er ſich, einen großen Theil ſeines Reichthums ſeinem Schutzgotte darzubringen. — In der folgenden Nacht erſchien ihm der Gott wieder und befahl ihm, zum Könige zu gehen und ihm zu ſagen, daß ſich im Walde an einer gewiſſen Stelle eine Baumgruppe befinde, und daß er, wenn er aus dem Stamme desjenigen Baumes, der ihm bezeichnet werden würde, eine Statue machen laſſen wollte, er gerne darin wohnen und Kanea-Kama zum Prieſter nehmen würde. Der König willigte ein, gab dem Boten Holzhauer mit und erlaubte ihm, den Baum, der ihm anſtändig wäre, fällen zu laſſen. Als ſie in der Nähe Karu-Akai's ankamen, erblickten ſie die Baumgruppe, wo Tane und andere Götter wohnten, die den Holzhauern die Arbeit, welche ſie zu verrichten hätten, anwieſen. Aber kaum hatten ſie die erſten Streiche geführt, als einige vom Stamme losgeriſſene Späne mehrere Arbeiter berührten und ſie plötzlich tödteten. Dieſer Tod jagte den anderen einen ſolchen Schreck ein, daß ſie mit Zurücklaſſung ihrer Beile flohen; allein es gelang Kanea-Kama, ſie zurückzubringen, und er bewog ſie, fortzumachen, indem er ihnen den ganzen Leib mit Blättern der Dracäna bedeckte, und nur Ein Auge frei ließ. Auch bedienten ſie ſich des Pahoa's anſtatt der Beile; weßhalb der Gott Karai-Pahoa, d. h. mit dem Pahoa gemacht, genannt wurde.“

Jeder Familie und jedem Familiengliede war eine beſondere Gottheit beigegeben. Pele, die Göttin der Vulkane, und Tairi, der Kriegsgott, beſchützten Tamea-Mea; zu Mawi betete man Keoro-Eva an.

Die Erſcheinung vulkaniſcher Götter auf dem Archipel ſchreibt ſich von Kai-Aka-hinarii (Meer des Kahinarii) oder der Sündfluth Ha-uai's her. Die königliche Familie wohnte Anfangs zu Kiro-Ea; aber ſie machte häufige Ausflüge auf der Inſel, und ihrer Erſcheinung auf den hohen Gebirgen gingen Donnerſchläge und Erdbeben voran. Dieſe Ausbrüche traten vornehmlich dann ein, wenn religiöſe Gebote verlezt worden waren, und Darbringung von Schweinen war das einzige Mittel, die Geißel zu beſchwören. Manchmal verſchlang Pele auf einem einzigen Ausfluge zweihundert Schweine. Die ganze Inſel, die dieſen Göttern zinsbar war, unterhielt ihre Heiau's oder Tempel, und ernährte die zu ihrem Dienſte beſtimmten Prieſter. Die Opfer wurden in den Krater geworfen, um einem Ausbruche vorzubeugen; ſtrömte aber die Lava heraus, ſo wurden ſie in dieſe geworfen.

Die Familie dieſer Götter kam von Taiti, einem fernen Lande. Sie beſtand aus: Kamoho-arii (König des Dampfes); Ta-poha-i-tahi-ora (Ausbruch am Orte des Lebens); Te-ua-te-po (Regen der Nacht); Tane-hetiri (männlicher Donner); Te-o-ahi-tama-tawa (Gott des feuerſpeienden Krieges), alle Brüder und zwei von ihnen mißgeſtaltet, wie Vulkan. Hernach kamen die Schweſtern: Pele, die älteſte und furchtbarſte; Ma-kore-wa-wahi-waa (mit funkelnden Augen, und die Piroguen zertrümmernd); Hiata-wawahi-lani (den Himmel zerreißend und die Wolken faſſend). Hernach kamen mit dem Geſchlechtsmerkmal Hiata-noho-lani (den Himmel bewohnend und die Wolken faſſend); Taarava-Mata (welche die Augen unaufhörlich bewegt); Roi-te-pori-a-Pele (den Buſen Pele's küſſend); Ta-bu-ena-ena (entflammter Berg); Tereiia (mit Kränzen gekrönt). Opio (die junge) kam zulezt.

Pele hatte ihren getreuen Verehrern mehr als Einen wichtigen Dienſt geleiſtet. Tamea-Mea führte Krieg gegen Ke-Ua, der ohne Zweifel ein Tabu verlezt hatte. Um ihn zu beſtrafen, wählte die Göttin eine Nacht, in welcher dieſer Häuptling ſeine Truppe neben ſeinem Palaſte ſich lagern ließ. Ein Erdbeben erſchütterte plötzlich den Berg, der Vulkan warf ungeheure Felſen aus, welche viele Krieger zerſchmetterten, während Lavaſtröme die Fliehenden erreichten. Achtzig der tapferſten Krieger verloren bei dieſem Ausbruche das Leben, und ihr Anführer konnte ſich ungeachtet ſeiner Tapferkeit lange nicht mehr gegen Tamea-Mea halten, für den ſich die Göttin auf ſo glänzende Weiſe erklärt hatte.

Es wurden zu verſchiedenen Zeiten Verſuche gemacht, dieſe fürchterlichen Götter von der Inſel zu vertreiben; ſie blieben aber immer erfolglos. Einſt indeß ſollte Pele von Tama-Puaa, einem rieſenhaften Ungeheuer, halb Mensch halb Schwein, beſiegt werden. Dieſe Art von Minotaurus war von Oahu nach Ha-uai gekommen, ging in den Palaſt Pele's, und machte ihr den Vorſchlag, ihn zu ihrem Liebhaber anzunehmen; aber die Göttin gab ihm eine zornige Antwort und außer anderen Schimpfnamen auch den eines Schweineſohns. Erbittert über ihre Weigerung, ſtürzte ſich Tama-Puaa auf die Göttin, und es gelang ihm, nachdem er die Gewäſſer des Oceans zu Hilfe gerufen hatte, den Vulkan zu erlöſchen. Aber die Brüder und Schweſtern Pele's, welche ſich mit ihr verbunden hatten, tranken alles Waſſer, womit ſie überſchwemmt wurden, und alle ihre Feuer ſammelnd traten ſie ſchäumend aus dem Krater, und, ihr Feind zur Flucht

genöthigt, wurde von Felſen erdrückt und in dem Meere erſäuft, wohin er ſich geflüchtet hatte.

Das Tabu oder religiöſe Verbot auf Ha-uai.

Die mächtigſte und ausgedehnteſte religiöſe Inſtitution, die auch den andern Theilen Polyneſiens gemein iſt, iſt das Tabu, das ein vollſtändiges, ſtrenges Verbot, eine Sache anzurühren oder anzuſehen, bedeutet. Das Tabu iſt die geheiligte Sache, die den Göttern gehört, und den Menſchen nichts angeht; das Tabu iſt die Inſtitution, die man nicht verletzen kann, ohne mit dem Tode beſtraft zu werden, wenn nicht der Schuldige unter den Prieſtern und Häuptlingen mächtige Freunde hat. Die Schuldigen wurden geopfert, von den Prieſtern erwürgt oder erſchlagen, oder in dem Bezirke des Heiau verbrannt.

Das Tabu war allgemein oder bezog es ſich nur auf gewiſſe Perſonen und Gegenſtände, dauernd oder nur für einige Zeit; ſo waren die Götter, die für den Dienſt aller Götter oder nur einer einzelnen Gottheit beſtimmten Prieſter, die Tempel, die Perſon und ſelbſt der Name des Königs, ſo wie ſeine Familie, alle Gegenſtände, deren dieſe bevorrechteten Perſonen ſich bedienten, ſo wie gewiſſe Orte, z. B. die, wo der König und ſeine Familie badeten, beſtändig tabu. Die der Gottheit geweihten Thiere waren tabu für die Weiber; ebenſo waren es für ſie gewiſſe beſondere Nahrungsmittel, und die, welche für den Tiſch der Männer beſtimmt waren. Sie aßen abgeſondert und weit von ihnen entfernt. Kaum entwöhnt nahm der Knabe den Namen ſeines Vaters an, aß mit ihm, und die Mutter konnte unter keinem Vorwande ſeine Nahrungsmittel berühren, noch an demſelben Orte ſpeiſen. Gewiſſe feſtgeſezte Zeichen, welche man unu unu nannte, zeigten dem Volke an, daß eine gewiſſe Sache tabu war. So bedeutete eine durch das Ohr eines Schweines gezogene Schnur, daß es tabu war; ein am Meeresufer eingeſchlagener Pfahl, an welchem ein Büſchel Blätter oder ein Stück weißen Zeugs hing, verbot, an dieſem Theile des Ufers Fiſche zu fangen. Um anzuzeigen, daß ein Baum tabu war, band man ein Kokosnußblatt um denſelben. Wurde ein Ort mit dem Tabu belegt, ſo wurde das Volk zuvor benachrichtigt, und ein Abgeſandter der Prieſter machte des Abends die Runde und befahl dem Volke, alle Feuer auszulöſchen, das Innere des Landes für die Götter und das Ufer für den König frei zu laſſen.

Die Dauer des Tabu, das nach Zeit und Umſtänden verſchieden war, betrug vor Tamea-Mea gewöhnlich vierzig Tage; aber er reducirte es auf zehn, ſpäter auf fünf Tage, und Rio-Rio, ſein Nachfolger, ſchaffte es ganz ab. Ein Tabu von mehreren Monaten ruhte oft auf gewiſſen Thieren in außerordentlichen Fällen, z. B. beim Tod eines Häuptlings, bei einer großen Feierlichkeit, einer Kriegsunternehmung. Tabu waren innerhalb einer beſtimmten Zeit eine Meerenge, eine gewiſſe Fläche des Meeres. Die Tradition erzählt, daß zur Zeit Umi's ein Tabu von dreißig Jahren, und ein anderes von fünf Jahren auf die Bäume gelegt wurde.

Einige periodiſche Feſte erforderten große Vorbereitungen und gaben zu ſeltſamen und oft grauſamen Gebräuchen Veranlaſſung. Das wichtigſte war das Neujahrsfeſt. Da machte ein Prieſter die Runde durch die ganze Inſel, indem er in der rechten Hand den Götzen Keku-Aroa trug, mit der linken aber zum Vortheil des Gottes Alles ergriff, was ihm in die

Hände kam. Boniten zu fangen war ſechs Monate lang verboten. jedem Neumond feierte man ein Feſt, das drei Tage und zwei Nächte ſ dauerte; bei den andern Mondswandlungen dauerte es nur zwei Tage Eine Nacht. Innerhalb dieſer Zeit durften die Männer ſich weder dem Fiſchfange noch mit einer andern Arbeit beſchäftigen; die Spiele, wie der Umgang mit den Weibern, war ihnen unterſagt.

Unter gewiſſen Umſtänden war das Tabu ſo ſtrenge, daß in dem La auf dem es ruhte, die Einwohner nicht aus den Häuſern gehen, kein Fe anzünden, ſogar ihren Schweinen einen Maulkorb anlegen und den Hühn die Augen verbinden mußten, damit ſie nicht ſchreien ſollten; denn da der Tabu verlezt worden, und der beleidigte Gott wollte Blut haben. Völker mußten ſich vor den Häuptlingen niederwerfen, welche ſelbſt ſo tabu waren, daß ſie die Nahrung nicht mit ihren Händen berühren, ſogar ſich nicht einmal in den Schatten legen durften, um ſich gegen Sonne zu ſchützen; bei gewöhnlichen Feierlichkeiten genügte es indeß die Männer, ſich aller Arbeit zu enthalten und den Gebeten im Heiau zuwohnen. Wenn es bei wichtigen Vorfällen an Schlachtopfern mangel ſo unterließen es die Prieſter an einigen Orten abſichtlich, das Tabu zukündigen; und die Unglücklichen, welche die Geſetze übertraten, von w chen ſie Nichts wußten, fielen unter dem heiligen Meſſer. Ein ander mächtiges Mittel, ſich Einfluß zu verſchaffen, war für die Prieſter d Glaube, den ſie dem Volke eingeflößt hatten, daß Krankheiten eine Fol von Zauberei ſeyen. Um ſie zu heilen, waren Entzauberungen unerläßli und ſie ſelbſt gaben ſich für Zauberer aus. Vermöge ihrer Wiſſenſch war es genug für ſie, Etwas, was der Perſon, der ſie ſich entledig wollten, angehörte, in den Händen zu haben, und wenige Worte reicht hin, ſie dem Tode zu weihen. Die Haare und der Speichel waren geeignetſten zu dieſer Art von Exorcismus; auch wurde Tamea-Mea imm von einem Diener begleitet, deſſen Geſchäft es war, den Speichel des K nigs in einem Gefäße zu ſammeln, da derſelbe ohne dieſe Vorſicht lei einem übelwollenden Zauberer in die Hände hätte fallen können.

Hier einige nähere Erläuterungen von großem Intereſſe über gewi Anwendungen des Tabu auf Ha-uai, welche wir dem Kapitän Kotzeb verdanken:

Ungefähr eine Woche nach unſerer Ankunft ſtarb ein Häuptling, N mens Tereacu, plötzlich. Sogleich verbot man den Eingebornen, das Uf zu verlaſſen. Sie ſchienen alle den tiefſten Schmerz zu empfinden; ſie i ten im Zuſtande völliger Nacktheit umher, ſtießen ein klägliches Geſch aus, ſchnitten ſich die Haare ab, brachen ſich die Zähne aus und macht ſich mit der glühenden Rinde eines Baumes Brandwunden auf den Körper.

Die Prieſter verſammelten ſich in dem Hauſe des Verſtorbenen u beſchrieben einen weiten Kreis um daſſelbe, indem ſie Stäbe in die Er ſchlugen, an welchen oben kleine weiße Fähnchen befeſtigt waren. Obglei um dieſen Kreis herum mehrere Tauſend Indianer ſich befanden, ſo wag es doch keiner von ihnen, die Gränzen deſſelben zu überſchreiten. D Prieſter zündeten ein großes Feuer an, warfen das Herz des Verſtorben in daſſelbe, und beteten mit Inbrunſt, während es brannte; hernach ſa melten ſie die Aſche in eine Calebaſſe, welche ſie an einer Stange aufhängt und mit einem prächtigen Federngewebe bedeckten; darauf nahmen zw Hikani's (Räthe) die Stange auf ihre Schultern und liefen dem Mee

zu, indem ſie aus vollem Halſe ſchrieen: hoho! hoho! was ſo viel heißt als: werft euch nieder! Die Eingebornen, an denen ſie vorbeikamen, ſtreckten ſich auf den Boden nieder und warfen ihre Kleider ab. Als die Hikani's bis um den Gürtel ins Meer gegangen waren, warfen ſie die in der Calebaſſe enthaltene Aſche hinein. Mit der Leber und den Eingeweiden des Verſtorbenen wiederholte man dieſelben Ceremonien. Bei Sonnenuntergang wurden alle Arbeiten eingeſtellt, und ein Mann lief durch das Dorf und rief aus, daß Jeder, der nach acht Uhr ſein Haus verlaſſen, dort Feuer oder Licht unterhalten oder rauchen würde, mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Dieſer Befehl wurde nicht nur auf die Weißen ausgedehnt, die auf der Inſel wohnten, ſondern auch auf die Fahrzeuge, die im Hafen waren. Man verbot ſogar, Hunde, Schweine und Geflügel herumlaufen zu laſſen, um jede Art von Lärm zu vermeiden; und die Fahrzeuge durften am folgenden Morgen ihre Glocke nicht ſchlagen laſſen.

Jedoch wurde bei Sonnenaufgang das Tabu für die Schiffe aufgehoben, für das Land dauerte es aber noch fort. Die Prieſter übergaben nach Herausnahme der Knochen den Leichnam des Häuptlings den Flammen, und ließen die Aſche davon in das Meer werfen. Hierauf reinigten ſie die Knochen ſorgfältig, ſammelten ſie, und brachten ſie in ein großes Canot, das nach Ha-uai abgefertigt wurde. Sechs Stunden nach der Abreiſe dieſes Canot's wurde das Tabu gänzlich aufgehoben, und Alles kehrte zur gewohnten Ordnung zurück. Das ſind die Begräbnißfeierlichkeiten bei allen Perſonen von Auszeichnung. Individuen aus den anderen Klaſſen beerdigt man ganz einfach. Iſt das Fleiſch durch Fäulniß zerſtört, ſo graben die Verwandten die Knochen aus, reinigen ſie mit Sorgfalt, umhüllen ſie mit einem Zeuge und legen ſie in Calebaſſen oder Kürbisflaſchen, welche ſie in ihren Häuſern aufhängen.

Bei einer andern Gelegenheit kam Tamea-Mea mit ſeinen Hakini's und Weibern an Bord. Eine Menge Canot's bedeckte das Meer; in kurzer Zeit waren mehr als achtzig verſammelt, deren jedes drei bis zehn Menſchen trug, ungerechnet einige hundert Menſchen, Weiber und Kinder, welche, ohne ſich von den Haifiſchen beunruhigen zu laſſen, um das Fahrzeug her ſchwammen. Unſer Verdeck war bald mit Menſchen bedeckt. Der Kapitän Robſon, ein wenig erſchrocken, ſo viele Inſulaner an Bord zu ſehen, bat den König, ſie fortzuſchicken. Der König nahm eine Pike, ſprach einige Worte, und augenblicklich war das Schiff geleert. Derſelbe bewog uns hierauf, eine weiße Flagge aufzuſtecken, was in dieſem Lande ein Zeichen des Verbots iſt, und befahl zweien ſeiner Hikani's oder Beamten, an Bord zu bleiben, und darüber zu wachen, daß wir von den Eingebornen nicht beſtohlen würden. Tamea-Mea ſpeiſte an Bord und blieb den ganzen Tag über da mit ſeinen Frauen und vornehmſten Beamten; aber da es ihnen verboten iſt, Seevorräthe zu berühren, ſo ließen ſie alle ihre Bedürfniſſe vom Lande kommen. Wir bemerkten mit Verwunderung, daß die verſchiedenen Gefäße und Geräthſchaften, deren ſich der König bedient hatte, auf ſeinen Befehl ſorgfältig wieder ans Land zurückgeſchickt wurden.

Endlich kam einmal einer der vornehmſten Prieſter an Bord, und dieſer ſtolze Mann weigerte ſich in mein Zimmer hinabzugehen, weil Niemand über ſeinem Haupte laufen ſollte. Bei ſolchen religiöſen Inſtitutionen, welche den Prieſter ſo hoch über das Volk ſtellten; bei ſolchen ſchweren und kleinlichen Frömmigkeitsübungen, welche mit jeder Handlung ſeines Privatlebens

ſich verbanden, mußte die Macht dieſer heiligen Marktſchreier ſehr groß ſeyn, und war es auch wirklich. Anfänglich beſchränkte ſich wahrſcheinlich das Tabu bloß auf einige Gegenſtände des Kultus; aber die Prieſter fühlten bald, welchen Nutzen ſie aus einem über unwiſſende und leichtgläubige Menſchen ſo mächtigen Mittel ziehen könnten: das Inſtitut mußte ſich auf dieſe Weiſe ſehr ſchnell ausdehnen, die Könige verbanden ſich mit den verkehrten Dienern ihrer Götter und beſchüzten ſie, um von ihnen beſchüzt zu werden. So wurden ſie einig; und ſo ſchloſſen, wie in ſo manchen anderen Geſellſchaften, Prieſter und Könige einen gottloſen Bund, um dieſes unglückliche Volk unter dem Joche der Unwiſſenheit, der Tyrannei und des Aberglaubens zu halten.

Abſchaffung des Tabu und des Götzendienſtes.

Tamea-Mea, dieſer philoſophiſche König, von welchem in der neueren Geſchichte Ha-uai's oft die Rede ſeyn wird, gab der unnatürlichen Inſtitution des Tabu den erſten Stoß, indem er ſich ſelbſt zum Oberhaupt der Religion erklärte, und den barbariſchen Gebrauch abſchaffte, auf den Altären der Götter alle Kriegsgefangene und die Eingebornen zu ſchlachten, welche das Unglück hatten, bei einer Sonnen- oder Mondsfinſterniß in der Nähe eines tabuirten Ortes angetroffen zu werden. An die Stelle dieſer blutigen Inſtitutionen ſezte er billigere, und ſchuf ein gerechtes und menſchliches, religiöſes und bürgerliches Geſetzbuch. So bereitete er die Gemüther auf die Abſchaffung eines barbariſchen Gottesdienſtes vor, und ſein Sohn, Rio-Rio, vollendete ein ſo gut begonnenes Werk.

Indeß widerſtand Tamea-Mea immer den dringenden Aufforderungen Kotzebue's und der Miſſionäre, ſeine Religion abzuſchwören. „Eure Religion," ſagte er zu den Miſſionären, die in ihn drangen, ſich taufen zu laſſen, „kann beſſer ſeyn als die meinige; allein, wenn ich ſie annähme, ſo könnte ich meine Völker nicht mehr regieren." Dieſer große König erkannte wohl, daß, wenn er gegen ſo viele Vorurtheile, welche ſchon ſeit ſo langer Zeit im Schwange gingen, anſtoßen würde, Prieſter, Fanatiker und Ehrgeizige aller Art ſich gegen ihn erheben würden. Ohne Zweifel war es ſein aufrichtiger Wunſch, einer Religion zu entſagen, welche er mißbilligte, aber er mußte durch allmälige Verbeſſerungen die Gemüther auf den entſcheidenden Schlag vorbereiten.

Die endliche und gänzliche Abſchaffung des Götzendienſtes war, wie ſchon bemerkt, das Werk Rio-Rio's, des Sohnes und Nachfolgers Tamea-Mea's. Um Das zu Stande zu bringen, verſammelte der Fürſt die vornehmſten Häuptlinge des Volkes, und in einer Art von Kongreß, der einen Monat dauerte, und wo es zu lebhaften Erörterungen kam, beſchloß man die Abſchaffung und ſandte Abgeordnete an Keo-Puo-Lani, die Mutter des Königs, die durch Geburt über ihm ſtand, um von ihr die Genehmigung auszuwirken. „Aber," ſagte die alte Königin, „was haben uns die Götter, die ihr zerſtören wollt, Uebels gethan?" — Sie haben uns nichts Böſes gethan, antworteten die Häuptlinge; aber was haben ſie uns je Gutes erwieſen? Fordern die Prieſter nicht Menſchenopfer für den Gottesdienſt? Haben wir nicht kleinliche und beſchwerliche Andachtsübungen? Und haben uns denn je die Götter den Sieg über unſere Feinde verliehen? — Auf dieſe Rede erklärte die Königin, ſie gebe ihre Zuſtimmung; und an dem nämlichen Tage erfuhr das Volk, daß die Morai's und Heiau's

nicht mehr heilig ſeyen. Die Orte, wo die Gebeine der Häuptlinge niedergelegt waren, waren die einzigen religiöſen Denkmale, welche man beibehielt, und einige alte Prieſter wurden zu Aufſehern über dieſelben ernannt.

Die Abſchaffung des Tabu, dieſes alten Symbols der Unverletzlichkeit, erforderte mehr Gewandtheit von Rio-Rio. Er wandte ſich zuerſt an den Oberprieſter, Kekua-Oka-Lani, dem Tamea-Mea die Leitung des Gottesdienſtes übertragen hatte, und war ſo glücklich, ihn auf ſeine Seite zu bekommen. Um dieſe Neuerung vollſtändig auszuführen, wurde das Tabu, das auf den Frauen ruhte, zuerſt abgeſchafft. Der König wartete einen großen Feſttag ab, wo die Eingebornen in Maſſe zu dem königlichen Palaſte kamen, um dem königlichen Feſtmahle beizuwohnen. Als die Matten geordnet und die für die Männer beſtimmten Gerichte auf eine, die der Frauen dagegen auf eine andere Matte gelegt waren, kam der König herbei, wählte unter ſeinen Gerichten einige für die Frauen verbotene Speiſen aus, ſezte ſich unter ſie, aß davon und gab ihnen auch davon zu eſſen. Sogleich ſtieß das Volk einen Schrei des Abſcheu's aus und rief: „Tabu! Tabu!“ Aber Rio-Rio kehrte ſich nicht daran und aß fort. Die vom Volke unterrichteten Prieſter eilten aus dem Morai herbei, und ſtellten ſich Anfangs ſehr aufgebracht. „Das iſt,“ ſagten ſie, „wirklich eine offenbare Verletzung des Tabu; aber warum rächen ſich die beleidigten Götter nicht ſelbſt? Haben wir ein Recht, eine Handlung zu beſtrafen, welche ſie zulaſſen? Sie ſind alſo unmächtige oder falſche Götter. Kommt, Einwohner von Ha-uai! (rief der Oberprieſter aus) laßt uns einen unbequemen, thörichten und barbariſchen Dienſt abſchaffen!“ Sodann ergriff er eine Fackel und ſteckte den Haupt-Morai ſelbſt in Brand. Die anderen Städte der Inſel und des Archipels ahmten das Beiſpiel nach, und das Tabu war ſeitdem nur noch in der Erinnerung vorhanden.

So wurde dieſer fluchwürdige Gebrauch abgeſchafft, der ſo lange auf einem ſanften und menſchlichen Volke gelaſtet hatte. Darauf haben die Inſulaner die ihnen von den proteſtantiſchen Miſſionären gebrachte neue Religion allgemein angenommen. Dieſe Religion fordert von ihnen weder eine beſtändige Achtſamkeit auf Alles, was ſie thun, noch Menſchenopfer, und einem barbariſchen Tabu ließ ſie ein ſanfteres folgen, das Verbot der Vielweiberei und des Arbeitens am Sonntage.

Zum Schluſſe unſeres Berichtes über dieſe gräßliche Inſtitution wollen wir noch bemerken, daß das Wort Tabu unſerer Meinung nach von dem arabiſchen Worte Taubû oder Taubun, Verſöhnung oder Reue, herkommt. Man findet es im IX. Kapitel des Koran. Wir haben ſchon bemerkt, daß das Tabu zum Theil auf den Carolinen unter dem Namen Penaut, auf den Radak-Inſeln unter dem Namen Emo, auf der Inſel Buk unter dem Namen Tabui, auf Ombai unter dem Namen Pamale beſtand; auch beſteht es zu Celebes und an anderen Orten, ſo wie, nur freilich in andrer Art, in Hindoſtan, China und anderen aſiatiſchen Ländern. Auf die Sunda-Inſeln und vornehmlich nach Borneo kann es durch die Hindu's gebracht worden ſeyn, welche dieſe große Inſel koloniſirt haben, und wir glauben, daß es die Bugi's von Borneo nach Celebes und von da auf die Carolinen und die anderen Inſeln Polyneſiens brachten und dort einheimiſch machten, wo es bei der Unwiſſenheit der Wilden einen gräßlichen Charakter annahm. Auch beſteht es auf einigen Inſeln Melaneſiens. Ueberdieß haben die

Araber, Chineſen, Japaneſer, und vielleicht auch die Hindu's, die in den verſchiedenen Abtheilungen Oceaniens begriffenen Inſeln zum Theil beſucht.

Sechs amerikaniſche Miſſionäre unternahmen es, die neue Religion zu lehren. Rio-Rio rühmte die Wirkſamkeit des „Pule“ und des „Pala-pala“; und nachdem Keo-Puo-Lani, die Mutter des Königs, und Ka-peo-Lani, die Gemahlin Naike's, des Häuptlings von Kai-Rua, öffentlich ihre alte Religion abgeſchworen hatten und zu der neuen übergetreten waren, riß ihr Beiſpiel eine Menge Inſulaner hin, ſich auch taufen zu laſſen, und ſo wurde die chriſtliche Religion Landesreligion.

Jüngſt wurden die katholiſchen Miſſionäre, Franzoſen, durch den Einfluß der proteſtantiſchen Miſſionäre vertrieben. Aber der Biſchof von Nicopolis, ein Franzoſe, den wir kürzlich in Paris ſahen, nahm ſich vor, ſo bald als möglich mit dem Titel eines Generalvikars von Oceanien in den Archipel von Ha uai abzugehen, und er hoffte, in dieſem fünften Welttheile zahlreiche Proſelyten zu machen.

Die proteſtantiſchen Miſſionäre aus England und Amerika haben den Völkern des Orients, Oceaniens und Amerika's oft das Joch der Andächtelei und den armſeligen Glauben eines eiferſüchtigen und trotzigen Puritanismus auferlegt. Was die katholiſchen Miſſionäre betrifft, ſo wurden ſie mit ebenſoviel Unrecht als Erbitterung angegriffen. Gewiß haben ſie auch Fehler begangen, denn ſie waren nicht unfehlbar; aber ihnen verdanken wir geſchichtliche Urkunden und wiſſenſchaftliche Unterſuchungen von größerem Werthe, als die fragmentariſchen Schriften der proteſtantiſchen Miſſionäre enthalten, auch predigten ſie den Völkern des Morgenlandes ein vernünftigeres und milderes Chriſtenthum, als jene.

Die Religion der engliſchen und amerikaniſchen Miſſionäre auf Ha-uai ſcheint, wie in England und den vereinigten Staaten, ganz in der ſtrengen Beobachtung des Sonntags zu beſtehen, welche bis zu der albernſten Härte geſteigert iſt. So iſt auf den Taiti-Inſeln, und vornehmlich im Ha-uai-Archipel, wo dieſe Menſchen ſich zu Geſetzgebern aufgeworfen haben, jede Beluſtigung am Sonntage verboten; noch mehr, alle Einwohner werden genöthigt, zweimal des Tags in die Kirche zu gehen; endlich wurde ihnen ſogar Spazierengehen oder Reiten verboten, und dieſes Verbot auf die Fremden ausgedehnt; Denjenigen, welche ſich dieſen Geboten nicht unterziehen wollten, wurden ihre Pferde mit Beſchlag belegt und bedeutende Geldſtrafen angeſezt. Das Lächerliche dieſer religiöſen Tyrannei wird ſo weit getrieben, daß der Gebrauch jeder warmen Speiſe verboten iſt, weil das Anzünden von Feuer eine Arbeit wäre. Der arme Ha-uaier, deſſen Speiſen keine große Mannigfaltigkeit darbieten, findet dieſes Geſetz ſehr hart, weil er nicht wie ſeine Herrſcher, die Miſſionäre, Speiſeſäle hat, wo man ſich durch alle möglichen Leckerbiſſen für den harten Faſtendienſt entſchädigen kann.

Darf man dem Dr. Meyen glauben, ſo ſind dieſe Herren weit entfernt, die Lehre der chriſtlichen Gleichheit und Demuth auszuüben. „Als wir,“ ſagt er, „auf das Haus des Oberſten der Miſſionäre, Bingham, zugingen, an den wir Empfehlungsſchreiben hatten, waren wir Zeugen eines Schauſpiels, das die Miſſionäre ſogleich tief in unſerer Achtung herabſezte. Wir ſahen zwei Frauen von Miſſionären, welche ſich in einem offenen Wagen von Eingebornen ſpazieren fahren ließen.“

Dieſe Schüler Jeſu und ſeiner Apoſtel ſcheinen auf Ha-uai nicht in die heiligen Fußtapfen ihrer ſo menſchenfreundlichen und milden Lehrer zu treten. Sie haben die Gaſtfreundſchaft, die Fröhlichkeit und Freude verſcheucht, und an deren Stelle eine düſtere und ernſte Religion geſezt, welche die Eingebornen weniger begreifen, als den prachtigen und impoſanten Gottesdienſt der römiſch-katholiſchen Religion. Sie beſitzen alle weltliche und geiſtliche Gewalt im Ha-uai-Archipel, und der gegenwärtige König iſt gänzlich abhängig von ihnen. Ihre Häuſer ſind prächtig, und ſelbſt das Wohnhaus der königlichen Familie iſt elend gegen dieſe prächtigen Gebäude von behauenen Steinen. Das Innere entſpricht dem Aeußern; man ſieht dort ſchöne Tapeten, prächtige Piano's, und überhaupt die reichſte Ausſtattung. Und doch kamen die Miſſionäre ganz arm auf dieſe Inſeln, und verſchafften ſich all dieſen Luxus mit dem Gelde der Völker, denen ſie Geſittung gebracht hatten. Ganz dieſelben Mißbräuche von Seite dieſer Herren — ausgenommen etwa, daß ſie ſich nicht von den Eingebornen wie von Laſtthieren ziehen ließen — ſahen wir in den verſchiedenen Ländern Indiens, auf Ceylon und in Malaiſien. Die Thatſache aber, welche uns Meyen berichtet, wurde uns von Ha-uaiern beſtätigt, welche wir zu Wampu bei Canton in China ſahen. Indeſſen muß man geſtehen, daß dieſe Miſſionäre ſich eifrig mit dem Unterricht dieſer Völker beſchäftigen. Die Schulen von Ha-uai zählen ſchon mehr als 20,000 Zöglinge.

Regierung.

Wir haben ſchon die wichtigſten Reformen bezeichnet, welche von Tamea-Mea und ſeinem Sohne Rio-Rio in der Geſetzgebung und beſonders in den *religiöſen* Angelegenheiten eingeführt wurden. Jezt haben wir noch die Regierungsform zu unterſuchen.

Zur Zeit der Entdeckung war die königliche Würde erblich; ebenſo verhielt es ſich mit den großen prieſterlichen, bürgerlichen und militäriſchen Würden, die jedoch der Kontrolle des Königs unterworfen waren. An der Spitze der Regierung ſtanden nicht ausſchließlich Männer; denn man erwähnt mehrerer Frauen, welche ſogar mit Glanz regierten. Die Gewalt der Regenten war unumſchränkt; nur ein Rath von Häuptlingen hatte auf ſie einigen Einfluß, der aber doch in der Wirklichkeit dem monarchiſchen Willen unterworfen war. Der Monarch konnte einen Menſchen von unbekannter Herkunft nach Willkür adeln oder einen Würdeträger abſetzen. Beim Tode der Familienhäupter ging ihr Eigenthum an die Domänen des Königs über, der nach Gutdünken darüber verfügte, es aber beinahe immer der Familie ließ; und dieſe Gewohnheit, welche Tamea-Mea beinahe immer beobachtete, gilt jezt allgemein und wird als Staatsgeſetz geachtet.

Der gelehrte Ellis, einer der achtbarſten proteſtantiſchen Miſſionäre, theilt die Bevölkerung von Ha-uai folgendermaßen in vier Klaſſen ein: 1) der König und die königliche Familie, wozu man den erſten Miniſter oder Regenten rechnen muß; 2) die Statthalter der verſchiedenen Inſeln und der ſechs großen Bezirke von Ha-uai, ſo wie einige mächtige Häuptlinge, die alle von ehemaligen Fürſten oder Königen, von Tarai-Opu, Tahi-Teri, Tepori-Orio-Rani und Ta-Eo abſtammen; 3) die Pächter der Bezirke und Dörfer, welche entweder Sklaven zu Arbeitern haben, oder ſie wieder an freie Beſitzer in Afterpacht geben, eine aus ehmaligen Häuptlingen

und geringeren Prieſtern beſtehende Klaſſe; 4) der Reſt der Bevölkerung, kleine Eigenthümer, Kaufleute, Handwerker, Fiſcher u. ſ. w.

Eine neuere Eintheilung der Bevölkerung iſt folgende: 1) die Arii's, Oberhäupter der Inſeln oder Bezirke, deren oberſtes Haupt der König ſelbſt iſt unter dem Namen Ariitabu; 2) die Rana-kira's, niedere Häuptlinge, bürgerliche und militäriſche Beamte, Prieſter, Eigenthümer u. ſ. w.; 3) endlich die Hanakae oder Tanata's, oder die niederſte Volksklaſſe, d. h. alle Diejenigen, welche nur von ihrer Händearbeit leben. Merkwürdig iſt, daß dieſe Eintheilung der der Arii's, Raatira's und Taata's auf Tonga, der Egui's, Matabule's und Tua's auf Tongatabu, der Ariki's, Rangatira's und Tangata's Neuſeelands entſpricht.

Die Arii's hatten Recht zu ſprechen und die Urtheile vollſtrecken zu laſſen. Mord, Aufruhr und Diebſtahl an königlichem Eigenthum wurden mit dem Tode beſtraft. Die nämliche Strafe ſtand auf Verletzung des Tabu; aber in der lezten Zeit des Beſtehens dieſes Inſtituts konnte der Schuldige ſein Leben abkaufen. Ein auf dem Ehebruche mit der Frau eines Häuptlings betretener Mann wurde zur Verfügung deſſelben geſtellt, der ihm die Augen ausſtechen und ihn ſogar tödten konnte. Die großen Verbrecher wurden mit der Keule erſchlagen oder erwürgt; geringere Vergehen beſtrafte man mit Stockſtreichen.

Die Steuern werden durch die Oberhäupter der Bezirke eingezogen. Gewiſſe Ländereien, Aina-ku-pono genannt, ſind jedoch ſeit undenklicher Zeit davon befreit; und dieſe Freiheiten gehen nie verloren, ſelbſt wenn der König unrechtmäßigen Beſitzern dieſelben entziehen würde. Eine dieſem Lande eigenthümliche Steuer iſt die, welche jeder Inſulaner bezahlen muß, wenn der König oder ein Arii ein Haus bauen läßt, um daſſelbe betreten zu dürfen.

Vor der Ankunft der Europäer auf dieſer Inſel wurden die Steuern in Naturalien entrichtet, d. h. in Hühnern, Schweinen, Hunden, Netzen, Piroguen und anderen Gegenſtänden; jezt dürfen die Grundbeſitzer eine gewiſſe Summe ſpaniſcher Piaſter oder eine Quantität Sandelholz liefern.

Gewerbsfleiß.

Der Gewerbsfleiß der Eingebornen beſchränkte ſich urſprünglich auf eine kleine Anzahl von Arbeitern. Der in mehreren Strichen der Inſel ſehr fruchtbare Boden erzeugte den Taro, die Banane, die Igname und die Patate im Ueberfluß. Das einzige damals bekannte Ackerwerkzeug war der Noho, eine Art hölzerner Spatel von 6 Fuß Länge, welche den Spaten erſezte. Später, als die Civiliſation neue Bedürfniſſe mitbrachte, lieferte ſie die Mittel, ſie zu befriedigen, und unſere Ackerwerkzeuge wurden einheimiſch auf Ha-uai, ſo wie mehrere Pflanzen und Thiere Europa's, Aſiens und Amerika's.

Die Baukunſt beſchränkte ſich auf die Erbauung von Wohnungen und Piroguen. Die Hütten, gewöhnlich in Gruppen von 2 bis 300, und unregelmäßig oder in gerade Linien geſtellt, waren immer von gleichlaufenden Wegen durchſchnitten. Ein großes Gemach, deſſen Länge von 12 — 60 Fuß, und deſſen Breite von 8 — 40 Fuß wechſelte, mit einer Thür an jedem Ende, und einem Fenſter auf den Seiten, mit einem von Balken getragenen und mit Pandanus-, Zuckerrohr- oder Kokosnußbaum-Blättern bedeckten Dache, mit einer Mauer ohne Kalk auf der Meeresſeite,

Digitized by Google

und ſteinernen Platten an feuchten Orten, daraus beſtanden die gewöhnlichen Wohnungen. Die Häuptlinge und die Familien von gewiſſem Range hatten drei Hütten, deren eine als Küche, die zweite als Speiſeſaal und die dritte im Hintergrunde als Schlafzimmer diente. Bisweilen umgab eine Umzäunung von Palliſaden dieſe Hütten, und innerhalb derſelben ließen die Häuptlinge auch wohl Wohnungen für ihre Diener errichten.

Im Fiſchfang, Ackerbau und in Verfertigung von Waffen haben ſich die Inſulaner beſonders ſeit der Ankunft der Europäer ſehr vervollkommnet. Damit geben ſich allein die Männer ab. Die Beſchäftigung der Frauen beſteht in Verfertigung von Matten, welche entweder glatt ſind oder Zeichnungen tragen, nach der für das Weben angenommenen Verfahrungsart. Die gröbſten Matten gebrauchte man zu Segeln für die Piroguen, andere zu Tapeten, und endlich zu Mänteln, Schachteln und Fahnen. Ueberdieß verfertigen die Frauen aus den Blättern des Drachenbaums Körbchen, Fächer, Hüte von der feinſten Arbeit, und jene koſtbaren Federmäntel, womit die Häuptlinge bei großen Feſten geſchmückt erſcheinen. Die Verfertigung der Zeuge iſt die wichtigſte unter den weiblichen Arbeiten, und erfordert eine vielſeitige, ſehr verwickelte Behandlungsart. Das langweiligſte Geſchäft beſteht darin, die Rinde des Papiermaulbeerbaumes zu Faſern zu machen. Zu dem Ende nimmt man die Rinde ab, und weicht ſie längere oder kürzere Zeit ins Waſſer ein; dann wird das Innere der Rinde in Bänder getrennt, auf einem ſchief liegenden Brett gleichförmig ausgebreitet und mit abgerundeten oder kantigen Klöpfeln geſchlagen, je nachdem man dem Stoffe einen Grad von Feinheit geben will. So zubereitet wird dieſer vegetabiliſche Faden auf Hurden einem ſtarken Luftzuge ausgeſezt, wo er, indem er zugleich trocknet, eine ſehr ſchöne Bleiche bekommt. Soll er gefärbt werden, ſo taucht man ihn in Pflanzenſäfte, die aus gewiſſen Vegetabilien gewonnen werden; die Schattirungen trägt man mit einem Firniß von lebhafterem Glanze auf. In dieſem Zuſtande kann man ihn zur Verfertigung feiner Stoffe gebrauchen.

Marine und Schiffahrt.

Der König beſizt eine Fregatte und eine Brigg, welche auf europäiſche Art erbaut, zugerichtet, bewaffnet und ausgerüſtet ſind. — Die einheimiſche Marine beſteht aus Handels- und Kriegspiroguen. — Dieſe Piroguen ſind doppelt oder einfach, ſehr lang und meiſtens ſo ſchmal, daß eine gewiſſe Geſchicklichkeit dazu gehört, ſich auf ihnen ſo zu halten, um ihr Umſchlagen zu verhüten. Zuweilen drängen ſich die Eingebornen zu zwanzig und dreißig in ein ſolches Fahrzeug, das vier Europäer unfehlbar umwerfen würden. Uebrigens hat es auch nicht Viel zu bedeuten, wenn dieſer Fall eintritt; Jeder ſchwimmt auf ſeiner Seite, und man hebt ſich wieder in die Pirogue. Die einfachſten Piroguen ſind im Allgemeinen 24 Fuß lang und 18 bis 20 Zoll breit, und laufen an beiden Enden im Winkel in ſehr gut angebrachte Schweber aus. Ein Baumſtamm in der Dicke von 1 bis 2 Zollen und nach der Länge des Fahrzeuges ausgehöhlt, bildet den Boden; die Borde werden durch drei künſtlich zuſammengeſtoßene Bretter von einem Zoll Dicke gebildet. Die Eingebornen fahren bald mit einem dreieckigen, an einem kleinen Maſt angebrachten Segel, bald mit Rudern; gewöhnlich bedienen ſie ſich der Pagayen, d. h. der Ruder, der Segel nur bei einem ſehr günſtigen Winde.

Die doppelten Piroguen haben eine Länge von 60 bis 80 Fuß und eine ſehr beträchtliche Breite. Ein Raum im Mittelpunkte iſt für die Reiſenden und Waaren beſtimmt, und die Ruderbänke befinden ſich außerhalb.

Die Bewohner des Archipels ſind ſehr gute, tapfere, treue und muntere Seeleute. Sie ſind vortreffliche Schwimmer; aber man hat ihre Geſchicklichkeit in dieſem Punkte oft übertrieben; ſie können nicht weiter als 7 Meilen vom Lande weg ſchwimmen; auch ſah man keinen, der mehr als 11 Klafter tief untertauchte; wenn ſie in dieſer Tiefe ankommen, dringt ihnen das Blut aus Naſe und Augen; übrigens ſind ſie im Tauchen ſehr gewandt. „Das Kupfer unſeres Schiffes,“ ſagt Choris, „war unter dem Kiele zerfreſſen; ein Inſulaner tauchte unter, unterſuchte den Schaden, ſtattete Bericht darüber ab, tauchte mit einem Hammer, einem Stücke Kupfer und Nägeln von Neuem unter, und beſſerte Alles mit großer Pünktlichkeit aus.“

Oft ſchiffen ſich Inſulaner auf amerikaniſchen Schiffen ein, welche nach Canton oder an die nordweſtliche Küſte Amerika's gehen. Bei ihrer Rückkehr erzählen ſie mit vielem Vergnügen ihren Landsleuten ihre Abenteuer, und übertreiben, wie es auch bisweilen bei civiliſirten Menſchen der Fall iſt, Das, was ſie auf ihren Reiſen geſehen haben.

Sie haben eine gewiſſe Anzahl kleiner Fahrzeuge, welche mit denen anderer Inſeln beſtändig im Verkehre ſtehen. Im Jahr 1821 ging ein Schiff von 180 Tonnen mit einer Ladung Sandelholz, Rothholz und Kokosnüſſen von Oahu nach Port-Jackſon in Auſtralien unter Segel, und kam, nachdem es ſeine ganze Ladung gegen geſalzene Mundvorräthe, Feuerwaffen und Meſſerſchmiedewaaren ausgetauſcht hatte, glücklich zurück. Die Mannſchaft beſtand ganz aus Eingebornen, und das Kommando hatte ein geborner Franzoſe Rives, der nämliche, welcher den verſtorbenen König in der Eigenſchaft eines Sekretärs und Dolmetſchers nach England begleitete.

Rives hatte ſchon ſeit 16 Jahren auf der Inſel gewohnt, und ſprach das Ha-uaiſche ſehr geläufig. Er kehrte zu ihnen zurück und verſicherte mehreren franzöſiſchen Kapitänen, daß diejenigen ſeiner Landsleute, welche ſich entſchließen könnten, die Inſel in Handels- oder anderen Angelegenheiten zu beſuchen, auf alle mögliche Weiſe aufgemuntert werden würden.

Die Bewohner des Archipels ſind im Allgemeinen geſprächig und mittheilend, und wenn man bedenkt, daß mehr als 100 000 ſeiner Einwohner mit den Erzeugniſſen Europa's und mit den Gewohnheiten einer civiliſirten Welt gegenwärtig vertraut ſind oder es in Kurzem ſeyn werden, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß ſie einſt einen großen Theil ihrer Erzeugniſſe gegen die unſrigen werden austauſchen wollen, und daß ſich ein ſchönes Feld für Handelsunternehmungen zwiſchen Frankreich und Ha-uai eröffnen dürfte.

Die Ha-uaier treiben Fiſchfang; der Fang der großen Makrelen, Boniten und Delphine iſt ſehr ſinnreich. Sie bedienen ſich auch einer Art Heidekraut, welches die Eigenſchaft hat, die Fiſche krank zu machen, und ſie auf die Oberfläche des Waſſers zu bringen, wo man ſie ſehr leicht fängt. Sie verwandeln dieſe Pflanze in Pulver und tauchen mitten unter den Felſen unter, um es in die Nähe der Fiſche zu bringen. Fiſche, welche man auf dieſe Art fängt, werden ſogleich geöffnet und ausgenommen.

[Alte] Sitten und neuer Charakter.

Dieſe Inſulaner ſind von Natur ſanft, edel, gaſtfreundlich, tapfer und geſprächig. Mittheilender als die Bewohner von Tonga ſind ſie ernſter, als die von Taiti. Ehe ſie mit den Europäern in Verbindung traten, lebten ſie in gutem Einverſtändniß miteinander, und die Männer behandelten die Frauen mit Sanftmuth, ein ſicheres Zeichen, daß ein gewiſſer Grad von Civiliſation vorhanden iſt. Der Vater und die Mutter hatten das Recht über Leben und Tod ihrer Familie, und machten ſehr oft davon Gebrauch, beſonders gegen diejenigen ihrer Kinder, welche von der Natur ſtiefmütterlich behandelt worden waren; auch war die Bevölkerung, welche übrig blieb, kräftig und ſtark.

Wenn ein Kind geboren wurde, wuſch man es mit Meerwaſſer, und ließ es hernach auf einer Matte ſich frei bewegen. Taufe und Beſchneidung waren unbekannt; Cook führt im Gegentheil eine der leztern entgegengeſezte Operation an, welche man an neugebornen Kindern verrichtete. Die Erziehung, welche ſich beinahe ganz auf die Entwicklung der körperlichen Kräfte beſchränkte, beſtand ganz in körperlichen und kriegeriſchen Uebungen.

Die Polygamie war im Allgemeinen erlaubt; indeß war ſie, ſo wie im ganzen übrigen Polyneſien, nur bei den Häuptlingen zu finden. Die Heirathsceremonie war ſehr einfach. War die Heirath unter den Eltern verabredet, ſo warf der künftige Gatte in Gegenwart beider Familien ein Stück Zeug auf ſeine Verlobte; und nach dem Gaſtmahle führte er ſie in die Hütte, welche ſie bewohnen ſollte. Die, welche ſchon eine Frau hatten, beobachteten ſelbſt dieſe einfache Formalität nicht.

Die Häuptlinge wählten gewöhnlich ihre Frauen aus ihrer Familie. Die Söhne folgten ihren Vätern, heiratheten oft ihre Witwen, und Nichts war häufiger als eine Heirath zwiſchen Bruder und Schweſter.

Kriegeriſche Gebräuche.

Die kriegeriſchen Gebräuche in der urſprünglichen Reinheit dieſer Völker ſind mannigfaltig und von großem Intereſſe. Da ſie von Feinden umgeben, genöthigt, ſich immer zum Angriff und zur Vertheidigung bereit zu halten, und in kriegeriſchen Uebungen erzogen waren, ſo iſt ihre Geſchichte nichts als eine lange Erzählung von Angriffen, Ueberfällen, Landungen und Gefechten. Fühlte ſich ein Theil durch eigene Kraft oder die Schwäche ſeines Gegners ſtark genug, ſo fand ſich immer ein Vorwand zum Angriffe.

Man kannte keine ſtehenden Truppen auf dieſen Inſeln. Von Kindheit an in Handhabung der Lanze und des Wurfſpießes geübt, erwarben ſich die Hawaier in dieſen Uebungen eine erſtaunliche Gewandtheit, und ſelten fehlten die Schleuderer ihr Ziel auf 25 Toiſen. Ihre Stärke war ſo groß als ihre Gewandtheit, und ihre Muskelkraft außerordentlich.

Die Angriffswaffen waren der Wurfſpieß, die Schleuder, die Keule und der Dolch. Den Schild kannten ſie nicht; ſtatt deſſen diente ihnen der Wurfſpieß, und mit dem Stiele parirten ſie mit bewunderungswürdiger Behendigkeit die Streiche ihrer Gegner und ſogar Schleuderſteine. Die Kleidung der Soldaten war ganz einfach der Maro, eine Art Gürtel. Die Anführer trugen Helme und Mäntel, leztere mit gelben und rothen Federn bedeckt, welche rautenförmig mit vieler Kunſt geordnet waren. Der König

allein hatte das Recht, einen Mantel von gelben Federn zu tragen. Die Helme waren von griechiſcher Form mit verſchiedenfarbigen Büſchen. Berühmte Krieger und Häuptlinge zweiten Ranges trugen nur eine Schärpe von bunten Federn. Außer dem Federmantel trugen die Häuptlinge als weitere Auszeichnung einen an einer Haarſchnur hangenden Ringkragen, Parawa genannt.

Fragen über Krieg und Frieden wurden in einer allgemeinen Verſammlung der Häuptlinge und Krieger berathen. Da wurden die Gründe zur Rache, die Vortheile und Nachtheile der verſchiedenen Züge erwogen, und mehr als einmal gaben dieſe Erörterungen Veranlaſſung zu feurigen Reden voll roher, aber hinreißender Beredſamkeit. Ellis führt die Abſchiedsworte eines ins Lager gehenden Kriegers am Vorabende einer Schlacht an: „Unſere Reihen," ſagt er, „ſind wie die Felſen im Ocean, unbeweglich gegen den Andrang der Wellen; jeder Krieger iſt wie ein Igel, den Niemand zu berühren wagt. Wenn die Truppe des Königs vorrückt, wird ſie ſich vor ihren Feinden erheben, wie ein großer Brodbaum neben dem niedrigſten Kraute. In der Schlacht wird der Krieger feſt ſtehen, wie der Palmbaum mit tiefen Wurzeln, und wird über den feindlichen Häuptern ſchweben, wie der Palmbaum über den gekrümmten Roſenſträuchen. Bei unſern nächtlichen Angriffen wird der Glanz unſerer Fackeln ſie überraſchen, wie das Feuer der Sterne, und unſer Geſchrei wird ſie niederwerfen, wie das Rollen des Donners." — War der Krieg beſchloſſen, ſo verſammelten ſich die Prieſter und Krieger in dem Tempel, und es wurden Opfer dahin gebracht. In gewöhnlichen Fällen genügten Hühner und Schweine; aber bei dringenden Gefahren und entfernten Kriegen mußte Menſchenblut fließen. Die in den lezten Kriegen gemachten Gefangenen und in ihrer Ermanglung die in den Gefängniſſen aufbewahrten Verbrecher wurden nun zu den Opferprieſtern gebracht. Sie wurden in den Heiau geführt und an den Fuß des Altares geſchleppt, wo ein Keulenſchlag ihren Schädel zerſchmetterte, ſo daß das Gehirn oft die Henker und Umſtehenden beſprüzte. Zehn, zwanzig Menſchen wurden bisweilen geopfert, und zugleich eine große Anzahl Thiere; ſodann wurde den aufgehäuften Leichnamen der Bauch geöffnet, damit die Prieſter in den zuckenden Eingeweiden den Willen der Götter leſen und ihre Orakel verkündigen konnten. Je nachdem die Antwort ausfiel, wurde der Krieg aufgeſchoben oder beſchloſſen.

In dieſem leztern Falle beriethen ſich die Prieſter und Krieger gemeinſchaftlich und trafen Anordnungen über die erforderliche Anzahl von Kriegern, über die Zeit, in welcher ſie berufen werden ſollten, und den Weg, welchen ſie einzuſchlagen hätten. Jeder Krieger mußte ſeine Waffen, ſeine Lebensmittel und ſogar die zur Beleuchtung nöthigen Nüſſe mitbringen.

Den Oberbefehl führte der König oder ein von ihm bezeichneter Häuptling. Jeder Häuptling befehligte die Krieger, welche ſeine Vaſallen waren. Sollten alle Krieger zu den Waffen greifen, ſo durchliefen Boten, Rere genannt, die ganze Inſel, und ihre Behendigkeit war ſo groß, daß ſie ſich ihres Auftrages in acht bis neun Tagen entledigten, ungeachtet der vielen Halte, welche ſie machen mußten, und der Umwege, wozu die ſteilen Abhänge der Küſte an vielen Stellen nöthigten. Da Tapferkeit bei dieſen jungen Völkern als eine Haupttugend galt, ſo fehlten bei dem Aufrufe nur wenige kräftige Inſulaner. Uebrigens war ein Beamter, Uruoki genannt, damit beauftragt, über die Zögernden zu wachen, und, wenn er deren traf,

ſo ſpaltete er ihnen das Ohr oder ſchnitt es ihnen ganz weg, und hängte ihnen ſo einen unverwüſtlichen Schandfleck an. Endlich führte man ſie mit einem Strick um den Leib in das Lager.

Greiſe, Weiber und Heerden führte man eiligſt an einen ſteilen und beinahe unzugänglichen Ort, und gab ihnen eine Anzahl Krieger zur Wache. War man am allgemeinen Sammelplatze angekommen, ſo errichtete man an einem Orte, der leicht zu vertheidigen war, ein fliegendes Lager, und erbaute Hütten vom Ti oder Kokosnußbaum.

Prieſter trugen an der Spitze des Heeres die Statue des Kriegsgottes, des gräßlichen Tairi. Die Wahrſager wurden von Neuem befragt und brachten die Antwort der Götter, nachdem ſie die Wolken und die Eingeweide der Schlachtopfer beſchaut hatten. Der König redete das Heer an, ein jeder Häuptling ermuthigte ſeine Krieger, dann bereitete man ſich zum Kampfe vor.

Heer.

Das in Schlachtordnung geſtellte Heer war in das Centrum und die Flügel abgetheilt, die ſo geſtellt waren, daß, wenn die Schlachtordnung erſchüttert war, ſie die Form eines Halbmondes annahm. Die Schleuderer und Lanzenträger ſtanden in der erſten Linie. Der Kampf begann ſelten mit einem allgemeinen Schlagen. Nachdem ſie ſich einige Zeit beobachtet und einander gegenſeitig Hinterhalte gelegt hatten, trat oft ein Krieger aus den Reihen und forderte einen Gegner aus dem feindlichen Lager in die Schranken. Es entſprach einer dem Aufrufe, und im Angeſicht beider Heere, deren jedes ſeinerſeits für ſeinen Kämpfer Gelübde that und ihn mit ſeinem Geſchrei ermuthigte, entſpann ſich ein gräßlicher, wüthender Kampf, der nur mit dem Tode eines der Kämpen endigte. Da entwickelten die Kämpfer alle Kraft und Behendigkeit, die ihnen die von einer ganz gymnaſtiſchen Erziehung unterſtüzte Natur hatte verleihen können: Finten, verſtellte Fluchten, heftige Angriffe und Hiebe, die ebenſo ſchnell parirt, als geführt wurden. Jede Bewegung, jeder Schrei eines Kriegers erweckte Hoffnung oder Schrecken in ſeinem Lager, und bald in dieſem, bald in jenem Zittern und Gebrüll; denn von dem Ausgang des Kampfes hing oft das Schickſal der Schlacht ab. Sehr oft traten auf einigen Punkten der Linie einzelne Kämpfer einander gegenüber, und hatten dieſe Duelle mehrere Tage lang fortgedauert, ohne daß der eine oder andere Theil einen anſehnlichen Vortheil errungen hatte, ſo erſchien ein Friedensbote mit einem Palm- oder Kokosnußzweig in der Hand. Nun verſammelten ſich die Häuptlinge; ward das Ende des Krieges beſchloſſen, ſo begab man ſich in den Tempel, wo man ein Milchſchwein opferte, deſſen Blut die Erde benezte; hernach flochten die Häuptlinge in Gegenwart beider Heere einen Kranz aus der wohlriechenden Pflanze Mairi; der Kranz wurde im Tempel niedergelegt, und Tänze, Gaſtmähler und Feierlichkeiten, wobei beide Heere vereinigt waren, beſchloſſen das Feſt und beſiegelten die Wiederverſöhnung.

Wenn nach den einzelnen Kämpfen oder beim erſten Zuſammentreffen die Schlacht allgemein wurde, dann entſpann ſich ein wüthendes Handgemenge und erſtreckte ſich bald über die ganze Linie. Die Reſerve, welche ſehr geſchont wurde und aus den auserleſenſten Kriegern beſtand, erſchien gewöhnlich, um den Sieg zu entſcheiden. Manchmal zogen ſich beide Heere

ohne entſcheidenden Erfolg zurück; ein anderes Mal blieb der Sieg mehrere Tage unentſchieden; aber meiſtens blieb eine Partei Meiſter des Schlachtfeldes, und die Beſiegten flohen mit Zurücklaſſung ihrer Waffen, die einen in der Richtung des Puho-Rua oder Aſyls, andere in den Pari oder die Verſchanzung, andere in das Gebirge; aber die Sieger verfolgten ſie hitzig auf dem Fuße, und wen ſie erreichten, führten ſie als Gefangenen in das Lager zurück. Da ſtand das Leben und die Freiheit der Gefangenen gänzlich zur Verfügung der Häuptlinge und des Königs. War dieſer als mild bekannt, ſo ſuchten ſich die Gefangenen ihm in den Weg zu ſtellen und warfen ſich ihm zu Füßen. Ein Zeichen, ein Wort, der Eintritt in den Palaſt genügte zu ihrer Rettung. Wenn der König ſagte: „Aufgeſchaut“, ſo war dem Gefangenen das Leben geſchenkt; Sklave aber wurde er und blieb in dem Tempel, um im Nothfall als Schlachtopfer zu dienen, wenn er ſagte: „das Geſicht gegen den Boden“; oder ſchwieg er gar, ſo wurde das Todesurtheil ſogleich an ihm vollzogen.

Nach einer Schlacht beerdigten die Sieger nur die Ihrigen, und ließen die Leichname der Feinde unbeerdigt liegen. Die Beute wurde unter die Sieger nach Maßgabe ihres Ranges vertheilt; und Gefangene, Weiber und Kinder wurden Sklaven und mußten für ihre neuen Herren arbeiten.

So waren die kriegeriſchen Gebräuche und Einrichtungen der Bewohner Ha-uai's beſchaffen, als ſie zum Erſtenmale von europäiſchen Seefahrern beſucht wurden; heut zu Tage würde man auf den Inſeln Polyneſiens die Wilden Cook's vergeblich ſuchen. Kaum würde man im Innern der größeren und weniger beſuchten Inſeln Orte finden, wohin unſere Civiliſation noch nicht gedrungen iſt, und wo die Bedürfniſſe, die ſie im Gefolge hat, noch unbekannt ſind. Kan-Ike-Uli, der gegenwärtige König, hat eine Garde von Eingebornen in engliſcher Uniform, und andere Truppen, nackt oder mit dem Maro bekleidet, ſind auf europäiſche Art exercirt, und haben ſtatt der Schleuder und Lanze eine Flinte mit Bajonnet. Die Städte wurden befeſtigt und mit Kanonen verſehen, und mehrere Kriegs-Goeletten, deren Mannſchaft aus Eingebornen beſteht, und meiſtens von engliſchen oder amerikaniſchen Seeleuten befehligt wird, kreuzen im Archipel.

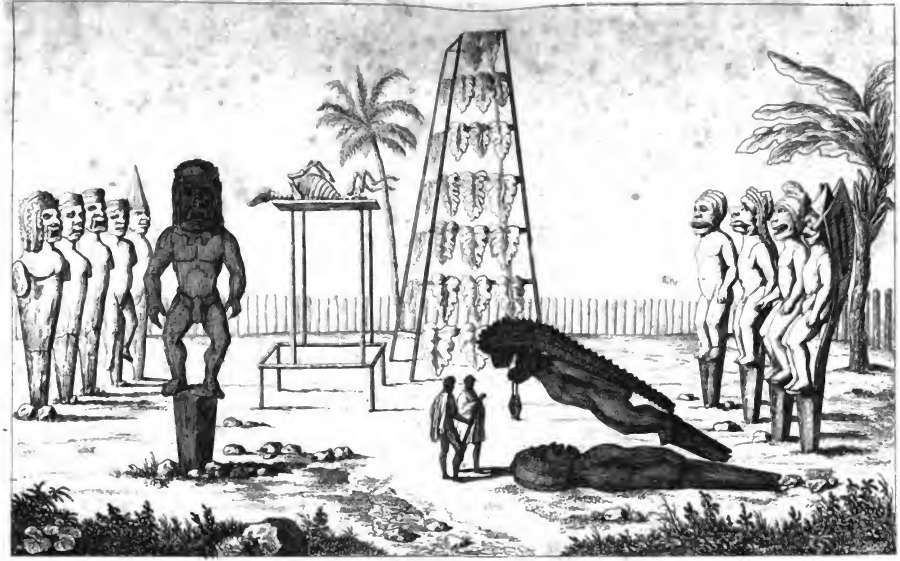
Todtendienſt.

Nirgends iſt der Todtendienſt heiliger als auf Ha-uai; nirgends ſind die Zeichen des Schmerzens und der Trauer lärmender und übertriebener. Aber beſonders bei dem Tode eines Königs offenbart ſich der öffentliche Schmerz auf eine für Europäer unglaubliche Weiſe. Außerordentliche Tättowirungen, Verſtümmelungen, Faſten, Gebete, Opfer, Nichts wird geſpart. Bisweilen verbinden ſich mit dieſen Zeichen des Schmerzens Geſänge zu Ehren des Landes.

Hier folgt das von Ellis, einem gelehrten engliſchen Miſſionär uns aufbewahrte Klaglied, wie es auf dem Grabmale Kiai-Moku's, des Statthalters von Mawi, durch eine ſeiner Frauen abgeſungen wurde:

Geſtorben iſt mein Herr und Freund;
Mein Freund zur Zeit des Hungers;
Mein Freund zur Zeit der Trockenheit;
Mein Freund am Tag der Armuth;
Mein Freund im Regen und im Wind;
Mein Freund in Sonnenhitze;
Mein Freund in Bergeskälte;

INSELN HAUAI 123



Morai des Königs

Mein Freund im wilden Sturme;
Mein Freund bei ſtiller Witterung;
Mein Freund auf den acht Meeren!
Ach! Ach! fort iſt mein treueſter Freund,
Und wird nicht wieder kehren.

Die Miſſionäre berichten uns über die Feierlichkeiten beim Begräbniſſe Tamea-Mea's, welcher am 8. Mai 1819 ſtarb. Die Nachricht von dieſem Tode, auf den man jedoch ſeit geraumer Zeit gefaßt war, verbreitete ſich wie ein elektriſcher Schlag, und bedeckte die Inſel mit einem Trauerſchleier. Ohne daß es nöthig geweſen wäre, die Trauer anzuordnen, beeilte ſich ein Jeder, ſeinen Antheil am allgemeinen Schmerze zu bethätigen. Es war ein allgemeines Jammern und Seufzen, das nur durch Erzählungen von Zügen aus dem Leben ihres verſtorbenen Königs unterbrochen wurde. Männer und Weiber riſſen ſich die Haare aus und wälzten ſich auf dem Boden. Viele, die einander begegneten, ſchämten ſich, nicht genug Beweiſe ihrer Betrübniß zu geben, und zerfleiſchten ſich das Geſicht; und Alle wollten, um die Zeichen ihres Schmerzens zu verewigen, ſich einige Zähne ausreißen. Nicht zufrieden, ſich die Zunge tättowiren zu laſſen, was in ſolchen Fällen gewöhnlich geſchieht, ließen ſich die Meiſten nachſtehende Inſchrift in engliſcher Sprache auf den Arm eingraben: „Unſer großer und guter König, Tamea-Mea, ſtarb am 8. Mai 1819.“ Mehrere Inſulaner trieben den Fanatismus ſo weit, daß ſie ihre Häuſer und Möbel verbrannten. Aus allen Theilen der Inſel waren die Bewohner in die Nähe der Hauptſtadt gekommen; und zu Towai-Hai und Kai-Kua, Dörfern der Umgegend, blieb das Volk drei Tage und drei Nächte auf dem öffentlichen Platze, ohne zu ruhen oder Nahrung zu ſich zu nehmen, einzig damit beſchäftigt, Zeugniß von ſeinem tiefen Schmerze abzulegen.

Ebendieſelbe Trauer, welche dem Hinſcheiden Tamea-Mea's folgte, wiederholte ſich mit allen Nebenumſtänden bei dem Tode ſeiner Witwe Keo-Puo-Lani, der Mutter Rio-Rio's und Kau-Ike-Uli's, der Gemahlin des Königs und der Mutter zweier Könige. Keine menſchliche Sprache vermöchte dieſen öffentlichen Schmerz zu beſchreiben: ein Bericht Stewart's vermag nur eine annähernde Vorſtellung davon zu gewähren. Es begab ſich zu Mawi, der damaligen Reſidenz Keo-Puo-Lani's. „Die Bewohner der Inſel, deren Zahl über 5000 beträgt, ſtürzten zu der Wohnung der Verſtorbenen, heulend, ſeufzend, die Hände vor Verzweiflung ringend und die ſeltſamſten und ausdrucksvollſten Stellungen annehmend. Und nicht bloß das Volk bezeugte ſeine Trauer auf dieſe Art, ſondern auch die Häuptlinge, die Herren vom Hofe und ſogar Kua-Kini, einer der mächtigſten von ihnen. Jede dieſer Klagen hatte ihre eigenthümliche Stellung und Ausdruck. *) Die Frauen mit fliegenden Haaren, mit gegen den Himmel ausgeſtreckten Armen, mit offenem Munde und geſchloſſenen Augen, ſchienen um eine Kataſtrophe zu bitten, welche den Unglückstag denkwürdig machen ſollte; die Männer kreuzten ihre Hände hinter dem Kopfe und ſchienen tief in Schmerz verſunken zu ſeyn. Hier warf man ſich mit dem Geſichte gegen den Boden und wälzte ſich im Sande; dort fiel man auf die Kniee und ſtellte ſich, als habe man epileptiſche Anfälle. Manche riſſen ſich Hände voll Haare aus, und ſchienen ſich den Kopf kahl machen

*) S. Blatt 13.

zu wollen. Alle verdoppelten ihre Gebärden und außerordentlichen Trauerbezeigungen, indem ſie ſchrieen: Auwe! Auwe! dieſes Wort in einem ſchnellenden und langſamen Tone ausſprachen, und die lezte Silbe hinauszogen, um es ausdrucksvoller und ſchmerzlicher zu machen. In Gruppen oder einzeln, laufend oder ſtille ſtehend hielt dieſes trauernde Inſelvolk mit allen ſeinen ſo verſchiedenen, ſo gräßlichen, ſo charakteriſtiſchen Stellungen in einer allgemeinen Pantomime die Leichenrede ſeiner Königin, und bildete das ſeltſamſte, aber auch rührendſte Gemälde, das man ſich vorſtellen kann. Als man ſie fragte, was ſie für einen Grund hätten, ihren Schmerz auf eine ſo übertriebene Art an den Tag zu legen, antworteten ſie, es wäre noch viel zu wenig, und die Zeichen ihres Schmerzens würden bei ihnen ewig ſichtbar ſeyn.“

Nirgends, in keinem Lande waren die Zeichen des Schmerzens ſo aufrichtig und einmüthig, und wohl darum, weil die Ha-uaier in Tamea-Mea nicht bloß einen König beweinten, den Waffengewalt, Liſt oder der Zufall der Geburt über ſie geſtellt hatte, ſondern einen Vater und Beſchützer, der ſie beſtändig auf dem Wege der Verbeſſerung vorwärts geführt und ſich mit ihrem Wohle beſchäftigt hatte; in der Königin aber beweinten ſie Die, welche ſich die Zuneigung des Vaters des Vaterlandes erworben hatte.

Gaſtmähler, Unterhaltung und Geſänge.

Ein Volk, das ſo einfache Sitten hatte und in einem ſo milden und gemäßigten Klima lebte, aß auch wenig. Die Brodfrucht, der Taro, Pataten, Ignamen, Bananen, bisweilen friſche oder geſalzene Fiſche waren die Hauptgerichte der täglichen drei Mahlzeiten, deren eine Morgens, die zweite Mittags und die dritte bei Sonnenuntergang eingenommen wurde. Einige Calebaſſen für das Waſſer, einige hölzerne Gefäße, welche die Stelle der Näpfe und Taſſen vertraten, waren die Geräthe der Küche. Die Gäſte kauerten ſich um die Matte nieder, auf welcher die Speiſen ſtanden, und aßen nach Belieben mit den Fingern. Zu dieſen Speiſen kamen bei Häuptlingen gebratene Schweine oder Hunde; beim Anfang der Mahlzeit tranken dieſe einige Schlücke Kava, der dem Volke, das nur Waſſer trank, ſtrenge verboten war. Früher ſpeisten, wie ſchon bemerkt, die Frauen beſonders; aber das Tabu verbot ihnen nicht, wie auf Taiti, die Hütte der Männer.

Die Frauen hatten für Zubereitung der Speiſen zu ſorgen. Aus der Arumswurzel, welche Taro heißt, geknetet und im Ofen gekocht wird, machten ſie das Poe, das die Stelle unſeres Brodes vertritt. Zermalmte man dieſe Wurzel ohne Waſſer und ließ ſie kochen, ſo erhielt man einen feſten Teig, der an der Sonne getrocknet ſich mehrere Monate lang hielt; wird ſie zu Brei gerührt und einer zwölf- bis fünfzehnſtündigen Gährung ausgeſezt, ſo bekommt ſie einen ſäuerlichen Geſchmack und wird ſehr angenehm. Die Fiſche aß man roh, indem man ſie in Salzwaſſer oder nur in Meerwaſſer eintauchte. Die in Erdöfen gekochten Speiſen bekamen einen vortrefflichen Geſchmack, was die Mannſchaft der Schiffe Cook's bewog, dieſelbe Methode zu befolgen, wobei ſie ſich gut befand.

Wenn ſich auf Ha-uai die Bewohner mit einander unterhalten, ſo legen ſie ſich platt auf den Bauch um eine Matte her. Es iſt gebräuchlich, daß man, wenn ein Verwandter oder Freund von einer Reiſe oder von einem Zuge zurückkommt, anfängt zu weinen und zu ſchreien, während

man einander tröſtet und umarmt. Empfängt eine Familie den Beſuch eines Gaſtes von Auszeichnung, ſo feiert man ſeine Ankunft mit einem improviſirten Liede. Hier die Ueberſetzung eines ſolchen Gedichtes nach Ellis:

Name Mawi's, Sohn Para's,
Wie euch feiern?
O Mawi! Weib, berühmt auf Hovua,
Weib, gewandt im Ackerbau!
Laßt uns den Fiſcher verheirathen
Mit dem Weibe, das den Acker baut.
Glücklich das Land, das ihnen angehören wird!
Wenn der Mann ein Fiſcher iſt,
Und die Frau den Acker baut,
So gibt es Lebensmittel genug für Greiſe und Jünglinge,
So wie für unſere geliebten Krieger.
Man denkt an das Leben des Freundes,
Man baut für Tui-te-Lani.
Die mächtigen Wälder von Tapa-Pala wurden verbrannt,
Der Abhang ſelbſt wurde verzehrt;
Das Land Tua-Ehu war wüſte.
Der Vogel ſezte ſich auf die Felſen von Ohara-Hara.
Acht Monate, acht Tage lang,
Waren die Landbauern außer Athem,
Müde vom Kräuterbau,
Erliegend unter der Sonne;
Um ſich blickten ſie mit Beſorgniß.
Durch den Wind, durch den regenſchweren Sturm
Wurde der Sand auf Hoina geworfen;
Ganz roth wurden die Augen davon.
O Ta-uai! o Ta-uai! ſey geliebt!
Land inmitten des Meeres,
Das friedlich ruht im Schoße der Wellen,
Und ſein Antlitz angenehmen Winden zukehrt.
Der Wind hatte geröthet die Augen
Der Menſchen, deren Haut tättowirt iſt.
Der Sand von Ta-u iſt zu Poho-Tuoa,
Die Lava zu Ohia-Ota-Lani.
Das Meer war der Weg, auf dem man kam
Zur ſandigen Küſte Taimu's;
Im Innern, durch den Berggipfel,
War der Fußpfad verborgen.
Kiro-Ea war verborgen durch den Sturm.
Pele reſidirt zu Kiro-Ea
Im Vulkan und nährt ſich immer von Flammen.

Gymnaſtiſche Spiele und Tänze.

Die meiſten Spiele dieſer Inſulaner beſtanden in gymnaſtiſchen Uebungen, worin ſie eine erſtaunliche Kraft und Gewandtheit entwickelten. Sie kannten die Schaukel, das Fünfkugelſpiel, ein in Indien und Europa bekanntes Spiel, welches darin beſteht, immer fünf Kugeln in der Luft zu erhalten, welche von dem Spieler bald aufgefaßt, bald fortgeworfen werden, und ſo eine Art Garbe bilden, die fortwährend über ſeinem Haupte in Bewegung iſt. Auch hatten ſie ein anderes Spiel, das mit dem der alten griechiſchen Gymnaſien Aehnlichkeit hatte und darin beſtand, ſich ſo lange als möglich mit einem Fuße auf einem runden und vollkommen glatten Steine zu erhalten. Aber das Lieblingsſpiel der jungen Leute, ein Spiel, an dem die Ha-uaierinnen häufig Antheil nehmen, iſt das Wettrennen, wobei häufig Wetten gemacht werden, und das ihnen Gelegenheit gibt, all ihre Kraft und Gewandtheit zu entwickeln. Der zu durchrennende Raum iſt Anfangs ſehr beſchränkt; aber die Rennbahn erweitert ſich bald, indem die Gegner, welche ſpäter als die übrigen angekommen ſind, ſich zurückziehen, und endlich wird bei einem lezten Verſuche der Sieger, in Schweiß gebadet und athemlos, ausgerufen und gewinnt die Einlagen.

Eine andere Uebung iſt das Schwimmen, wobei ſich Männer und Frauen gleichſehr auszeichnen. In Stürmen, mitten in der wüthendſten Brandung, ſieht man ſie, ein Brett vor ſich her ſtoßend, mit dieſem einfachen Hilfsmittel der Wuth der Wogen trotzen, und mehrere Meilen weit im Meere fortſchwimmen, oft ganze Minuten unter der Brandung der

Wogen verſchwinden, aber plötzlich auf einer andern Seite wieder auftauchen und immer fortſchwimmen. Karai-Mocu und Tai-Una, berühmte Häuptlinge, zeigten gern ihre Gewandtheit in dieſer Kunſt. Ein ſehr gewöhnliches Spiel dieſer Inſulaner hatte viel Aehnlichkeit mit unſerm Damenſpiel, und beſtand in einem Damenbrett mit 238 Feldern in ſiebenzehn Reihen, auf welchem man kleine Steine hin- und herrückte. Die Hauptbeluſtigungen auf den Ha-uai-Inſeln ſind aber ohne Zweifel die Schauſpiele, beſtehend in einer Art Pantomimen oder in Tänzen, die hauptſächlich von Frauen ausgeführt wurden, und woran ſogar die Frauen der Häuptlinge Theil nahmen. *) Dieſe Spiele werden im Takte ausgeführt und von Muſikern des Landes geleitet, welche oft nicht die unintereſſanteſten Spieler des Stückes ſind. Die Miſſionäre und Reiſenden haben uns von mehreren ſolchen Feſten Beſchreibungen mitgetheilt.

Die Tänze oder Hura's begannen mit weichen Stellungen und langſamen und zierlichen Bewegungen, welche allmälig an Schnelligkeit zunahmen, und am Ende wurden die Stellungen ſo ſeltſam und die Bewegungen ſo ſchnell, daß der Zuſchauer ihnen kaum mit dem Auge folgen konnte. Der beſte Tänzer war der, welcher es am längſten aushalten konnte. Cook ſpricht von einem Tänzer, welcher ein Halsband von Meergras und mit Hundszähnen beſezte Arm- und Fußbänder trug. **) In der rechten Hand hatte er eine große mit Steinen gefüllte Calebaſſe, und in der linken einen Stock, womit er darauf ſchlua. Er führte nach Art der italieniſchen Poſſenreißer groteske Tänze aus. Ellis ſah einen jungen Mann, welcher allein einen Tanz ausführte, den der Ton einer Calebaſſe, die er in der Luft hin- und herbewegte, und das Geſchrei der Umſtehenden, welche Nationallieder ſangen, begleitete. Ein anderes Mal wohnte er einem Tanze bei, den zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von 9 bis 10 Jahren, ausführten, welche unter Begleitung von fünf Muſikern, die ihre Tam-Tams ſchlugen, ſehr ſchwierige Touren machten, während ſie das Lob der Krieger von Ha-uai beſangen. ***)

Die ergötzlichſten Spiele waren diejenigen, welche man zu Ehren Vancouvers aufführte. Dieſer berühmte Seemann gibt einen langen Bericht über die Scheinkämpfe, die Tänze und Spiele aller Art, womit man ihn bei ſeiner zweiten Reiſe beläſtigte. Es war, wie wir ſehen werden, im Jahr 1793, ein Jahr nach der Ermordung ſeines Lieutenants Hergerſt, da Vancouver in der Bai von Ke-Ara-Kekua, der Reſidenz des Königs Tamea-Mea, ankerte. Ohne Zweifel ließ dieſer Herrſcher zur Wiederherſtellung des guten Einverſtändniſſes zwiſchen den Europäern und Eingebornen alle auf Ha-uai gebräuchlichen Feſtlichkeiten und Schauſpiele veranſtalten. Vancouver bewunderte vornehmlich das Schauſpiel eines Scheinkampfes, wo er Gelegenheit hatte, die erſtaunliche Kraft und ungemeine Gewandtheit der Krieger des Ha-uai-Archipels zu bewundern. Verſuchen wir es, dieſen merkwürdigen Bericht nach unſerer Art wieder zu geben:

Kriegeriſche Schauſpiele.

Zwei Kriegerſchaaren, jede 150 Mann ſtark und mit ſtumpfen Lanzen bewaffnet, ſtellten ſich unter Anführung ihrer Häuptlinge auf dem nördlichen

*) S. Blatt 119. **) S. Blatt 123. ***) S. Blatt 130.

Tanz der Kinder

Digitized by Google

Theile der Küſte außen an dem Morai in Schlachtordnung. Die zur Rechten ſollten das Heer Tamea-Mea's, die zur Linken die Truppen der Könige Tahi-Teri und Ta-Eo, ſeiner Feinde, vorſtellen. In einem wirklichen Kampfe hätten Schleuderer die Spitze der Flügel einnehmen ſollen; da ſie fehlten, mußte man ſich dieſelben hinzu denken.

Auf ein verabredetes Signal rückten beide Scharen von ſelbſt vor; und nachdem ſie auf die Schußweite eines Wurfſpießes ſich einander genähert hatten, traten auf beiden Seiten die Anführer vor ihre Krieger, hielten eine feurige Anrede an ſie und begleiteten jedes Wort mit den ausdrucksvollſten Gebärden; hernach wurden von beiden Seiten Ausforderungen und Drohungen gewechſelt, ſodann auf ein anderes Signal von beiden Heeren ein Hagel von Wurfſpießen abgeſchickt, wovon jedoch der größte Theil mit lautem Geſchrei auf den Lanzeneiſen abprallte. Dieſes Vorſpiel des Kampfes, bei welchem die Gegner beider Parteien eine Probe von erſtaunlicher Gewandtheit im Werfen und Pariren ablegten, war indeß nur der Anfang des Gefechtes. Von beiden Seiten geſchahen nun Ausforderungen und mit Blitzesſchnelle traten Krieger hervor, die ſogleich der Zielpunkt der Wurfſpieße ihrer Gegner wurden; aber ſie parirten dieſelben mit ſolcher Gewandtheit, daß ſie oft mehrere auf ſie geſchleuderte Wurfſpieße in der Luft auffingen, und ſie wieder auf die Feinde warfen, während ſie ſich zugleich gegen neue, die angeflogen kamen, ſchützten.

Insbeſondere erregte Tamea-Mea durch ſeine Unerſchrockenheit die Bewunderung der Begleiter Vancouvers. Er hatte ſich einen Augenblick unter die Kämpfenden gemiſcht. Sobald die Krieger Tahi-Teri's ihn im erſten Gliede erblickten, waren alle Angriffe gegen den großen König gerichtet. Im Augenblick flogen ſechs Wurfſpieße auf Einmal gegen ſeinen Kopf und ſeine Bruſt. Mit einer Hand faßte er drei auf, die er ſogleich wieder auf den Feind warf, wich einem vierten durch eine raſche Bewegung aus, und zerbrach die beiden andern mit dem Eiſen ſeiner Lanze in der Luft. Indeß ließen die Feinde fortwährend einen Hagel von Wurfſpießen auf ihn regnen, und ungeachtet ſeiner außerordentlichen Gewandtheit wäre er ohne Zweifel getroffen worden, als durch eine raſche Bewegung ſeine Truppen einen lebendigen Schild um ihn bildeten; ſogleich rückte dieſe dichte und von Eiſen ſtarrende Maſſe auf den Mittelpunkt des Feindes los, durchbrach jenen, verfolgte dieſe und errang den Sieg. Tamea-Mea hatte keine Wunde erhalten.

In den lezten Augenblicken des Kampfes hatten die Engländer einen Punkt bemerkt, wo man ſich mit unglaublicher Heftigkeit ſchlug, einen wahren Zweikampf auf Leben und Tod in dieſem ſo erbitterten Gefechte. Es handelte ſich darum, einander den Leichnam des erſten Kriegers, der zu Boden geworfen worden war, ſtreitig zu machen. Dieſer Krieger war von der Partei Tahi-Teri's, und der Kampf dauerte lange fort, ohne daß ein Theil einen wirklichen Vortheil errungen hätte. In den Schlachten dieſer Inſulaner wird der erſte Gefangene im Morai geopfert; daher verdoppeln ſich die Anſtrengungen von beiden Seiten; ſehr oft wird dieſer Punkt der Hauptpunkt des Gefechtes und der Schauplatz eines wüthenden Handgemenges. Endlich wurde das Heer Tahi-Teri's und Ta-Eo's durchbrochen; nun wurden die Verwundeten, oder vielmehr die Krieger, welche die Rolle derſelben ſpielten und während des Gefechtes, braun und blau geſchlagen, zu Boden geworfen worden waren, von den Siegern ergriffen,

welche ſie an den Ferſen faßten, und ziemlich weit weg von dem Schlachtfelde über den Sand hin ſchleppten. Schon mit Quetſchungen bedeckt ließen ſich dieſe Inſulaner, um nicht aus ihrer Rolle zu fallen, mitten über Gras und Steine hinſchleppen, ohne einen Laut von ſich zu geben oder ſich zu bewegen. Endlich nahm die Komödie ein Ende, und die handelnden Perſonen in dieſem unglaublichen Schauſpiele erhoben ſich, mit Staub, Koth und Blut bedeckt, luſtig und behend, ſchüttelten ſich ab und wuſchen ſich im Meere.

Allein dieſer heftige Kampf, wo ſo viel Kraft und Gewandtheit entwickelt wurde, war nur das Vorſpiel eines lebhaftern, worin die Angriffe beſſer kombinirt und die Evolutionen künſtlicher angeordnet waren. Die Häuptlinge hatten ſich noch nicht gezeigt; nur die gewöhnlichen Krieger hatten figurirt. Die erſteren rückten nun vor in Begleitung von Kriegern, die mit ſpitzigen 16 bis 20 Fuß langen Lanzen, Polulu geheißen, bewaffnet waren, und führten mehrere Bewegungen auf dem Schlachtfelde aus, während ihre Vorgänger nach morgenländiſcher Weiſe auf dem Boden ſaßen, und mit Unterhandlungen beſchäftigt waren.

Als ſie ſich einander bis auf 12 oder 15 Toiſen genähert hatten, ſtanden beide Scharen von ſelbſt ſtill. Der Häuptling, welcher den König Ta-Eo vorſtellte, nahm zuerſt das Wort, und hielt eine Anrede nach Art der Helden in der Ilias; darauf kam die Reihe an andere Krieger, von denen jeder ſeine Meinung ſagte; oft wurde die Erörterung ſehr heftig, und während dieſer Zeit beobachteten beide Parteien einander unaufhörlich, wie wenn ſie irgend einen Hinterhalt oder freiwilligen Angriff befürchtet hätten. Bei Friedensvorſchlägen ſenkten die Wachen des Lagers die Spitze ihrer Lanzen; bei heftigen Unterredungen erhoben ſie dieſelben in gleicher Höhe. Die Meinung der Häuptlinge, welche für den Krieg geſtimmt hatten, drang durch. Von beiden Seiten erhoben ſich die Krieger, und ordneten ihre Phalangen. Dieſes Mal waren Schleuderer und Armbruſtſchützen auf die Flügel geſtellt und eröffneten die Schlacht. Indeß führten die Truppen Scheinbewegungen aus, in der Abſicht, vortheilhafte Stellungen auszuwählen und das feindliche Heer zu beherrſchen. Endlich kam es nach dieſen Bewegungen und einigen Scheinangriffen zum Handgemenge zwiſchen beiden Heeren.

In dieſem Archipel bilden die Häuptlinge eine beſondere Klaſſe, und ſind an Kraft und Einſicht den Kriegern aus der Volksklaſſe überlegen. Mehrere ſind 6 Fuß hoch und mit großer Stärke begabt; überdieß zielt ihre gymnaſtiſche Erziehung dahin, dieſe Stärke noch mehr zu entwickeln; auch zeigten ſie auf beiden Seiten eine Gewandtheit und Kraft, über welche die Engländer erſtaunt waren, ſelbſt nachdem ſie dem vorhergehenden Kampfe beigewohnt hatten. Um jeden Fuß breit Boden wurde geſtritten; jede Schlachtlinie ſchien eine eherne Mauer zu ſeyn, aber eine Mauer, welche unaufhörlich Streiche entſandte, aus welcher ſich unaufhörlich ein Hagel von Geſchoſſen ergoß, der unmächtig an der entgegengeſezten Mauer abprallte.

Der Sieg blieb einige Zeit unentſchieden; aber die Partei Tamea-Mea's ſollte Sieger ſeyn. Der linke Flügel des Königs Tahi-Teri wankte einen Augenblick und gab dem Heere Tamea-Mea's Zeit, alle ſeine Streitkräfte auf dieſem Punkt zu vereinigen. Nun brach es mit furchtbarem Geſchrei auf den linken Flügel los. Von dieſem Augenblick an ſah man nur Sieger,

welche Beſiegte verfolgten. Mehrere davon fielen an der Küſte, unter Andern die Könige Tahi-Terí und Ta-Eo. Die Uebrigen gewannen trotz der heftigen Verfolgung das Innere. Die beſiegten Könige aber wurden, ſo ſehr ſie ſich auch wehrten, vor Tamea-Mea geführt, der ſie in den Morai zu bringen befahl, um geopfert zu werden. Dem Befehle ihres Häuptlings zufolge bemächtigten ſich die Krieger darauf der Gefangenen; aber anſtatt ſie zu erſchlagen, führte man ſie mit allen Ehren, die ihrem Range gebührten, zu einem großen Gaſtmahle, welches das Feſt beſchloß und wobei ſich Sieger und Beſiegte, ihre Streitigkeiten und die kaum gelieferte Schlacht vergeſſend, einer kindiſchen Freude überließen und ſich über das ihren neuen Gäſten gegebene Schauſpiel beglückwünſchten.

So beſchaffen waren die Spiele dieſer liebenswürdigen Naturkinder, als ſie von den erſten Europäern beſucht wurden. Seitdem ſind große Umwandlungen vorgegangen. Unſere Civiliſation hat die Nationalphyſiognomie der Ha-uaier, der Taitier, der Tonga's und anderer, welche Cook und Bougainville Wilde nannten, ſehr verändert; bald werden die Reiſenden, wenn ſie die Berichte der Seefahrer aus dem vorigen Jahrhundert leſen, ſie für Fabeln halten wollen.

Kleidung und Schmuck.

Die Kleidung der Bewohner von Ha-uai hat in den lezten Zeiten manche Veränderungen erlitten, beſonders aber, wie wir bereits geſehen haben, die Uniform des Heeres. Bei der Ankunft Cook's war der einfache Maro *) das einzige Kleidungsſtück der Männer aus dem Volke und der untergeordneten Häuptlinge. Das der Frauen beſtand in einem Stück Zeug, das nach dem Geſchmack und der Phantaſie einer jeden drapirt war, und bald den Kopf bedeckte und über den Buſen herfiel, bald nur einfach den Leib umſchlang. Die vornehmſten Häuptlinge allein hatten das Recht, einen Mantel oder eine Matte zu tragen, welche aus Stoffen des Landes verfertigt und auf der Schulter mit Haken befeſtigt wurden. Bei Feſtlichkeiten und an Schlachttagen bekleideten ſie ſich mit dem Federnmantel. Beide Geſchlechter gingen gewöhnlich barfuß. Wenn ſie bei ihren Wettrennen lange auf Korallen gehen mußten, beobachteten ſie die Vorſicht, ihre Füße mit Sandalen von Kokoswolle zu ſchützen. Die Häuptlinge allein trugen Helme im Kriege; ſonſt aber hatten ſie überall ſtatt des Kopfputzes, wie die übrigen Einwohner, nur ihr Haar, das ſie auf verſchiedene Weiſe behandelten. Die Einen trugen es lang und ohne beſondere Anordnung; Andere ließen es in Flechten herabfallen; Andere endlich behielten von ihrem Haare nur einen vier Finger breiten Riemen bei, der von der Stirne bis zum Hinterkopfe herablief und einem Helmbuſche gleichſah; das Uebrige war weggeſchoren.

So war der Kopfſchmuck der Männer beſchaffen; die Frauen dagegen wandten, wie bei uns, beſonders viel Sorgfalt auf dieſen Theil ihres Schmuckes. Die Frauen der Häuptlinge trugen oft künſtlich geordnete Blumenſträuße in den Haaren. Manche flochten Federn von verſchiedenen Farben darein, bald gelbe, bald rothe, ſogar ſchwarze, und ſteckten Pandanusfrüchte darunter, was ſehr gut ließ. Sehr viele färbten einen Streif von Haaren zunächſt dem Geſichte in einer Breite von zwei Fingern weiß.

*) Der Maro iſt ein Gürtel zur Bedeckung der Hüften. Er erinnert an das Languti der Schwarzen.

Andere ſchoren die Haare am Hinterkopfe ab und ließen die vom vordern Theil darüber hinabfallen, wie die Taitierinnen; ſehr viele endlich zogen alle Haare auf dem Wirbel zuſammen, und ſchlangen ſie ſo um einander herum, daß ſie eine phrygiſche Mütze vorſtellten.

Auf Ha-uai, ſo wie auf den anderen Inſeln Polyneſiens, trugen Männer und Frauen Arm- und Halsbänder verſchiedener Art, entweder von Hundszähnen oder Muſcheln oder Blumen. Statt der Ringe trugen die Frauen an ihren Fingern kleine Figürchen von Holz, welche Schildkröten vorſtellten. King ſpricht von einem Federnſchmucke mit rothem Grunde und gelb und ſchwarz eingefaßt. Dieſer Schmuck, welcher in der Landesſprache Rai heißt, und den man am Halſe und in den Haaren trägt, ſieht ganz einer platten und zirkelförmigen Krauſe gleich, ſo enggeſchloſſen und vollkommen glatt ſind die Federn.

Kapitän Cook ſpricht von einer andern Art von Schmuck, der bei dieſen Völkern unſere Theatermasken vorſtellt. Es iſt dieß eine hübſch gearbeitete Calebaſſe, mit kleinen grünen Zweigen umflochten und oben beſezt; an dem innern Theile, der das Kinn vorſtellt, hat ſie ein Stück ſchwarzen Zeuges, welches den Bart vorſtellen ſoll. In der Mitte iſt ein Loch für die Naſe und zwei andere für die Augen angebracht. Einmal kamen Inſulaner, das Geſicht mit dieſer Maske bedeckt, auf einer doppelten Pirogue an Bord, und führten die ſeltſamſten Bewegungen aus. Wahrſcheinlich bedienten ſie ſich dieſer Masken bei ihren Saturnalien; indeß ſcheint dieſer Gebrauch abgekommen zu ſeyn. *)

Gegenwärtig haben Volk und Häuptlinge die europäiſchen Kleider ſehr gerne; einige Häuptlinge bekleiden ſich damit, aber nur wenn ſie einen Beſuch auf den angekommenen Schiffen machen. Taimotu, der Bruder der Königin Kahumanu, war beinahe immer engliſch gekleidet. Die Frauen, wie überhaupt die Polyneſierinnen, lieben ſehr Halsbänder von blauem Glaſe.

Tättowirung. — Genuß des Ava. — Heilverfahren.

Die Tättowirung, welche im übrigen Polyneſien ſo allgemein üblich iſt, war es auf Ha-uai in der Regel nur bei den Kriegern, denen ſie zum Schmuck diente; die meiſten Einwohner aber trugen zahlreiche und meiſtens ſehr complicirte Zeichen von Tättowirungen an ſich, welche ſie ſich beim Tode von Häuptlingen oder Perſonen aus ihrer Familie gemacht hatten, wie z. B. beim Tode Keo-Puo-Lani's, der Gattin Tamea-Mea's und der Mutter der beiden Könige Rio-Rio und Ko-Ike-Uli.

Da die Vornehmen ohne Ausnahme ſehr fett ſind, ſo trinken ſie Kava oder Ava, um mager zu werden, und beobachten zugleich eine ſtrenge Diät; und wirklich verliert ſich ihre Beleibtheit zuſehends, die Haut bekommt Runzeln, ſchuppt ſich ab und erneuert ſich. Viele alte Häuptlinge trinken das Kava zum Vergnügen; ſie magern ab, und ihre Augen werden roth; der Genuß dieſes Giftes gibt ihnen das Anſehn von halbbetrunkenen Menſchen. In den Reiſebeſchreibungen Cook's wird die ekelhafte Zubereitungsart dieſes Giftes geſchildert, welches in den Hauptarchipeln des großen Oceans genoſſen wird, und deſſen Mißbrauch überall gefährliche Wirkungen hervorbringt. Man glaubte ihm zum Theil die zahlreichen

*) S. Blatt 118.

Hautkrankheiten zuſchreiben zu müſſen, von welchen die Inſulaner befallen werden.

Von einem merkwürdigen Heilverfahren berichtet Choris: „Ich ſah zu Vahu,“ ſagt er, „einen Engländer, welchen die Gicht gänzlich gelähmt hatte; er konnte weder ſitzen, noch gehen. Ein alter Inſulaner unternahm ſeine Heilung: er ließ ihn zuerſt die ſtrengſte Diät beobachten; dann rieb er ihn alle Tage vom Gürtel bis zur Spitze der Füße mit den Händen, und ſezte dieß ſo lange fort, bis der Kranke eingeſchlafen war. In ſechs Wochen war er völlig hergeſtellt, wie er uns ſelbſt ſagte, als wir ihn zu Vahu wieder ſahen.“ Das von dieſem Inſulaner beobachtete Verfahren erinnert an das gewöhnliche Verfahren beim Magnetismus.

Sprache und Litteratur.

Die Sprache von Ha-uai ſcheint uns ein Dialekt der allgemeinen Jaya-polyneſiſchen Sprache zu ſeyn, wie wir bereits bewieſen zu haben glauben. Sie iſt ſanft und harmoniſch, und nähert ſich dem Malayiſchen in den Wurzelformen; während es in der Ausſprache die meiſte Aehnlichkeit mit dem Italieniſchen hat. Während es anderen polyneſiſchen Dialekten, was Worte, Konſtruktion und Grammatik betrifft, ſo ganz ähnlich iſt, daß ſich ein allgemeines Syſtem der Schreibart und Orthographie auf ſie anwenden läßt, ſo unterſcheidet ſie ſich doch von dem taitiſchen Dialekte dadurch, daß ſie beſſer artikulirt iſt, und von dem neuſeeländiſchen, daß ſie weniger Kehllaute hat. Alle Silben und Wörter endigen ſich daher auf Vokale. Die meiſten Wörter ſind zweiſilbig, und nur einige dreiſilbig, jedoch mit Ausnahme der zuſammengeſezten Wörter.

Bis zum Jahr 1822 war die Schrift auf Ha-uai, ſo wie auf den anderen Inſeln Polyneſiens, unbekannt. Indeſſen ſpricht der Miſſionär Ellis von auf Lava gezeichneten Charakteren, welche die größte Aehnlichkeit mit mexicaniſchen und peruvianiſchen Hieroglyphen hatten. Dieſe Zeichen ſcheinen irgend einen Umſtand bei einer Reiſe anzudeuten. Ein Halbzirkel mit einem Punkt in der Mitte konnte bedeuten, daß ein Mann die Hälfte der Inſel bereiſt hatte; ein ganzer Zirkel mit einem Punkte in der Mitte zeigte an, daß er ſie ganz bereiſt hatte. Endlich bezeichneten mehrere über einander geſtellte Zirkel vielleicht ebenſoviele fremde Reiſende, als es Zeichen oder Punkte waren.

In dem von den amerikaniſchen Miſſionären angenommenen grammatiſchen Syſteme genügen ſiebenzehn Buchſtaben: fünf Vokale, a, e, i, o, u, und zwölf Konſonanten, b, d, h, k, l, m, n, p, r, t, v, w, um alle Laute der Sprache von Ha-uai zu bezeichnen. Die Miſſionäre glauben ſogar, man könnte, ohne daß es der Ausſprache Eintrag thun würde, die fünf Buchſtaben b, d, r, t, v, weglaſſen.

Wie wir bereits bemerkt haben, wurde im Jahr 1822 das erſte ha-uaiſche Buch gedruckt. Es war der Verſuch einer Sprachlehre, wobei man den ſchon für die Sprachen von Taiti und Neuſeeland angenommenen Grundſätzen folgte. Seitdem haben die Fortſchritte der Buchdruckerkunſt eine ſolche Ausdehnung gewonnen, daß zehn Jahre nachher, im Jahr 1832, innerhalb ſechs Monaten 166,000 Exemplare die Preſſe verlaſſen hatten. Unter dieſen Werken waren am meiſten verbreitet: die bibliſche Geſchichte, die Anfangsgründe der Arithmetik, das tägliche Brod, mehrere Bücher des alten und neuen Teſtaments, eine Abhandlung über die Ehe, geographiſche

Abhandlungen, ſämmtlich in großer Anzahl abgezogen und verbreitet. Auch ſpricht man davon, neue Werke über die Geſchichte, Geographie, Grammatik u. ſ. w. herauszugeben, und beſonders einen Kalender zu gründen. Innerhalb zehn Jahren war das in einem neuen Lande, wo die Miſſionäre Alles ſelbſt hatten ſchaffen müſſen, eine ungeheure Arbeit.

Die alten Bewohner bedienten ſich der Decimalrechnung; ſie zählten nach Nächten und nicht nach Tagen, um die Abtheilungen eines Monats zu ſchätzen; und jeder Mond, ſowie jede Mondnacht, hatte einen beſondern Namen. Zwölf Monde bildeten ein Jahr; die wahren Zeitabſchnitte aber berechnete man nach den Jahrszeiten.

Theatraliſche Darſtellungen.

Da den Ha-uaiern die Kunſt, den Gedanken feſtzuhalten, gänzlich unbekannt war, ſo war ihre Litteratur rein mündlich und beſchränkte ſich auf einige mehr oder minder fabelhafte Geſchichten, auf einige Gedichte, welche der Miſſionär Ellis mit Fleiß geſammelt hat, und auf einige Theaterſtücke. In dieſem lezten Zweige der Litteratur hatten dieſe Inſulaner eine Stufe von Vollkommenheit erſtiegen, die man ſich in Europa kaum vorſtellen würde. Das Drama, meiſtens ernſt und feierlich, zeigte eine ſolche Verkettung der Handlung, daß ſich das Intereſſe immer ſteigern mußte. Sie hatten wohl gefühlt, daß man, um den aufmerkſamen Zuhörer zu feſſeln, das Intereſſe ſteigern müſſe, damit man bei Löſung des Knotens ihn in Begeiſterung verſetze. In Stücken dieſer Art unterſtüzten die Schauſpieler das Verdienſt des Drama's auf bewunderungswürdige Weiſe, und man konnte auf der Scene vollendete Schauſpielerinnen erkennen, welche nur durch lange und ernſte Studien es auf dieſen Grad von Vollkommenheit gebracht haben konnten. Die erſten Künſtlerinnen erregten beſonders durch die Gewandtheit in ihrer Action, die Anmuth ihrer Bewegungen und die bewunderungswürdige Harmonie in allen Stellungen, worin das größte Verdienſt der Darſtellung beſteht, den Enthuſiasmus der Zuſchauer im höchſten Grade. Wahrſcheinlich gab es eine Art von Conſervatorien, wo die Schauſpieler ſich in der Action und Declamation ausbildeten, und dieſe Wahrſcheinlichkeit wurde für die zu dieſen Feſten eingeladenen Engländer und Franzoſen zur Gewißheit, da ſie auf der Scene junge Schauſpielerinnen ſahen, bei welchen der Unterſchied zwiſchen ihnen und den ſeit langer Zeit geübten Schauſpielerinnen ganz auffallend hervortrat.

Auf ſeiner lezten Reiſe, welche Vancouver im Jahr 1794 nach Ha-uai machte, um es im Namen Englands in Beſitz zu nehmen, gab Tamea-Mea den Engländern mehrere heroiſche Darſtellungen. Wir werden die intereſſanteſten Partien daraus durchgehen, theils, indem wir ſie überſetzen, theils und öfter, indem wir eine freie Nachahmung des Textes Vancouver's geben.

Das erſte Schauſpiel wurde unter freiem Himmel gegeben. Eine Frau von angenehmer Geſichtsbildung war die einzige, welche in dieſem Stücke auftrat. Kopf und Hals der Schauſpielerin waren von vielfarbigen wallenden Federn beſchattet; Schultern und Buſen waren nackt und ſehr ſchön. Um den Gürtel waren mehrere Stücke Zeug gerollt, die mit Anmuth bis auf die Kniee herabfielen. Halbſtiefeln ſchloſſen ſich enge um den untern Theil des Beines an, wurden um die Waden weiter und waren

Portrait dreier Indianer

Das Innere v. einem Hauſe
eines Häuptlings.

über den Knieen befeſtigt. Ein Maſchennetz, woran Hundszähne hingen, bedeckte dieſen Theil der Kleidung. Auch trug ſie Armbänder von Hundszähnen, welche ſehr künſtlich mit einander verbunden und ſymmetriſch geordnet waren. Die Zuſchauer, welche einen Halbkreis bildeten, beklatſchten die Schauſpielerin, als ſie auftrat, mit großem Lärm, ſie nahm es ſo auf, daß man wohl ſah, ſie ſey daran gewöhnt. Das Orcheſter beſtand aus zwei Muſikern, deren jeder eine leere, oben offene und unten ſpitz zulaufende Calebaſſe in der Hand hatte; mit dieſem Inſtrument ſchlugen ſie bald auf den Boden, bald hoben ſie es in die Höhe, um es mit Händen und Ellbogen, wie eine Mohrentrommel, zu ſchlagen. Dieſe verſchiedenen Bewegungen machten die Begleitung zu ihren Geſängen aus, und ihre leidenſchaftlichen Gebärden zeugten deutlich von dem lebhaften Intereſſe, das ſie an dem Gelingen des Stückes nahmen. Uebrigens hatte die Muſik ihrer Inſtrumente nichts Mildes, und ſtand im Einklang mit den Bewegungen der Schauſpielerin, welche, je nachdem es ihre Rolle erforderte, bald vor-, bald zurücktrat. Der Vortrag war Anfangs ernſt und feierlich; dann wurde ſie aber allmälig lebhafter, ihre Stimme bekam mehr Ausdruck und erreichte bald den höchſten Grad von Begeiſterung. Nun regten ihre ſtark betonte Deklamation, ihre herrlichen Stellungen, ihre ausdrucksvollen und leidenſchaftlichen Gebärden die Menge auf, welche ihr Spiel wüthend beklatſchte. Obgleich Vancouver und die Seinigen von den Worten, welche ſie ausſprach, Nichts verſtanden, ſo wurden ſie von dem Feuer ihrer Aktion und von dem Accent ihrer Stimme doch lebhaft bewegt. Das Volk aber, das je nach der Wendung, welche das Drama nahm, bald ruhig war, bald außer ſich kam, hatte die Rolle Puku's vollkommen begriffen.

Auf dieſes von einer einzigen Schauſpielerin aufgeführte Stück folgte ein anderes von erhabenerer Art, an welchem die Frauen der vornehmſten Häuptlinge Antheil nahmen.

Der Schauplatz war ein viereckiger, von Häuſern eingeſchloſſener Raum. Viertauſend Zuſchauer in Gruppen aufeinander gedrängt, erwarteten mit Ungeduld den Anfang des Stückes, welches wegen der dazu nöthigen Vorbereitungen um eine Stunde verzögert worden war. Das Orcheſter, beſtehend aus fünf Muſikern, welche in der einen Hand ein Stück polirten Holzes in Geſtalt einer Lanze, in der andern aber einen Stab hielten, womit ſie auf das erſte ſchlugen, begann die Ouverture. Die Melodieen wechſelten nach der Bewegung, dem Maß und der Verſchiedenheit der Töne, die ſich nach dem Punkte richteten, wo man das Inſtrument anſchlug. Kaum hatte das Orcheſter ſeine Ouverture geendigt, als das Geſchrei und Klatſchen der Menge das Auftreten der Schauſpieler ankündigten, worauf ſich die Muſiker in den Hintergrund der Umzäunung zurückzogen.

Die Kleidung der meiſten Schauſpielerinnen glich ſehr viel dem Anzuge Puku's; nur hatten ſie meiſtens reichere Stoffe und viel mehr Schmuck an ſich. Um den Hals und die Schultern trugen ſie Halsbänder von Blättern des Drachenblutbaumes, und um die Beine und den unteren Theil ihrer Röcke Guirlanden von geflochtenen Lianen, welche die Stelle des Netzes und der Hundszähne der erſten Schauſpielerin vertraten.

Das in vier Akte getheilte Stück war eine Miſchung von Geſängen und Recitativen, und zu Ehren einer Prinzeſſin, Namens Karai-Kuli-Niao, verfaßt worden, welche 60 Meilen vom Schauplatz gefangen gehalten wurde. Damit die Zuſchauer innigern Antheil an dem Unglück dieſer

Prinzeſſin nehmen möchten, mußten Männer und Frauen auf einen Augenblick den Schmuck wegnehmen, den ſie auf der Bruſt trugen, ſo oft der Name der Heldin ausgeſprochen wurde. Nur die handelnden Schauſpielerinnen waren von dieſer Ceremonie befreit, wahrſcheinlich weil es die Aufführung verzögert hätte.

Die Schauſpielerinnen, ſieben an der Zahl, ſtellten ſich in eine Linie vor die durch die Damen von Rang und die Häuptlinge eingenommenen Plätze. Die erſte Schauſpielerin, deren anmuthige Züge durch eine um ihren Kopf künſtlich geflochtene Guirlande noch erhöht wurden, war die Gemahlin einer Art Kanzlers, und die Geliebte Tamea-Meas geweſen. Neben ihr war die gefangene Tochter des Königs Tahi-Teri; in der Mitte ſodann ſtand als die dem Range und der Geburt nach höchſte Karai-Mahamu, die jüngere Schweſter der Königin. Um ſie waren die übrigen Schauſpielerinnen gruppirt, deren Name und Stellung weniger hoch waren.

Die drei erſten Akte waren eine Reihe von Geſängen und Recitativen, in welchen die Schauſpielerinnen das größte Talent entwickelten; aber im vierten Akte verwandelte ſich der Ernſt und das Gemeſſene des Drama's plötzlich in eine ſolche Ausgelaſſenheit, daß die Europäer ein Aergerniß daran nahmen. Und doch wurde dieſes Finale am meiſten beklatſcht. Die Engländer konnten nur nach den Gebärden urtheilen, dieſen zufolge aber auch die Worte nehmen, die ohne Zweifel der Pantomime Nichts nachgaben.

Von dieſer Art war das Schauſpiel auf Ha-uai. Da es auf dieſem Punkte der Vervollkommnung ſtand, mußte es wohl einen ſehr frühen Urſprung gehabt haben, und es iſt ſehr zu bedauern, daß die Ueberlieferungen keine Nachricht über dieſen Punkt geben.

In einem Schauſpiele, das der Regent Enemo Vancouvern gab, konnte dieſer gelehrte Seemann den Unterſchied beurtheilen, der zwiſchen dem Theater auf Ha-uai und Kai-Kua Statt fand. Das in drei Akte getheilte Stück wurde von drei Gruppen aufgeführt, deren jede aus ungefähr 200 Frauen beſtand, welche in einer halb liegenden, halb ſitzenden Stellung, ungeachtet ihrer ſeltſamen Lage, eine Menge Bewegungen ausführten, ſo daß das Auge ihnen kaum folgen und ſie unterſcheiden konnte. Bei allen ihren Bewegungen, welche ſie mit bewunderungswürdiger Harmonie ausführten, ſchienen ſie einem Manne zu folgen, welcher einige Schritte vor ſie geſtellt war. Die Kontraſte waren auf eine zur Hervorbringung des Effektes vortheilhaft berechnete Art zuſammengeſtellt. Auf lebhafte und ſchnelle Bewegungen folgte plötzlich eine gänzliche Unbeweglichkeit; dann fielen ſie nieder, wie wenn ſie todt wären, wälzten ſich auf dem Boden in ihren Kleidern, und ſchienen darin begraben zu ſeyn. Alle dieſe Bewegungen wurden von melodiſchen Geſängen begleitet, und dieſes ſowohl ſeltſame als gräßliche Schauſpiel verſezte Vancouvern und ſeine Offiziere in große Bewunderung. Vom Anfang bis zum Ende des Stücks, welches zwei Stunden dauerte, wurde der ſtrengſte Anſtand beobachtet.

Geſchichte der Ha-uai-Inſeln.

Der Urſprung der Ha-uai'ſchen Raſſe, gefeiert, wie bei allen Völkern, in rein traditionellen Geſchichtserzählungen, in Nationalerinnerungen, fortgeſezt durch Volksgeſänge, die mehr das Siegel des Wunderbaren als der

Wahrſcheinlichkeit an ſich tragen, iſt der Gegenſtand verſchiedener Berichte, die die Aufmerkſamkeit des nachdenkenden Beobachters nur um des Intereſſe's willen feſſeln können, das er für das Volk hat, bei welchem ſie im Gange ſind, und über deſſen Charakter und Sitten ſie Aufſchluß geben. Von dieſem Geſichtspunkte aus ſcheinen uns die Ha-uai'ſchen Traditionen allerdings Aufmerkſamkeit zu verdienen.

Einigen Prieſtern zufolge war der erſte Bewohner Ha-uais göttlichen Urſprungs; er ſtammte von Haumea, einer wohlthätigen Gottheit weiblichen Geſchlechtes, ab. Nach Anderen war Akea, ein göttlicher Mittler zwiſchen den Göttern und Menſchen, der Vater der Bevölkerung und der Ahnherr der Könige. Die wahrſcheinlichſte Meinung aber, wenn man ſie von dem Wunderbaren entkleidet, womit ſie umhüllt iſt, iſt die, daß die erſten Bewohner in einer Pirogue von Taiti, d. h. von ferne, kamen. Die Tradition ſezt noch Folgendes hinzu: in den fernſten Zeiten, als der Ocean Alles bedeckte, ſchoß ein ungeheurer Vogel auf die Gewäſſer nieder und legte dort ein Ey, das ohne Zweifel von der Sonne befruchtet wurde, und aus dem Ha-uai hervorkam. Bald kamen in einer Pirogue von Taiti ein Mann, eine Frau, ein Schwein, Hühner und ein Hund. Nach einem einſtimmigen Berichte ließen ſie ſich auf der öſtlichen Küſte der Inſel nieder, und befreundeten ſich mit den Göttern und Geiſtern, welche die Felsſpitzen und Gebirge, die man die Ha-uai-Inſeln heißt, damals allein bewohnten. Nach den Ueberlieferungen von Oahu überſchwemmte eine Sündfluth dieſe Inſelgruppe mit Ausnahme einer trocken gebliebenen Bergſpitze, welche man Muna-Kea nennt. Dahin konnten ſich einige Individuen retten, und dieſe Reſte einer ertrunkenen Bevölkerung wurden der Stamm der gegenwärtigen. Ein Prieſter von Ha-uai, Kama-Pil-Kai, koloniſirte Taiti. Unter der Regierung Kahu Kapu's wurde der berühmte Tempel Makini's von einem Kauna oder fremden Prieſter, Namens Paao, erbaut, der dort ſeinen Dienſt einführte. Dieſer Prieſter war ein weißer Mann und kam aus fernen Gegenden mit zwei Göttern, einem großen und einem kleinen, welche ſogleich unter die Götter der Inſel aufgenommen und im Tempel Makini's angebetet wurden. Dieſer Prieſter heilte neben anderen Wundern, die er verrichtete, durch ſeine Gebete eines der Kinder Kahu-Kapu's. Opiri folgte ſeinem Vater Paao und diente dem Könige als Dolmetſcher, als Weiße zum Zweitenmale auf die Inſel kamen.

Neben dieſem Tempel wohnte der Tradition zufolge der Bruder Kana's, ein Rieſe, der von Inſel zu Inſel reiste, indem er auf dem Meere lief. Oft ſtand er mit einem Fuße auf Oahu und mit dem andern auf Ha-uai. Unter anderen außerordentlichen Thaten, welche man ihm zuſchreibt, erzählen die Inſulaner ſehr oft folgende: „Einſt hatten die Ha-uaier den König von Taiti beleidigt, welcher zur Strafe ihnen die Sonne entzog. Erſchrocken über die Finſterniß, welche die Inſel bedeckte, riefen ſie den Bruder Kana's an und baten ihn, ſich nach Taiti zu begeben, wo Kaho-Aril, der Herr der Sonne, wohnte. Der Rieſe zog ſeine ſtarken Stiefeln an, ſuchte Kahoa-Aril auf und wirkte es bei ihm aus, daß die Sonne den Ha-uaiern zurückgegeben würde, und um für die Zukunft einem ähnlichen Unglück vorzubeugen, befeſtigte er dieſes Geſtirn am Himmel, wo es ſeitdem unbeweglich ſtehen blieb.“ Kann man nicht in dieſen Allegorieen eine wahre Geſchichte erkennen? Dieſer Mann, der über das Meer geht, dieſes über den Inſeln befeſtigte Licht, zeugen alle dieſe Fabeln nicht von

dem Daſeyn einer gewiſſen, ziemlich alten Civiliſation, und von einer unvordenklichen Bekanntſchaft mit der Schifffahrt?

Ueberdieß dienen andere Sagen zur Bekräftigung der lezteren, und beweiſen es klar, daß die Bewohner von Ha-uai zu verſchiedenen Zeiten Reiſen nach Nau-hira und Tahu-Ata machten (Orte, welche offenbar nichts Anderes ſind, als Nukahiva und Tao-Wati). Eine dieſer Traditionen, welche man die Reiſe Kama-Pii-Kai's nannte, erzählt, der Gott Kane-Nui-Akea, deſſen Tempel dieſer Prieſter bediente, ſey ihm erſchienen und habe ihm befohlen, ſich nach Taiti zu begeben, deſſen Lage er ihm andeutete. Kama-Pii-Kai ſchiffte ſich, gehorſam gegen die Befehle ſeines Gottes, mit vielen Gefährten auf vier doppelten Piroguen ein und war fünfzehn Jahre abweſend. Bei ſeiner Rückkehr machte Kama-Pli-Kai ſeinen Landsleuten eine reizende Schilderung von dem Lande, das er beſucht hatte und das er Haupo-Kama nannte. Er ſprach von einer Gegend, One-Beau-Ena genannt, die mit Muſcheln und Früchten bedeckt ſey und von einer ſchönen Menſchenraſſe bewohnt werde; die meiſte Aufmerkſamkeit zog aber eine Quelle auf ſich, Wai-Ora-Roa (Waſſer des langen Lebens) genannt, welche die Kraft hatte, zu verjüngen und Wunden jeder Art zu vernarben.

Kama-Pii-Kai machte noch drei neue Reiſen, jedesmal in Begleitung von ſehr vielen Neugierigen, welche beſonders durch den Wunſch herbeigezogen wurden, in den wunderbaren Waſſern der polyneſiſchen Juvenca zu baden. Der Prieſter unternahm eine vierte Reiſe, von welcher er aber nicht mehr zurückkam, und man vermuthete deßhalb, er ſey auf dem Meere umgekommen, oder habe ſich auf Taiti niedergelaſſen.

Aus allen dieſen Volkstraditionen kann man ſchließen, daß Eingeborne in ſehr fernen Zeiten die Reiſe von Ha-uai auf die öſtlichen Carolinen, nach Nukahiva und Taiti, machten. Wahrſcheinlich beſtand ein regelmäßiger Verkehr zwiſchen dieſen Inſeln, welche vielleicht nicht ein Feſtland bildeten, ſondern eine Inſelkette, deren Zuſammenhang durch irgend eine große Fluth unterbrochen wurde. Wie dem auch ſeyn mag, die große Aehnlichkeit der Sitten und Vorſtellungen, und ſogar der Sprachen, die, wenn ſie gleich durch die Vereinzelung, durch die Unterbrechung des Verkehrs und ſo viele andere Umſtände einige Veränderungen erlitten haben, doch Ein Gepräge tragen, macht unſere Meinung ſehr wahrſcheinlich.

Eine gewiſſe Anzahl dieſer Inſulaner, erkennbar an ihrer helleren Hautfarbe, an ihren braunen und gelockten Haaren, an dem Charakter ihrer Geſichtsbildung, rühmt ſich von ſieben Fremden abzuſtammen, welche von Europa durch die Bai von Ke-Ava-Kekua auf dieſe Inſel kamen, und nachdem ſie, von den Eingebornen aufs Freundſchaftlichſte aufgenommen, eingeborne Frauen geheirathet hatten, ſich im Lande niederließen und es einige Zeit beherrſchten.

Die Ha-uai-Gruppe, die Sandwich-Inſeln Cooks können nichts Anderes ſeyn, als die Freundſchafts- oder Garten-Inſeln, welche im Jahr 1542 von Hactan, einem ſpaniſchen Kapitän, entdeckt wurden, wie dieß auch der berühmte Laperouſe behauptete, ſo identiſch ſcheinen uns die Züge zu ſeyn, mit welchen die Berichte dieſer Seemänner die Inſeln ſchildern, welche dieſe verſchiedenen Benennungen tragen. Wahrſcheinlich gehörten die ſieben Fremden, von denen wir eben geſprochen haben, zur Schiffsmannſchaft Hactan's. Der Reiſebericht des ſpaniſchen Seefahrers und die Chronologie von Ha-uai ſind ſo einſtimmig, daß ſich der Beweis

dafür hieraus ergibt. Wahrſcheinlich lebte nach dem für die Dauer der Regierungen allgemein angenommenen Zeitraum Kahu Kapu 200 Jahre vor Tarai-Opu, deſſen ſechster Vorfahr er in gerader Linie war, und dieſe Epoche würde vollkommen mit der zuſammentreffen, welche Hactan feſtgeſezt hat.

Zur Zeit der Ankunft Cook's hatte jede Inſel ihren Arii-rahi oder oberſten Häuptling, und mehrere untergeordnete Häuptlinge, welche Arii's oder Fürſten der Bezirke hießen; alle aber ſchienen dem königlichen Geſchlechte unterworfen zu ſeyn, welches auf Ha-uai regiert, und von welchem King, ein Gefährte Cook's, auf die mündlichen Angaben der Prieſter hin folgende genealogiſche Tafel entwarf, welche wir hier wiedergeben wollen:

Purahu-Au-Kai-Kaia, König von Ha-uai, hatte einen Sohn, Namens Niru-Akua, welcher drei Söhne beſaß, von denen der älteſte, ſein Nachfolger, Kahavi hieß. Kahavi hinterließ nur Einen Sohn, Kaia-Mamao. Dieſer hatte zwei Söhne, Tarai-Opu und Kakua; Tarai-Opu, welcher die Witwe Mea-Mea's, Königs von Mawi, geheirathet hatte, bekam von ihr einen Sohn Tiwaro, welcher ſeine Halbſchweſter Roaho heirathete, dieſe Verbindung erregte ehrgeizige Anſprüche in Tarai-Opu, und er forderte zu Gunſten ſeines Sohnes den Beſitz Mawi's und der umliegenden Inſeln. Aber er fand einen mächtigen Gegner an Tahi-Teri, einem Bruder des verſtorbenen Königs von Mawi, welcher, von einer mächtigen Partei unterſtüzt, ihm offenen Widerſtand leiſtete.

Dieß war der Stand der Dinge, als Cook in der Bai von Wai-Mea landete. Möchte unſere Feder ſo wenig als möglich das Intereſſe ſchwächen, welches ſich an die Hauptumſtände des Aufenthaltes dieſes großen Seefahrers unter den Ha-uaiern knüpft, den Ha-uaiern, die ihn, nachdem ſie ihn wie einen Gott aufgenommen und geehrt hatten, endlich wie einen Hund ermordeten und verſtümmelten!

Ein Häuptling, Namens Rono-Akua, durch den Aberglauben ſeiner Landsleute vergöttert, hatte, indem er ſich eine freiwillige Verbannung auferlegte, in prophetiſchem Tone angekündigt, er würde einſt auf einer ſchwimmenden Inſel, welche Kokosnußbäume, Schweine und Hunde trage, zurückkommen; und alljährlich war Rono, welchen man wie einen Schutzgott erwartete, der Gegenſtand eines allgemeinen Feſtes, das wenigſtens die Wirkung hatte, daß das Andenken an ſein Verſprechen erhalten wurde, und bei welchem man Spiele feierte, die den griechiſchen ganz ähnlich waren; Ringen, Wettrennen, Kämpfe mit der Fauſt und dem Wurfſpieße waren, wie einſt zu Piſa und Olympia, öffentliche Spiele, bei welchen man den Siegern feierlich Preiſe zuerkannte. So feierte man alljährlich die Erwartung Rono's, und dieſe Stimmung der Gemüther erklärt den außerordentlichen Empfang, welcher Cook bei ſeiner dritten Reiſe um die Welt zu Theil wurde. Als er auf dem Archipel landete, hielt man ſeine Schiffe für ſchwimmende Inſeln und ihn ſelbſt für den ſo lange erwarteten Gott. Es war am 18. Januar 1778, als er in der Bai Wai-Mea Anker warf. Beim Anblick der großen Schiffe wurden die Eingebornen von einer mit Schrecken vermiſchten Bewunderung ergriffen, nahten ſich nur äußerſt vorſichtig mit ihren Piroguen und ſtiegen nur in ſehr kleiner Anzahl auf das Verdeck, wo ſie Alles, was ſie ſahen, in ein ſchwer zu beſchreibendes Erſtaunen verſezte. Indeß machte ſie die Freundlichkeit des Kapitäns und

ſeiner Gefährten bald muthiger, beide Theile bekamen volles Vertrauen zu einander, und ein Tauſchhandel begann zwiſchen den Inſulanern und Engländern. Cook beſuchte die Inſeln Ta-uai, Muhau, die Klippe Tahura, und ſah von ferne im Vorbeiſegeln die Inſel Oahu; er gab ihnen den Namen Sandwich-Inſeln. Sodann ſteuerte er auf die nordweſtliche Küſte Amerika's los.

Im folgenden Jahre aber wollte Cook die Unterſuchung des Archipels vervollſtändigen. Am 17. Januar 1779 erſchien er wieder dort und ankerte in der Bai von Ke-Ara-Kekua, auf der weſtlichen Küſte von Ha-uai. Die Bewohner waren erſtaunt bei dem Anblick der zwei großen Schiffe, und kaum war der berühmte Seemann an's Land geſtiegen, als er der Gegenſtand einer einmüthigen Verehrung wurde. Ka-u, der Oberſte der Prieſterzunft, und ſein Sohn, One-Ea, der Prieſter des Gottes Rono, erſchienen vor ihm, und an das alte Orakel erinnernd, erklärten ſie ſogleich, es ſey Rono ſelbſt, der in der Mitte der Hawiier erſcheine, um ſein Verſprechen zu erfüllen. Da wurde Cook von dem ganzen Volke als Gott anerkannt; es warf ſich vor ihm nieder und nannte ihn unter beſtändigem Zurufe den großen, den mächtigen Rono. In den Tempeln ſah man Nichts als Opfer ihm zu Ehren. Er ſelbſt, dem die fabelhafte Legende von Rono unbekannt war, und der die Sprache der Inſulaner nicht verſtand, ahnte kaum, was dieſe unerhörten Vorgänge zu bedeuten hätten, und beinahe ohne ſein Wiſſen, aber mit dem beſten Anſtand von der Welt ließ er ſich, um keine Unzufriedenheit zu erregen, vergöttern, indem er ſeltſame und oft unbequeme Ceremonien, deren Bedeutung er nicht begriff, mit ſich vornehmen ließ. Man führte ihn in den Tempel, welcher Hare no o Rono (Haus Rono's) hieß, und ſezte ihn dort unter das Bildniß des Gottes, ein mißgeſtaltetes und rieſenhaftes Götzenbild von ebenſo gräßlichem als ſeltſamem Ausſehen. Da umwickelten ihm die Prieſter den Arm mit einem langen Streifen rothen Zeuges, und forderten einen Offizier aus ſeinem Gefolge auf, ihm den Arm in die Höhe zu halten. Nun trat einer der Prieſter, umgeben von zwölf bis auf den Gürtel vollkommen nackten Prieſtern vor, nahm aus den Händen eines ſeiner Begleiter ein kleines Schwein, richtete ein langes und feierliches Gebet an Rono, erdroſſelte hierauf das Thier und ließ es ſogleich kochen. Nun ſezte man, unter beſtändigem eifrigem Gebet und ceremoniellen Vorkehrungen, Cook Fleiſch und Kokosnüſſe vor, auch Becher, gefüllt mit jenem gegohrnen Tranke, den die Bewohner Polyneſiens ſo ſehr lieben und den ſie Kava nennen. Obgleich der Prieſter, als leztes Zeichen ſeiner Verehrung, ſich die Mühe nahm, mit eigener Hand die Opferſpeiſen zum Munde des vorgeblichen Gottes zu führen, ſo machte Cook doch eine Gebärde des Abſcheu's und wies die Opfergabe hartnäckig, aber doch ſanft zurück; denn bei einer einleitenden Ceremonie hatte man ihn genöthigt, ſtinkendes Schweinefleiſch zu eſſen. Da es für den Prieſter Koala nun eine Ehrenſache wurde, den Widerſtand des großen Rono durch Gefälligkeiten jeder Art zu beſiegen, ſo trat er vor, kaute ſelbſt die erſten Stücke und bot ſie ihm hierauf dar. Einer ſolchen dringenden Einladung vermochte Cook nicht zu widerſtehen.

Die wohlwollenden Geſinnungen der Prieſter und Inſulaner beſchränkten ſich indeß nicht auf nutzloſe Ehrenbezeigungen. Die ganze Schiffsmannſchaft wurde mit Lebensmitteln überhäuft, die ihnen weit willkommner waren, als eitler Weihrauch. Bis dahin waren die Schaluppen

HAWAÏ INSELN

ausgeblieben, die guten Hawlier ſchickten Piroguen, mit Schweinen, Kokosnüſſen, Früchten und Gemüſen beladen, an Bord, lauter uneigennützige Gaben von dieſen Menſchen, die überglücklich waren, daß der göttliche Rono ſie anzunehmen geruhte.

Der Arii-rahi oder Beherrſcher der Inſel, welcher bei der Ankunft Cooks gerade auf einem Kriegszuge abweſend war, hatte kaum davon Nachricht erhalten, als er ſich beeilte, ihm ſeine Huldigung darzubringen und ihm Geſchenke anzubieten, wie man ſie Göttern darbringt. Zu dem Ende ſchiffte ſich an dem für die Ceremonie feſtgeſezten Tage der Arii-rahi, deſſen Name Tarii-Opu war, gegen Mittag auf einer großen Pirogue ein, welcher zwei andere mit Lebensmitteln beladene folgten, und ſteuerte dem engliſchen Schiffe zu. Die beiden jüngeren Söhne dieſes Monarchen, ſein Neffe, der nachher unter dem Namen Tamea-Mea berühmt geworden iſt, und die vornehmſten Beamten des Arii-rahi, mit ihren Helmen geſchmückt, mit ihren reichſten Mänteln angethan und mit Piken und Dolchen bewaffnet, befanden ſich im erſten Fahrzeuge; im folgenden aber die Prieſter mit ihren Götzenbildern, die mit rothen Stoffen, wie bei großen Feierlichkeiten, prächtig gekleidet waren. Dieſe Götzen waren eine Art Gliedermänner aus Weiden, von rieſiger Größe, und mit bunten Federn geſchmückt; ihre Augen waren dunkelfarbige Nüſſe mit Perlmutter beſezt, die Kinnladen mit zwei Reihen Hundszähnen beſezt; alle ihre Züge boten einen grotesken und wilden Anblick dar. An der Spitze der Prieſter ſtand der ehrwürdige Kahu. Die dritte Barke, welche der Prieſterzunft folgte, war mit Gemüſen, Schweinen und andern Erzeugniſſen der Inſel angefüllt. Nationale und religiöſe Geſänge begleiteten den Zug vom Ufer bis an das Bord der Schiffe, und die Luft ertönte von der Hymne, welche das Leben und Unglück Rono's feierte und die Hoffnung ſeiner Rückkehr ausſprach. Hier die Ueberſetzung davon:

1) Rono-Akua von Hawaii wohnte in alten Zeiten mit ſeiner Gattin zu Ke-Ara-Kekua.
2) Kaiki-Bani-Ari-Opuna hieß die Göttin, ſeine Geliebte. Ein ſteiler Felſen war ihre Wohnung.
3) Ein Mann ſtieg auf den Gipfel des Felſens und ſprach dort zur Gattin Rono's folgende Worte:
4) „O Kaiki-Bani-Ari-Opuna! Dein Liebhaber grüßt Dich; geruhe ihn beizubehalten; entferne den Gatten, denn jener wird Dir immer treu bleiben.“
5) Da Rono dieſe hinterliſtige Rede hörte, tödtete er ſeine Frau in einem Anfall von Wuth.
6) Voll Verzweiflung über dieſe grauſame That, trug er ihren entſeelten Körper in einen Morai, und weinte lange um ſie.
7) Von Wahnſinn befallen durchrannte er ſodann Hawaii, und ſchlug ſich mit allen Menſchen, welche ihm begegneten.
8) Und das erſtaunte Volk ſagte: „iſt Rono ein Narr geworden?“ und Rono antwortete: „Ja ich bin ein Narr geworden um ihretwillen, um ihrer großen Liebe willen.“
9) Nachdem Rono Spiele zur Todesfeier ſeiner heißgeliebten Gattin angeordnet hatte, ſchiffte er ſich auf einer dreieckigen Pirogue ein, und ſegelte fernen Ländern zu.

10) Aber ehe Rono abreiste, weiſſagte er Folgendes: „ich werde ein wiederkehren auf einer ſchwimmenden Inſel, welche Kokosnußbäum Schweine und Hunde tragen wird.“

Als die Piroguen bei den Schiffen angekommen waren, umſchifften ſ dieſelben; aber anſtatt aufs Verdeck zu ſteigen, lud der König durch ei verſtändliches Zeichen den engliſchen Kapitän ein, auf dem Ufer mit ih zuſammenzutreffen. Die Engländer nahmen den Vorſchlag an und ſchl gen in der Eile ein großes Zelt auf. Da erhob ſich der König, währen Alles um ihn her ſchwieg, und trat gegen Cook vor, der an dem End des Audienzſaales ſaß, legte ſeinen eigenen Mantel um deſſen Schultern ſchmückte ihn mit einem Federnhelm, gab ihm einen Fächer in die Han und breitete zu ſeinen Füßen mehrere Mäntel von ſehr hohem Werthe aus. Während ſo der König ſeine reichen Geſchenke prunken ließ, legten die Of fiziere ſeines Gefolges zu den Füßen des Kapitäns andere Gaben nieder beſtehend in Schweinen, Zuckerrohr, Kokosnüſſen und Brodfrüchten. Di Audienz ſchloß mit einem Austauſch der Namen zwiſchen Cook und Tarai Opu, was eine ſehr feierliche und wichtige Formalität auf den Inſeln Po lyneſiens iſt. Auch die Prieſter brachten Rono ihre Huldigung dar mi einer beträchtlichen Anzahl Schweine und Körben voll Bananen, Pataten, Gemüſen und Früchten. Cook erwiderte alle dieſe Gefälligkeiten mit Ge ſchenken, die beinahe den gleichen Werth wie die empfangenen hatten. Nicht einen Augenblick wurde das gute Einverſtändniß während des Aufenthaltes der Engländer auf der Inſel geſtört, und Europäer und Eingeborne kamen aufs Beſte mit einander aus.

Indeß zeigte der Beherrſcher von Ha-uai am Ende einige Unruhe wegen der Menge Lebensmittel, welche das Land den fremden Schiffen lieferte. „Dieſe Leute,“ ſagte ſich Tarai-Opu, „kommen aus einem Lande, wo ſie Hungers ſterben; in Kurzem werden ſie mein Königreich aushungern.“ Auch empfand er die lebhafteſte Freude, als er hörte, daß ihre Abreiſe auf den 4. Februar beſtimmt ſey; er verdoppelte ſeine Gefälligkeiten und ſandte Piroguen über Piroguen, mit Lebensmitteln beladen. Aber die Prieſter wollten Cook-Rono, oder wenigſtens King, einen Offizier, welchen ſie für ſeinen Sohn hielten, bei ſich behalten. Mit der tiefſten Trauer ſahen ſie die Decouverte und Reſolution ihren neuen Gott wegtragen.

Die Engländer hatten alſo bei den Ha-uaiern eine freie und edle Gaſtfreundſchaft gefunden, als, nachdem ſie die Unterſuchung der Gruppe beinahe beendigt hatten, ein Windſtoß eines ihrer Schiffe beſchädigte. Um die Beſchädigungen auszubeſſern, erſchienen ſie wieder auf der Rhede von Ke-Ara-Kekua am 11. Februar 1779. Sie errichteten Zelte, Werkſtädten und Schmieden neben dem Morai, dem zum Gottesdienſte und Begräbniſſen beſtimmten Platze. Die Geſinnungen der Eingebornen ſchienen ſich nicht geändert zu haben; der König ſelbſt bereitete Rono-Cook den nämlichen Empfang. Nach Verlauf von zwei Tagen aber ſchienen an die Stelle der Achtung und Dienſtfertigkeit Mißtrauen und Kälte getreten zu ſeyn. Der Hang zum Diebſtahle war bei den Wilden erwacht; alle Gegenſtände von Eiſen reizten ihre Begierde. Am 13. entſpann ſich ein Streit zwiſchen ihnen und den Europäern, welchen noch die Gegenwart Cooks ſchlichtete. In demſelben Augenblicke aber feuerten die Matroſen der Decouverte auf einige unbeſonnene Plünderer. Dieſe traurigen Vorſpiele

und Mißverſtändniſſe führten zu Thätlichkeiten von Seiten der Engländer gegen einen Häuptling Paria, der ſie mit Wohlthaten überhäuft hatte. Die Eingebornen ſtürzten ſich wüthend auf die Angreifer, und wäre nicht Paria ſelbſt dazwiſchen getreten, ſo wären die Engländer ſämmtlich niedergemacht worden.

Der Handel war beigelegt worden; da aber gegen Abend einige Eingeborne um die Zelte der Fremden herumſchlichen, ſo wurde auf ſie geſchoſſen. Am Morgen des 14. bemerkte man, daß die Schaluppe der Decouverte geſtohlen worden war.

Auf dieſe Nachricht beging Cook, der von Natur herriſch, hart, jähzornig und äußerſt hartnäckig war, die Unklugheit, oder, wir möchten ſagen, die Ungerechtigkeit, auf zwei Piroguen, welche in dem Hafen ſchifften, mit Kugeln feuern zu laſſen. Kühn und unbeugſam beſchloß er, den König und die vornehmſten Ariis gefangen zu nehmen, und ſie als Geiſeln zu behalten, bis die Schaluppe wieder ausgeliefert worden wäre. Indeſſen hätte Cook wiſſen ſollen, daß die Inſulaner, wenn ſie das Eigenthumsrecht verlezten, nur einen leichten Fehler zu begehen glaubten, beſonders in Rückſicht auf Fremde. Dieſes Benehmen ſollte den unglücklichen und leichtgläubigen Ha-uaiern die Augen öffnen; es war eines gerechten und wohlthätigen Gottes durchaus nicht würdig. Rono-Cook war nur noch der Gott des Schreckens und der Rache, oder vielmehr ein tollkühner, undankbarer, leidenſchaftlicher Mann. Am 14. Morgens 8 Uhr ſchiffte er ſich, nachdem er an Bord ſeine Befehle gegeben hatte, begleitet von neun Soldaten und Seeleuten, unter Anführung eines Offiziers, in einem Bote ein und ſtieg bei Kaava-Roa ans Land. Er ging gerade auf die Wohnung des alten Königs los, welcher noch ſchlief, und deutete ihm den Befehl an, ihm zu folgen. Der ſchwache Herrſcher, weit entfernt, Widerſtand zu leiſten, ließ ſeine zwei jungen Söhne aufſuchen und lieferte ſich mit ihnen an Cook aus; der engliſche Kapitän wurde auf ſeinem ganzen Wege mit Zeichen der Ehrfurcht empfangen. Schon waren die Söhne Tarai-Opu's eingeſchifft, als ſeine Favoritin Kanua ans Ufer eilte, und den König beſchwor, dieſen Fremden nicht zu folgen. Der Haufe vergrößerte ſich und ſah dieſem Auftritte zu, ohne ihn zu verſtehen. Bleich und beſtürzt ſaß der alte König auf dem Sande und wagte keine Partei zu ergreifen. „Krieg! Krieg!“ ſchrie ein herbeigeeilter Inſulaner; „die Fremden haben den Kampf angefangen; ſie haben geſtern einen der Anführer unſrer Piroguen getödtet.“ Auf dieſe Worte ſchwang ein Theil des Volkes den Pahoe, Andere bewaffneten ſich mit Steinen.

Das in Schlachtordnung aufgeſtellte engliſche Peloton ſchickte ſich zum Feuern an. Ein Eingeborner bedrohte Cook mit ſeiner Lanze; der Kapitän aber, der mit einer Doppelflinte bewaffnet war, kam dem Ha-uaier zuvor, und ſtreckte ihn todt zu ſeinen Füßen nieder. Auf dieſes Signal gaben die Engländer Feuer. Die Engländer, welche Zeugen dieſes beklagenswerthen Vorfalles waren, verſichern, Cook habe dem Feuern ein Ende machen wollen, ſein Kommando ſey aber nicht gehört worden, auch habe er umſonſt verſucht, die Inſulaner anzureden. Er bekam einen Pahoa-Schlag in den Rücken, während ein Lanzenſtich ihm den Bauch durchbohrte, und fiel todt ins Waſſer. So elend ſtarb dieſer große Seemann, der ſo viel für die Wiſſenſchaft gethan hatte, und ihr noch manchen wichtigen Dienſt hätte leiſten können. Das Handgemenge wurde allgemein; die

Eiſenringe ein; als aber Feuerwaffen auf den Markt kamen, wurden die Inſulaner, überraſcht von der großen Ueberlegenheit, welche ihnen dieſe Geſchoſſe über diejenigen gaben, welche keine hatten, ſo begierig darnach, daß ſie mehrere Male den Diebſtahl nicht ſcheuten, um ſich ſolche zu verſchaffen, was zu beklagenswerthen Auftritten zwiſchen ihnen und den Chriſten Veranlaſſung gab.

Ein amerikaniſcher Kapitän, Namens Metcalf, hatte zwei Fahrzeuge für den Pelzhandel ausgerüſtet; das eine war die ſchöne Amerikanerin, eine Goelette unter dem Kommando ſeines Sohnes und des Schiffers Iſaac Davis mit 5 Matroſen; das andere Fahrzeug, unter ſeinem eigenen Kommando, war die Brigg Eleonore von 10 Kanonen mit einer Bemannung von 10 Amerikanern und 40 Chineſen unter der Leitung des Schiffers Young, welcher bereits in dem Archipel überwintert hatte. Im Februar 1790 ankerten die beiden Fahrzeuge vor Mawi. Während ihres dortigen Aufenthaltes trug ſich nachſtehender trauriger Vorfall zu.

Ein Matroſe, welcher die hinten an der Brigg angebundene Schaluppe bewachte, wurde während der Nacht mit derſelben weggenommen, und am folgenden Morgen brachte man Metcalf die abgefleiſchten Reſte des unglücklichen Matroſen. Der Kapitän, welcher Lebensmittel nöthig hatte, ſtellte ſich, als ob er Alles vergeſſen habe; als er aber ſeine Lebensmittel eingenommen hatte, wollte er den Inſulanern ein blutiges Lebewohl ſagen. Als ſie eines Tages ohne Mißtrauen herbeigekommen waren, um Lebensmittel an Bord zu verkaufen, ließ er alle Piroguen in einer Linie ſich aufſtellen, richtete ſein ſämmtliches mit Kartätſchen geladenes Geſchütz darauf, kommandirte Feuer, und mehr als 100 Unglückliche, die ohne Mißtrauen in ihren Fahrzeugen ſich befanden, wurden die Opfer dieſes ſchändlichen Verrathes. So wollte man dieſe Völker civiliſiren! So lehrte man ſie Gerechtigkeit! Man ſchmeichelte ihnen, wenn man ihrer bedurfte, um ſie feige zu erwürgen! Glücklicherweiſe hat ſich unſere Flagge auf dieſen Inſeln nicht mit ſolchen Greuelthaten befleckt. Auf der Stelle ſegelte Metcalf nach Ha-uai, wo er glaubte, ſein Verbrechen ſey noch nicht bekannt. Beſtärkt wurde er noch in dieſem Glauben durch die freundliche Aufnahme, welche er dort fand. Am 18. März aber war der Häuptling eines Bezirkes, Namens Tamea-Muta, mit einigen der Seinigen an die Goelette gekommen, unter dem Vorwande, dem jungen Kapitän Geſchenke zu machen, und hatte das Verdeck kaum beſtiegen, als er ſich auf den jungen Metcalf warf und ihn, ſo wie den Schiffer Davis, ins Meer ſtürzte. Der erſte ertrank augenblicklich; dem Schiffer aber, der ein guter Schwimmer war, gelang es, ſich an Bord einer Pirogue zu flüchten. Zu gleicher Zeit wurde der Schiffer Young auf Befehl Tamea-Mea's am Lande bewacht.

So grauſam der Kommandant der ſchönen Amerikanerin zu Mawi war, ſo feige war er zu Ha-uai; er verließ ſchnell ſein Begleitſchiff, das man ihm gerade zurückgeben wollte, ſegelte ab und ließ ſich nicht wieder ſehen.

Die beiden Amerikaner, die ans Land geführt worden waren, machten ſich darauf gefaßt, die Metzelei von Mawi mit ihrem Leben zu büßen; Tamea-Mea's Urtheil aber fiel anders aus. Da er wohl ſah, daß ſie der beginnenden Civiliſation ſeiner Staaten wichtige Dienſte leiſten könnten, erklärte er ſie feierlich für ſeine Gefangenen; um ihnen aber ihre Gefangenſchaft zu verſüßen, ließ er ihnen zwei ſchöne Hütten neben ſeinem Palaſte

bauen, überhäufte ſie mit Geſchenken und geſtattete ihnen, in ſeinem Reiche ſich die Frauen, die ihnen am beſten gefielen, auszuwählen. So wurden ſie auf der Inſel anſäßig und mußten für einander haften; ſie unterrichteten die Bewohner in der Schiffsbaukunſt, in dem was ſie von der Schreinerei wußten, und machten eine Menge auf dem Archipel bisher unbekannter Künſte und Gewerbe dort einheimiſch. Bei ihren Zöglingen fanden ſie einen bewunderungswürdigen Scharfſinn, und der König, welcher ſeine Hoffnungen auf Civiliſation über alle Erwartungen verwirklicht ſah, fürchtete mehr als je, dieſe beiden Männer zu verlieren, die er, um ſie an ſich zu feſſeln, mit neuen Wohlthaten überhäufte. Kamen Fahrzeuge an, ſo machten ſie die Dolmetſcher, und beſorgten im Intereſſe Ha-uai's die Ankäufe, welche ſie für die zweckmäßigſten hielten. Auch Deſerteure von engliſchen und amerikaniſchen Schiffen ließen ſich auf der Inſel nieder, und traten bei verſchiedenen Häuptlingen in Dienſte. In dieſer Zeit gab es am Hofe Ha-uai's zwei Parteien. Das Haupt der einen war Tai-Ana, der ſich unter den Tapfern Ha-uai's den Ruhm großen Muthes erworben hatte. Ehrgeizig, gewaltthätig und heftig, aber tapfer, kühn und von ungemeiner Thätigkeit war er der Anſicht, nur durch Gewalt und Krieg könne die Civiliſation herbeigeführt werden. Beredt und gewandt hatte er ſeine zwei Brüder Noma-Taha und Tamea-Mutu auf ſeine Seite gebracht. Wahrſcheinlich hatte dieſer leztere auf ſeinen Antrieb ſich der ſchönen Amerikanerin bemächtigt. Der König Tamea-Mea hatte verlangt, man ſolle ſie zurückgeben; und wenn er Young als Gefangenen zurückbehielt, ſo geſchah es, um eine Geiſel zu haben und Genugthuung für das Gemetzel zu Mawi zu erhalten. Der ehrgeizige Häuptling, welcher ſchon lange von der Eroberung des Archipels träumte, ſah kein anderes Mittel für das Gelingen ſeines Planes, als Kriegsfahrzeuge und Feuerwaffen; auch hatte er während des Aufenthaltes der Eleonore den Winter über den Plan gemacht, ſich dieſer Brigg zu bemächtigen, und den nämlichen Plan hatte er in Abſicht auf die Princeſſe royale, ein von den Spaniern den Engländern abgenommenes Fahrzeug. An der Spitze der andern Partei ſtand der König ſelbſt und mehrere ausgezeichnete Häuptlinge, z. B. Kiau-Moku, Kara-Hairo und Karai-Mamahu. Dieſer König, ſo wenig bekannt unter uns, aber ſo hochgeſchäzt von den Seefahrern, die mit ihm in Verkehr getreten waren, ſollte für die Ha-uai-Inſeln das werden, was Peter der Große für Rußland war. Tapfer und beredt, wie Tai-Ana, hatte er mehr als dieſer Häuptling, die hervorſtechenden Eigenſchaften eines Geſetzgebers. Gerecht und ſtandhaft hatte er wohl begriffen, daß er ſich die unverbrüchliche Treue ſeiner Unterthanen nur dadurch erwerben könne, wenn er ſtatt der Gewalt Güte anwende. Als tiefer Politiker ſah er ein, daß man, wenn Neuerungen Eingang und Anklang finden ſollten, ſtatt des Betrugs und Diebſtahls Gerechtigkeit und Redlichkeit üben müſſe. Auch wich er nie von dieſen Grundſätzen ab und widerſezte ſich fortwährend den tollkühnen Planen der Gegenpartei.

Die Parteien waren ſo klar gezeichnet, und die Civiliſation nahm immer mehr zu, als im Jahr 1792 der Engländer Vancouver, der einen ſo großen Einfluß auf dieſe Inſeln ausüben ſollte, in der Bai von Ke-Ara-Kekua Anker warf. Er wurde von den zwei Generalen Tamea-Mea's, Tai-Ana und Kiau-Moku, beſucht, und wenige Tage nachher warf er an der Küſte von Oahu Anker, wo er Tahi-Teri, den König des Landes, mit

großen Vorbereitungen zu Abtreibung eines Angriffes der Krieger von Ha-uai beſchäftigt fand. Schon lange ſah dieſer Herrſcher mit Beſorgniß die wachſende Macht Tamea-Mea's, und hatte die Inſeln Mawi und Moro-Kai auf ſeine Seite gezogen. Von dieſer Inſel ſegelte Vancouver bald nach Tauai ab, welches damals von Enemo regiert wurde, der während der Minderjährigkeit des ſehr geiſtreichen, damals zwölf Jahre alten, Prinzen Taumu-Arii zum Regenten ernannt worden war. Aber ehe er Oahu verließ, bezeichnete ein blutiger Vorfall die Reiſe des engliſchen Seemannes. Während der Daedalus, ein mit Lebensmitteln für die Expedition beladenes und von dem Lieutenant Hergeſt kommandirtes Fahrzeug Wai-Mea auf der Inſel Oahu vor Anker lag, führte ein Mißverſtändniß, deſſen Veranlaſſung man nicht genau kennt, einen Streit zwiſchen den engliſchen Matroſen und einigen Inſulanern herbei. Es kam zu einem Handgemenge, und der Lieutenant Hergeſt, ſo wie der Aſtronom Hooch, die ſich auf dem Kampfplatze befanden, wurden niedergemacht. Einige Tage nachher, als die Offiziere des Daedalus die Leichname ihrer Landsleute zurückforderten, antwortete man ihnen, die Gebeine ſeyen unter die Häuptlinge vertheilt worden, wie wir dieſe Sitte bereits oben bei Cooks Tod aufgeführt haben.

Eine traurige Beobachtung drängte ſich Vancouvern und Denen auf, welche die erſten Reiſen auf dieſe Inſeln mitgemacht hatten: es war die Unfruchtbarkeit und Verwüſtung, die ſich über dieſes Land verbreitet hatte, das ſie einſt ſo blühend gefunden hatten. Da, wo ſich einſt blühende Dörfer erhoben, wachſen Dorngeſträuche und Moos, welche ſich unter den Trümmern von Häuſern hinzogen. Die Gärten, die Felder waren unangebaut geblieben; und da, wo die Seefahrer auf ihrer erſten Reiſe gaſtfreundliche Inſulaner getroffen hatten, fanden ſie nichts als Brachfelder und Wüſten. Man ſah, daß Rache geübt worden war, daß der erbitterte und unbarmherzige Krieg gewüthet hatte. Auch erhob ſich von allen Häuptlingen, welche Vancouver auf ſeiner Reiſe im Jahr 1779 gekannt hatte, nur Einer über ſo vielen Trümmern, und dieſer Häuptling, der ſeine Laufbahn als großer Mann begann, war Tamea-Mea.

Ein Jahr nachher, im Jahr 1793, erſchien Vancouver wieder in dieſen Strichen. Er beſuchte zuerſt To-Wai-Hai, hernach Kai-Rua und endlich am 22. Januar warf er Anker in der Bai von Ke-Ara-Kekua. Während dieſes ſeines öfteren Aufenthaltes hatte er Gelegenheit, ſich von dem guten Willen der Inſulaner gegen ihn zu überzeugen. Das Leztemal gab Tamea-Mea das erſte Beiſpiel eines edlen Vertrauens. Frei, edel, klug und aufgeklärt beſuchte er ohne Bedeckung und nur in Begleitung ſeines Schwiegervaters Karai-Mahamu, ſeines neunjährigen Sohnes und einiger Offiziere ſeines Hofes den engliſchen Kommandanten. Beide Theile machten einander ſchöne Geſchenke, und Vertrauen trat von nun an an die Stelle des Mißtrauens und der Beſorgniß vor einem Ueberfalle, welche bei dem Verkehr der Europäer und Inſulaner vorgeherrſcht hatten. Tamea-Mea hatte ſchon den ganzen Vortheil begriffen, der für ſeine Unterthanen aus dem Verkehre mit den Europäern erwachſen mußte. Indem er den Ha-uaiern das Beiſpiel des Vertrauens und des Edelmuthes in Abſicht auf die lezteren gab, wußte er, daß ſie ſich beeilen würden, ihn nachzuahmen, und daß dieſes junge und geiſtreiche Volk, in die Fortſchritte der Civiliſation eingeweiht, mit Enthuſiasmus europäiſche Ideen ergreifen und

ſich ſo reif finden laſſen würde für die Reformen, mit welchen er bereits umging.

Nach dem Beſuche des civiliſirenden Fürſten empfing Vancouver einen andern, und zwar von Tai-Ana und Tamea-Motu. Dieſe beiden Brüder, welche die Hauptſtützen der königlichen Macht waren, aber den großen Mann beneideten, bedauerten es, mit ſo viel Eifer an ſeiner Erhebung gearbeitet zu haben. Was ſie am meiſten beleidigte, war die Erhebung des Engländers Young, welcher der innigſte Vertraute des Königs geworden war. Er übertreibe, ſagten ſie, den Engländern die Macht Tamea-Mea's, welcher allein mit den Gunſtbezeigungen der Europäer beehrt werde, während die anderen Häuptlinge, auch Menſchen von Gefühl und guter Geſinnung, ganz auf die Seite geſezt würden. Vancouver machte ihnen, um ſie zu tröſten, einige werthvolle Geſchenke; aber damals ſagte er vorher, was ſpäter eintrat; den Sturz der Häuptlinge und die Alleinherrſchaft Tamea-Mea's.

Um die Verſöhnung vollkommen zu machen, gab der König ſeinen Göſten Schauſpiele und Feſte, und die vornehmſten Häuptlinge beeilten ſich, ihm nachzuahmen. Vancouver wollte auch ſeinerſeits mit Gefälligkeiten nicht im Rückſtande bleiben und ließ an Bord ein Feuerwerk abbrennen. Ein ſo neues, ſo außerordentliches Schauſpiel ſezte die kindiſchen Inſulaner Anfangs in Schrecken, daß ſie ſich eiligſt auf die Flucht begeben wollten; bald aber machte der Schrecken der Bewunderung Raum, und jede Rakete wurde mit dem Geſchrei der Verwunderung und mit dem lebhafteſten Klatſchen begrüßt.

Indeſſen nahm das Vertrauen Tamea-Mea's zu dem engliſchen Seemanne täglich einen innigern Charakter an. Oft fragte er ihn um Rath über Verbeſſerungen, welche er gerade in ſeinen Staaten einführen wollte, und über den Weg, den er dabei einſchlagen ſollte. Vancouver, der dieſes Vertrauen im Intereſſe der Civiliſation nicht unbenuzt laſſen wollte, verſuchte es, Frieden zu ſtiften zwiſchen dem Könige von Ha-uai und den Königen von Tauai und Oahu.

Der erſte ſchien an dem Vorſchlage Geſchmack zu finden, wenigſtens mißbilligte er ihn nicht; aber ſeinen Weg hatte er ſich ſchon vorgezeichnet. Sein gränzenloſer Ehrgeiz ließ ſeinen Planen tauſend und aber tauſend untergeordnete Rückſichten des Ehrgeizes dienen; der ganze Archipel reichte kaum hin, ihn zu befriedigen, und wirklich muß man geſtehen, daß kein Häuptling der Herrſchaft ſo würdig war, als Tamea-Mea.

Von Ke-Ara-Kekua ſchlug Vancouver den Weg nach Mawi an, und ankerte dort am folgenden Tage, 12. März, auf der Rhede von Lahaina. Dort traf er den König Tahi-Teri, einen durch den Mißbrauch des Kava ſiech gewordenen Greiſen, der jedoch viel Heiterkeit beſaß, und eine ſanfte, einnehmende Geſichtsbildung hatte. Da Vancouver ihn aufforderte, die Mörder des Lieutenant Hergerſt zu beſtrafen, antwortete er, dieſer Mord ſey nicht von ſeinen Unterthanen begangen worden, ſondern von einer Bande Abenteurer, welche ſich auf der Küſte umhertrieben; übrigens ſey das Blut mit Blut gebüßt worden; drei Mörder, deren man ſich bemächtigt habe, ſeyen auf ſeinen Befehl hingerichtet worden, und man habe weitere Nachſuchungen angeſtellt, um ſich der anderen zu verſichern. Nach einer ſolchen Rechtfertigung konnte Vancouver Nichts weiter fordern, und mußte ſich damit zufrieden geben; einige Tage nachher aber

begab er ſich nach Oahu in die Bai von Wai-Titi, wo der Mord begangen worden war, und forderte eine neue Rache. Auf den Befehl Teri-Taburai's, des Statthalters dieſer Inſel, der in einem Alter von 33 Jahren ſchon alle Zeichen der Hinfälligkeit an ſich trug, und wie ein Kind an Bord getragen wurde, wurden neue Nachforſchungen angeſtellt. Sie führten zur Entdeckung dreier Schuldigen, welche in eine Schaluppe neben dem Schiffe gebracht und vor den Augen der engliſchen Schiffsmannſchaft von ihren eigenen Häuptlingen niedergeſchoſſen wurden.

Vancouver hatte nun, ehe er Mawi verließ, den Wunſch geäußert, mit den beiden verbündeten Königen über ihr Verhältniß mit Tamea-Mea zu ſprechen. Am Tage nach ſeiner erſten Unterredung mit Tai-Teri erfuhr er die Ankunft Ta-Eo's, des Königs von Tauai, welcher benachrichtigt worden war. Vancouver lernte in dieſem Häuptlinge, welcher 50 Jahre alt, aber noch ſehr lebhaft war, einen geſprächigen, höflichen und äußerſt reiſeluſtigen Mann kennen. Nachdem ſich beide Theile einige Artigkeiten geſagt hatten, theilte ihnen Vancouver ſeine Unterredung mit Tamea-Mea und die Grundlagen einer Uebereinkunft mit, die er aufſtellen zu müſſen geglaubt, und die jener nicht zurückgewieſen habe; er fügte noch bei, daß er in ſeiner Eigenſchaft als Fremder, und beſonders als Gaſt von Königen, denen er nur Rühmliches nachſagen könne, geglaubt habe, ſeine Vermittelung anbieten zu müſſen, wobei er Nichts als den Frieden und die Wiederausſöhnung der Parteien beabſichtige. Nachdem ihn die beiden Könige aufmerkſam angehört hatten, antworteten ſie, ſie wären auf dieſe Bedingungen bereit, die Waffen niederzulegen, ſie kennen aber die Plane Tamea-Mea's, und können der Aufrichtigkeit ſeiner Worte nicht trauen: „denn," ſagten ſie, „Tamea-Mea iſt ehrgeizig und kann keinen Nebenbuhler dulden; haſt Du Dich von dieſen Küſten entfernt, ſo wird er bald an der Spitze ſeiner Krieger erſcheinen. Wollteſt Du jedoch zum Könige zurückkehren und die ganze Sache ins Reine bringen, ſo würde er ſich vielleicht dazu verſtehen, ſich ruhig zu verhalten; im andern Falle aber wird er ſich durch das Wort, das er Dir gegeben, nicht für gebunden halten." — Die beiden Könige hatten richtig geahnt, und die Sendung Vancouvers verzögerte den Krieg nur um einige Tage.

Vancouver hatte ſeine Inſtruktion und konnte keine Zeit auf einem diplomatiſchen Kreuzzuge verlieren. Er ſchlug es aus, und nach langen Berathungen kam man überein, daß ein Häuptling, Namens Martier, welcher das Vertrauen beider Könige genoß, ſich mit einem Briefe des engliſchen Kommandanten an Tamea-Mea nach To-Wai-Hai begeben ſollte.

Von Oahu ſegelte Vancouver nach Tauai, wo er von dem Regenten Enemo und dem jungen Prinzen Taumu-Arii aufs Edelmüthigſte aufgenommen wurde. Auf der Ueberfahrt war er einer prächtigen, aus einem einzigen Fichtenſtamme erbauten Pirogue begegnet, welche, nachdem ſie wahrſcheinlich auf die Küſte des weſtlichen Amerika's geworfen worden war, auf Tauai geſtrandet war. Der Abgeſandte Enemo's, den ſie trug, ſollte dem König die Nachricht von einer großen, vor ihrem Ausbruche erſtickten Verſchwörung überbringen. Ihr folgten einige kleinere Piroguen, auf welchen ſich die Leichname der Häuptlinge und einige gefeſſelte Verſchwörer befanden, welche öffentlich hingerichtet werden ſollten.

Vancouver ſezte ſeine Fahrt nach der nordweſtlichen Küſte Amerika's fort.

Nach Verfluß einiger Monate erſchien er im Januar 1794 wieder in der im Oſten der Inſel gelegenen Bai von Wai-Akea. Als geſchickter Seemann und gewandter Politiker wollte er die Anerkennung der engliſchen Herrſchaft über dieſe Inſel und die Stiftung einer Handelsniederlaſſung zu Stande bringen. Vancouver hatte die zwei engliſchen Seeleute, welche Tamea-Mea's Räthe waren, auf ſeine Seite gebracht und ihnen ſchon während ſeines lezten Aufenthaltes einige Eröffnungen gemacht: auch war, als er ankam, Alles bereit zur Belehnung. Der König beſuchte ihn an Bord und verſtand ſich dazu, mit ihm die Ueberfahrt von Wai-Akea nach Ke-Ara-Kekua zu machen.

Von da begaben ſie ſich nach Kaava-Rua, wo die Belehnung am 25. Februar 1794 Statt fand. Die Hauptabſicht Vancouvers war, mit dieſem mächtigen und civiliſirenden Fürſten ein Bündniß zum Vortheil ſeines Vaterlandes zu ſchließen. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß Tamea-Mea zu viel Einſicht beſitze, um zu glauben, er ſey durch ein leeres Ceremoniell gebunden, wenigſtens nicht, daß er die geheime Abſicht habe, den Schuz der Europäer und ihre Hülfe gegen ſeine Nebenbuhler ſich zu verſchaffen. Vancouver ließ die lächerliche Ceremonie nur aufführen, um den Nationalſtolz zu befriedigen und der Admiralität in London Genüge zu thun. Prächtige Geſchenke mußten die lezten Bedenklichkeiten des Königs beſeitigen, und in einer feierlichen Audienz, in Gegenwart der Ha-uai'ſchen Häuptlinge und engliſchen Offiziere, erkannte der König, vielleicht ohne die Bedeutung der von den Dolmetſchern gebrauchten Worte zu verſtehen, ſich und die Seinigen als Unterthanen des Königs von England an.

So ſehen wir denn die Engländer ihren Einfluß auch auf die Inſeln des ſtillen Meeres begründen, zu deren Herren ſie ſich machten und auf welchen ſie ihre zum Welthandel nothwendigen Niederlagen errichten. Und ſo haben ſie ſich auf der ganzen Erde überall in den Beſiz von Stationen geſezt, auf welchen ſie ihre Lebensmittel einnehmen. Ihre zahlreichen Kolonieen und Niederlagen ſind ſo gewählt, daß ſie ihnen die Ausbeutung großer Striche geſtatten. Wirklich dienen die Inſeln Jerſey und Guernſey im Kanal dazu, in Frankreich durch den Schleichhandel die Differenz der Einfuhr zu ſaldiren. In der Nordſee befindet ſich in ihrer Gewalt gegenüber von den Mündungen der Elbe und Weſer die Inſel Helgoland, ein durch ihre Lage und Befeſtigungen wichtiger militäriſcher Poſten, und eine wichtige Niederlage für den Schleichhandel mit Deutſchland; Malta und Corfu verbinden England mit der Levante und ſichern ſein Uebergewicht im Verkehr mit den Ländern des mittelländiſchen Meeres, deſſen Schlüſſel Gibraltar iſt: und durch dieſe unbezwingliche Feſte verbreitet es ſeine Produkte nach Spanien und der Berberei. Die Inſel Ormus und Keſchmi und die Beſiznahme von Buſchir ſichern ihm den Handel im perſiſchen Meerbuſen und in den Ländern, welche von den ſich darein ergießenden Flüſſen beſpült werden. Socotora iſt eine herrliche Beſizung für die öſtliche Küſte Afrika's und den Eingang in das rothe Meer und Abyſſinien; Pulo-Pinang beherrſcht die Meerenge von Malakka; Singapur den Weg von Indien nach China und in das weſtliche und nördliche Malaiſien; die Inſeln Melville und Bathurſt werden es ihm möglich machen, die Spezereien der Molukken den Holländern ſtreitig zu machen und in den Mittelpunkt Malaiſiens einzudringen; während das Cap der guten Hoffnung, Isle de France und die Sechellen ihm die Oberherrſchaft

im indiſchen Ocean, und St. Helena ſeine Fahrten nach Braſilien und ſeinen Weg nach Indien ſichern. Sein Eindringen in Guinea und das Innere von Afrika, Jamaica, und ein großer Theil der kleinen Antillen erleichtern ihm den politiſchen und Handels-Verkehr mit verſchiedenen Theilen Amerika's. Will man endlich die Bedeutung Englands recht erkennen, ſo darf man nicht vergeſſen, daß die Geſammtheit der brittiſchen Beſitzungen mit Einſchluß Deſſen, was in den 5 Welttheilen ſein Eigenthum iſt, einen Flächenraum von 4,470,000 Quadratmeilen einnimmt, und eine Bevölkerung von 150 Millionen Seelen enthält, d. h. die größte Bevölkerung nach den chineſiſchen Reichen.

Doch wieder zur Geſchichte des Ha-uai-Archipels. — Das mit Tamea-Mea geſchloſſene Bündniß gab Vancouvern das Recht, in den politiſchen Streitigkeiten einzuſchreiten. Er forſchte nach dem Erfolg der Unterhandlung Martiers, des Abgeordneten Tahi-Teri's, und erfuhr, daß dieſer Geſandte für einen Spion angeſehen und mit Flintenſchüſſen fortgejagt worden ſey. Von nun an konnte Vancouver an den Planen Tamea-Mea's nicht mehr zweifeln. Sein Intereſſe für Erhaltung des Friedens wich der Politik, und er ließ den König ſeine Vergrößerungsplane ausführen. Denn was war der Zweck Großbrittaniens? einen politiſchen und Handels-Einfluß auf dieſen Inſeln zu gewinnen: und die Beraubung der benachbarten Könige zu Gunſten des verbündeten Königs, der alle Macht in Einer Hand vereinigte, mußte ſeinen Einfluß ſteigern; auch bot Vancouver die Hände zu dieſem Zwecke, indem er ſeine Schiffszimmerleute ans Land ſchickte, welche mit Hülfe der Schiffer Young und Davis ein ſchönes Fahrzeug mit einem Verdecke erbauten, deſſen Kiel 36 Fuß lang war, und das den Namen Britannia erhielt. Die Bemannung wurde aus Europäern gebildet, welche während des Anhaltens ihrer Schiffe deſertirt waren, und deren Zahl auf Ha-uai bereits 11 betrug, theils Engländer, theils Franzoſen und Amerikaner, ungerechnet Die, welche ſich auf Oahu und Tauai niedergelaſſen hatten.

Am 13. März 1794 reiſte Vancouver von Ha-uai ab und beſuchte Mawi, Moro-Kai und Tauai. Auf dieſer leztern Inſel wurde er von dem Fürſten Enemo empfangen, welcher, von einigen Europäern unterſtüzt, die Fahne des Aufruhrs erhoben und ſich für unabhängig erklärt hatte, um mit ſeinem Souverän zu unterhandeln. Er wollte Vancouvern einen nicht minder glänzenden Empfang bereiten, als Tamea-Mea, und ordnete ſogleich Tänze und Feſte an, um die Ankunft ſeiner Gäſte zu feiern.

Nach einem kurzen Aufenthalt zu Niihau verließ Vancouver dieſe Gegenden am 14. März 1794, und überbrachte der Admiralität das Brevet, wodurch England die Oberherrlichkeit über Ha-uai zugeſichert war, und Tamea-Mea ſich zu ſeinem Vaſallen erklärt hatte, vornehmlich aber zahlreiche wiſſenſchaftliche Entdeckungen und nützliche Beobachtungen, die er während ſeines Aufenthaltes auf den Inſeln dieſes Archipels gemacht hatte.

Sobald Vancouver den Archipel verlaſſen hatte, beeilte ſich Tamea-Mea, die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen, und ſandte ſeinen General Tai-Ana auf die Inſeln; aber dieſer, anſtatt gegen die Feinde zu handeln, verband ſich mit ihnen, und Tamea-Mea bekam einen neuen gefährlichern Gegner, als die anderen waren. Indeß wurde er dadurch nicht entmuthigt, zog an der Spitze eines neuen Heeres aus, und hatte bald alle benachbarten Inſeln von Feinden gereinigt und ſeine Herrſchaft befeſtigt.

Während ſeiner Abweſenheit hatte der Bruder Tai-Ana's eine Empörung angeſtiftet; aber die Rückkehr Tamea-Mea's reichte hin, ſie zu dämpfen, und ſeitdem wurde beſchloſſen, daß alle Häuptlinge dem Heere in den Krieg folgen ſollten; und um dieſen Befehl ſogleich in Ausführung zu bringen, führte er alle ſeine Streitkräfte nach Oahu, und ernannte den tapfern Karai-Moku zu ſeinem General-Lieutenant. Wenige Tage nach ſeiner Landung ſtieß Tamea-Mea in einer zwiſchen Nono-Kuru und dem Fluſſe Eva gelegenen Ebene auf das feindliche Heer. Die Schlacht fiel zum Nachtheile der Empörer aus, und Ta-Eo, König von Tauai und Niihau, blieb auf dem Schlachtfelde. Tai-Teri und Tai-Ana ſammelten die Trümmer ihres Heeres in dem Thale Anu-Anu bei dem Pik Pari. Tamea-Mea ließ nicht auf ſich warten, und bald entſpann ſich ein neuer Kampf, noch erbitterter, als der erſte, auf allen Punkten. Der König Tahi-Teri wurde gleich zu Anfang des Gefechtes getödtet, und Tai-Ana zog ſich, nachdem er Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, mit 300 Tapfern auf den Gipfel des Pari zurück, wo ihn Tamea-Mea einſchloß; da ſtürzte ſich der neue Leonidas, da ihm keine Hoffnung mehr blieb, und er ſeine Niederlage nicht überleben wollte, lieber von den Felſen herab, als daß er ſich ergab, und ſeine 300 Gefährten folgten ihm. Dieſe unbezähmbaren Männer, dieſe Helden mit ehernem Herzen waren eines beſſeren Looſes würdig.

Nach dieſem lezten Siege hatte Tamea-Mea keine Feinde mehr; denn Taumu-Aril, das Oberhaupt der beiden Inſeln Tauai und Niihau, der das Schickſal ſeiner königlichen Nachbarn fürchtete, unterwarf ſich eiligſt; auch wechſelte von dieſem Augenblicke an der große Mann ſeine Rolle. Da er keine Nebenbuhler mehr hatte, verwandte er allen Eifer auf die Civiliſation, und da er den Vortheil der Verbindung, welche der Tauſchhandel einleitete, wohl begriff, bemühte er ſich um Beförderung des Verkehrs und gab ſelbſt das Beiſpiel der Ehrlichkeit und Zuverläſſigkeit, ohne welche kein Verkehr in die Länge denkbar iſt. Entzückt über die erſten Verſuche mit der Goelette Britannia ließ er neue Fahrzeuge nach dem nämlichen Modell erbauen, oder kaufte ſolche. Handelsfahrzeuge brachten ihm Kanonen, Flinten und Munition, und nach einem im Jahr 1804 aufgenommenen Verzeichniſſe der Streitkräfte von Ha-uai waren 21 mit Steinböllern bewaffnete Fahrzeuge von der Stärke der Britannia vorhanden, welche beinahe alle von Europäern kommandirt wurden. Das Arſenal enthielt 600 Flinten, 8 vierpfündige, 5 dreipfündige, 1 ſechspfündige Kanone, 6 Mörſer und 40 Steinböller. Auch lernten die Inſulaner den Werth des Geldes und der Waaren kennen, und um Waffen und Glaswaaren zu erhalten, brachten ſie Sandelholz von den Gebirgen im Innern, und ließen ſich regelmäßig zum Holzfällen gebrauchen.

Gerecht und mit tiefem Scharfblicke begabt, that Tamea-Mea ſelbſt die erſten Schritte in der Civiliſation. Er begnügte ſich nicht, ſeinen Unterthanen anzugeben, was geſchehen müſſe, ſondern er gab ihnen ſelbſt das Beiſpiel: ſtatt ihnen in der Reform zu folgen, ging er ihnen voran. Da er eine unumſchränkte Macht beſaß, ſo hätte er befehlen können; aber er griff es beſſer an, er ſuchte zu überzeugen, und im Laufe weniger Jahre hatten ſeine Völker unermeßliche Fortſchritte gemacht. Er wurde ohne Zweifel durch die Umſtände gut unterſtüzt; aber er wußte ſie immer zu benutzen und oft hervorzurufen, wie dieß der Fall war bei dem Schiffer Young, dem erſten und vielleicht nützlichſten Werkzeug der Civiliſation auf

dieſen Inſeln. Die edelmüthige Aufnahme und die den erſten Europäern welche ſich auf dieſen Inſeln niederließen, zu Theil gewordene Auszeichnung bewog noch mehrere, dort ihren Aufenthalt zu wählen, und das Volk, das ſich allmälig an den Gang einer andern Civiliſation gewöhnte, fühlte neue Bedürfniſſe und bemühte ſich fortwährend um ihre Befriedigung.

Alle Reiſenden, welche ihn beſuchten, ſind einſtimmig im Lobe ſeiner weiſen Verwaltung und ſeiner Rechtlichkeit, welche beim Verkehr mit ihnen fortwährend vorherrſchte. Die, welche ſein inneres Leben zu beobachten Gelegenheit hatten, rühmen ſeine ſeltene Einſicht, ſeine Charakterfeſtigkeit, ſeine Sanftmuth und ſeinen Edelmuth. Unter anderen Zügen aus ſeinem Leben erwähnt Turnbull folgenden, der ſowohl ſeiner Güte gegen Andere als ſeiner Strenge gegen ſich ſelbſt Ehre macht: Tamea-Mea hatte ſich ſeit einiger Zeit dem Genuſſe ſtarker Branntweine ergeben, und wenn er zu viel getrunken hatte, verwandelte ſich die Güte, welche man an ihm gewohnt war, und ſein einnehmendes Weſen in Heftigkeit und Bosheit. Mehr als einmal hatten ſich ſeine Miniſter Young und Davis über ihn zu beklagen; entſchloſſen, den König zu warnen, begaben ſie ſich zu ihm und erklärten ihm, es ſey ihr feſter Entſchluß, ihn zu verlaſſen, wenn er ſich fortwährend berauſche. Erſchrocken über dieſe Erklärung, und ſeiner Schuld ſich bewußt, fragte ſie Tamea-Mea, ob er jemals die ihnen ſchuldige Achtung aus den Augen geſezt, und ob er ſie nicht immer als ſeine beſten Freunde und vertrauteſten Räthe betrachtet habe. Die beiden Miniſter antworteten ihm, daß ſie allerdings die beſte Aufnahme bei ihm gefunden hätten, daß er aber nicht mehr der nämliche Menſch ſey, wenn er Branntwein getrunken habe, und ſie genöthigt ſeyen, abzureiſen, um dem Tode durch ſeine Hand zu entgehen, wenn er betrunken ſey. Tamea-Mea verſprach ihnen, nüchtern zu werden, und von dieſem Tage an beſtimmte er zu ſeinem täglichen Genuß ein beſtimmtes Maß Rhum, das er nie überſchritt.

Als Beweis für die große Anhänglichkeit und gränzenloſe Aufopferung ſeiner Unterthanen führt Turnbull noch folgenden Zug aus den erſten Jahren ſeiner Regierung an, als ſeine Marine noch im Entſtehen war. Er bat den Kapitän eines Handelsſchiffes, welches auf der Rhede vor Anker lag, ihm einen ſeiner Amboſe abzutreten. Dieſer ließ einen herbeibringen, und indem er ihn bei einer Tiefe von 15 Faden ins Meer fallen ließ, ſagte er: „Wenn Du ihn holen läſſeſt, ſo gehört er Dein.“ Tamea-Mea, ſtatt böſe zu werden, nahm das Anerbieten an und ließ ſeine Unterthanen herbeirufen. Am folgenden Tage begaben ſich mehrere Piroguen an den bezeichneten Ort, und zum großen Erſtaunen der Matroſen ließen ſich 40 Taucher abwechslungsweiſe auf den Grund des Meeres hinab. Nach unglaublichen Anſtrengungen gelang es ihnen, die ungeheure Eiſenmaſſe bis an das mehr als eine Meile entfernte Ufer zu ſchleppen.

Eifrig bemüht, ſeine Verbindungen feſter zu knüpfen und ſie noch weiter auszudehnen, überſandte Tamea-Mea durch die Fregatte Cornwallis dem König Georg III. einen prächtigen Kriegsmantel und viele andere werthvolle Geſchenke. Als Erwiderung beſchloß die Admiralität, ihm einen ſchönen Schooner zu ſenden, der zu Port-Jackſon erbaut, im Jahr 181[illegible] angekündigt wurde, aber erſt im Jahr 1822, alſo lange nach dem Tode Tamea-Mea's auf Ha-uai ankam. Durch dieſe gegenſeitige Achtungsbezeigungen und Gefälligkeiten erhielt der König ſein ganzes Leben hindurch das Bündniß mit Großbrittanien.

Erſt im Jahr 1816 ließ auch die ruſſiſche Regierung ihre Flagge mit einigem Einfluß in dieſem Archipel erſcheinen. Am 24. November dieſes Jahres ankerte die von Kotzebue kommandirte Brigg Rurick auf der Rhede von Kai-Kua, vor Ke-Ara-Kekua, wo damals Tamea-Mea wohnte. Der erſte Gedanke Tamea-Mea's war, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen; als er aber von dem Kommandanten erfuhr, daß der Zweck ſeiner Reiſe ein geographiſcher und wiſſenſchaftlicher ſey, nahm der König ein anderes Benehmen gegen ihn an. Er empfing ihn in einer beſondern Audienz, und hatte die Güte, ihm friſche Lebensmittel anzubieten, die er für ſeine Mannſchaft nöthig hatte. Endlich beſchwerte er ſich bei ihm über ein Komplott, das ein gewiſſer Scheffer im Jahr 1804 mit Beihülfe einiger Offiziere des Kolonialſchiffes Petropaulofski auf Tauai angezettelt hatte. Er fragte ihn, ob es mit Einwilligung des Kaiſers Alexander geſchehen ſey, daß dieſe Ruſſen, welche von der amerikaniſchen Station Sitka gekommen waren und ſehr höflich behandelt worden ſeyen, Aufruhr auf dieſen Inſeln hätten ſtiften wollen. Kotzebue tadelte die Aufführung des Arztes Scheffer und der anderen Ruſſen, welche ſich zu ihm geſellt hatten, und die gegebenen Erklärungen befriedigten den König ſo vollkommen, daß er den Kapitän der Königin Kaahu-Manu und ſeinem Sohne Rio-Rio vorſtellte, mit welchem er damals die Krone theilte, nachdem er ihm das Vorrecht des Tabu ertheilt hatte. Dieſer junge Prinz, der das von ſeinem Vater begonnene Werk der Civiliſation fortſezte und den religiöſen Inſtitutionen dieſer Inſeln, und beſonders dem gräßlichen Tabu, den erſten Stoß gab, lebte damals in einem Zuſtande von Betäubung, welcher nicht ahnen ließ, was ſpäter aus ihm werden ſollte. Schwerfällig und dumm nahm er keinen Antheil an den Regierungsgeſchäften, und ſchlief oft auf einer Matte ausgeſtreckt, während ſein erlauchter Vater Audienz gab.

Der König ließ den ruſſiſchen Offizieren ein Gaſtmahl bereiten, ohne jedoch ſelbſt Theil daran zu nehmen. Als ſie geſpeiſt hatten, führte er ſie in ſeinen Familien-Morai, auf den er beſonders Viel hielt, und wo er ſeine Gebete verrichtete. Sogleich lief er zu ſeinem Hauptgötzen, ſchloß ihn in ſeine Arme, und ſagte: „Hier ſind die Götter Tamea-Mea's. Sind die Götter der Europäer beſſer? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß unſere Religion nie eine ſchlechte Handlung befiehlt.“ Nach dieſen Worten trat er in ſeine Kapelle, wo er gewiſſe Ceremonien verrichtete, dann ſezte er ſich vor ſeinen Gäſten an die Tafel, indem er ſagte: da er die Europäer habe eſſen ſehen, ſo ſey es billig, daß nun auch ſie ihn ſein Gaſtmahl einnehmen ſehen. Tamea-Mea bediente ſich damals noch keines europäiſchen Geſchirres. Er aß mit den Fingern, und ſagte ſeinen Zuſchauern, er wolle der Landesſitte nicht entſagen. Sein Gaſtmahl beſtand in Jgnamen, geſottenem Fiſch und einem ſehr ſeltenen gebratenen Vogel, der nur auf die königliche Tafel kommt. Die Tafel war bald beendigt.

Tamea-Mea hatte in ſeiner Jugend kühne und wilde Züge. An Schlachttagen erſchien er geſchmückt mit einem Federnhelm und bewaffnet mit einem Säbel, einer Flinte und einem Wurfſpieße, den er gleich beim Anfange des Gefechtes auf den Feind ſchleuderte. Man rühmte ſeine ungemeine Stärke und ſeine unglaubliche Gewandtheit. Er fing während des Kampfes die auf ihn gerichteten Wurfſpieſe auf und verfehlte ſelten ſein Ziel. Damals aber war er ſchon alt. Er war fett; ſeine Runzeln, ſeine bedeckte Stirne, ſeine kleinen verzerrten Augen und ſeine dicken Lippen

gaben ihm ein gemeines und nicht ſehr einnehmendes Ausſehen. Dem Maler der Expedition, Choris, wollte er nur auf die Verſicherung Kotzebue's, daß dieſes Porträt dem Kaiſer von Rußland zugeſtellt werden ſollte, der ihm für ſeine Gefälligkeit Dank wiſſen würde, auf einige Zeit ſitzen. So lange ſich Choris auf Ha-uai aufhielt, war er immer von Inſulänern in Menge belagert, welche das Porträt ſehen wollten und über die vollkommene Aehnlichkeit, welche es mit dem König hatte, erſtaunt waren.

Von Ha-uai ſegelte Kotzebue nach Oahu, wo er Karai-Moku traf, welcher der Statthalter Tamea-Mea's war und beim Anblick der ruſſiſchen Flagge Anfangs in Furcht gerieth; als er aber von der Beſtimmung des Kapitäns hörte, beeilte er ſich, ihm alle für ſein Geſchwader nöthigen Vorräthe zu liefern.

Tamea-Mea ſezte ſein Civiliſationswerk fort. Aus allen Welttheilen ſtrömten franzöſiſche, engliſche, ſpaniſche und amerikaniſche Abenteurer, wie zu einem Jägerrechte, herbei, und ſahen mit Erſtaunen, daß die Inſulaner ſchon an Geſchäfte gewöhnt und ſo liſtig waren, als ſie. Die kleine Stadt Honoruru, wegen ihrer ſichern Rhede die beſuchteſte, war voll von Kaufbuden, welche beſonders von Engländern und Amerikanern gehalten wurden. Zur nämlichen Zeit waren mehrere Pflanzen ſüdlicher Zonen, die Gemüſe Europa's, die Fruchtbäume Andaluſiens durch den Spanier Morini in Oahu einheimiſch gemacht worden; das Rindvieh, aus Aſien und Malaiſien eingeführt, vermehrte ſich und wurde zur Arbeit verwendet. Europäiſche Militäre hatten zu gleicher Zeit die Vertheidigung der Inſel organiſirt, mit Kanonen und Haubizen bewaffnete Forts auf den bedrohteſten Punkten errichtet und die Truppen disciplinirt. Die Milizen von Ha-uai und Oahu führten europäiſche Manöver aus. Auch die Marine hatte eine gewiſſe Bedeutung bekommen. Mit Landeserzeugniſſen befrachtete Fahrzeuge wurden auf die Märkte von China geſchickt und brachten Waaren aus dem himmliſchen Reiche zurück. Alle dieſe Arbeiten, dieſe erſte Anlage zur Civiliſation waren das Werk Tamea-Mea's und ſeiner dreißigjährigen Bemühungen. Ohne Zweifel hat kein Volk ſo ſchnelle und leichte Fortſchritte in der Civiliſation gemacht, als das Volk von Ha-uai, welches in ſo kurzer Zeit einen wichtigen Schritt gethan hat, der gewöhnlich eine Arbeit von Jahrhunderten und Ströme von Blut koſtet.

Bald ſollte der Archipel ſeinen Bildner verlieren. Am 8. Mai 1819 ſtarb Tamea-Mea. Während des ganzen Monates, als ſeine Krankheit dauerte, waren alle Augen auf ihn gerichtet. In jeder Stunde des Tages wurden Eilboten nach allen Richtungen ausgeſandt und mußten ſeinen Unterthanen Berichte über den Gang ſeiner Krankheit überbringen. Prieſter, Wahrſager eilten von allen Seiten herbei, um die Götter zu beſchwören, aber Alles ſollte vergeblich ſeyn. Schon am erſten Tage ſeiner Krankheit fühlte Tamea-Mea ſeinen Zuſtand, ließ ſeinen Sohn zu ſich rufen, und ſagte ihm: „Rio-Rio, ich hinterlaſſe Dir ein Land, das Deinem Ehrgeize genügen kann; Du wirſt es erhalten, wenn Du weiſe biſt; Du wirſt es verlieren, wenn Du nach Vergrößerung trachteſt. Die Häuptlinge, welche mich umgaben, werden Dir treu bleiben unter der Bedingung, daß Du gerecht ſeyn wirſt. Mein Sohn, eile nicht, einen von den Fremden begangenen Fehler zu rächen; leide ſogar einen zweiten; wüthe erſt beim dritten. Lebe wohl; überbringe Deiner Mutter und meinen Frauen meine Wünſche.“

INSELN HAWAI

Taufe am Bord der französischen Corvette Urania

„Ich zeichnete ihn mit ſeiner Gemahlin, und die vornehmſten Häuptlinge, welche zu ſeinen Füßen lagen, ſo wie die Garden in Federmänteln und mit bloßen Säbeln, welche zu ſeiner Vertheidigung bereit zu ſeyn ſchienen. Wir beſchenkten ihre Majeſtäten mit einem Madras-Shawl und ſchönen Ohrringen, mußten aber mit Bedauern bemerken, daß ſie unſere Geſchenke, ohne ſich zu freuen, und ohne den mindeſten Werth darauf zu legen, hinnahmen.“

Die Gemahlin Rio-Rio's war, ſagt man, ſeine eigene Schweſter, eine zierliche hübſche Dame mit kindiſchen und einfachen Manieren. Der Maler berichtet uns, man habe dieſe Manieren für Aufmunterungen halten können. Ihre Größe, welche 5 Fuß 6 Zoll betrug, benahm der Harmonie und Anmuth ihrer Formen nichts. Von den vier Gemahlinnen des Königs war Ku-Onu (ſo hieß ſie) ſeine Favoritin.

Während dieſes Aufenthaltes verlangte der erſte Miniſter des Königs, Karai-Moku, mit dem Beinamen Pitt, da er erfahren hatte, daß ein Geiſtlicher an Bord ſey, getauft zu werden. Dieſer Miniſter war ein hochgewachſener Mann mit einem durchdringenden und ausdrucksvollen Blicke. Sein Uebertritt zur römiſch-katholiſchen Religion ſchien mehr eine Folge von Berechnung als Ueberzeugung zu ſeyn, und wenige Tage nachher wurde ſeinem Bruder, dem Gouverneur Boki, dieſelbe Vergünſtigung zu Theil.

Jacques Arago gibt folgende Erzählung von der Tauffeierlichkeit:

„Die Taufhandlung wurde auf der Urania verrichtet; der König wollte derſelben beiwohnen, und die Königin Mutter begleitete ihn. Das Boot des Kommandanten unter den Befehlen Jeannerets mußte alle Glieder der königlichen Familie an Bord bringen. Ich war am Lande, und da ich eine Zeichnung von dieſer Scene entwerfen wollte, ſo entſchloß ich mich, auf der doppelten Pirogue, welche der König für ſich hatte herrichten laſſen, mich einzuſchiffen. Der König verlangte einigen Aufſchub, um ſich anzukleiden, und hatte ſo wenig Artigkeit gegen die Damen, daß er über eine halbe Stunde auf ſich warten ließ. Seine beiden liebſten Gemahlinnen hatten ſich bereits eingeſchifft. Ehe er das Boot beſtieg, ließ er ſich entabuiren, um ſich unter einem Zelte oder Sonnenſchirme in Schatten ſtellen zu können. Sein Anzug war nicht glänzend: er trug eine kurze blaue, mit Treſſen beſezte Jacke, enge grüne Beinkleider und einen ſchwarzen Strohhut, und ſchonte ſeine Staatskleider. Er ſchiffte ſich zulezt ein, und wir bemerkten, daß er beim Einſteigen in das Boot ſeine Naſe heftig gegen die Naſe der Königin Mutter anſtieß, und daß beide einige Thränen vergoßen.

„Sein Fahrzeug eröffnete den Zug; unmittelbar darauf folgte das unſrige, und hinter uns kamen noch zwei doppelte und vier einfache Piroguen mit Perſonen von Rang.

„Der König wurde mit 11 Kanonenſchüſſen begrüßt. Er ſtieg in die Batterie hinab, um das Feuern mit anzuſehen. Der Altar war gerüſtet. Der Täufling, Pitt oder Karai-Moku, war ſchon ſeit mehr als zwei Stunden an Bord; der Abbé Quelen, unſer vortrefflicher Geiſtlicher, verrichtete Alles ganz einfach, da er ſich ſeinen Zuhörern doch nicht verſtändlich machen konnte. Unſer Kommandant und ſein Sekretär Gabert waren Taufpathen, ihr Bedienter machte den Sacriſtan. Man bot den Prinzeſſinnen, welche ſich größtentheils auf dem Boden lagerten, Stühle an. Mehrere

der anweſenden Ha-uai'ſchen Beamten fragten uns, wie viel man ihrem Miniſter Glieder oder Zähne ausreiße, und nur mit Mühe konnten wir ihnen begreiflich machen, daß Dieß unſerer Religion zuwider wäre *).

„Während der Feierlichkeit verlangte der König eine Pfeife und rauchte. Die Königinnen waren erſtaunt über den glänzenden Anzug des Prieſters und die Schönheit des Bildes der heiligen Jungfrau, welches auf dem Altare ſtand. Jede wollte es küſſen. Von Zeit zu Zeit verlangten ſie zu trinken, was man ihnen nicht abzuſchlagen wagte; hierauf beſuchten ſie das Schiff und ſtiegen bis in unſere Kammern hinab, wo ſie uns über unſere Schlafſtätten ein Kompliment machten, die ſie ſehr nett und bequem fanden.“

Wenige Tage nach dieſer Feierlichkeit ankerte die Corvette vor Mawi, hernach vor Oahu, und überall zeigten ſich die Eingebornen billig und gefällig, mit Ausnahme eines einzigen, Namens Kiai, welcher von dem König mit der Verproviantirung beauftragt war und die Franzoſen betrog.

Schwer war es, das von Tamea-Mea hinterlaſſene Scepter zu führen; noch ſchwerer aber mußte es einem Prinzen wie Rio-Rio werden, deſſen Trägheit bekannt war. Indeß zeigte er ſich, nachdem er das wichtige Geſchäft des Herrſchers übernommen hatte, als ein ganz anderer Menſch. Seine erſte Regierungshandlung zeugte von einer Energie, deren man ihn nicht fähig gehalten hätte. Tomu-Arii, Häuptling von Tauai, glaubte, beim Tode Tamea-Mea's habe die Stunde der Befreiung für ihn geſchlagen, und weigerte ſich, ſeinen Nachfolger anzuerkennen. Als Rio-Rio davon benachrichtigt wurde, ließ er ſogleich zwei oder drei ihm ergebene Offiziere rufen, warf ſich mit ihnen in eine Schaluppe, und ungeachtet des hohen Meeres und eines Sturmes, der ſich erhoben hatte, landete er auf Tauai und ging gerade zu Tomu-Arii, der überraſcht von dieſem Beſuche nichts zu ſeiner Rechtfertigung zu ſagen wußte, und Unterwerfung und Gehorſam für die Zukunft verſprach. Dieſe That war entſcheidend. Man ſah, daß Tamea-Mea's Blut in den Adern ſeines Nachfolgers floß.

Der Vater war der politiſche und geſellſchaftliche Reformator Ha-uai's geweſen, der Sohn ſollte der religiöſe Reformator deſſelben werden. Die zweite Handlung ſeiner Regierung war die vollſtändige Abſchaffung des Tabu. Schon Tamea-Mea hatte dieſer gräßlichen Inſtitution die erſten Stöße gegeben, aber hielt ſich noch nicht für ſtark genug, ſie gänzlich abzuſchaffen. Er bereitete ſeine Unterthanen auf dieſe Veränderung vor, und Rio-Rio führte den entſcheidenden Schlag. Das einzige ernſtliche Hinderniß, auf das er ſtieß, kam von Kekua-Oka-Lani, dem Oberprieſter und Statthalter von Oahu. Dieſer liſtige Prinz hatte ſich immer geweigert, an den Konferenzen Theil zu nehmen, welche deßhalb Statt gefunden hatten, und als die Vernichtung der Götzen beſchloſſen war, nahm er das Bild Tairi's, des Kriegsgottes, in die Hand und brachte einige Fanatiker auf ſeine Seite. Von Oahu begab er ſich nach Ha-uai, vergrößerte ſein Heer durch einen Haufen Unzufriedener und ſah ſich bald in den Stand geſetzt, dem Heere des Königs die Spitze zu bieten. Die Schlacht war gräßlich. Die Empörer, unter der Anführung Kekua-Oka-Lani's und ſeiner Gemahlin, welche beſtändig an ſeiner Seite kämpfte, entwickelten alle Kraft der Verzweiflung

*) S. Blatt 126.

und des Fanatismus; aber ihre Wuth vermochte nichts gegen die Tapferkeit und die weiſen Anordnungen des Miniſters Karai-Moku, des würdigen Freundes Tamea-Mea's. Das Haupt der Empörer fiel in der Schlacht, und neben ihm fand auch ſeine treue Gemahlin den Tod. Vergeblich verſuchte das Heer der Götzen ſich zu ſammeln; umſonſt kämpften ſie mit unerſchütterlichem Muth für ihre Sache: ſie fielen alle bis auf den lezten Mann. Von dieſem Tage an war der Dienſt der blutdürſtigen Götter zerſtört, und der berühmte Tairi, dieſe Oriflamme des Ha-uai-Archipels, fiel in die Gewalt des Siegers, der ihn einige Jahre nachher dem Kapitän Byron ſchenkte. Die Morai's und Heiau's waren nicht mehr heilig. Man behielt nur die Orte bei, wo die Gebeine der Häuptlinge niedergelegt waren, und übergab die Aufſicht darüber einigen Prieſtern.

Die chriſtliche Religion trat nun auf dieſen Inſeln an die Stelle des Tabudienſtes. Die Mutter des Königs, Keo-Puo-Lani, und Kapeo-Lani, die Frau des Häuptlings Kai-Rua, traten zur chriſtlichen Religion über, und ihrem Beiſpiele folgte ein großer Theil des Volkes. Die engliſchen Miſſionäre, welche das Chriſtenthum gepredigt hatten, bewogen den König, eine Reiſe nach London zu machen. Riv-Rio ſchiffte ſich am 27. November 1828 ein, und übergab die Regierung dem mächtigen Miniſter Karai-Moku. Das Handelsſchiff, der Adler, wurde für die Ueberfahrt gemiethet, und ſein Gefolge beſtand aus Kamea-Moru, ſeiner Lieblingsgemahlin, aus Boki, dem Gouverneur von Oahu, einigen Offizieren und dem Franzoſen Rives, welcher als Dolmetſcher dienen ſollte.

Das Schiff ankerte vor Portsmouth am 31. Mai 1824; von da begab ſich Rio-Rio nach London, ſtarb aber kurze Zeit darauf, ſo wie auch ſeine Gemahlin, ehe ſie dem König Georg IV. hatten vorgeſtellt werden können. Man empfing die Häuptlinge in einer beſondern Audienz; ſie wurden ſchmeichelhaft aufgenommen und erhielten Geſchenke, welche ſie hoch erfreuten; auch verſprach man ihnen ein Fahrzeug, welches ſie mit den ſterblichen Reſten des Königs und der Königin nach Ha-uai überführen ſollte.

Die Corvette la Blonde, unter dem Befehle des Kapitäns Byron, erhielt den Auftrag, die Geſandtſchaft zu ihrer Beſtimmung zurückzuführen, und am 4. Mai ankerte ſie in der Rhede von Lahaina; von da begab ſie ſich nach Nono-Ruru, welches die königliche Reſidenz und der Mittelpunkt aller Handelsgeſchäfte geworden war. Mehr als vierzehn Tage dauerten die Feierlichkeiten beim Leichenbegängniß des Königs, beim Empfang der Häuptlinge und des Kapitäns Byron; aber in dieſen Feierlichkeiten und Feſten ſah man nichts mehr von den ehmaligen Landesſitten; die europäiſche Civiliſation hatte ſchon tiefe Wurzeln geſchlagen. Die Reſte des Fürſten wurden in eine reformirte Kirche gebracht und von da aus in ein chriſtliches Grab niedergelegt, anſtatt in den Morai ſeiner Vorfahren.

Im Laufe des Dezembers 1824 erſchien Kapitän Kotzebue wieder auf Oahu. Karai-Moku, der Gouverneur der Inſel, empfing ihn als einen alten Bekannten und bewilligte ihm eine beſondere Audienz in Gegenwart der Königin Kaahu-Manu und einer der Witwen des großen Tamea-Mea, Noma-Hana. Die königliche Witwe, welche 5 Fuß groß war und Schultern hatte, ſo breit als ein Athlete, verliebte ſich plötzlich in Kotzebue und ſchrieb ihm am nächſten Morgen folgenden Brief:

„Ich grüße Dich, Ruſſe; ich liebe Dich von ganzem Herzen, und mehr, als mich ſelbſt. Auch fühlte ich, als ich Dich in meinem Lande ſah, eine Freude, die meine arme Sprache Dir nicht beſchreiben kann. Du wirſt hier Alles verändert finden. Als Tamea-Mea noch lebte, war das Land reich und blühend; aber ſeit ſeinem Tode ſtürzt Alles in Trümmer. Der junge König iſt zu London. Kaahu-Manu und Karai-Moku ſind auf einige Tage abweſend, und Chino, der ihr Stellvertreter iſt, hat zu wenig Macht über das Volk, um Dich würdig empfangen zu können. Er kann Dir nicht ſo viel Schweine, Pataten und Taro verſchaffen, als Du bedürfteſt. Wie ſehr bedaure ich es, daß meine Güter auf der Inſel Mawi ſo fern vom Meere ſind. Wären ſie näher, ſo würdeſt Du jeden Tag mit Schweinen umgeben ſeyn. Sobald Karai-Moku und Kaahu-Manu zurückkehren werden, ſollen alle Deine Bedürfniſſe befriedigt werden. Der Bruder des Königs kommt mit uns; aber er iſt noch ein Kind ohne Erfahrung, das Gutes und Böſes nicht zu unterſcheiden weiß.

„Ich bitte Dich, Deinen Kaiſer in meinem Namen zu umarmen. Sage ihm, ich würde es ſelbſt thun; aber das weite Meer trennt uns. Vergiß nicht, der ganzen Nation meine Grüße zu melden. Weil ich eine Chriſtin bin, Du ein Chriſt biſt, wirſt Du mein Schreiben entſchuldigen. Der Hunger nöthigt mich, meinen Brief zu beſchließen. Ich wünſche, Du möchteſt den Kopf Deines Schweines mit Appetit ſpeiſen. Ich bin mit königlicher Standhaftigkeit und ewiger Liebe

Deine Noma-Hana.

Die Nachricht vom Tode Rio-Rio's ermuthigte einige Ehrgeizige. Der Nachfolger Tamu-Arii's erhob die Fahne des Aufruhrs, und Karai-Moku ſah ſich genöthigt, ihn zu bekämpfen. Am 6. Juni 1825 wurde Kau-Ike-Uli, der jüngere Bruder Rio-Rio's, ein Kind von 10 Jahren, welches der amerikaniſche Miſſionär Bingham erzogen hatte, zum König ausgerufen und die Regentſchaft während ſeiner Minderjährigkeit dem Karai-Moku anvertraut. Der erſte Akt der Regentſchaft war die Beſtättigung der von Tamea-Mea feſtgeſetzten Ankergebühren zu 10 Sous die Tonne von einem Schiffe, das nur anhalten, und 3 Franken von dem, welches Handelsgeſchäfte treiben wollte. Kurze Zeit nachher ſtarb Karai-Moku in einem Alter von 70 Jahren an der Waſſerſucht. Er war nach Tamea-Mea der größte Mann des Archipels. An ſeine Stelle trat Boki. Eigentlich aber regierte wirklich Kua-Kini, der Bruder der Königin Kaahu-Manu, deſſen Tochter im Jahr 1830 mit dem neuen König vermählt wurde. Ihm folgte der junge, von dem Miſſionär Bingham erzogene König Kau-Ike-Uli in einem Alter von 19 bis 20 Jahren. Als unter ſeiner Regierung die auf Ha-uai und Oahu anſäſſigen Europäer und Amerikaner ſich wegen einer Kuh, die einen Augenblick in einem Garten, welcher einem Fremden gehörte, geweidet hatte, über das Geſetz ſtellen wollten, gab der Regentſchaftsrath eine ebenſo feſte als billige und gemäßigte Entſcheidung. Hier folgt das Aktenſtück, aus welchem wir ſowohl den Geiſt der Bevölkerung und Regierung, als die einfachen und originellen Formen der ha-uai'ſchen Kanzlei erkennen können.

„Kau-Ike-Uli, der König, Kaahu-Manu, die Regentin *); Boki,

*) S. Blatt 111.

Statthalter von Oahu; Adams Kua-Kini, Statthalter von Hawaii; Manuia, Kekua-Noa, Hinau, Aika-Maka, Paki, Kinau, John Li, James Kahahu.

Oahu, im Oktober 1829.

„Ich gebe hier meine Entſcheidung für Euch. Wir entſprechen der Aufforderung der engliſchen Reſidenten; Wir gewähren den Schutz der Geſetze: das iſt der Zweck Eurer Bitte.

„Darum folgt hier meine Proklamation, welche ich Euch, ſo wie allen Fremden, bekannt mache. Die Geſetze meines Landes verbieten den Mord, den Diebſtahl, den Ehbruch, die Unzucht, den Verkauf ſtarker Branntweine in den Brennereien, die Beluſtigungen am Sonntage, die Preſſerei und die Hazardſpiele an Sonntagen und anderen Tagen.

„Wenn Einer dieſe Geſetze verlezt, ſo wird er geſtraft. Fremde und Einheimiſche werden auf gleiche Weiſe behandelt: wer dieſe Geſetze verletzen wird, ſoll geſtraft werden.

„Die chriſtliche Ehe ſchickt ſich für Männer und Frauen. Nur, wenn eine Frau einen Mann als ihren einzigen Gatten betrachtet, und wenn der Mann die Frau als ſeine einzige Gattin betrachtet, ſind ſie recht verheirathet; wenn aber beide Theile nicht verheirathet ſind, und ſie einander nicht als Mann und Frau betrachten, ſollen ſie auf der Stelle getrennt werden.

„Hier folgt nun noch unſere Entſcheidung, die ich Euch hiemit bekannt mache. Wir haben Eure Bosheit ſeither mit angeſehen. Ihr unterrichtetet Uns nicht, daß Eure Gärten und Umzäunungen tabu (heilig, unverletzlich) ſeyen, bis zu dem Augenblicke, wo unſer Vieh in Eure Pflanzungen ging; dann habt Ihr es ſogleich getödtet. Wir aber haben Euch von dem Tabu unſerer Pflanzungen lange vorher unterrichtet, auch haben Wir Euch aufgefordert, Euer Vieh davon abzuhalten. Wir haben nun gehört, daß Euer Vieh auf Unſer angebautes Land ging und es verheerte; aus dieſem Grunde wurde euch einiges Vieh getödtet.

„Nun will ich Euch das Mittel angeben, wodurch ihr Euch hättet Gerechtigkeit verſchaffen ſollen. Habt Ihr einen Menſchen für ſchuldig gehalten, ſo hättet Ihr ihn nicht ſogleich beſtrafen ſollen; Ihr hättet vielmehr Unſere Entſcheidung abwarten ſollen; wenn Wir ihn ſchuldig befunden hätten, ſo würden Wir Euch Entſchädigung zuerkannt haben. Aber nein, Ihr habt ihn grauſam und ſogleich mißhandelt. Dieſes Verbrechen haben zwei von Euch begangen. Indeß wollen Wir Euch erinnern, daß die Verwundung eines Menſchen ein größeres Uebel iſt, als die eines Thieres, dieweil der Menſch das Haupt aller Thiere iſt.

„Dieß theilen Wir Euch Allen mit, Väter der Länder, aus welchen die Winde kommen; habt Mitleid mit einer Nation kleiner, ſehr ſchwacher und junger Kinder, deren Geiſt noch in der Finſterniß lebt; helft Uns Gutes thun, und beobachtet mit Uns Das, was das größte Gut unſeres Landes ausmachen muß.

„Was den Tod der Kuh betrifft, ſo wurde ſie getödtet, weil ſie das zum Schutze der Pflanzung errichtete Tabu verlezt hatte. Der Ort war durch einen von dem Eigenthümer errichteten Zaun geſichert. Da er ſein Eigenthum ſo umzäunt hatte, ſo war es nur noch die Schuldigkeit der Herren des Viehs, welche von dem Wächter der Pflanzung gewarnt worden waren, das Vieh jeden Abend nach Hauſe zu führen. Er ſagte es

ihnen; aber ſie beachteten es nicht, und ließen das Vieh die Nacht hindurch ledig laufen. Nun dachte der Eigenthümer des Gutes darauf, ſich ſchadlos zu halten, denn mehrere Thiere waren ſchon von ihm angetroffen worden, und ihre Herren hatten ihm keine Entſchädigung bezahlt; darum beſchloß der Beſitzer des Feldes, eines der Thiere, welche es verwüſteten, zu tödten. Denn es war feſtgeſezt worden, daß wenn ein Thier eine Umzäunung durchbrechen und die Erndte verheeren würde, es weggenommen und dem Eigenthümer der Erndte zuerkannt werden ſollte. Mehrere wurden ergriffen, ſodann zurückgefordert, und endlich zurückgegeben; das iſt mehreremale der Fall geweſen. Warum ſeyd Ihr nun ſo ſchnell in Eurem Zorne? Die Kuh wurde innerhalb der Umzäunung ſelbſt angetroffen, hernach hat ſie dieſelbe verlaſſen. Warum erwähnt alſo Eure Erklärung nur, die Kuh ſey ſchändlicher Weiſe auf dem Gebiet der Gemeinde getödtet worden? Die Kuh wäre nicht getödtet worden, wenn man ſie nur auf der gemeinen Weide hätte weiden laſſen; alle Diejenigen, welche auf der Pflanzung arbeiteten, ſagten Uns, ſie ſey innerhalb der Umzäunung ſelbſt gefunden worden.

Unterzeichnet: Kau-Ike-Uli.“

Aus dieſem Aktenſtücke erſieht man die Richtung, und ich möchte beinahe ſagen, einen Regierungsakt der Miſſionäre. Der junge König läßt das Beſte hoffen; groß, gut gewachſen, mit einem offenen Geſichte, unparteiiſch, edel, erinnert er glücklicher Weiſe an ſeinen Großvater Tamea-Mea, und wird ohne Zweifel ein großer König werden, wenn ſeine erſten Schritte gut geleitet werden *). Er hat Kini, eine Nichte der Königin Kadu-Manu geheirathet; ſeine Schweſter Nahi-Nahina iſt ſchön und geiſtreich *).

Die Washington-Gruppe.

Wir wollen unter dieſer Benennung, die an den Namen der Hauptinſel und den Namen des großen Gründers der vereinigten Staaten von Nordamerika erinnert, die kleinen Inſeln Washington, Palmyra, Amerika, Noel (die Weihnachts-Inſel Chriſtmas), die Inſel Fanning, welche einſt bewohnt war, Jarvis, die von dem Kapitän Walker im Jahr 1814 geſehenen Inſeln, die zweifelhafte Inſel Broke, und einige andere zuſammenfaſſen. Der Hauptort dieſer niedrigen Inſeln wäre die, welche den Namen Washington empfangen hat, und beinahe den Mittelpunkt der Gruppe bildet. Unſere Leſer wollen dieſe Washington-Gruppe und Inſel nicht mit den Uahonga- oder Washington-Inſeln verwechſeln, welche einen Theil des Nukahiva-Archipels ausmachen, der von den Franzoſen Marchand-, nach dem Kapitän dieſes Namens, von den Spaniern Mendana-, von den Amerikanern Washington-Archipel genannt wird, und dem wir nach unſerer Methode ſeinen wahren Namen, den ihm die Eingebornen beilegen, den Namen Nukahiva-Archipel geben werden.

Unſere Washington-Gruppe liegt im Süden des Ha-uai-Archipels, im Oſten der Karolinen, und im Norden unſeres Roggeween-Archipels, den wir ſpäter beſchreiben werden. Im Oſten wird er durch eine unermeßliche Meeresfläche begränzt. Wir ſprechen nur davon, weil wir im Sinne

*) S. Blatt 115.

haben, die Beſchreibung aller Theile Oceaniens vollſtändig zu geben; aber wir können dieſe Inſeln nur benennen und klaſſificiren, und ihre Lage angeben, denn es ſind meiſtens unbedeutende, beinahe ſämmtlich wüſte Punkte, und Alles, was man von ihnen anführen kann, iſt ein trockenes und kurzes Namensverzeichniß.

Die Smith-Inſeln wurden im Jahr 1807 durch Johnſon, den Kapitän der engliſchen Fregatte Cornwallis, entdeckt, und im Jahr 1815 von dem franzöſiſchen Kapitän Dayot, dem Kommandanten des ſpaniſchen Schiffes Hernandy, wieder geſehen. Sie ſind eine Gruppe unbewohnter Inſelchen, von Korallen gebildet und mit einer ſpärlichen Vegetation bedeckt. Sie haben ungefähr 9 Meilen im Umfang von Nordweſt nach Südweſt, und liegen unter 16° 53′ nördlicher Breite und unter 171° 52′ weſtlicher Länge.

Die Inſel Palmyra wurde zum Erſtenmale von dem Amerikaner Fanning am 14. Juni 1798 geſehen und einige Jahre nachher von dem Kapitän Mackay wieder gefunden. Es iſt eine niedrige Inſel von drei Lieue's Ausdehnung, hat im Innern zwei kleine Lagunen, und außen Klippen, wovon eine im Weſten drei Lieue's weit in das Meer ſich erſtreckt. Im Norden iſt ein Ankerplatz von 18 Faden Tiefe. Ihren Namen erhielt ſie von dem Kapitän der Palmyra Sawle, welcher ſie im Jahr 1802 wieder ſah. Dieſe wüſte Inſel liegt unter 5° 50′ nördlicher Breite und 164° 45′ weſtlicher Länge. Vier oder fünf Meilen weiter nördlich liegt eine gefährliche Klippe, die ebenfalls von Kapitän Fanning entdeckt und beſichtigt wurde. Sie hat die Form eines Halbmondes und erſtreckt ſich auf ſechs Lieues von Norden nach Süden.

Die Inſel Waſhington, das New-Year auf den Karten von Arrowſmith, wurde auch von Fanning entdeckt. Es iſt ein hohes und mit Grün bedecktes Land, aber wüſte und von Klippen ſtarrend. Sie liegt unter 4° 45′ nördlicher Breite und 162° 28′ weſtlicher Länge. — Die Fanning-Gruppe wird von drei bewaldeten Inſelchen gebildet, die von Klippen umgeben ſind, innerhalb welcher ein guter Ankerplatz liegt. Jede der zwei nördlichen Inſelchen hat 9, das öſtliche 6 Meilen Länge. Wahrſcheinlich iſt ſie die von einigen Schiffern Amerika genannte Inſel. Als Fanning landete, fand er die Inſel wüſte und mit Seevögeln bedeckt, welche ſo zutraulich waren, daß ſie ſich mit den Händen fangen ließen. Mackay, der dort auf dem Careiſchildkröten- und Tripang-Fange war, fand dort regelmäßig behauene Steine, und in einem zwei Fuß tiefen Graben eine gemauerte Höhle, angefüllt mit Aſche, einigen menſchlichen Gebeinen, Werkzeugen von Stein, Muſcheln und Knochen, Lanzen, Pfeilen und verſchiedenen Zierrathen. Auch der Franzoſe Goerant hielt im Jahr 1828 dort an, und traf 25 mit dem Tripang-Fange beſchäftigte Fahrzeuge. Sie liegt unter 3° 48′ nördlicher Breite und 161° 25′ weſtlicher Länge.

Die Weihnachts- oder Chriſtmas-Inſel wurde im Dezember 1777 von Cook entdeckt. Er brachte mehrere Tage auf dem Ankerplatze zu, und verſah ſich dort mit Schildkröten und Fiſchen. Die Inſel iſt niedrig, bewaldet, wüſte, hat ungefähr 15 Meilen im Umfang und einen ziemlich guten Ankerplatz. Die weſtliche Küſte iſt ſo ausgeſchweift, daß die Inſel einen Halbmond bildet. Man findet dort Fiſche und Schildkröten. Sie liegt unter 1° 59′ nördlicher Breite und 159° 50′ weſtlicher Länge.

Arrowſmith verſichert, die Inſel Jarvis ſey von einem Kapitän

Brown entdeckt, und im Jahr 1822 von einem Kapitän Lock wiedergeſehen worden. Er ſezt ſie unter 0° 30′ ſüdlicher Breite und 162° 18′ weſtlicher Länge. Dumont d'Urville glaubt, die Inſel Broke, die auf der amerikaniſchen Liſte in geringer Entfernung ſüdöſtlich von der Inſel Jarvis liege, ſey keine andere, als die Inſel Jarvis ſelbſt.

Der große Archipel der Carolinen.

Wir ſagten, Indien ſey das Kreuz für die Geographen, welche Aſien beſchreiben müſſen, wie es Deutſchland für Diejenigen iſt, welche Europa beſchreiben. Mit noch mehr Recht können wir den großen Archipel der Carolinen das Kreuz der Geographen des unermeßlichen Oceans nennen. Er beſteht aus ungefähr 50 Gruppen, wovon mehrere nicht beſtimmt ſind; die meiſten ſeiner unzähligen Inſeln wurden noch nicht beſucht; es iſt alſo ſehr ſchwer, Licht über dieſes Chaos von Ungewißheiten und Widerſprüchen zu verbreiten.

Die Reiſe eines gelehrten ruſſiſchen Seemannes, des Kapitän Lätke, hat große Klarheit über dieſe Gruppen verbreitet, deren er 26 unterſucht hat. Die Expedition der gelehrten Seemänner Duperrey und d'Urville hatte die Dunkelheit, die auf ihnen ruht, bereits erhellt; aber es ſind noch viele Lücken auszufüllen. Bei dieſem Stand der Dinge werden wir alle Mühe aufwenden, dieſe intereſſanten Gegenden mit der größtmöglichen Genauigkeit zu ordnen.

Unſer großer Carolinen-Archipel wird im Weſten aus der Gruppe der Peliu-Inſeln, den gefährlichen Matroſeninſeln, der Märtyrerinſel, Saavedra, Sonſorol oder St. André, aus den Inſeln Anna, Mariera, Lord-North u. ſ. w., die wir als ſeine Anhängſel betrachten, und aus den Freewill-, oder Gueden- oder St. David-Inſeln ſammt der Nevil-Inſel beſtehen, welche wir als ein Anhängſel der Freewill-Gruppe betrachten. Die eigentlichen Carolinen werden natürlich einen Theil dieſes unermeßlichen Archipels ausmachen, und wir werden außerdem darunter begreifen die Balik- oder Radak-Gruppe, welche bei den meiſten Geographen Marſhall- oder Mulgrave-Gruppe heißt, und endlich den Gilbert-Archipel. Mehrere gewichtige Gründe haben uns beſtimmt, troz der Anſicht des gelehrten Chamiſſo die Marianen nicht darunter aufzunehmen.

Demnach wird ſich dieſer große Archipel von der Inſel Bigar, der lezten nördlichen Inſel der Radak-Kette unter 12° nördlicher Breite, bis zu den Lugunor-Inſeln unter dem 3° ſüdlicher Breite, und von der Sonſorol-Inſel unter dem 129° öſtlicher Länge bis zur öſtlichſten der Mulgrave-Inſeln unter dem 170° öſtlicher Länge erſtrecken; die Carolinen werden alſo, nach unſerer Eintheilung eine Ausdehnung von 225 Lieue's von Norden nach Süden, gerade durch den Aequator hindurch, und von 1025 Lieue's von Weſten nach Oſten haben.

Nachdem wir die Länder dieſes großen Archipels gruppirt haben, werden wir die berühmten oder Hauptinſeln weitläufiger beſchreiben, wie Corror, deſſen Hauptſtadt Peliu durch den Aufenthalt Wilſons in gewiſſer Art klaſſiſch geworden iſt, Garaſt oder vielmehr Gaſt, Lamurſek, Lugunor, Ulla, Satanal oder Satauan, Hoguleu, Ualan, Aur, Otdia, Puynipet und einige andere. Was die minder wichtigen und bedeutenden Inſeln betrifft,

Ansicht von Peliou.

Ansicht von der Insel Peliou.

CAROLINEN INSELN (AUSTRALIEN.)

Wohnung.

Digitized by Google

ſo werden wir bloß ihre Lage und die Völkerſtämme angeben, von welchen ſie bewohnt werden.

Beginnen wir die Beſchreibung und Geſchichte der Carolinen mit den weſtlichen Inſeln.

Pelin-Gruppe.

Die Gruppe der Pelin- oder Palaos- oder Panlog-Inſeln*) bildet den weſtlichen Theil des Carolinen-Archipels. Sie wurden von den Spaniern entdeckt. Die beträchtlichſten davon ſind:

Babelthuap. Sie erſtreckt ſich auf 9 Meilen von Norden nach Süden, und hat einen ſehr hohen Berg, von welchem man die Ausſicht auf alle Inſeln der Gruppe hat. Seine Hauptbezirke, wovon jeder einen Rupak oder Häuptling hat, ſind Emalagui, Artingall und Emerings. Der Bezirk von Artingall machte ſich berühmt durch ſeine Kriege mit dem Rupak der folgenden Inſel:

Corror. Dieſe kleine Inſel, welche ſich nur auf ſechs Meilen von Oſten nach Weſten erſtreckt, beſteht aus kleinen Inſelchen, die ſehr nahe beieinander liegen. Ihr Hauptort iſt Pelin, deſſen tapferer Rupak Abba-Thule, ſammt ſeinem liebenswürdigen Sohne Libu, eine wichtige Stelle in der Geſchichte dieſes Landes einnehmen wird.

Urukthapel, Errokong und Urulong, welches durch den Schiffbruch der Antilope berühmt iſt, ſind nur Inſelchen.

Peleliu, das ſich auf 8 Meilen von Nordoſt nach Südſüdweſt erſtreckt, iſt ziemlich fruchtbar und hat ein reizendes Ausſehen. Es iſt von Inſelchen umgeben.

Die kleine Inſel Angur. Im Jahr 1801 blieb der ſpaniſche Kapitän Ibargoitia einige Tage dort, und fand die Bewohner ſanft, gutmüthig und edel.

Die Matroſen- oder Reyes-Inſeln, die von Saavedra und Villalobos beſucht wurden, ſtehen unter verſchiedenen Häuptlingen. Es iſt ſehr gefährlich ihnen nahe zu kommen.

Die zwei kleinen Sonſorol- oder St. André-Inſeln wurden im Jahr 1710 von Padilla entdeckt. Sie werden von den Bewohnern Pelin's beſucht. Die gegen Mittag iſt die größte; ſie wird von der andern, welche die Eingebornen Kodokopui nennen, durch einen ungefähr zwei Meilen breiten Kanal unter dem 5° 20′ nördlicher Breite und 129° 54′ öſtlicher Länge getrennt.

Endlich die Inſeln Mortz, Kyangle und Lord-North, welche bisher unbekannt waren, und über welche wir am Schluſſe der Beſchreibung der Pelin-Inſeln einige ganz neue Nachrichten geben werden.

In den Lettres édifiantes lieſt man Folgendes über einen von zwei ſpaniſchen Miſſionären, die ſich auf dem von Padilla befehligten Schiffe Santa Trinidad eingeſchifft hatten, gemachten Verſuch, den Bewohnern von Sonſorol das Evangelium zu predigen. Der Bericht iſt von Joſeph Somera, einem Offiziere der Santa-Trinidad.

„Nach fünfzehntägiger Fahrt von den Philippinen her entdeckten wir

*) Ich möchte ſie Peli-Inſeln nennen, den Bewohnern zufolge, die ihnen dieſen Namen gaben, wenn ich nicht gegen das immer ſchwer aufzuhebende Herkommen zu kämpfen hätte; ſo aber werde ich ſie fortwährend Pelin-Inſeln nennen.

am 30. Novbr. 1710 Land in Nordweſt: es waren zwei Inſeln, welche die auf unſerem Schiffe befindlichen Pater Dubaron und Cortil nach dem Feiertage St. Andreas-Inſeln nannten. Als wir näher kamen, erblickten wir ein Fahrzeug, das auf uns zukam, und in welchem ſich Inſulaner befanden, die von Weitem ſchrieen: Mapia! Mapia! (gute Leute!) Ein Palaos (Bewohner von Peliu), der zu Manila getauft worden war, und den wir mit uns genommen hatten, zeigte ſich ihnen und ſprach mit ihnen. Sogleich kamen ſie an Bord und ſagten uns, dieſe Inſeln heißen Sonſorel (auf der Charte von Cantova Sonrol, auf der von Serrano Sarol), und ſie gehören zu den Palaos-Inſeln. Sie ſchienen große Freude an uns zu haben, und bezeigten ſie durch Händeküſſe und Umarmungen.

„Dieſe Inſulaner ſind gut gewachſen und haben einen ſtarken Körperbau; ſie ſind, mit Ausnahme eines Stücks Matte, womit ſie ihre Geſchlechtstheile bedecken, ganz nackt; ihre Haare ſind beinahe kraus; ſie haben wenig Bart. Um ſich gegen den Regen zu ſchützen, werfen ſie einen kleinen Mantel von Patatenfaſern über die Schultern, und tragen auf dem Kopfe eine Art Mattenhut, der mit Federn von ganz grünen Vögeln beſezt iſt. Sie waren ſehr verwundert über das Tabakrauchen unſerer Matroſen. Eiſen ſchienen ſie hoch zu ſchäzen; ſie betrachteten es mit gierigen Augen, und baten uns unaufhörlich darum. Nachmittags kamen zwei andere Barken je mit acht Mann zu uns. Als ſie ſich dem Schiffe näherten, fingen ſie an zu ſingen, indem ſie mit den Händen auf ihren Schenkeln den Takt dazu ſchlugen. An Bord gekommen, maßen ſie die Länge unſeres Schiffes, in der Meinung, es ſey aus einem einzigen Stücke Holz gemacht; Andere zählten die Menſchen, welche an Bord waren. Sie brachten uns einige Kokosnüſſe, trockene Fiſche und Kräuter. Ihre Schiffe ſind ſehr gut gebaut und haben lateiniſche Segel; eine Seite des Schiffes iſt durch ein Gegengewicht geſtüzt, ſo daß es nicht umſchlagen kann. Wir fragten ſie, nach welcher Himmelsgegend ihre Hauptinſel, welche Panleg heißt, liege: ſie zeigten nach Nordnordoſt; auch ſagten ſie, gegen Süden ſeyen noch zwei Inſeln; die eine heißt Mariera, die andere Pulo, auf Serrano's Charte Muries und Falia.

„Ich ſchickte die Schaluppe mit dem Senkblei aus, um einen Ankerplatz zu ſuchen. Eine Viertelmeile von der Inſel wurde ſie von einem Boot voll Inſulaner beſtiegen: einer ſah einen Sabel, ergriff ihn, betrachtete ihn aufmerkſam, warf ſich ins Meer und nahm ihn mit ſich fort. Mein Steuermann konnte keinen Ankerplatz finden; der Grund war felſig und überall ſehr tief. Nach ſeiner Zurückkunft ſchickte ich einen andern Mann aus, um einen Ankerplatz zu ſuchen: er fuhr ganz an dem Lande hin und fand überall, wie der erſte, tiefen Felſengrund, alſo keine Stelle, wo man den Anker hätte auswerfen können. Ich ſegelte gegen die Strömung, welche reißend gegen Südoſt ging; da aber widriger Wind eintrat, ſo lenkten wir auf die offene See ein. Nun ſtiegen die an unſer Schiff gekommenen Inſulaner in ihre Boote, um zurückzukehren. Die beiden Miſſionäre wollten einen von ihnen zum Bleiben vermögen, konnten ihn aber nicht dazu bewegen: ſie unterhielten ſich mit ihm über Religion, und ließen ihn den Namen Jeſus und Maria ausſprechen, was er in einem ſehr inbrünſtigen Tone that. Man befragte ihn über die Größe der Inſel und die Zahl ihrer Bewohner; er antwortete, die Inſel habe zwei und

eine halbe Meile im Umfang und könne 800 Bewohner haben, welche von Kokosnüſſen, Fiſchen und Kräutern leben.

„Ich maß um Mittag die Sonnenhöhe, und fand mich unter 5° 16' nördlicher Breite, und die Abweichung 6' nordöſtlich; die Strömung führte uns reißend gegen Südoſt ins offene Meer. Ich konnte das Land erſt am 4. Dezember wieder gewinnen; wir befanden uns an der Mündung eines Fahrwaſſers zwiſchen zwei Juſeln. Ich ſchickte die Schaluppe aus, um einen guten Ankergrund zu ſuchen, aber überall war tiefer Felſengrund, und es war unmöglich, den Anker auszuwerfen. Die Pater Dubaron und Cortil entſchloßen ſich, ans Land zu gehen und ein Kreuz aufzupflanzen. Padilla und ich ſtellte ihnen die Gefahr vor, welcher ſie ſich ausſetzen würden, was ſie von den Inſulanern zu befürchten hätten, deren Geſinnung ja nicht bekannt ſey, und die Verlegenheit, in der ſie ſich befänden, wenn die Strömungen das Schiff ſo weit auf das offene Meer reißen würden, daß man ſich dem Lande nicht nähern könnte, um ſie wieder einzunehmen oder ihnen zu Hilfe zu kommen. Sie ließen dieſe Vernunftgründe nicht gelten, und beſtiegen die Schaluppe mit dem Bootsmann, der Fahne der Landungstruppen, dem Palaos als Dolmetſcher und deſſen Frau und Kindern. Nach ihrer Abfahrt hielten wir uns den ganzen Tag mit günſtigem Winde unter Segel; gegen Abend aber war er uns zuwider, und die Strömung warf uns ins offene Meer. Bis 9 Uhr Vormittags bemühten wir uns aufs Aeußerſte, uns dem Lande zu nähern, aber vergeblich; im Gegentheil entfernten wir uns immer mehr; ich befand mich unter 5° 28' nördlicher Breite. Wir hielten Rath, was nun zu thun wäre: Padilla, ein Jeſuitenbruder, der Steuermann und ich, wir waren alle der Meinung, die Hauptinſel Panloz aufzuſuchen, welche von der, die wir verließen, ungefähr 50 Lieue's entfernt iſt.

„Sobald Padilla Panlog beſichtigt hatte, kehrte er auf die Sonſorol-Inſeln zurück, um ſich von dem Schickſale der Miſſionäre zu unterrichten. Nachdem wir drei Tage lang um die Gruppe herum gekreuzt hatten, ohne daß ſich eine Pirogue gezeigt hätte, zwang uns ein heftiger Wind, uns zu entfernen. Im folgenden Jahre reiste auch Pater Serrano ab, um dem Pater Dubaron und Cortil zu Hülfe zu kommen; aber am dritten Tage der Fahrt zerſchmetterte ein heftiger Sturmwind ſein Schiff; nur zwei Indianer und ein Spanier entkamen aus dieſem traurigen Schiffbruche, und brachten die Nachricht davon nach Manila. Später griff ein ſpaniſches Schiff, das neben den Palaos vorbeikam, die Inſulaner an, und führte einige von ihnen gefangen in jene Hauptſtadt der Philippinen. „„Da,““ ſagt Pater Carier, von dem dieſe lezten Nachrichten ſind, „fragte man ſie durch Zeichen, was aus den beiden Pater geworden wäre, die auf einer ihrer Inſeln geblieben ſeyen; ſie antworteten auch durch Zeichen, und gaben zu verſtehen, daß ihre Landsleute ſie getödtet und hernach aufgegeſſen hätten.““

Pulo-Anna wurde im Jahr 1761 durch das Schiff Canaron entdeckt; Carteret und andere Seemänner beſichtigten ſie ſpäter. Sie iſt eine niedrige und bewaldete Inſel, und liegt unter 4° 38' nördlicher Breite und 129° 44' öſtlicher Länge. Die kleine Inſel Mariera wurde von Padilla entdeckt und im Jahr 1781 von dem Schiff Montroſe wieder aufgefunden. Sie iſt bewohnt und erſtreckt ſich auf zwei Meilen von Norden nach Süden, und auf Eine Meile in die Breite. Auf der Charte

12*

Arrowſmiths hat ſie den Namen Haſtings, denn die Engländer hatten immer die Anmaßung, den von anderen Völkern entdeckten Ländern engliſche Namen zu geben. Sie liegt unter 4° 20′ nördlicher Breite und 130° 8′ öſtlicher Länge.

Die Inſel Nevil wurde im Jahr 1781 durch das Schiff Montroſe entdeckt, das ihr ihren Namen gab. Später erhielt ſie die Namen North und Johnſton. Wir glauben, daß ſie keine andere iſt, als die Inſel Evening, die am 17. September 1767 von Carteret geſehen wurde. Dieſe kleine, niedrige und auf ihrer öſtlichen Spitze mit einem Riff umgebene Inſel liegt unter 3° 3′ nördlicher Breite, und unter 128° 44′ öſtlicher Länge. Sie iſt ein Anhängſel folgender Inſeln:

Die Guedes-Inſeln wurden im Jahr 1537 von Grijalva und Alvaredo entdeckt, und im Jahr 1767 von Carteret wieder aufgefunden, welcher ſie Freewill-Inſeln nannte, und von Meares, Macluer und dem gelehrten Horsburgh geſehen. Es ſind ihrer fünf, obgleich man in allen geographiſchen Werken nur drei zählt. Auch haben ſie den Namen St. David erhalten.

Die Hauptinſel wird von den Eingebornen Pegan genannt. Carteret vergleicht ſie mit den Inſulanern von Palaos. „Sie ſind kupferfarbig und haben ſchöne und lange ſchwarze Haare, aber keinen Bart, weil ſie ihn ausreißen. Ihre Züge ſind ſchön, und ihre Zähne haben eine ſeltene Weiße und einen ausgezeichneten Glanz; ſie ſind von mittlerer Größe, aber außerordentlich lebhaft und flink, fröhlich, zutraulich und gaſtfreundlich. Ihre Piroguen, ihr Tauwerk, ihre Matten, welche ſie als Segel in ihren Canots gebrauchen, zeugen von ihrem Gewerbfleiß und ihrer Einſicht.“

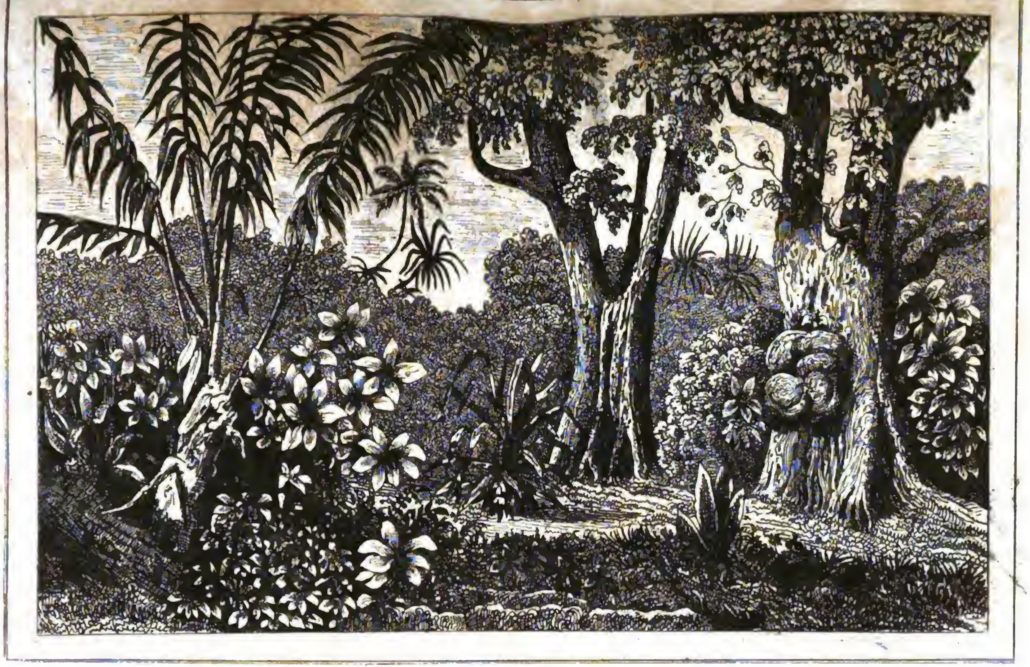
Obige Inſeln ſind niedrig und klein; wie es ſcheint, machen Kokosnüſſe, die Brodfrucht, der Betel und andere Pflanzen der Inſel Peliu dort die Nahrung der Bewohner aus. Dieſelben ſind, wie ich ſchon geſagt habe, wahre Polyneſier, nach dem Urtheile Carterets ſelbſt, wie alle diejenigen, welche man von der Inſel Peliu bis zur Oſterinſel findet. Mit Unrecht hat Maltebrun die Freewill-Inſeln unter die Papus-Inſeln geſezt.

Naturgeſchichte.

Die Länder dieſer Gruppe ſind mit Bäumen bedeckt, unter welchen die Engländer nur den Ebenholzbaum, den wilden Brodbaum, das Zuckerrohr, den Bambus, den Citronenbaum, den Orangenbaum und den Betel, Kohlpalmbaum, den Arekabaum, den Averrhoebaum, den Bananenbaum, die Engenia-jambos und die Curcume erkannten, welche den Einwohnern die gelbe Farbe liefert, womit ſie ſich, wie die eigentlichen Caroliner, gerne die Haut färben. Unter den Bäumen, welche dieſer Gegend eigenthümlich zu ſeyn ſcheinen, iſt einer, der mehr als 28 bis 30 Fuß im Umfang hat, und deſſen Mark ein geſundes und reichliches Nahrungsmittel liefert.

Von vierfüßigen Thieren ſieht man auf den Peliu-Inſeln keine andere, als dunkelgraue Ratten und einige Katzen, die aber ſo ſelten und mager ſind, daß es ſcheint, ſie ſeyen durch irgend ein Canot von den benachbarten Inſeln, das dort Schiffbruch gelitten, dahin gebracht worden.

Das Haus- oder wilde Geflügel iſt ſehr gewöhnlich; die Hühner leben in den Wäldern, und vor der Ankunft der Engländer dachten die Inſulaner niemals daran, ſich davon zu nähren; in der Legzeit ſuchten ſie



Urwald der Carolinen (Nieder Inseln.)

die Eier, auf welche ſie aber keinen Werth legten, wenn ſich das kleine Hühnchen darin noch nicht ausgebildet hatte. Auch Tauben kommen in den Wäldern Peliu's häufig vor; die Einwohner aber verſtehen ſie nicht im Fluge zu tödten; ſie nehmen die Jungen aus dem Neſte, binden ſie vor ihren Hütten mit einer Schnur am Fuße feſt und füttern ſie mit Ignamen. Zur Zeit Wilſons gab es noch keine Schweine auf Peliu. Kadu, ein wilder Caroliner, welcher dieſe Inſel beſucht hatte, ſagte Kotzebue'n, er habe dort Kühe, Ziegen und andere Hausthiere geſehen, die die Europäer dort einheimiſch gemacht hätten.

An den Küſten wimmelt es von Fiſchen aller Art; vorzüglich ſieht man den Narval oder das Einhorn. Auf der ganzen Fläche dieſer Inſeln ſieht man keinen Fluß; aber es gibt Bäche, ſchöne Quellen und Teiche von friſchem und ſüßem Waſſer, in welchen man ungeheuer große Muſcheln fiſcht.

Nahrung.

Die Nahrung der Eingebornen iſt ſehr einfach und im Ganzen auch nicht ſehr ſchmackhaft; ſie braten ihre Fiſche auf einem Feuer von wohlriechendem Holze, was ſie ſehr haltbar macht, ihnen aber einen unerträglichen Geruch gibt; ſie eſſen die Muſcheln roh, das Fleiſch der großen Weihkeſſelmuſcheln ausgenommen, welches ſie erſt kochen. Auch ſieden ſie die Schildkröten, die ſie am liebſten eſſen, die Tauben ausgenommen, welche für ſie eine königliche Speiſe ſind; Vögel, welche ſie ſehr jung fangen, und die alſo ſehr zart ſind, machen ſie an der Sonne gar.

Aus dem Saft des Zuckerrohrs und Palmenbaums und den Kernen der Kokosnüſſe machen ſie verſchiedene Konfituren. Ihr gewöhnliches Getränk iſt ſüßes Waſſer mit etwas Salz, mit dem Safte des Zuckerrohrs oder Palmbaumes vermiſcht; bisweilen miſchen ſie Salz, Zucker und eine Art Pfeffer unter einander und machen ein berauſchendes Getränk daraus, welches ſie leidenſchaftlich lieben, und das Aehnlichkeit mit dem Seka oder Kava hat.

Gewerbfleiß.

Die Häuſer dieſer Inſulaner ſind ſehr ſinnreich erbaut und zeugen von viel Kunſtſinn bei einem Volke, deſſen Werkzeuge, da es kein Eiſen hat, nothwendig ſehr unvollkommen ſeyn müſſen. Auf ſteinernen Säulen, welche, wenn ſie aus dem Steinbruch kommen, mit ſcharfen Kieſeln behauen werden, erheben ſich ihre Häuſer oder Hütten 4 Fuß über dem Boden; zwei Reihen Bambusſtäbe, die auf dieſe Säulen gelegt werden, dienen als Fußboden; andere Bambusſtäbe, die in die erſten eingepflöckt ſind, bilden die Seitenwände des Hauſes; das Dach iſt zweimal ſo hoch, als die Seitenwände. An einem Ende iſt der Fußboden durchbrochen, und das mit Steinen gefüllte Loch dient als Herd, um die Speiſen zu kochen und die ganze Nacht ein Feuer zu unterhalten; auf dem entgegengeſezten Ende dreht ſich ein Brett um ein Bambusrohr und dient als Thür und Fenſter. Die Möbel, womit das Innere der Hütten ausgeſtattet iſt, ſind ſehr einfach und doch ziemlich bequem. Ein kleiner Korb, die Arbeit junger Mädchen, iſt das koſtbarſte Beſitzthum jeder Familie, und dient zur Herbeiſchaffung aller Lebensmittel; kleine hölzerne Näpſe von allen Formen bilden ihr ganzes Geſchirr; Stücke von Muſchelſchalen gebrauchen ſie als Meſſer, und aus

einem Fiſchbein machen ſie eine Gabel, die eine auffallende Aehnlichkeit mit den unſrigen hat. Sie haben große Kämme aus Orangenholz und aus Einem Stücke. Ihre Piroguen machen ſie aus ausgehöhlten Baumſtämmen; ſie werden außen und innen roth bemalt und mit Muſcheln belegt, ſind aber niedriger als die Piroguen der eigentlichen Caroliner.

Die Waffen der Bewohner von Peliu ſind ſchwach und ſcheinen mehr für die Jagd als für den Krieg beſtimmt zu ſeyn. Ihre Lanzen ſind einige Fuß lang und haben oben einen Fiſchknochen, der genau die Form eines mit Widerhaken verſehenen Pfeiles hat; dieſe Lanzen, welche ſie mit vieler Gewandtheit werfen, gebrauchen ſie ſowohl im Kampfe als beim Fange großer Fiſche; am öfteſten aber bedienen ſie ſich nur der Schleuder, die ſie mit großer Leichtigkeit handhaben.

Macht der Häuptlinge.

Trotz aller ſeiner Macht war Abba=Thule nicht auf der ganzen Gruppe Herr. Die Rupaks von Emerings, Emmalagui, Artingall und anderen Inſelchen waren in ihren eigenen Gebieten unabhängig. Abba=Thule ſelbſt war bei Ausübung ſeiner Gewalt genöthigt, den Rath der Rupaks in allen wichtigeren Fällen zu verſammeln und ſich nach der Mehrheit zu bequemen. Beim gewöhnlichen Gange der Dinge hielt er jeden Nachmittag eine öffentliche Audienz, in welcher er die Beſchwerden ſeiner Unterthanen anhörte und die unter ihnen entſtandenen Streithändel entſchied. Sowohl in der Rathsverſammlung als anderswo würde jede für den König beſtimmte Nachricht zuerſt leiſe dem unter ihm ſtehenden Rupak mitgetheilt, der ſie ſodann nach einer tiefen Ehrfurchtsbezeigung halblaut dem Abba=Thule eröffnete, wobei er immer ſein Geſicht ſeitwärts wendete.

Die Rupaks, aus denen der Adel des Landes beſteht, werden in mehrere Klaſſen eingetheilt und unterſcheiden ſich durch die Geſtalt des Knochens, den ſie am Handgelenk tragen. Nach Wilſon iſt die Würde mehrerer Rupaks nicht erblich, ſondern wird von dem Könige übertragen.

Die Engländer glaubten zu bemerken, daß der König Eigenthümer alles Grund und Bodens ſey, und daß die Einwohner kein bleibendes Eigenthum haben als das Erzeugniß ihres Gewerbfleißes. Jeder konnte zwar ſeine Hütte, ſeine Pirogue und ſeine Möbel als ſein Privateigenthum betrachten; deßgleichen nutzte Jeder den Boden, der ihm zugetheilt war, ſolange er ihn inne hatte; wenn er ihn aber verließ, um ſich anderswo niederzulaſſen, ſo fiel der Grund und Boden an den König zurück, der nach Gefallen darüber verfügte.

Kleidung.

Die Peliuianer beiderlei Geſchlechts tätowiren ſich.

Die Häuptlinge und Großen Peliu's haben als Auszeichnung nur einen Fiſchknochen, welchen ſie um den Arm tragen, oder Franzen, welche ſie unten an den Beinen anbringen.

Die Männer ſind gewöhnlich nackt; die Weiber tragen ein Maro um die Hüften (der Maro iſt eine Art enger Negerſchürze), und mitten an dieſem Maro eine kleine Schürze von ungefähr 10 Zoll Breite aus Baumrinden und mit kleinen rothen Beeren geſchmückt.

Die jungen Frauen zeichnen ſich durch ihre Ohrgehänge, durch die Blumen, welche ſie in zu dieſem Behufe auf beiden Seiten der Na

angebrachten Löchern tragen, und beſonders durch die Schwärze ihrer Zähne aus. Das Kreuzkraut iſt eine der Pflanzen, deren ſie ſich bedienen, um den Zähnen ihre natürliche Weiße zu benehmen, und man kann in dieſem Lande keinen Anſpruch auf Schönheit machen, wenn man nicht Zähne ſo ſchwarz wie Ebenholz hat.

Religion.

Ohne eine beſtimmte Religion, ohne einen äußerlichen Gottesdienſt zu haben, zeigen doch die Bewohner dieſer Gruppe eine tiefe Ehrfurcht für das mächtige Weſen: ſo nennen ſie die Gottheit. Sie fürchten ſich auch in die Hände des ſchrecklichen Weſens zu fallen; und wenn dieſe Ideen, welche die Grundlagen einer jeden Religion ſind, ſie zu keinen abergläubiſchen Gebräuchen verleiten, ſo dienen ſie wenigſtens dazu, ſie zu manchen guten Handlungen aufzumuntern. Ob ſie gleich den eigentlichen Carolinen nachſtehen, ſo bemerkt man an ihnen doch deren Nachbarſchaft.

Charakter und Sitten.

Dieſe Inſulaner ſind ein liebenswürdiges, fröhliches Volk; aber nicht in dem Stande der Unſchuld, wie ſie Wilſon geſchildert hat. Ihre Sänftmuth, ihre Freundlichkeit, ihr Gewerbfleiß haben die europäiſchen Seemänner in Erſtaunen geſezt. Sie ſind gut gewachſen und von mehr als mittlerer Größe; ihre Farbe iſt dunkel, aber ſie ſind nicht ſchwarz, und haben lange, fliegende Haare.

Nach dem Gemälde, das Matthias Wilſon ſeinen Landsleuten machte, waren die Sitten der Bewohner von Pelin ganz die des goldenen Zeitalters. „Der Fürſt," ſagt er, „iſt dort unumſchränkt, aber er gebraucht ſeine Gewalt nur zum Beſten ſeiner Unterthanen; die Häuptlinge haben dort mehrere Frauen, aber ihre Zärtlichkeit iſt gegen alle gleich, und diejenigen, welche Mütter ſind, werden von ihnen mit der zärtlichſten Rückſicht und Sorgfalt behandelt. Das ganze Volk iſt nur eine große Familie, und jede Familie eine Geſellſchaft von Freunden, in der man nur mit Mühe das Oberhaupt entdecken kann. Die Männer baden ſich nach dem Aufſtehen an einem von den Frauen abgeſonderten Orte, wo aller Anſtand herrſcht." Im hiſtoriſchen Theile werden wir uns über dieſen Punkt ausſprechen, und der Leſer wird ſehen, daß, wenn Wilſon dieſem Volke nicht geſchmeichelt hat, man wenigſtens jezt von ihm ſagen muß: Quantum mutatus ab illo!

Schiffbruch der Antilope.

Obgleich die Pelin-Gruppe von den Spaniern entdeckt wurde, ſo wurde ſie nichts deſto weniger in Europa erſt durch den Schiffbruch und den Aufenthalt des Kapitäns Heinrich Wilſon bekannt, deſſen übertriebene Darſtellung von J. Keate noch mehr ausgeſchmückt wurde.

Der Kapitän Heinrich Wilſon, Kommandant des für Rechnung der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie ausgerüſteten Paketbootes Antilope von 300 Tonnen, reiste am 21. Juli 1793 von Macao ab und hatte an Bord 20 Matroſen, 16 Chineſen, mehrere Offiziere, unter anderen ſeinen Bruder, einen Arzt, einen Chirurgen und einen Malayen als Dolmetſcher für das Malayiſche, das gewiſſermaßen die Lingua franca Oceaniens iſt. Er nahm ſeinen Weg nach Oſten, und umſchiffte am 26. die Bachi-Inſeln.

Einen ganzen Monat hindurch wurde das Schiff vom Sturme umhergetrieben, und befand ſich mehreremale im Angeſichte eines Landes, das ganz wüſte zu ſeyn ſchien; endlich glaubte die Mannſchaft, der fortwährenden Arbeit müde, in ruhigere Striche zu kommen, als plötzlich der Himmel wie in Flammen ſtand, der Sturm mit verdoppelter Wuth ausbrach, und der Offizier der Wache das gräßliche Wort, den Vorläufer des Schiffbruches, ertönen ließ: Klippen! Klippen! In der That ſtieß das Schiff in der Nacht des 10. Auguſt auf den Grund, und die Antilope zerſchellte an einer Klippe.

Dieſe fürchterliche Erſchütterung jagte Allen den größten Schrecken ein; die Mannſchaft, beſonders die Chineſen, liefen auf das Verdeck und drängten ſich um den Kapitän, der nach kurzer Ueberlegung erklärte, es ſey keine Hoffnung, das Schiff zu retten; er ließ die Maſte kappen und die Schaluppen ausſetzen.

Kaum war dieſer Befehl gegeben, als das Schiff, durch die Felſen zerſchellt, auf die rechte Seite fiel, und der Mannſchaft keine andere Zuflucht mehr blieb, als das Vorderdeck, welches noch einige Fuß über das Meer hervorragte.

Eine ganze Nacht mußte man in dieſer grauſamen Lage hinbringen; endlich ließ der Wind nach, der Donner verlor ſich immer mehr in die Ferne, der Regen hörte auf, die Wellen beruhigten ſich, und bei Tagesanbruch rief der Matroſe, der auf den zerbrochenen Maſt geſtiegen war: Land! Land! Bei dieſen Worten kehrte die Hoffnung in alle Herzen zurück; Alles erhob ſich; Jeder wollte auf die Spitze des Maſtes klettern, um das Land zu ſchauen, das man nicht wieder zu ſehen gehofft hatte; man ſezte die Schaluppen aus; man brachte Lebensmittel, Waffen und die koſtbarſten Gegenſtände hinein; man erbaute aus den Reſten der Maſte ein ungeheures Floß, auf welches man einen Theil der Schiffsladung brachte, und ſchickte ſich zur Abfahrt an. Man erblickte eine Inſel im Süden, und einige andere im Oſten. Bald dringen ſich Allen mancherlei Gedanken auf, welche die erſte Bewegung der Freude nicht hatte aufkommen laſſen: man fragt ſich, was iſt es für ein Land, von Wem iſt es bewohnt, und iſt es nicht gefährlich, die aus dem Schiffbruche geretteten Effekten, die einzigen Hülfsquellen gegen Hunger und Elend, ohne Vorſicht dahin zu bringen. Lärmend wurde auf dem Hinterdecke Rath gehalten; man beſchloß, das Land durch Matthias Wilſon, den Bruder des Kapitäns, und 7 Mann beſichtigen zu laſſen. Gegen 9 Uhr Morgens waren die Fahrzeuge bereit; bald verlor man ſie aus dem Geſichte, 4 Uhr Abends war vorbei, ehe ſie zurückgekehrt waren, und ſchon bemächtigte ſich die Unruhe wieder aller Gemüther. Sie liefen in einen kleinen, gut beſchützten Hafen ein, landeten dort die Vorräthe und kehrten nur mit zwei Mann zurück. Der Kapitän und die fünf Anderen waren am Lande geblieben, um eine zur Aufnahme der ganzen Mannſchaft geeignete Umzäunung herzurichten.

Das Meer war ruhig, die Fahrzeuge nahmen das Floß ans Schlepptau, nachdem man es voll geladen hatte, und landeten bei Sonnenuntergang. Das Floß mußte man in einer Bucht vor Anker laſſen wegen der Hinderniſſe, auf die es geſtoßen war. Die Mannſchaft wußte nicht, auf welchem Punkte der Erde ſie ſich befand; ſie kannte das Loos nicht, das auf einer Inſel, die wüſte zu ſeyn ſchien, ihrer wartete; aber man war nun einmal am Lande, und die Zufriedenheit, welche man empfand, wenn

man die Gefahren erwog, denen man entgangen war, war ſo allgemein, daß in Einem Augenblicke und unaufgefordert Jedermann ſich niederwarf und dem höchſten Weſen dankte. Sodann beſchäftigte man ſich den ganzen Tag über ausſchließlich mit der Rettung des Floßes. Nachts wurde ein herbeigebrachtes Segel über die Ruder der Schaluppen ausgeſpannt; damit errichtete man ein Zelt; eine Piſtole diente zum Feueranmachen: man trocknete die Kleider, ſtellte Schildwachen aus und ſchlief ſo ruhig, wie im Schoße ſeiner Familie. Bei Tagesanbruch wurde die Schaluppe wieder ins Meer gelaſſen, weil der Kapitän ſehen wollte, ob man noch Hoffnung haben könne, das Schiff durch gänzliches Entladen wieder flott zu machen.

Im Augenblicke, als er anka..., ſchien die ſteigende Fluth ſeine Hoffnung verwirklichen zu wollen. Das Schiff machte eine Bewegung und wurde wieder flott, ſank aber, nachdem es ſich einige Zeit im Gleichgewicht gehalten hatte, in ſeine vorige Lage zurück.

Der Kapitän und die ganze Mannſchaft waren zurückgekehrt, als die Matroſen, welche in den Felſen, die ſich auf allen Seiten am Ufer erheben, Waſſer ſuchen ſollten, den Schrecken im Geſichte gemalt, herbeieilten und meldeten, ſie hätten in der Nähe unſerer Niederlaſſung auf mehreren Schaluppen Schwarze geſehen.

Auf dieſe Nachricht eilten Alle zu den Waffen, und der Kapitän ſtellte ſeine kleine Truppe um die Vorräthe in Ordnung. Auf die Chineſen hatte der Schrecken aber eine ſolche Wirkung, daß ſie unmöglich zu etwas zu gebrauchen waren; ſie hatten ſich unter die Ballen verſteckt, womit das Zelt angefüllt war.

Bald waren die angeblichen Schwarzen (es waren Männer von gelber Kupferfarbe, wahre Polyneſier) auf Flintenſchußweite herangekommen; man ſah, daß es nur zwei ſchwach bemannte Schaluppen waren. Der Kapitän trat allein vor, den Degen in der einen, eine Piſtole in der andern Hand, und befahl dem Dolmetſcher, ſie in malayiſcher Sprache zu fragen, was ſie wollen und wie dieſe Inſel heiße. Sie ſchienen dieſe Worte nicht zu verſtehen; einer von ihnen aber ließ die Canots anhalten, und fragte den Kapitän auf Malayiſch, ob er Freund oder Feind ſey; der Dolmetſcher wartete nicht, bis man ihm geſagt hatte, was er antworten ſolle; er rief, die Mannſchaft ſeyen Engländer, ihr Schiff ſey durch den Sturm zerſchmettert worden, und man hoffe von ihrer Menſchlichkeit einen Zufluchtsort und die nöthige Unterſtützung zu erhalten, um wieder in die See ſtechen zu können.

Der Malaye, welcher ſie begleitete, hatte ihnen kaum dieſe Antwort verdolmetſcht, als ſie ihre Canots verließen und ohne Zagen auf die Engländer zugingen, welche ſich eben ſo vertrauensvoll in ihre Arme ſtürzten, als ob ſie alte Freunde gefunden hätten.

Die Tafel wurde gedeckt, und man trank Thee; man bot auch den Inſulanern an, welche ſich nicht lange bitten ließen und mit Luſt chineſiſchen, in Thee getauchten Zwieback aßen. Der Dolmetſcher ſprach umſonſt Malayiſch mit ihnen, er konnte kein Wort aus ihnen herausbringen, und ſah endlich, daß ſie mit dem Malayiſchen gänzlich unbekannt ſeyen, und daß dieſe Sprache nur dem Manne bekannt ſey, welcher in ihrem Namen mit Kapitän Wilſon geſprochen habe.

Dieſer Mann, an welchen der Dolmetſcher eine Menge Fragen richtete, ſagte ihm, er ſey ein Malaye, und habe auf einem chineſiſchen Schiffe

Schiffbruch gelitten; die Inſel, auf welcher ſich die Engländer befänden, ſey wüſte und heiße Urulong; ſie gehöre dem König von Peliu, und dieſer Fürſt ſey ſo menſchlich, daß er auf die erſte Nachricht von dem Schiffbruche der Chineſen ſeine Unterthanen abgeſandt habe, um ihnen Hülfe zu bringen.

Die erſte Zuſammenkunft zwiſchen den Engländern und Inſulanern legte den Grund zu einem freundſchaftlichen Verhältniß, das beinahe ein ganzes Jahr hindurch nicht einen Augenblick geſtört wurde.

Zwei Brüder des Königs, welche ſich unter den acht Inſulanern befanden, luden den Kapitän ein, einen ſeiner Offiziere nach Peliu, einer Hauptſtadt der Inſel Corror, zu ſchicken, um die Bedingungen ſeines Aufenthaltes dort in Ordnung zu bringen. Matthias Wilſon, der Bruder des Kapitäns, wurde mit dieſer Sendung beauftragt, und ſein Aufenthalt bei dem Fürſten ſchien die Bande der Freundſchaft, welche er, wie er ſagte, bereits für die Engländer gefaßt hatte, nur noch feſter zu knüpfen.

Er ſah mit Erſtaunen das Dorf Peliu, und erforſchte während der zwei Tage ſeines dortigen Aufenthaltes ſorgfältig die Sitten der Einwohner.

Geſchichte.

Die Engländer ſcheinen ſich nicht mit den hiſtoriſchen und religiöſen Traditionen der Bewohner von Peliu beſchäftigt zu haben, ob ſie gleich ungefähr ein Jahr ſich dort aufgehalten haben.

Matthias Wilſon berichtet uns in einem Theile ſeines Berichtes an ſeinen Bruder, den Kapitän, welcher aus dem engliſchen Original ausgezogen und überſezt wurde, Folgendes:

„Als das Canot, auf welchem ich fuhr, ſich der Inſel Corror näherte, auf welcher der König ſeinen Sitz hatte, trat das Volk in Maſſe aus den Häuſern, um mich landen zu ſehen. Der Bruder des Königs begleitete mich, und nahm mich an die Hand, um mich an den Landungsplatz*), und von da in die Stadt zu führen. Man hatte auf einen Fußboden von viereckigen Steinen eine Matte ausgebreitet, und gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß ich mich niederſetzen ſolle; ich that es, und alsbald erſchien der König. Von ſeinem Bruder aufmerkſam gemacht, erhob ich mich, um ihn nach morgenländiſcher Art zu grüßen, indem ich meine Hand an die Stirne brachte und mich vorwärts neigte; aber er ſchien nicht darauf zu achten. Nach dieſer Ceremonie bot ich dem Könige die Geſchenke an, die mir mein Bruder für ihn mitgegeben hatte; er nahm ſie ſehr artig auf. Sodann ſprach Arakuker einige Zeit mit ihm; ich vermuthete, er werde ihn von unſerem Unglück in Kenntniß ſetzen. Nach dieſer Unterhaltung aß der König ein wenig Kandiszucker, der ihm zu ſchmecken ſchien, und vertheilte davon an jeden Häuptling. Hierauf befahl er, die Geſchenke nach ſeiner Wohnung zu ſchaffen, zugleich brachte man in einer Kokosnuß eine Erfriſchung, beſtehend in warmem Waſſer, was durch eine Art Syrup verſüßt war. Nachdem er davon gekoſtet hatte, befahl er einem jungen Manne, der an ſeiner Seite war, auf einen Kokosnußbaum zu ſteigen und friſche Nüſſe zu brechen. Er nahm eine davon, löſte die Schale ab, koſtete die Milch und gab ſie dem jungen Eingebornen, um ſie mir zu überreichen, indem er mir ein Zeichen machte, ſie ihm wieder zurückzuſchicken, wenn ich getrunken hätte; ſodann

*) S. Blatt 96.

zerbrach er die Nuß in Hälften, aß ein wenig davon, und ſchickte mir ebenfalls deren zu eſſen.

„Ich war von einer Menge Volks beiderlei Geſchlechts umringt. Der König hatte eine lange Unterredung mit ſeinem Bruder und den anweſenden Häuptlingen: ihre Blicke, welche oft auf mir ruhten, ſagten mir, daß ich der Gegenſtand ihrer Unterredung ſey. Zufällig nahm ich meinen Hut ab, was die ganze Verſammlung in das lebhafteſte Erſtaunen verſezte. Ich bemerkte es; ſogleich zog ich meine Jacke und meine Schuhe aus, um ihnen zu zeigen, daß ſie nicht einen Theil meines Körpers ausmachten, denn ich hielt Dieß für ihre erſte Vermuthung. Wirklich kamen ſie, als ich ihnen dieſen Irrthum benommen hatte, auf mich zu, betaſteten mich und legten ihre Hände ſogar auf meine Bruſt, um mir die Haut zu befühlen.

„Schon begann es Nacht zu werden; wir zogen uns, der König, ſein Bruder, einige andere Perſonen und ich, in ein Haus zurück, wo man in Waſſer gekochte Ignamen zum Abendeſſen aufgeſtellt hatte. Die Tafel war ein Taburet, ringsum mit einer 3 bis 4 Zoll hohen Bank umgeben. Auf einer hölzernen Platte lag eine Art Pudding, gleichfalls von geſottenen Ignamen, die zerdrückt und unter einander geknetet waren, wie wir die Erdäpfel zurichten. Außerdem ſah ich auch einige Muſcheln, konnte aber die Gattungen nicht erkennen.

„Nach dem Abendeſſen führte man mich in ein anderes Haus, in einiger Entfernung von dem erſten. Ich fand dort fünfzig Perſonen beiderlei Geſchlechts. Eine Frau führte mich dahin, welche beim Eintreten durch Zeichen zu verſtehen gab, ich ſolle mich auf eine Matte und auf den Boden ſetzen oder legen; ſo viel ich verſtand, ſollte das meine Schlafſtätte ſeyn. Als der Reſt der Geſellſchaft ſeine Neugierde befriedigt und mich vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet hatte, ging Jeder ſchlafen; ich ſtreckte mich auf eine Matte aus und deckte eine zweite über mich, welche man, wie ich vermuthete, zu dieſem Behufe neben mich gelegt hatte. Mein Kopfkiſſen war ein Block. Dieß iſt Alles, was die Inſulaner zur Schlafſtätte brauchen.

„Ob es mir gleich unmöglich war zu ſchlafen, ſo verhielt ich mich doch ruhig. Lange nachdem Alles ſtill geworden war, erhoben ſich ſieben oder acht Männer, und ſchickten ſich an, an jedem Ende des Hauſes, das nicht in Zimmer abgetheilt war, ſondern nur Eine große Wohnung bildete, große Feuer anzumachen. Ich geſtehe, ihr Beginnen ſezte mich in Schrecken; ich glaubte, ſie ſchickten ſich an mich zu braten, und hätten ſich nur niedergelegt, um mich einſchlafen zu laſſen und ſich meiner in dieſer Lage zu bemächtigen.

„Was nun auch der Ausgang der Sache ſeyn mochte, ich nahm in der Gefahr, von der ich mich auf allen Seiten bedroht ſah, und der ich unmöglich entgehen konnte, alle meine Kräfte zuſammen, empfahl mich dem Allerhöchſten und wartete mit Ergebung mein Schickſal ab. Wie groß aber war mein Erſtaunen, als ich ſah. wie ſie ſich, nachdem ſie einige Zeit ſich gewärmt hatten, wieder mit ihren Matten bedeckten und bis zu Tagesanbruch ruhig liegen blieben. Nun erhob ich mich auch, und ging unter der Menge, welche mich umgab, umher.

„Alsbald ſtellte ſich auch der Bruder des Königs wieder bei mir ein. Er führte mich in mehrere Häuſer, wo man mir Ignamen, Kokosnüſſe und einige kleine Leckereien nach dortiger Art anbot. Sodann führte er mich

zum Könige, dem ich durch Gebärden verſtändlich zu machen mich bemühte, daß ich ſehr wünſchte, zu meinem Bruder zurückzukehren. Der König verſtand mich ſehr gut und gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß die Canots wegen des Windes und der hohen See nicht abfahren könnten. Um mir den heftigen Wind zu bezeichnen, zeigte er mit der Hand nach dem Himmel und blies ſehr ſtark. Um die Heftigkeit der Wellen zu bezeichnen, der die Canots ausgeſezt ſeyn würden, legte er beide Hände zuſammen, hob ſie ſodann in die Höhe, drehte ſie ſchnell wieder um und wollte ſo andeuten, daß die Canots umſchlagen könnten.

„Den Reſt des Tages benuzte ich zu einem Spaziergang auf der Inſel, auf welchem ich die Erzeugniſſe derſelben unterſuchte: ſie ſchienen in Ignamen und Kokosnüſſen zu beſtehen; die erſten bauten die Eingebornen mit vieler Sorgfalt in großen Pflanzungen auf ſümpfigem Boden, wie man den Reis in Indien bauen ſieht; die Kokosnüſſe wachſen neben ihren Häuſern, ſo wie auch der Betel, den ſie wie Tabak kauen.“

Am folgenden Morgen kündigte Raa-Kuk, der Bruder des Königs von Peliu, den Engländern an, daß der König ſich vorgenommen habe, ſich in ihr Lager zu begeben, um ihnen einen neuen Beweis ſeiner Freundſchaft zu geben. Wirklich ſah man kurz vor Sonnenaufgang das Meer mit kleinen Canots bedeckt, in deren Mitte man leicht vier größere und höhere Fahrzeuge unterſcheiden konnte, welche mit rothen Bändern und Kränzen von rothen Beeren und Blumen geſchmückt waren.

Die Canots waren ungefähr 8 Fuß lang; ſie ſchienen aus ausgehöhlten Baumſtämmen gemacht zu ſeyn und führten ein kleines Segel; jedes hatte zwei Ruderer, welche ihre Pagaye*) mit ſo viel Gewandtheit handhabten, daß das Waſſer über ihren Kopf wegſprang, ohne das Canot zu benetzen. Am Eingang des Hafens hielt die ganze kleine Flotille an, und nur vier Canots des Königs rückten vor. Eines von ihnen, welches ſehr viele Ruderer hatte, gewann einen Vorſprung, und landete ganz im Angeſichte des Lagers der Engländer einen Eingebornen von hübſcher Geſtalt, der eine Krone, Armbänder und einen Federngürtel trug. In der Hand hatte dieſer Geſandte einen Bananenzweig als Friedenszeichen, wie es auf ganz Polyneſien gebräuchlich iſt, und indem er dieſen Zweig hin- und herbewegte, machte er den Engländern ein Zeichen, ſich zu nähern. Der Kapitän rückte in Begleitung der Schiffsmannſchaft vor; die Tritonenhörner ertönten von allen Seiten, und der König, begleitet von ſeinem erſten Miniſter, der durch einen Knochen am Handgelenke ausgezeichnet war, ſezte ſich vor dem Zelte nieder.

Der Fürſt hatte ein majeſtätiſches, aber ſanftes und leutſeliges Ausſehen; er wartete nicht, bis man ihn um ſeinen Namen befragte, und ſagte, er heiße Abba-Thule und ſey der Rupak der Inſel. Er war ganz nackt, und trug auf der Schulter ein eiſernes Beil, das ihm ohne Zweifel der Malaye, den der Untergang ſeines Schiffes auf die Inſel verſchlagen, geſchenkt hatte; denn die Beile der übrigen Häuptlinge waren nur von Stein oder Muſcheln. Der Schiffsmeiſter brachte nun die Geſchenke herbei, welche an den König und ſein Gefolge vertheilt wurden. Abba-Thule wollte ſich ſogleich mit dem ihm geſchenkten rothen Gewande bekleiden;

*) Dieſes Wort bedeutet ein Ruder.

ebenſo hüllte ſich jeder Peliuianer gleich in das Stück Zeug, das er zum Geſchenk erhalten hatte.

Hierauf ließ der Kapitän ſeine Leute einige Schießübungen vornehmen, was dem König viel Vergnügen zu machen ſchien; er konnte aber eine unruhige Bewegung nicht unterdrücken, als er einen Matroſen ein aus dem Schiffe entwiſchtes Huhn aus der Luft herabſchießen ſah. — Darauf erſchienen die Chineſen, welche die Antilope an Bord genommen hatte, und führten nach ihrer Art militäriſche Uebungen aus, die aber Abba-Thulen nicht ſo gut gefielen. Bei jedem Schritte, welchen der Fuß machte, mußte er ſich wiederholt verwundern; beſonders ſezte ihn der Glanz und die Politur der Waffen in Erſtaunen. Ausnehmend war ſeine Freude, als ihm der Kapitän verſprach, er ſelbſt werde ihm ſein Beil auf dem Schleifſteine poliren.

Zwei engliſche Doggen, welche ſich in dem Zelte befanden, erregten insbeſondere ſein Erſtaunen. Er hatte noch keine anderen vierfüßigen Thiere geſehen, als Ratten; die Hausthiere kannte er nicht; und die Stärke dieſer Hunde, ihr Klaffen, ihr ſanftes Weſen, ihr geſcheidtes Benehmen erweckten tauſend neue Vorſtellungen in ſeiner Seele.

Endlich zog ſich Abba-Thule zurück; einige Häuptlinge blieben nebſt mehreren Inſulanern bei den Engländern. In dem Augenblick, als Wilſon und ſeine Matroſen ſich zum Schlafen niederlegen wollten, hörte man dieſe Wilden einen grellen und durchdringenden Geſang anſtimmen, welcher die Schiffsbrüchigen wieder aufweckte; ſie hielten ihn für einen Kriegsgeſang. Alles griff zu den Waffen; aber bald erkannte man, daß dieſes Geſchrei eine Art Vorſpiel zu einem Nationalgeſang ſey, den ſie ausführen wollten, wovon aber Wilſon und J. Kente, welcher ſeine Nachrichten geordnet hat, einen ſehr ſeltſamen und verworrenen Bericht gegeben haben.

Als ſie zuſammenſtimmten, ſagt der Erzähler, bot Raa-Kuk einem andern in einiger Entfernung ſitzenden Rupak ein Brettchen hin; dieſer ſtimmte eine Strophe an, wobei ihn die Inſulaner, mit Ausnahme Raa-Kuks und des jungen Prinzen, begleiteten. Zweimal wiederholten ſie den Schlußreim; und die Eingebornen, welche ſich in dem benachbarten Zelte befanden, ſangen ihn ebenfalls im Chore nach. Raa-Kuk bot ein anderes Brettchen hin, mit welchem ſie auf dieſelbe Weiſe ſangen, und ſofort bis zu zehn oder zwölf Strophen. In den Pauſen ſprachen ſie mit einander, und ſchienen zu bemerken, daß die Sänger die verſchiedenen Töne nicht recht genommen hätten.

Als ſie ihren Geſang geendigt hatten, wünſchten ſie einige engliſche Geſänge zu hören. Man entſprach ſogleich ihrem Verlangen. Der junge Cobbledik ſang Mehreres, was ſie ganz entzückte. Unſere Beſorgniß verſchwand, und man zweifelte nicht mehr, daß dieſe Leute nur die Abſicht gehabt hätten, ſich zu beluſtigen. Nach dieſen Geſängen legten ſie ſich ſchlafen; aber wenige Engländer erholten ſich in dieſer Nacht ganz von ihrem Schrecken; der Lärm hatte ihnen einen zu ſtarken Verdacht eingeflößt, als daß ſie ſo ſchnell wieder hätten Muth faſſen können.

Lange herrſchten Frieden und innige Freundſchaft zwiſchen den Engländern und den Bewohnern von Pelin. Die lezteren halfen den Befehlen des Königs oder vielmehr des mächtigſten Rupaks zufolge eifrig bei allen Arbeiten, welche die Erbauung des Schiffes beſchleunigen konnten, als der Kapitän plötzlich eine unerwartete Kälte eintreten ſah. Der König kam

nicht mehr ſo oft; Raa-Kuk, ſein Bruder, und ſein Sohn Libu fanden ſich zwar noch oft ein, machten aber ein trauriges und verlegenes Geſicht, wovon man die Urſache nicht ahnen konnte.

Endlich ſuchte eines Morgens vor Sonnenaufgang der König den Kapitän auf, welcher noch im Bette lag; er hatte Thränen in den Augen, und nach einigem Zaudern ließ er ihn durch ſeinen Dolmetſcher wiſſen, daß er ihn um eine Gefälligkeit bitten wolle; er ſuche ſchon ſeit einem Monate Gelegenheit, mit ihm zu ſprechen, habe es aber aus Beſorgniß, ihn zu beleidigen, nicht gewagt. Der Kapitän drang in ihn, ſich zu erklären. Nun ließ er ihn wiſſen, daß ein Krieg zwiſchen ihm und ſeinen Nachbarn ausbrechen werde, und daß er von der Freundſchaft der Engländer hoffe, daß vier von ihnen mit ihren Flinten an ſeiner Seite kämpfen werden. Welches Zartgefühl gegen Menſchen, denen man das Leben gerettet hat!

Anſtatt vier Mann verſprach Wilſon fünf. Bald waren ſie zum Aufbruche bereit. Sein Bruder Matthias ſtellte ſich an ihre Spitze, und ein großer Haufe Volkes aus Peliu holte ſie in prächtig verzierten Piroguen ab.

Es dauerte nicht lange, ſo war die ganze Flottille beiſammen; die Engländer beſtiegen jeder ein von vier Ruderern gelenktes Canot, und man ging unter Segel, um die Feinde auf einer benachbarten Inſel aufzuſuchen. Bald entdeckte man ihre Flotille, welche an Stärke der Abba-Thule's nichts nachgab. Als man einander ſo nahe war, daß man ſich verſtändlich machen konnte, hielt man an; ſogleich wurden von beiden Seiten mit weißen Federn geſchmückte Geſandte auf Piroguen abgefertigt, welche durch eine große Anzahl Ruderer ſchnell in Bewegung geſezt wurden. Die Unterhandlungen dauerten längere Zeit. Endlich zogen ſich die Geſandten zurück, ebenſo rückten die Schiffe Abba-Thule's, welche vor der Front der engliſchen Canots lagen, ins Hintertreffen. Nun wurden die feindlichen Piroguen, welche mit vollen Segeln vorrückten, von einer furchtbaren Ladung empfangen, da jeder Engländer ſechs Schüſſe thun konnte. Der Lärm und die Schußweite der Feuerwaffen, welche den Eingebornen gänzlich unbekannt waren, die neuen Geſtalten, die europäiſchen Kleider, die ſie noch nie geſehen hatten, die Leichname, welche ſie umgaben, Alles verſezte ſie in die größte Beſtürzung; ſie ergriffen auf allen Seiten die Flucht, und Abba-Thule führte die Engländer unter Kriegsgeſängen und dem Lärm der Tritonshörner triumphirend nach Hauſe. Zum Dank für dieſe Dienſte, ließ der große Rupak Wilſon durch ſeinen Bruder, den General Raa-Kuk, ſagen, überlaſſe er ihm die Inſel Urulong, auf der er ſich befinde, als volles Eigenthum; zu gleicher Zeit lud er den Kapitän ein, ſich zu ihm zu begeben, damit er ihm die gebührende Ehre erweiſe. Das zweite Anerbieten ſchlug Wilſon aus; das erſte aber (wenn es je gemacht wurde) nahm er an, ließ die engliſche Flagge auf einen Maſt aufziehen, und ſie mit drei Muskétenſalven begrüßen.

Raa-Kuk ließ ſeinen Gäſten an dem Ufer einige Erfriſchungen auftragen. Zuerſt erſchien eine weite hölzerne Schüſſel, in Geſtalt eines Kübels, und mit einem verzuckerten Safte angefüllt, außen mit Baumrinde verziert; dann ein Teller von ungefähr 2 Fuß Höhe, wie die Schüſſel verziert, mit Konfituren und Orangen; endlich zwei Körbe, der eine mit Ignamen, der andere mit Kokosnüſſen gefüllt.

Während deſſen war der König herbeigekommen; Kapitän Wilſon umarmte ihn und ſezte ſich an ſeiner Seite nieder. Die Engländer wurden von einem Manne bedient, welcher auf Befehl des Königs Jedem ſeinen Antheil an den Speiſen brachte. Sodann bot Wilſon dem Könige die Geſchenke dar, die er mitgebracht hatte: Eiſenringe, Halsbänder von Gold- und Silberfaden, mit einem Band an beiden Enden. Das Haus war von Eingebornen umgeben, welche die Fremden mit höchſter Neugierde betrachteten. Einer der Gefährten Wilſons, Namens Davis, welcher zeichnen konnte, hatte in dem Haufen eine ſehr ſchöne Frau bemerkt, und fing an, ihr Bild zu entwerfen; dieſe aber ſah kaum, daß ſie der Fremde oft betrachte und etwas vor ſich hin zeichne, als ſie ſich mit ärgerlichem Blicke zurückzog, ohne daß ſie die Drohungen der Rupaks zurückhalten konnten. Einer der lezteren, welcher die Arbeit von Davis betrachtet hatte, war ſo zufrieden damit, daß er ſie dem Könige zeigen wollte, und dieſer, ebenfalls entzückt, drückte den Wunſch aus, der Maler möchte zwei ſeiner Frauen, wovon eine Luoi hieß, malen. Man ließ ſie kommen; zuerſt ſaßen ſie mit lachendem und zufriedenem Geſichte da, als ſie aber ſahen, daß Davis fortwährend die Augen auf ſie hefte, nahmen ſie eine unruhige und ernſte Miene an, und ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs wären ſie fortgegangen. Endlich waren die Porträte vollendet und wurden dem Fürſten überreicht, der, wie es ſchien, ganz zufrieden damit war. Was die zwei Modelle betrifft, ſo wurden ſie beim Anblick der Zeichnung wieder luſtig, und ſchämten ſich der Unruhe, welche ſie gezeigt hatten.

Der gute Rupak führte die Engländer ſpäter in ſeine Hauptſtadt, welche auf einem mit Wald bedeckten Abhange 300 Toiſen vom Ufer lag. Jenſeits des Ufers war eine ſchöne gepflaſterte, mit mehreren Baumreihen beſezte und in zwei Wege ſich ſcheidende Straße, von welchen der eine zu dem Stapelplatz, der andere zu den Bädern führte. Die Engländer ſahen mehrere ſehr ſchöne Frauen, deren Bruſt gelb bemalt war, was ſie auf die Vermuthung brachte, ſie ſeyen von hohem Range. Sie bemerkten mehrere ziemlich hübſche Hütten *), in deren einer ihnen ihr Aufenthalt angewieſen wurde; die Nacht, welche ſie dort zubrachten, war ziemlich gut, weil man ein Feuer angezündet hatte, um die Feuchtigkeit und die Muskito's zu vertreiben. Am folgenden Morgen wurden ſie von dem Könige zum Frühſtück eingeladen. Nachmittags wurde auf einem freien Platze unweit ihrer Wohnung eine Rathsverſammlung gehalten. Beim Schluſſe derſelben ſuchte der König in Begleitung des malayiſchen Dolmetſchers die Fremden auf, und bat Wilſon um zehn Mann Hülfstruppen zu einer zweiten Schlacht, welche er den nämlichen Feinden liefern wollte. Wilſon antwortete ihm, die Engländer ſeyen ſeine Freunde und betrachteten ſeine Feinde auch als die ihrigen. Zugleich fragte er nach der Urſache dieſes Krieges. Abba-Thule erzählte, bei einem Feſte zu Artingall ſeyen einer ſeiner Brüder und zwei ſeiner Häuptlinge getödtet worden, und die Inſel habe, anſtatt die Mörder zu beſtrafen, ſie beſchüzt. Seit dieſer Zeit, ſezte er hinzu, führen die beiden Inſeln Krieg. Wilſon entſprach ſeiner Bitte, und ſagte, er wünſche nur, daß man ſeine Leute nicht zu lange auf Peliu zurückhalten möchte. „Warum verlangſt Du," ſagte der König rührend, „daß man ſie in dem Augenblicke entlaſſe, wo ſie uns nützlich werden ſollen. Laß ſie

*) S. Blatt 97.

mich wenigſtens zwei oder drei Tage zu den Feſten behalten, wenn unſere Feinde beſiegt ſeyn werden.“

Abends führte man zu Ehren der Engländer einen Kriegstanz auf. Feſte und Einladungen dauerten bis zum 4. September fort, da der Kapitän mit ſeinen Gefährten nach Urulong zurückkehrte. Einige Tage nachher empfingen ſie einen neuen Beſuch von dem guten und tapfern Rupak von Peliu. Abba-Thule nahm die zehn Soldaten mit, welche ihm der Kapitän verſprochen hatte. Sechs Tage nachher kehrten ſie nach Urulong zurück, und Matthias Wilſon gibt folgenden Bericht über dieſen neuen Feldzug:

„In der Nacht, als wir Urulong verließen, kamen wir in Peliu an. Der König wollte auf der Stelle weiter gegen Artingall ziehen, aber das Wetter war ſehr feucht. Wir bemerkten ihm, der Regen würde unſere Waffen beſchädigen; und deßhalb verſchob er die Abfahrt auf den folgenden Abend. Man führte uns in daſſelbe Haus, wo mein Bruder und der Arzt Sharp zuvor bewirthet worden waren, und lieferte uns Alles, was wir nur wünſchen konnten.

„Gegen Abend am folgenden Tage verſammelten wir uns auf der Straße, wo ſich der König, Raa-Kuk, Arra-Kuker und andere Rupaks oder hohe Offiziere befanden. Dann begaben wir uns an Bord der Piroguen, welche uns aufnehmen ſollten. Eine Menge Greiſe, Weiber und Kinder, welche die Neugierde und Theilnahme herbeigezogen hatte, begleitete uns ans Ufer. Als die Piroguen vom Lande ſtießen, kündigte der Ton einer Tritonsmuſchel unſere Abfahrt an. An verſchiedenen Orten der Inſel wurden alle Canots abgefertigt, welche in den entfernteſten Häfen vertheilt waren und nur auf den Befehl des Königs warteten, um zu ihm zu ſtoßen.

„Nachdem unſere Flotille dieſe Verſtärkungen erhalten hatte, zählte ſie mehr als 200 Canots. Wir rückten während der Nacht gegen Artingall vor; einige Stunden aber vor der Dämmerung hielt man bei einer zu den Beſitzungen Abba-Thule's gehörigen Inſel an, wo man auf einer Art Damm landete; dort ſchlief man drei Stunden auf dem Boden. Sodann ſchiffte man ſich ein, fuhr durch ein wahres Labyrinth kleiner Felſen, und kam kurz vor Tagesanbruch vor Artingall an. Bis zu Sonnenaufgang machte man Halt; die Völker von Peliu überfallen ihre Feinde niemals, und greifen ſie nie in der Dunkelheit an.

„Schon dämmerte der Morgen: da ſegelte ein Canot von ſehr leichter Bauart, in welchem nur acht Mann fuhren, vor, um den Feind zu einer Unterredung aufzufordern. Vier davon trugen in den Haaren eine Feder des Tropikvogels, und dieſe verſahen das Geſchäft unſerer Herolde; ſie machten entweder Vorſchläge oder verlangten Gehör über die Klagepunkte, und innerhalb dieſer Zeit wurden die Feindſeligkeiten eingeſtellt.

„Abba-Thule hatte den König von Artingall wiſſen laſſen, daß er in wenig Tagen kommen würde, um ihm eine Schlacht zu liefern; ſo war der König auf das Ereigniß vorbereitet. Da der Feind das Signal, wodurch man eine Unterredung von ihm verlangte, ſah, fertigte er ein Boot an Raa-Kuk ab. Dieſer forderte ihn auf, in die Vorſchläge ſeines Bruders hinſichtlich der Genugthuung für das erlittene Unrecht einzugehen. Das Canot kehrte zu dem König von Artingall zurück und theilte ihm die Vorſchläge des Königs von Peliu mit, er weigerte ſich, in dieſelben einzugehen,

und auf ſeine Antwort meldete Raa-Kuk ſeinem Bruder, daß der König zum Angriffe bereit ſey.

„Sogleich ließ Abba-Thule das Horn erſchallen. Dann machte er in ſeiner Pirogue aufrecht ſtehend mit ſeinem Stabe Bewegungen in der Luft, und gab ſo den verſchiedenen Flotillen den Befehl, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Indeß ſammelte der Feind ſeine Canots ganz nahe am Lande, und ließ auch die Muſchel erſchallen, um uns herauszufordern. Er ſchien entſchloſſen, das Ufer nicht zu verlaſſen und uns zu erwarten. Die zehn Engländer waren in verſchiedene Canots vertheilt. Der König hatte einen in dem ſeinigen, der General einen in einem andern. Die übrigen, jeder mit einer Muskete, einem Säbel und einem Bajonnet bewaffnet, begleiteten die verſchiedenen Rupaks. Es waren mehrere leichte Canots vorhanden, auf welchen vier Männer mit weißen Federn in den Haaren fuhren. Dieſe Canots waren unaufhörlich beſchäftigt, die Befehle des Königs oder Generals den Anführern der verſchiedenen Abtheilungen zu überbringen, was ſie mit unglaublicher Schnelligkeit vollzogen.

„Da der König ſah, daß der Feind entſchloſſen war, ſeine Stellung am Ufer nicht zu verlaſſen, und wohl merkte, daß er ihn hier nicht mit Vortheil angreifen könne, ſo ſchickte er einige Piroguen ab, um einer Abtheilung den Befehl zu überbringen, ſich hinter einem hohen Punkte zu verbergen. Nach dieſen Anordnungen warf man einander einige Wurfſpieße zu; das Horn erſcholl und der König begab ſich zum Schein auf die Flucht. Sogleich folgten ihm ſeine Leute und zogen ſich mit ſcheinbar eiliger Haſt zurück.

„Dieſe Kriegsliſt Abba-Thule's ermuthigte den Feind, der in der Meinung, unſere Flotte ſey von einem paniſchen Schrecken ergriffen, ſich bald von dem Ufer entfernte, um ſie zu verfolgen. Kaum hatte ihn die im Hinterhalt liegende Abtheilung erblickt, als ſie ſchnell hervorruderte, und ſich zwiſchen die Inſel und den Feind warf, um ihm den Rückzug abzuſchneiden. Der König, welcher ſeine Kriegsliſt gelungen ſah, kehrte gegen den Feind um, und ſtellte ſeine Flotte in Schlachtordnung. Nun wurde der Angriff allgemein; Wurfſpieße wurden von beiden Seiten mit großer Schnelligkeit geſchleudert. Die Engländer unterhielten ein beſtändiges Feuer und tödteten viele Leute. Die Feinde geriethen in Verwirrung und Beſtürzung bei dem Anblick ihrer Krieger, welche niederſtürzten, ohne daß man den Schlag ſah, der ſie getroffen hatte. Sie ſahen wohl, daß ſie durchbohrt waren, ſuchten aber vergeblich die Waffe, welche ihnen die Wunde gemacht hatte, und konnten nicht begreifen, wodurch dieſe Kämpfer ſo plötzlich ihres Lebens beraubt worden wären.

„Gewöhnlich haben dieſe Inſulaner in jedem Canot nur Einen Krieger; die Anderen haben nur die Ruder zu führen oder die Bewegungen zu leiten. Während das Musketenfeuer die Krieger Artingalls ganz aus der Faſſung brachte, erfolgte bei den Peliuianern die entgegengeſetzte Wirkung. Im Augenblick, als die Schüſſe fielen, erhoben ſich dieſe in ihren Canots, die Luft ertönte von ihrem Geſchrei, und der Schrecken der Feinde ſtieg dadurch noch höher. Endlich ergriffen die Truppen von Artingall, da ſie nicht im Stande waren, ſich gegen einen ſo furchtbaren Feind zu halten, die Flucht.

„Die zwiſchen ſie und ihre Inſel geſtellte Abtheilung griff ſie nun im Rücken an, und verzögerte lange ihren Rückzug; da ihr aber der Feind

überlegen war, ſo gelang es ihm, das Ufer wieder zu gewinnen. Nur ſechs Canots und neun Mann fielen in unſere Gewalt; was als ein großer Erfolg betrachtet wurde, da dieſe Inſulaner ſelten Gefangene machen. Die Beſiegten bemühen ſich immer, ihre Todten und Verwundeten wegzuſchaffen, aus Furcht, der Feind möchte ihre Leichname öffentlich ausſtellen. Unſere Flotte zog im Triumph um die Inſel, und ließ das Horn erſchallen, um den Feind herauszufordern, auf welchen man auch ſchoß, ſobald er ſich auf Schußweite zeigte. Das Gefecht dauerte nicht länger, als zwei Stunden; vergeblich machte man noch einige Bewegungen längs der Inſel, um den Feind zu einem neuen Kampfe herbeizuziehen. Nun befahl Abba-Thule den Canots, ſich zur Abfahrt anzuſchicken, was ſchnell geſchah, und wir kehrten nach Pelin zurück."

Matthias berichtet uns, daß in dieſem Seetreffen nur neun Gefangene gemacht worden, und ſie ſämmtlich verwundet geweſen ſeyen. Vergeblich baten die Engländer die Häuptlinge, ihre Ermordung zu verhindern; man wollte Nichts zu ihren Gunſten hören, und ſie wurden auf der Stelle grauſam getödtet. Um dieſes Verfahren zu rechtfertigen, das der Menſchlichkeit, von welcher die Bewohner Pelin's den Engländern ſo viele Proben gegeben hatten, ſo ſehr zuwider zu laufen ſchien, ſtellten ſie ihnen vor, ſie ſeyen um ihrer eigenen Sicherheit willen genöthigt, ſo zu handeln. Sie verſicherten, einſt die Gefangenen geſchont und ſie als Sklaven behalten zu haben; dieſe aber hätten immer Mittel gefunden, in ihr Land zurückzukehren, und nachdem ſie lange unter den Bewohnern Pelin's gelebt, und die Kanäle und Häfen der Inſel gut kennen gelernt hätten, hätten ſie das benützt, um gräßliche Plünderungen zu begehen; ſo ſey alſo das Verfahren der Häuptlinge, das ihnen tadelnswerth erſcheine, nur die Wirkung einer traurigen Nothwendigkeit.

Unter den Gefangenen befand ſich ein Rupak. Er hatte am Handgelenke einen Knochen, den unſere Inſulaner ihm entreißen wollten; aber ungeachtet ihrer Anſtrengungen vertheidigte er dieſes Abzeichen ſeines Ranges ſo muthig, daß er es nur mit dem Leben verlor. Man brachte ihn nach Pelin, ſchnitt ihm den Kopf ab, und ſteckte dieſen auf ein Bambusrohr vor dem Hauſe des Königs.

Auf dem Canot, das Matthias zurückbrachte, befanden ſich auch zwei dieſer Gefangenen: dem einen war der Schenkel gebrochen, der andere aber durch mehrere Lanzenſtöße verwundet. Wenn dieſe Leute in den Krieg gehen, flechten ſie gewöhnlich ihr Haar auf eine eigenthümliche Weiſe, und ziehen es auf dem Scheitel zuſammen. Sobald ſie gefangen werden, binden ſie es los, laſſen es in Unordnung über das Geſicht herabfallen und erwarten mit Unerſchrockenheit den Todesſtreich, den ſie, wie ſie wohl wiſſen, vom Sieger empfangen. Als dieſe Unglücklichen in das Canot gebracht waren, wo ſich der Bruder des Kapitäns befand, und ſie ihre Reſignation an den Tag gelegt hatten, hießen ſie unſere Inſulaner im Hintergrunde niederſitzen. Der, welchem der Schenkel gebrochen war, that es gutwillig; da der andere aber ſich ſträuben wollte, und ſo ſein Schickſal durch ſeine Hartnäckigkeit herauszufordern ſchien, ergriff ein Eingeborner ſchnell das Bajonnet eines Engländers, und bohrte es ihm in die Bruſt. Obgleich dieſer Unglückliche lange mit dem Tode kämpfte, und viel Blut vergoß, ſo hörte man doch weder eine Klage noch einen Seufzer von ihm.

Einer der Offiziere Wilſons, Benger, hatte durch ſeine dringenden Bitten zwei Stunden lang einem verwundeten Gefangenen das Leben erhalten, da aber einer der Unterthanen des Königs, der ſelbſt durch den Feind verwundet worden war, den Unglücklichen erblickte, ergriff er den Dolch des Malayen Sugel und durchbohrte ihn plözlich, ehe es der Engländer gewahr wurde. Dieſer Artingalleſer, der zum Erſtenmal in ſeinem Leben einen weißen Mann ſah, unterwarf ſich muthig ſeinem Schickſal; ſeine lezten Blicke aber waren beſtändig auf den Engländer gerichtet, der ihn hatte retten wollen. Er ſchien noch im Sterben beſonders über die Weiße ſeines edeln Freundes erſtaunt zu ſeyn.

Abba-Thule hielt ſich auf ſeiner Rückkehr nach Peliu auf mehreren Inſeln auf, die ihm oder ſeinen Verbündeten gehörten, und ließ daſelbſt öffentlich die Leichname ſeiner Gefangenen ausſtellen. Die Einwohner der Inſeln freuten ſich ungemein über den errungenen Sieg und lieferten Erfriſchungen. Der Verluſt des Feindes war beträchtlich. Der König dagegen hatte nur einige Verwundete, und keiner ſeiner Leute war geblieben.

In der Nacht kam man in Peliu an. Sobald man der Inſel nahe war, ertönte das Horn, um die Ankunft des Königs zu verkündigen, und kaum war dieſer auf dem Damm gelandet, von wo man abgefahren war, als das Volk in Maſſe herzu eilte, um die Sieger mit Erfriſchungen zu empfangen. Die Engländer warteten, bis alle übrigen gelandet und verſammelt wären; denn mehrere Canots der Flotte hatten auf dem Wege Halt gemacht. Endlich zogen ſie in Peliu ein, wo ein Theil der Nacht mit Geſang und Tanz hingebracht wurde; die Eingebornen ſchrieben ihnen den Erfolg des Tages zu, und in ihren Geſängen hörte man oft das Wort Englis.

Stolz auf dieſe Siege und den Beiſtand ſeiner furchtbaren, mit Donner und Blitzen bewaffneten Verbündeten, wollte ſie der tapfere Abba-Thule auch zur Unterwerfung des Volkes von Artingall benützen. Bald bat er den engliſchen Kapitän um fünfzehn Mann und einen Steinböller zu einem dritten Feldzuge. Seine Bitte wurde ihm bewilligt, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Gefangenen künftig den Engländern übergeben würden, um nach Gutdünken, d. h. nach dem europäiſchen Völkerrechte, das, wenigſtens was die Gefangenen betrifft, von der Menſchlichkeit eingegeben iſt, über ſie zu verfügen. Das kleine Geſchwader verließ Orulong am 29. September, und kehrte am 7. Oktober zurück.

Die Bemannung war ungefähr dieſelbe wie bei dem ebenerwähnten Zuge, außer daß die Zahl der Canots viel beträchtlicher war. Den Bericht über dieſen neuen Krieg entlehnen wir von Matthias Wilſon: „Als wir bei Artingall ankamen, ſah man kein Canot, ungeachtet der Feind wie gewöhnlich von dem Angriff zuvor benachrichtigt worden war. Die Krieger Peliu's landeten in der Abſicht, den Feind hervorzulocken, und entfernten ſich vom Ufer. Raa-Kuk hatte den Oberbefehl übernommen und führte ſie; der König, welcher in ſeinem Kanot blieb, ſandte ihm, ſo wie auch dem Arrakuker von Zeit zu Zeit ſeine Befehle zu. Man bat uns, nicht ans Land zu ſteigen; da jedoch der Feind anfing, ſich zu vertheidigen, ſo ſprangen wir ans Ufer und belagerten mehrere von dem Feinde beſezte Hütten. Die in einem Canot befindliche Kanone, welche die Eingebornen mit eben ſo viel Gewandtheit als Einſicht aufgeſtellt hatten, beſchoß unaufhörlich die befeſtigten und ſtark beſezten Hütten. Unſer Musketenfeuer

hatte die Artingalleſer bald aus einer der anſehnlichſten vertrieben und dieſelbe in Brand geſteckt. Jedoch richteten ſie großen Schaden unter uns an, indem ſie uns mit einem Hagel von Wurfſpießen überſchütteten. Wir unterhielten dagegen ein ununterbrochenes Feuer, was ſie nicht allein zerſtreuen, ſondern auch ſehr Viele tödten mußte. Nachdem ſie Arrakuker lange verfolgt hatte, beſtieg er eine den Canots entgegenſtehende Anhöhe, und da er einen Artingalleſer landen ſah, verbarg er ſich im Gebüſch, überfiel ihn und verſezte ihm mit einer Art Beil einen betäubenden Schlag. Er wollte ihn gefangen in ſein Canot führen, als Thomas Wilſon, der Sohn des Kapitäns, mehrere Feinde auf ihn losſtürzen ſah, welche ihn niedermachen wollten; er eilte ihm zu Hülfe und richtete die Kanone auf ſie. Erſchrocken ergriffen die Artingalleſer ſogleich die Flucht. Dieſer Umſtand war um ſo glücklicher, als Thomas alle ſeine Munition verbraucht hatte, und in dieſem Augenblicke nicht eine Ladung für ſeine Muskete mehr hatte.

„Die Eingebornen von Artingall hielten ſich tapfer in dieſem Gefechte; ſie vertheidigten das in Brand geſteckte Haus und verließen es erſt, als es ſie durch ſeinen Einſturz zu erſchlagen drohte. Auch ein Krieger Pelin's zeigte außerordentlichen Muth; er lief zu dem Hauſe, während es noch brannte, ergriff einen Feuerbrand, trug ihn zu einer anderen Hütte, in welche ſich die Feinde geflüchtet hatten, und ſteckte ſie in Brand; ſie wurde ſchnell ein Raub der brennbaren Stoffe, welche darin aufgehäuft waren. Derſelbe war, nachdem er ſein kühnes Unternehmen ausgeführt hatte, ſo glücklich, zu ſeinen Landsleuten zurückzukommen, und der König belohnte ihn öffentlich für ſeine Tapferkeit, indem er ihm mit eigner Hand einen Ohrring anhängte und ihm bei ſeiner Rückkehr nach Peliu den Rang eines niedern Rupak verlieh.

„Die Feinde verloren in dieſem Gefechte ſechs Canots, welche ſie auf das Ufer gezogen hatten; ihr Damm, welcher viel länger und breiter als der von Peliu war, wurde gänzlich zerſtört. Außer anderen den Feinden zugefügten Beſchädigungen führten die Sieger auch den Stein weg, auf welchen ſich der König von Artingall gewöhnlich ſezte, um Rath zu halten. Man freute ſich ſehr darüber; indeß war der Jubel minder lebhaft, als nach der zweiten Schlacht. Der Tod des Sohnes Raa-Kuks und eines anderen ausgezeichneten Mannes verminderte den Ruhm dieſes lezten Triumphes; außerdem hatte man noch 40 bis 50 Verwundete, wovon mehrere wenige Tage nach ihrer Ankunft in Peliu ſtarben.“

Kaum war der Friede mit den Artingalleſern geſchloſſen, ſo bat Abba-Thule Wilſon um neue Hülfstruppen gegen die Bewohner der Inſel Peleliu; der ſiegreiche Rupak verlangte, man ſolle ihm zwei bei ihnen feſtgehaltene Malayen herausgeben. Für dieſen großen Zug waren ſchon mehr als 300 Piroguen in drei Abtheilungen bereit. Der engliſche Kapitän lieferte Hülfstruppen, welche am 27. Oktober abzogen und am 31. zurückkehrten.

Dieſer vierte Zug gelangte am Tage ſeiner Abfahrt an eine kleine Inſel nördlich von Orulong, und brachte die Nacht unter Felſen zu. Am folgenden Tage, bei Tagesanbruch, ſegelte man gegen eine vier oder fünf Meilen weiter ſüdlich gelegene unbewohnte Inſel. Die Truppen bauten ſich Hütten und lagerten. Das Wetter war ſehr ſchlecht; als es aber ein wenig ruhiger wurde, begab ſich ein Theil der Truppen nach einer andern, von der erſten nicht weit entfernten, zu Peleliu gehörigen Inſel. Die

wilden Krieger verwüſteten die Jgnamenpflanzungen, verbrannten die Hütten und hieben ſehr viele Kokosnußbäume um. Die Bewohner hatten ihre Inſel verlaſſen, ehe die Truppen von Peliu dort gelandet waren. Unter den abgeſchickten Truppen befanden ſich nur zwei Engländer. Nachdem dieſes Korps einigen Schaden auf der Inſel angerichtet hatte, kehrte es vor Sonnenuntergang in das Lager zurück. Am folgenden Tage war das Wetter ſehr ſchlecht; gegen Abend aber hellte es ſich auf, und man ſchickte andere Truppen auf die Inſel, welche Alles verwüſteten, was den Tag zuvor verſchont worden war. Bei dieſer Abtheilung waren drei Engländer; ſie kehrte, wie am vorhergehenden Tage, gegen Abend ins Lager zurück.

Am dritten Tage kamen drei Rupaks von Peleliu im Lager an, kehrten aber ſogleich in Begleitung von Unterhändlern zurück. Gegen Abend trafen ſie mit drei Häuptlingen von Peleliu, welche um Frieden baten, wieder bei dem Könige ein. Abba-Thule hielt ſogleich eine Rathsverſammlung. Am folgenden Tag begab ſich Arrakuker nach Peleliu und ſchloß den Frieden ab. Nach ſeiner Zurückkunft ließ der König die Engländer wiſſen, daß, da nun der Krieg mit den Bewohnern Peleliu's geendigt ſey, ſein Bruder Arrakuker ſie, wenn ſie die Inſel beſuchen wollten, dahin begleiten würde, er aber und Raa-Kuk nicht ans Land ſteigen werden. Dieſe Botſchaft befremdete die Engländer ein wenig; bald aber zerſtreute der Dolmetſcher ihren Verdacht. Er belehrte ſie, daß kein Rupak von einem höhern Rang, als Arrakuker habe, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge nach Peleliu gehen könne, weil der König der Stadt eine zu große Ehre erweiſen würde, wenn er entweder ſelbſt hinginge, oder die im Range nach ihm nächſte Perſon hinſchicken würde. Auf dieſe Erklärung hin nahmen die Engländer das Anerbieten des Königs an und beſuchten Peleliu, kamen aber überein, ihre Waffen mitzunehmen, und ſich, wenn ſie gelandet ſeyn würden, aus Beſorgniß vor einem Ueberfalle, nicht von einander zu trennen; denn da der Friede erſt neuerlich geſchloſſen worden war, ſo konnten die Eingebornen einiges Mißtrauen in dieſe Fremde ſetzen. Allein ſie wurden aufs Schmeichelhafteſte aufgenommen. Sie fanden die Stadt durch eine auf dem Wege, welcher nach Peleliu führt, aufgeworfene Verſchanzung wohl vertheidigt. Dieſelbe war 10 bis 12 Fuß hoch; innen hatte ſie eine erhöhte Bank, auf welcher ſich die Bewohner aufſtellen und Lanzen auf die Feinde werfen konnten. Das Waſſer war bei der Stadt ſehr ſeicht, daher die Canots nur mit Mühe herankommen konnten. Und dieß iſt die Urſache, warum die obgleich ſehr zahlreichen Einwohner von Peleliu ſehr wenig Piroguen haben, und ihre Befeſtigung der Stadt iſt ein Beweis, daß ſie, wenn ſie mit den Nachbarinſeln im Kriege ſind, ſich mehr auf ihre natürlichen Kräfte als auf ihre Seemacht verlaſſen.

Abba-Thule beeilte ſich, nach Peliu zurückzukehren; der erſte Rupak Peleliu's, welcher ſein Bruder war, begleitete ihn in einem ſeiner eignen Canots und hatte zehn Frauen in ſeinem Gefolge. War Dieß eine von Abba-Thule geforderte Demüthigung? War es ein öffentliches Zeichen des Vertrauens und der Freundſchaft nach dem Frieden? Die Engländer konnten den Grund davon nicht ermitteln, erfuhren aber, daß jene Weiber nicht mehr mit ihrem Könige nach Peleliu zurückkehren durften; denn einige Zeit nachher führte Abba-Thule zwei davon nach Orulong. Kamen ſie als Freundinnen oder als Geißel? Die Engländer konnten es weder erfahren noch errathen. Was die zwei Malayen betraf, ſo wurden ſie dem Könige

ausgeliefert. Wahrſcheinlich war der malayiſche Günſtling Sugel dem Fürſten angelegen, ſeine zwei Landsleute von dem Könige von Peleliu zu fordern, und da dieſer ſich weigerte, ſie auszuliefern, ſo mußte ihm Abba-Thule den Krieg erklären. Wirklich hatten ſie auf dieſem vierten und letzten Zuge ein Rachegefühl gezeigt, welches man bei ihren erſten Kriegen nicht bemerkt hatte. Vormittags kam Raa-Kuk mit allen ſeinen Leuten in Orulong an. Die Engländer bewunderten die Inſel Peleliu; ſie ſchien ihnen ſehr fruchtbar und nicht ſehr gebirgig zu ſeyn, auch waren die Häuſer größer und beſſer gebaut, als zu Peliu, und es gab ſehr viele Kokosnuß- und andere fruchttragende Bäume. Die Bewohner ſchienen ihnen ſanft und gaſtfreundlich zu ſeyn; und darf man Wilſon und dem Ordner ſeiner Berichte glauben, ſo empfingen die Fremdlinge tauſend Beweiſe von Zuneigung, ob ſie gleich als furchtbare Verbündete ihres Feindes zu ihnen gekommen waren; doch haben dieſe Herren das Land, aus welchem ſie ein neues Eldorado gemacht, und die Einwohner, die ſie uns als Engel dargeſtellt haben, Viel zu ſehr gelobt.

Das kleine Schiff, das die Engländer erbaut hatten, war bereit in die See zu ſtechen; man hatte ihm den Namen Orulong gegeben. Abba-Thule wollte ſeine Gäſte durchaus bei ſich behalten; er ſchlug ihnen vor, ihnen die höchſten Würden in ſeinen Staaten zu verleihen; dem Kapitän bot er den Rang eines Häuptlings erſter Klaſſe an; Wilſon nahm ſie an. Man hängte ihm mit großem Gepränge den Knochen-Orden um, aber er erklärte förmlich, daß er nicht auf Orulong bleiben könne, und man bereitete ſich auf beiden Seiten zum Abſchiede vor.

Unter Kanonendonner und den Seufzern aller Bewohner Peliu's wurde auf dem Theile des Ufers, wo die Engländer gelandet waren, eine Inſchrift folgenden Inhalts aufgeſtellt: „Gruß den Europäern, die der Zufall oder der Sturm an dieſe Küſten führen wird. Das Schiff der indiſchen Kompagnie Antilope unter dem Befehle Wilſons ging auf dem Riffe, das du ſiehſt, zu Grunde; die Mannſchaft erbaute hier ein Schiff, auf welchem ſie am 12. November 1783 wieder abſegelte. Vergelte, wenn du kannſt, den guten Einwohnern dieſes Landes alle Wohlthaten, welche ſie uns erwieſen haben."

Endlich war der Tag der Abreiſe herangekommen, und die brittiſche Flagge wehte ſchon auf dem Orulong; man mußte ſich auf Ewig Lebewohl ſagen. Das ganze Volk war verſammelt, und hatte Thränen in den Augen; Abba-Thule wußte nicht, wie er ſeinen Schmerz ausdrücken ſollte. Der Kapitän ließ dem Könige zwei kleine Feldſtücke, zwei Flinten, alle Werkzeuge, welche man bei der Erbauung des Schiffes gebraucht hatte, mit Einem Worte Alles zuſtellen, was die Eingebornen von Peliu in den Stand ſetzen konnte, ſich ſelbſt zu vertheidigen und ihre Künſte zu vervollkommnen. Dieſe Geſchenke, auf welche Abba-Thule nicht gefaßt war, gaben ſeiner Dankbarkeit einen neuen Aufſchwung. Früchte aller Art, Körbchen, Bambusrohre, die koſtbarſten Geräthſchaften Peliu's wurden von allen Seiten in ſolcher Menge herbeigebracht, daß der Kapitän, da er nicht mehr wußte, wo er ſie im Fahrzeug unterbringen ſollte, ſie zurückweiſen mußte. Nur mit Mühe konnte man indeß ihren Bitten widerſtehen. Nur das noch .... dieſe Frucht noch .... aus Liebe zu mir .... mir zu Gefallen .... ſagten die guten Leute, deren Geſchenke man doch nicht mehr annehmen konnte.

Raa-Kuk wollte mit den Engländern gehen, allein Abba-Thule bewilligte ſeine Bitte nicht: „Mein Bruder,“ ſagte er zu ihm, „Du haſt vergeſſen, daß Du der Erbe meiner Macht biſt und, wenn ich ſterbe, mir in der Regierung folgen wirſt.“ Wirklich geht auf Peliu die Regierung von dem Könige auf ſeine Brüder über. Sein Neffe, der Sohn ſeines auf Artingall gefallenen Bruders, that die nämliche Bitte. Abba-Thule ſchlug es ihm ebenfalls ab und fügte noch bei: „Du biſt undankbar und gleichgültig gegen Deine Mutter, Deine Gemahlinnen ſind gute und rechtſchaffene Frauen, welche Du, ſo wie alle Deine Verwandten, ſehr übel behandelſt, was Dir allgemeine Verachtung zuzieht. Dein Betragen macht Dir Schande, und Du wollteſt noch Deine Familie verlaſſen. Ich werde Dir keine Erlaubniß dazu geben. Ich bitte den Kapitän, Dich in dieſem Vorhaben nicht zu unterſtützen. Bleibe zu Hauſe, und Beſchämung und Gewiſſensbiſſe mögen Dich auf einen beſſern Weg leiten.“ Engliſcherſeits bezeigte ein Mann, Namens Maden Blanchart, den Wunſch, bei den Inſulanern zu bleiben. Wilſon wollte es Anfangs nicht eingehen und machte ihm alle möglichen Einwendungen; da er aber ſeinen feſten Entſchluß ſah, ſo willigte er ein und gab ihm mehrere in ſeiner Lage nothwendige Gegenſtände, auch Rathſchläge über das Benehmen, das er zu beobachten habe. Man hat nie erfahren, was aus dieſem Menſchen geworden iſt.

Rückkehr der Mannſchaft der Antilope nach Europa und Tod des jungen Wilden Li-Bu.

Li-Bu, dieſer liebenswürdige Sohn des berühmten Rupak Abba-Thule, welcher während des langen Aufenthaltes der Engländer ſo viel Anhänglichkeit an ſie gezeigt hatte, wurde von jungen Leuten ſeines Alters herbeigeführt; ſeine Familie drängte ſich um ihn und gab ſich das Anſehen, ihn zurückhalten zu wollen. Er hatte ſchon lange den Vorſatz gefaßt, ſeine Gäſte zu begleiten, warf ſich ſeinem Vater zu Füßen und bat ihn unter einem Strom von Thränen um die Erlaubniß, ihn verlaſſen und nach Europa gehen zu dürfen. „Treibt Dich nur eitle Neugierde oder die Hoffnung, der wachſamen Aufſicht Deines Vaters zu entgehen, zu Deinem Vorhaben, ſo nimmſt Du meinen Fluch mit Dir; iſt es aber die Hoffnung, Kenntniſſe zu ſammeln, wodurch Du einſt Deinem Bruder nützlich werden kannſt, ſo haſt Du meinen Segen. Lies in Deinem Herzen, und ſieh, ob Du mich umarmen darfſt.“ Der Jüngling ſtürzte ſich in die Arme ſeines Vaters, indem er die Hände vor die Augen hielt, wie ein Menſch, der ein großes Opfer bringt.

Abba-Thule wandte ſich nun an den Kapitän, um ihm ſeinen Sohn zu empfehlen. „Ich wünſche,“ ſagte er, „daß Du Li-Bu alles Das lehreſt, was er wiſſen muß, und daß Du einen Europäer aus ihm macheſt. Ich habe oft über meine Trennung von meinem Sohne nachgedacht. Ich weiß, daß die entfernten Länder, welche er durchreiſen wird, ſehr von dem ſeinigen verſchieden ſind, er wird vielen Gefahren ausgeſezt ſeyn, auch Krankheiten, die uns unbekannt ſind. Er kann vielleicht ſterben .... Ich habe meine Seele auf dieſes Unglück vorbereitet .... Ich weiß, daß der Tod das unvermeidliche Loos aller Menſchen iſt, und daß wenig daran liegt, ob er meinen Sohn in Peliu oder irgendwo anders trifft. Nach dem Glauben, den ich an Deine Menſchlichkeit habe, bin ich überzeugt, daß Du für ihn ſorgen wirſt, wenn er krank iſt; und möge, wenn ihm irgend ein

Unglück zuſtoßen ſollte, vor welchem Du ihn nicht bewahren konnteſt, dieß Dich, Deinen Vater, Deinen Sohn oder irgend einen Deiner Landsleute nie abhalten, hieher zurückzukommen. Ich werde Dich, ſo wie alle die Deinigen, mit der nämlichen Freundſchaft aufnehmen, und mit der nämlichen Freude wiederſehen.“ Endlich entfaltete der Schooner ſeine Segel. Abba-Thule, der ihm mit unruhigen Augen folgte, bezeigte fortwährend durch ſeine Gebärden die Betrübniß und den Schmerz, die ihn bewegten. Die Flotille begleitete das Schiff weit über das Riff hinaus zwei Stunden lang, blind gegen die Gefahren, denen ſie ſich ausſezte. Endlich machte die Nacht dieſer rührenden Scene ein Ende. Man verlor einander aus dem Geſichte, und die Engländer beeiferten ſich, Li-Bu mit Beweiſen von Freundſchaft zu überhäufen, welche ſie ſeinen Landsleuten nicht mehr geben konnten.

Während der langen Ueberfahrt des Orulong beſchäftigte ſich Li-Bu damit, die engliſche Sprache zu erlernen und ſich über Alles zu unterrichten, was ſich in ſeinem Kreiſe befand. Bei ſeiner Ankunſt in Macao lief die ganze Stadt herbei, um den neuen Menſchen zu ſehen: ſo nannte man ihn. Die engliſche Kleidung beengte ihn nicht im Mindeſten; er benahm ſich in der größten Geſellſchaft frei und ungezwungen. Der liebenswürdige Jüngling machte oft die naivſten Fragen über die intereſſanteſten Gegenſtände, welche er ſah, und faßte mit Leichtigkeit Alles, was man ihm erklärte.

Als der Kapitän Wilſon mit Li-Bu, deſſen innigſter Freund er geworden war, nach London zurückgekehrt war, wollte Jedermann den liebenswürdigen Wilden ſehen. Da er noch nicht wußte, wie er ſich benehmen, und was er reden ſollte, ſo ſchien er in allen ſeinen Handlungen und Reden den Kapitän Wilſon nachzuahmen.

Mit Leichtigkeit lernte er ſich in der engliſchen Sprache verſtändlich machen; eine außerordentliche Freude hatte er an Pferden und beſonders an Wagen. „Das iſt köſtlich,“ ſagte er, „man geht ſitzend, und kann mit einander ſchwatzen, während man an ſein Geſchäft geht.“

Einſt führte man ihn ins Theater, an dem er wenig Gefallen zu finden ſchien; er ſah dem Aufſteigen eines Luftballons zu, und war nicht davon betroffen. Der verſtändige Jüngling ſchien den Werth der Entdeckungen weniger nach ihrer Schwierigkeit, als nach ihrem Nutzen zu ermeſſen.

Man ſchickte ihn in eine Schule, wo er leſen und ſchreiben lernte. Er ſagte, daß er nach ſeiner Rückkehr nach Peliu ſelbſt eine Schule halten, und für einen Weiſen unter den erſten Männern ſeines Vaterlandes gelten werde. Wenn er mit ſeinem Beſchützer ſprach, ſo nannte er ihn immer Kapitän; Madam Wilſon aber redete er immer als ſeine Mutter an. In dieſem Ausdrucke ſchien ihm alles Das zu liegen, was er für ſie fühlte.

Li-Bu bequemte ſich in Allem nach den Gebräuchen des Landes, mit Ausnahme ſeiner Haare, die er fortwährend nach der Sitte ſeines Landes trug.

Sah er einen jungen Menſchen um ein Almoſen bitten, ſo ärgerte er ſich darüber, und ſagte, er ſolle arbeiten; ein Greis aber oder ein Krüppel erregten ſein Mitleiden. „Muß geben den armen Alten; alt nicht fähig zu arbeiten.“

Mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtete er alle Pflanzen und Fruchtbäume, und nahm ſich vor, Samen davon nach Peliu mitzunehmen;

mit Einem Worte, unter allen Reichthümern verlor er nie den Nutzen aus den Augen, den ſie für ſein Land haben könnten, und nach ſeinem Tode fand man alle Samen und Kerne von den Früchten, welche er gegeſſen und die er in dieſer Abſicht aufbewahrt hatte.

Unter dieſen unſchuldigen Forſchungen wurde er von den Kinderblattern befallen, und gleich Anfangs verkündigten die Aerzte den traurigen Ausgang. Ohne Widerſtreben nahm er alle Arzneien ein, welche man ihm reichte. Da man ihm ſagte, daß Wilſon dieſe Krankheit noch nicht gehabt habe, und daß ſie anſteckend ſey, ergab er ſich willig in die Nothwendigkeit, ihn nicht zu ſehen. Als er erfuhr, daß Madame Wilſon das Zimmer hüte, rief er aus: „Was! gute Mutter krank! Li-Bu aufſtehen, um ſie zu beſuchen;“ und ſogleich ſtand er auf.

Kurz vor ſeinem Tode ſah er ſich in einem Spiegel. Sein Geſicht, das fürchterlich geſchwollen und entſtellt war, ſchien ihm ſo abſcheulich zu ſeyn, daß er den Kopf wegwandte. Endlich, da er ſich ſchlimmer fühlte, und ſein Ende herannahen ſah, richtete er ſeine Blicke aufmerkſam auf Sharp, den Chirurgen des Schooners, auf welchem er die Reiſe gemacht hatte, und ſagte zu ihm: „Guter Freund, wenn Du gehen in mein Land, ſage meinem Vater, daß Li-Bu nehmen viele Tränke, um die Blattern zu vertreiben, aber er ſterben; der Kapitän und die Mutter ſehr gut. Oh! ſehr betrübt, nicht ſagen zu können Abba-Thule, wie viele Schönheiten dieſes Land haben!“ Er zählte nun alle Geſchenke auf, welche er empfangen hatte, und bat den Chirurgen, ſie unter ſeine Freunde und die Rupaks ſeiner Inſel zu vertheilen.

Als endlich der gefürchtete Augenblick der Trennung herankam, ſtieß er ſeinen lezten Seufzer furchtlos aus, und mit jener Unſchuld und Sanftmuth, welche alle ſeine Handlungen charakteriſirt hatten.

Die oſtindiſche Kompagnie ließ ihm ein Grabmal mit einer Inſchrift errichten, welche mit den Worten ſchloß: „Stehe ſtill, o Wanderer! die Menſchlichkeit fordert eine Thräne. Hier liegt ein Prinz, Li-Bu, ein Sohn der Natur!“

Fortſetzung der Geſchichte der Pelin-Inſeln.

Nach Wilſon beſuchte der Lieutenant Macluer Peliu, verführt durch den übertriebenen, von J. Keate noch verſchönerten Bericht Wilſons, der als ein wahrer Phraſenmacher und ohne Achtung für die Wahrheit die Wilden auf Koſten der civiliſirten Menſchen erhob. Macluer, dem man wichtige Arbeiten über die Küſte Indiens und Papuaſiens verdankt, kam in den Jahren 1793 und 1794 in dieſes Land; er fand aber ſeine Bewohner mißtrauiſch und gierig nach Dem, was ſie nicht haben, wie es die meiſten Wilden und ſonſt auch die meiſten Menſchen ſind. Dieſer tapfere und unterrichtete Offizier, der mit Recht der Laſter der europäiſchen Geſellſchaften müde war und geglaubt hatte, im Lande der Wilden mit beſſeren Menſchen zu leben, hat unglücklicherweiſe nur einige Bemerkungen geſchrieben, welche einem ſehr unvollſtändigen Plane dieſer Inſeln beilagen, aber er gibt ihnen ganz andere Namen, als Wilſon, und wir ſind ihm mit einigen Verbeſſerungen hierin gefolgt.

Nach Macluer hatte ein anderer Offizier, Namens Wilſon, James Wilſon, Kapitän des Duff, Befehl erhalten, bei ſeiner Rückkehr von einer Fahrt im polyneſiſchen Ocean Miſſionäre auf Peliu zu landen. Da ſich

die Umſtände der vollſtändigen Ausführung ſeines Vorhabens entgegenſtellten, ſo hatte er nur im Vorüberſegeln einigen Verkehr mit den Eingebornen; ſein Bericht darüber iſt folgender:

„Am 6. November 1797 befanden wir uns höchſtens zwei Meilen von dem Riffe, das ſich in mäßiger Entfernung von der größten Inſel ausbreitet; ſie heißt Babel Thuap und iſt in zwei Diſtrikte eingetheilt, deren jeder durch einen Häuptling regiert wird, welcher die Oberhoheit Abba-Thule's anerkennt. Als wir beidrehten, waren wir vor dem ſüdlichen Theile des Bezirkes Artingall. Ungefähr zweihundert Perſonen verſammelten ſich am Ufer. Zwölf Piroguen, theils mit Segeln, theils mit Rudern, waren in die See geſtochen; aber das Wetter hatte auch in dieſem Augenblicke ein ſehr drohendes Ausſehen. Nur wir unter ihnen wagten uns ſo weit ins offene Meer, daß ſie bis an unſer Schiff gelangen konnten. Die in den Pieroguen befindlichen Eingebornen hatten ein weißes Tuch an die Spitze eines Stockes gebunden uud bewegten es in der Luft, während ſie herankamen. Wir hielten es für ein Friedenszeichen. Sie ſtiegen ohne Furcht und Zaudern an Bord, und redeten uns wie Leute an, die ſchon lange mit ihnen bekannt wären. Ihre Sprache aber war für uns durchaus unverſtändlich, und wir konnten uns ſelbſt mit Hülfe des Wörterbuches Henri Wilſons nicht mit Einem Worte ihnen verſtändlich machen, einige ihrer Eigennamen ausgenommen. Uebrigens ſprachen ſie unaufhörlich ſehr ſchnell und begleiteten ihre Reden, welche das ſehnliche Verlangen ausdrückten, uns an einem von ihnen in Nordweſt bezeichneten Orte landen zu ſehen, mit ſehr lebhaften Hand- und Körperbewegungen. Einer von ihnen, welchen wir wegen des großen Knochens, den er am Handgelenke trug, für einen Rupak hielten, kam in großer Haſt auf das Schiff, um dieſelben Bitten zu wiederholen; er hatte zwei Begleiter bei ſich, welche ebenſo dringende Aufforderungen machten. Allein alle ihre Bitten, ſo wie auch unſer Wunſch, auf dieſer berühmten Gruppe einige Zeit zu verweilen, waren vergeblich, da ſich uns keine Stelle zeigte, wo ein Schiff ſicher hätte ankern können, und wir die Charte des Lieutenants Macluer nicht als Wegweiſer hatten. Als wir den Namen Abba-Thule ausſprachen, wiederholten ſie ihn mehrere Male, indem ſie riefen: S'Tule! S'Tule! S'Tule! und mit dem Finger ans Land zeigten. Man ſprach nicht von Li-Bu mit ihnen, denn ſie redeten ſo ſchnell und ſo unaufhörlich fort, daß wir nur mit Mühe einige Fragen an ſie richten konnten; wahrſcheinlich verhinderte ſie das Wetter, das gerade mit einem Sturme drohte, daran zu denken. Als die in den Piroguen Gebliebenen ihre an Bord gekommenen Landsleute laut zurückriefen, ſchenkte ihnen der Kapitän einige Meſſer, Spiegel u. ſ. w.; hierauf nahmen ſie in Eile, aber mit Bedauern, Abſchied. Ehe ſie gingen, wollten ſie uns ihre Dankbarkeit bezeigen, und warfen einen Bündel Kokosnüſſe an Bord; dieß war Alles, was ſie hatten; dann kehrten ſie ans Land zurück. Und darauf beſchränkte ſich der ganze Verkehr, den wir mit den Bewohnern der Peliu-Inſeln haben konnten.

„Darf man von der kleinen Anzahl Eingeborner, welche wir ſahen auf das ganze Volk ſchließen, ſo ſtehen dieſe Menſchen, unſerer Meinung zufolge, dem äußern Ausſehen nach unter den Bewohnern der Marquiſen-, Geſellſchafts- und Freundſchafts-Inſeln (Nukahiva, Taiti und Tonga); ſie haben weder den hübſchen Wuchs, noch die ſchönen Verhältniſſe der beiden erſten Völkerſchaften, und bei Weitem nicht das kräftige, männliche un-

unternehmende Ausſehen der lezteren. Weit mehr gleichen ſie ihren Nachbarn, den Carolinern. Unter die ihnen eigenthümlichen Gewohnheiten gehört auch die, ſich die Ohren zu durchbohren und Zierrathen von Pflanzen, welche wenigſtens einen Zoll Dicke haben, hindurchzuſtecken. Wegen der Tätowirung ſcheinen die Beine und Schenkel der Bewohner Peliu's, wie bei den Carolinern, eine ſchwarzbläuliche Färbung zu haben; ihr Körper aber iſt mit Figuren verziert, welche Fingern oder Handſchuhen ähnlich ſind. Sie traten gänzlich nackt vor uns auf, ohne daß ſie ſich im Mindeſten zu ſchämen ſchienen, und bezeigten ihre Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft durch ſehr dringende Einladungen zu einem Beſuche bei ihnen.“

D. de Rienzi ſah einen Theil dieſer gefährlichen Gruppe. Nach ihm entdeckte der gelehrte Seemann d'Urville im Jahr 1828 den öſtlichen Theil derſelben, ohne mit den Bewohnern in Verkehr treten zu können. Seine Anſicht über die Lage und den Namen dieſer Inſeln ſtimmt mit der Meinung Macluers und Rienzi's überein. Der leztere gibt folgendes Gemälde von dem Lande und ſeinen Bewohnern:

„Die Inſelkette iſt durch Riffe verbunden, und man findet daſelbſt nur Einen ziemlich unzugänglichen Hafen. Dieſe Inſulaner bewohnen ein armes, aber ziemlich gut angebautes Land. Sie haben eine gelbe Kupferfarbe, ſind ziemlich gut gewachſen und wohlgebildet, minder bösartig, als die meiſten anderen Polyneſier, ſtehen aber den Carolinern von Yap und wahrſcheinlich auch den Bewohnern der anderen Inſeln des ſehr groſſen Carolinen-Archipels nach. Sie ſind habgierig, mißtrauiſch und grauſam in ihren Kriegen, welche die Häuptlinge um der geringfügigſten Urſachen willen unternehmen. Sie gehen gewöhnlich nackt mit einem ſchamloſen Cynismus; kaum verhüllen Einige Das, was den Mann von dem Weibe unterſcheidet. Waren ſie zur Zeit Wilſons wirklich ſo aufrichtig und edelmüthig, ſo ſind ſie jezt ſehr tief geſunken. Freilich hatten ſie ſich bisweilen auch über Walfiſchfänger zu beklagen, was ſie unternehmender und bösartiger machen konnte.“

Neuerdings wagten ſie es, auf offener See einen, wie ich glaube, von Kapitän Anderſon befehligten Walfiſchfänger anzugreifen, und hätten ihn beinahe genommen. Er verdankte ſeine Rettung nur dem Muthe einiger Matroſen, die ſich in den Maſtkorb zurückgezogen hatten und ein wohlgenährtes Feuer auf ſie richteten, und einem Schwarzen, welcher Schiffskoch war. Dieſer, in ſeiner Art tapfer, gebrauchte keine anderen Waffen, als die Geräthſchaften ſeiner Küche, indem er z. B. mit einem großen Löffel ſeinen Feinden tapfer ſiedendes Oel ins Geſicht ſprengte, oder ihnen ganze Töpfe voll über Füße und Hände goß, ſo daß er ſich ſchmeicheln durfte, das Meiſte zur Befreiung des Schiffes von ſeinen muthigen Stürmern beigetragen zu haben, indem dieſe Kopf über Hals und mit Wuth- und Schmerzgeheul die Flucht ergriffen.

Schiffbruch des amerikaniſchen Schiffes Mentor. Beſchreibung der Inſeln Mortz, Kyangle und Lord North, und der Märtyrer-Inſeln.

Dieſe Inſeln, welche ſämmtlich Anhängſel des Peliu-Archipels ſind, ſind noch nicht beſchrieben worden. Einige Bekanntſchaft mit ihren Bewohnern verdanken wir erſt dem Schiffbruche des amerikaniſchen Kapitäns Edward C. Bernard. Wir wollen den Bericht, den derſelbe nach ſeiner

Ankunft im Kanton (China) im Jahr 1833 gegeben hat, im Auszuge mittheilen:

„Am 18. Mai 1833 kam ich an der Inſel Mortz vorbei, und das Schiff, von einem ſtarken Süd-Südweſtwind getrieben, ſegelte gegen Nord-Nord-Oſt 7 bis 8 Knoten in der Stunde. Am 20. gegen Mittag ſteuerte ich Nordoſt, und am folgenden Tage zur nämlichen Stunde glaubte ich, müßten wir uns im Nordweſten der Pelu-Inſeln befinden. Seit meiner Abfahrt von Mortz hatte ich die Sonne nicht geſehen; es wehte ein heftiger Süd-Süd-Weſt, der Regen fiel in Strömen, und die See ging ſehr hohl: wir waren damals unter 8° 50′ nördlicher Breite und 132° 20′ öſtlicher Länge von London; unſer Schiff wurde den ganzen übrigen Tag hindurch von einer ſehr heftigen Strömung fortgezogen. Plötzlich gegen 11 Uhr Nachts ſtieß das Schiff gegen einen Felſen. Die Mannſchaft eilte, die Boote loszumachen, und nur mit großer Mühe konnte ich es verhindern, daß Alle in das erſte ſich ſtürzten, das bereit war, in die See zu gehen.

„Nachdem das Boot mit 10 der Unſrigen ſich entfernt hatte, hieb ich die Maſte ab, um das Schiff zu erleichtern, das heftig hin- und herſchwankte und gänzlich von den Wellen bedeckt war. Kurz nachher ſezte es ſich feſt und rührte ſich nicht mehr. Doch nach Verlauf einer Stunde ſah ich das Verdeck ſich plötzlich erheben, und da ich fürchtete, es möchte vor Tag auf den Grund ſinken, ſo ſezte ich ein anderes Boot aus, das mit einem Matroſen, Namens William Jones, welcher es beſtiegen hatte, plötzlich verſank. Bei Tagesanbruch erblickte ich in Südoſt eine Inſel, und einen Theil des Riffes, welcher über das Meer ſich erhob, in einer Entfernung von 3—4 Meilen. Nicht ohne große Mühe gelang es uns, das einzige noch übrige Canot auszuſetzen und das Riff zu erreichen, wo wir den ganzen Tag und die folgende Nacht hinbrachten. Am 25. bei Tagesanbruch ſahen wir eine Wolke von Piroguen, welche auf uns zukamen. Kaum hatten die Eingebornen, welche auf denſelben fuhren, uns erreicht, als ſie anfingen, uns zu plündern, und Flinten von uns zu forderten. Wir ſagten ihnen, daß ſich mehrere an Bord befänden, und ſie ruderten fort, um ſie zu holen. Da das Wetter ſich aufgehellt hatte, ſo erblickten wir in ſüdöſtlicher Richtung eine große Anzahl Piroguen, welche ihre Richtung theils nach dem Schiffe, theils nach der benachbarten Inſel nahmen.

„Sogleich nachdem dieſe Wilden uns verlaſſen hatten, luden wir alle Effekten, die ſie uns gelaſſen hatten, eine Kiſte mit Zwieback und ein Waſſerfaß in das Boot, und beſchloſſen, auf der Inſel Kyangle zu landen. Wir hatten die Hälfte des Weges zurückgelegt, als wir von Neuem von Eingebornen angehalten wurden, welche in einer großen Pirogue fuhren, und uns das Anerbieten machten, uns ins Schlepptau zu nehmen, worein wir gerne willigten. Nachdem ſie uns ungefähr zwei Meilen weit geführt hatten, ließen ſie ihr Segel herab, näherten ſich unſerm Boote in der augenſcheinlichen Abſicht uns zu plündern und vielleicht zu morden. Ueberzeugt wenigſtens, daß Dieß ihre Abſicht ſey, gab ich Befehl, das Tau abzuhauen, und einige Pakete mit Effekten ins Meer zu werfen, um die Wilden zu beſchäftigen, wir wendeten das Schiff, ruderten aus allen Kräften gegen Süden und ließen ſie weit hinter uns.

„Abends kamen wir auf der Höhe der Inſel Babel Thuap an, und Nachts warf ich, da wir auf allen Seiten von Klippen umgeben waren, die Leine aus,

welche ſich glücklicherweiſe an einen Felſen anhäckelte. Wir blieben bis zum Tag in dieſer Lage; dann nahmen wir unſere Richtung noch weiter ſüdlich gegen ein Land, von dem wir nicht mehr weit entfernt waren. Aber in Folge der unerträglichen Hitze und des Waſſermangels ging unſre Fahrt nur ſehr langſam vor ſich. Doch landeten wir gegen Mittag an einer kleinen Inſel, wo wir glücklicherweiſe Waſſer fanden. Dort kamen mehrere Inſulaner in einer Pirogue zu uns, um uns wieder zu verlaſſen, nachdem ſie uns geplündert hatten. Wir folgten ihnen ſogleich, in dem Augenblick aber, wo wir ans Land ſteigen wollten, wurden wir von einem Haufen angefallen, der uns ſogar die Kleider vom Leibe riß und uns nackt verließ. Doch gaben ſie mir mein Hemd wieder zurück, wofür ich ihnen ſehr dankbar war.

„Nach unſerer Ankunft erſchienen wir vor einer Verſammlung von Häuptlingen, welche uns über den Zweck unſerer Reiſe befragten, und über die Entfernung ihrer Inſel von dem Orte, wo wir das Schiff verlaſſen hätten. Als wir ſie über dieſen Punkt befriedigt hatten, gaben ſie uns zu trinken, boten uns auch Lebensmittel an, die wir jedoch ausſchlugen. Ich weiß Nichts von den Sitten dieſer Inſulaner, als daß die Männer ganz nackt gehen, daß ſie mir kriegeriſch und barbariſch vorkamen, daß ſie keinen Schritt thun, ohne mit Lanzen und Säbeln bewaffnet zu ſeyn, und daß ihre Frauen eine kleine Matte in dem Gürtel trugen. Sie behandelten uns mit der größten Gaſtfreundſchaft; nicht zufrieden, all ihre Habe mit uns zu theilen, wieſen ſie uns die beſte Hütte des Dorfes zur Wohnung an, und wenn ſie uns keine Fiſche vorſetzen konnten, ſo ſchlachteten ſie ein Schwein oder eine Ziege, und gaben es uns aus Mitleid mit unſerer Lage. Sie wollten uns ein Fahrzeug bauen, mußten aber aus Mangel an den zu dieſem Baue nöthigen Bändern darauf verzichten. Nun erbauten ſie eine große Pirogue, und holten am Bord des Schiffes eine Menge Nägel, mit welchen wir unſere Schaluppe in Stand ſezten. Auch brachten ſie uns Kleider und andere Gegenſtände, welche wir nöthig hatten.

„Nachdem wir mehrere Tage auf einen Oſtwind gewartet hatten, ſchickte ich mich zur Abfahrt an, als meine Wirthe mir ſagten, daß ich ſechs meiner Leute als Geißeln auf der Inſel zurücklaſſen müßte, und daß dafür ſechs Häuptlinge in der Schaluppe mitfahren würden. Ich widerſezte mich einem ſo ſeltſamen Vorſchlag, ſie hielten mir aber entgegen, daß der engliſche Kapitän Wilſon auch ſo auf Corror verfahren ſey, und daß ſie, wenn ſie in die Abfahrt aller meiner Leute willigen würden, ja keine Bürgſchaft hätten, für ihre Mühe bezahlt zu werden. Ich fragte ſie, was ſie als Bezahlung forderten; „Flinten,“ antworteten ſie mir; „die engliſchen Schiffbrüchigen haben unſern Brüdern in Corror auch ſolche gegeben, und wir hoffen, daß ihr uns eben ſo behandeln werdet.“

„Nach langen Unterhandlungen willigten ſie endlich ein, daß noch drei weiter abreiſen durften; auch ſezten ſie die Zahl der Häuptlinge, die uns begleiten ſollten, auf drei herab. Ich ſagte ihnen, ſie täuſchten ſich in ihrer Berechnung; es ſey weit von ihrer Inſel bis in mein Land, und ſie wären im Irrthum, wenn ſie glaubten, ich könne ihre Landsleute dahin führen, da ich ihre Ueberfahrt bezahlen müßte und Niemand ſie ohne Bezahlung annehmen würde. Es gelang mir nicht, ihnen Das begreiflich zu machen, vielmehr erklärten ſie förmlich, ſie würden, wenn ich mich weigerte, ſie mitzunehmen, die Pirogue und Schaluppe in Stücke ſchlagen und keinen

von uns abreiſen laſſen. Da ich ſie von ihrem Entſchluſſe in keiner Weiſe abbringen konnte, ſo beſtand ich nicht weiter darauf. Nach zwei Tagen jedoch machte ich einen neuen Verſuch, der mir aber nicht beſſer gelang. Ich ſtellte ihnen vor, wie es mir gegenwärtig unmöglich ſey, ihnen Flinten zu verſchaffen; verſicherte ſie aber, daß, wenn ſie meinen Leuten erlauben wollten, mich zu begleiten, ich bei meiner Zurückkunft in mein Land meine Regierung von der guten Aufnahme, welche ich bei ihnen gefunden, unterrichten, und daß dieſe dann nicht ermangeln würde, ihnen durch ein Geſchenk, welches ſie für ihre Mühe belohnen würde, ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Dieſe ſchönen Verſprechungen konnten jedoch ihren Entſchluß nicht erſchüttern. Sie ſagten mir, daß, wenn ich abreiſen wollte, ich mich darein ergeben müßte, meinen Schwager, James Meager und zwei meiner Leute, welche ich ſelbſt auswählen dürfte, hier zu laſſen. Da ſich Horatio Davis, Calvin und Catlin, welche ſich nicht in die Schaluppe wagen wollten, erboten hatten, zu bleiben, ſo begannen wir am 15. November unſere Fahrzeuge in Stand zu ſetzen und ſie mit Lebensmitteln und anderen Gegenſtänden, welche wir nöthig hatten, zu beladen. Am 22. bekamen wir günſtigen Wind und reisten von Peliu ab. Meine Schaluppe wurde von drei meiner Leute geführt, in der Pirogue befanden ſich vier andere, mit zwei Häuptlingen und einem Manne von der Inſel. Wir legten an dieſem Tage einen Weg von ungefähr 20 Meilen zurück.

„Als die Nacht einbrach, war ich eben nicht ſehr erfreut, mich in einem zerbrechlichen Fahrzeuge zu wiſſen, in Geſellſchaft einer Pirogue, welche unſre Lebensmittel und Waſſer für zwanzig Tage trug, ohne ein Mittel, die Fahrt zu beſtimmen, da ich nur eine Bouſſole hatte, auf offenem Meere, 600 Meilen von Temate, welches das nächſte Land war.

„Bald waren wir über die Riffe hinaus und ſteuerten gegen Südweſt. Das Meer ging ſehr hoch; wir rückten nur mit Mühe vor; zu allem Unglück kam auch noch unſer Steuerruder in Unordnung, und wir mußten eine ganze Nacht unſere Fahrt ausſetzen, ehe wir es wieder herrichten konnten. Dieſe Verzögerung war um ſo mehr zu beklagen, als ein ſehr günſtiger ſtarker Nordoſtwind wehte. Die Nacht über goß ein heftiger Regen herab, der Donner rollte furchtbar. Meine Leute fingen an zu murren, und ich mußte befürchten, daß ſie mich nöthigen würden, nach Peliu zurückzukehren, um dort die Ankunft eines Schiffes zu erwarten, das uns an Bord nähme? Ohne Zweifel wäre das das Klügſte geweſen; aber da der Tag erſchien, hörte der Regen auf, und der Wind ließ nach; wir beſſerten das Steuerruder wieder aus, und ſchifften ſodann ohne Hinderniß weiter bis zum 29. Der Wind war uns beinahe fortwährend günſtig; die Schaluppe hielt ſich trocken, aber die Pirogue faßte viel Waſſer. Die ganze Zeit war unſre Richtung Südweſt, weil wir hofften, auf Mortz oder Guilolo zu landen. Am 29. Abends ſtürzte die Pirogue durch die Nachläſſigkeit eines Inſulaners von Peliu, der das Segel hätte feſthalten ſollen um; der Maſt fiel ins Meer, und eine Stunde lang bemühten wir uns vergeblich, das Waſſer aus derſelben herauszuſchaffen. Gegen 10 Uhr erhob ſich der Wind und wir bekamen Regen. Ich nahm nun vier Mann aus der Pirogue an Bord, und ließ nur drei zu Führung derſelben zurück aber ſie füllte ſich während der Nacht dergeſtalt mit Waſſer, daß es uns unmöglich geweſen wäre, ſie länger flott zu erhalten: man mußte ſie alſo verlaſſen. Wir nahmen ſo viel Waſſer und Lebensmittel heraus, als di

Klugheit erlaubte, und luden ſie in die Schaluppe, wo wir nun zu eilf Perſonen waren. Unſere Vorräthe beſtanden aus Kokosnüſſen und friſchem Schweinefleiſch, das wir vor unſerer Abreiſe hatten braten laſſen, und das in irdene, mit Fett gefüllte Töpfe eingeſchloſſen war. Waſſer befand ſich in dicken Bambusrohren. Nachdem wir Alles, was wir brauchten, in die Schaluppe geſchafft und dieſe erleichtert hatten, indem wir alles Schwere ins Meer warfen und für Jeden nur ein Paar Beinkleider und ein Hemd zum Wechſeln behielten, verließen wir die Pirogue, und ſetzten unſern Weg gegen Südweſt fort. Bei Windſtille ruderten wir, war uns der Wind günſtig, ſo entfalteten wir das Segel. So fuhren wir fort bis zum 6. Dezember, als wir bei Tagesanbruch in einer Entfernung von ungefähr ſechs Meilen Land entdeckten. Kurz darauf ſahen wir einige Piroguen auf uns zukommen. Die Flucht wäre unmöglich geweſen, wenn wir je daran gedacht hätten; aber bereits mangelte uns das Waſſer, und wir mußten ſolches haben, um welchen Preis es auch ſeyn mochte. Unſer Entſchluß war demnach bald gefaßt. Die Piroguen waren übrigens nur eine halbe Meile von uns entfernt. Ich nahm meine Richtung gegen eines dieſer Fahrzeuge, welches gegen die übrigen um Etwas voraus war, und als wir bis auf einige Toiſen uns genähert hatten, zeigten uns die darin befindlichen Eingebornen Kokosnüſſe, gaben uns durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie zum Tauſchhandel geneigt ſeyen, und riefen: Pecio! Pecio! Mittlerweile kam von einer andern Seite eine zweite Pirogue herbei, deren Mannſchaft an Bord unſrer Pirogue ſprang und uns in weniger als fünf Minuten vollſtändig ausplünderte. Alle unſere Effekten wurden unter mehrere Piroguen vertheilt; und zwei oder drei meiner Leute, welche ſich nicht wollten plündern laſſen, wurden ins Meer geworfen, und wären beinahe ertrunken. Nachdem die Wilden Alles, was die Schaluppe enthielt, genommen hatten, ließen ſie dieſelbe durch drei oder vier von den Ihrigen ans Land führen. Sodann nahmen die Piroguen ihren Weg wieder nach der Inſel, welche nur ¾ Meilen lang und ½ breit iſt, und ungefähr 500 Bewohner hat. Als wir uns der Küſte näherten, ſah ich Weiber an das Ufer eilen, welche zu tanzen und zu hüpfen anfingen, und uns mit Geſang und Geſchrei begrüßten. Wir landeten, und man gab uns zu eſſen und zu trinken. Die Inſel iſt niedrig und von einem Riffe umgeben, welches ſich ungefähr eine halbe Meile weit an der Küſte hinzieht. Die Männer waren gut gebaut; die Weiber dagegen kamen mir ſchwächlich und elend vor. So lange ich mich bei ihnen aufhielt, behandelten ſie mich mit Güte; ſie forderten keine Arbeit von mir, nur ein- oder zweimal baten ſie mich, ihnen beim Sammeln von Kokosnüſſen behülflich zu ſeyn. Aber ihre Neugierde war ermüdend; und da ſie keine Rückſicht für das Alter haben, ſo hatten wir von den Unarten ihrer Kinder viel zu leiden. Man kann nicht leicht etwas Unreinlicheres ſehen, als dieſe Inſulaner. Die Männer nahmen mehr Antheil an den häuslichen Geſchäften, als bei irgend einem der wilden Völker, welche ich noch beſucht habe.“

„Ich brachte meine Zeit mit Umherſchweifen auf der Inſel zu, wobei ich oft Hunger litt, und nicht wußte, wo ich mich befand. Ich vermuthete, daß ich im Weſten der Inſel Mortz vorübergekommen ſey, und auf der Inſel Maggo ſeyn dürfte. Mehreremale beſchloß ich, mich einer Pirogue zu bemächtigen, und die hohe See zu gewinnen. Ich glaubte, wenn ich gegen Oſten ſteuern würde, könnte ich nach Ternate kommen, und ſähe ich

in 24 Stunden kein Land, ſo würde ich mich nach Südweſt wenden, wo ich unfehlbar ſolches entdecken müßte. Wie aber ſollten wir uns mit einem hinreichenden Vorrathe von Kokosnüſſen für dieſe Reiſe verſehen? Es verging beinahe kein Tag, daß wir nicht einen Plan zur Flucht machten, als man am 3. Februar 1833 im Süden ein Schiff erblickte, das gerade mit der Abſicht auf uns zukam, an der weſtlichen Küſte zu landen. Sogleich wurde auf der ganzen Inſel die Nachricht davon verbreitet, und in einem Augenblick ſtürzten Männer, Frauen und Kinder von allen Seiten herbei, beladen mit Kokosnüſſen, welche ſie an Bord zu bringen beabſichtigten. Wir begaben uns ebenfalls dahin; aber man ſtieß uns von allen Piroguen, welche wir beſteigen wollten, zurück. Es war beſchloſſen, uns am Lande zurückzubehalten. Ich wandte mich an den Häuptling, der mir ſagte, daß ich nicht abreiſen dürfte. Da ich nun die Pirogue ſeines Bruders bereit ſah, in die See zu ſtechen, lief ich hin und ſprang hinein. Kaum war ich darin, als mir die Wilden befahlen, dieſelbe zu verlaſſen. Ich ſagte ihnen, daß, wenn ſie mir erlauben wollten, ſie zu begleiten, ich ihnen Eiſen verſchaffen würde, ein Gegenſtand, auf welchen ſie einen ſehr hohen Werth legen. Sie wollten mich nicht hören, und wiederholten ihren Befehl, die Pirogue zu verlaſſen. Ich gehorchte nicht, nun bemächtigten ſich meiner zwei Wilde, um mich ins Waſſer zu werfen, da trat ein Greis mit ſeinem Anſehen dazwiſchen und entriß mich ihren Händen. Sogleich zogen wir das Segel auf und nahmen unſre Richtung nach dem Schiffe. Als wir aus der Widerſee herausgekommen waren, wandte ich mich um, und ſah, daß man alle meine Leute, mit Ausnahme eines einzigen, Namens Bartlett J. Rollins aus Bangor, am Lande behalten hatte. Man muß ſich in einer Lage, wie die meinige war, befunden haben, um ſich in die Stimmung zu verſetzen, in welcher ich mich befand, als ich mich dem Schiffe näherte. Es war ein ſchönes Fahrzeug, und da ich viel Schwarze an Bord ſah, glaubte ich, es ſey ein Holländer mit einer malayiſchen Bemannung. Ich rief ihn an, und bat um die Erlaubniß, an Bord kommen zu dürfen. Da der Beſanmaſt aufgehißt worden war, ſo war ich in einem Augenblick auf dem Verdecke, wo ich erfuhr, daß es das ſpaniſche Schiff La Sabina ſey, von dem Kapitän Gomez aus Manila befehligt, welches von Bengalen nach Macao gehe. Dieſer Offizier nahm mich mit der größten Gaſtfreundſchaft auf, und ich beeilte mich, ihm hier meinen vollen Dank zu bezeigen. Wir hielten uns nur ſo lange auf, als nöthig war, um Rollins an Bord zu nehmen. Der Kapitän ſagte mir, daß er auf der Ueberfahrt vielfach aufgehalten worden ſey, und daß, da ſeine Lebensmittel und ſein Waſſer nahe beieinander wären, er keine 24 Stunden länger verweilen könne, um die übrigen Leute meiner Mannſchaft holen zu laſſen. Er gab mir nun einige Eiſenringe, womit ich den Inſulanern, welche mich hergeführt hatten, ein Geſchenk machte, und ich ſah an ihrem Erſtaunen, daß ſie nicht auf ein Geſchenk von ſo hohem Werth gefaßt waren. Sie würden uns, glaube ich, Alle an Bord des Spaniers geführt haben, wenn ſie nicht befürchtet hätten, wir würden uns an ihnen rächen, weil ſie unſre Schaluppe in Grund gebohrt hatten. Sie kehrten ſo zufrieden zurück, daß ich nicht zweifelte, ſie würden die auf ihrer Inſel Zurückgebliebenen gut behandeln und ſie an Bord des erſten Schiffes, das in dieſe Gegenden kommen wird, bringen. Dieſe Männer waren Charles R. Bowkett, William Siddon, Milton Hewlitt, Horace Holden, Peter Andrews, Benjamin Nute,

und die drei Inſulaner von Peliu, Lebac, Tet und Kaier. Erſt nach meiner Ankunft an Bord der Sabina erfuhr ich, daß es die Inſel Lord North ſey, wo ich zwei Monate mich aufgehalten hatte.“

Die Inſel Lord North liegt unter 3° 3′ nördlicher Breite und unter 131° 20′ öſtlicher Länge von London. Am 23. Februar hielt der Kapitän Barnard bei Macao an, und am 28. landete er zu Canton.

Wir haben nun noch die kleine Gruppe von Tamatam, Fanendik und Ollap zu erwähnen, welche uns den Märtyrer-Inſeln auf den alten ſpaniſchen Charten zu entſprechen ſcheint. Sie wurde im Jahr 1801 von dem Spanier Ibergoitia, dem Kapitän des Schiffes die „Philippinen“ mit Genauigkeit aufgenommen. Hernach wurde ſie beſucht von Freycinet im Jahr 1819, von Duperrey im Jahr 1824, von Rienzi im Jahr 1826, von d'Urville im Jahr 1828. Es ſind drei niedrige, bewaldete, nahe bei einander liegende, aber von einander getrennte Inſelchen, deren jede mit einem Riffe umgeben iſt. Die ganze Gruppe hat nur eine Ausdehnung von ſechs Meilen von Norden nach Süden. Sie liegt unter 7° 37′ nördlicher Breite, und 147° 10′ öſtlicher Länge (Ollap).

Die eigentlichen Carolinen.

Die meiſten Carolinen haben nichts gemein, als den Korallenfelſen, der ihnen zur Grundlage dient, und ihr Boden iſt ſehr verſchieden, ebenſo ihre Bevölkerung. Sie wurden von den Spaniern entdeckt und von den meiſten Geographen vernachläſſigt. Die neueren Arbeiten Kotzebue's, Chamiſſo's, Freycinets und Duperrey's, die Entdeckungen d'Urville's, und beſonders die großen Arbeiten des Kapitän Lütke haben von Neuem die Aufmerkſamkeit auf dieſen Archipel gezogen. Aus unſern Unterſuchungen hat ſich ergeben, daß er aus mehr als 500 Inſeln beſteht, innerhalb der Gränzen, welche wir ihm anweiſen zu müſſen glaubten, während Maltebrun nur 80 Carolinen zählte. Man muß dieſe Inſeln in hohe und niedrige abtheilen; die höchſten unter den erſten erreichen eine Höhe von beinahe 3000 franzöſiſchen Fußen über dem Meere; die niedrigen ſind die zahlreicheren.

Naturgeſchichte.

Die hauptſächlichſten Erzeugniſſe dieſer Inſeln im Pflanzenreiche ſind der Kokosnußbaum, der Nipa und drei oder vier andere Palmbäume, der Brodfruchtbaum, der den Bewohnern ihre Hauptnahrung gibt, die Pandanus, mehrere Aroiden, die Bananen, mehrere Feigenbäume, die Barringtonia mit prächtigen Blumen, die Sonneratia, welche oft im Meerwaſſer gebadet blüht, das durch die Schönheit ſeiner Blätter ſo merkwürdige Calophyllum. Es gibt daſelbſt weder reißende Thiere, noch giftige Schlangen; die Nähe des Meeres unterhält eine angenehme Friſche. Daſſelbe iſt reich an merkwürdigen Muſcheln, als Venusmuſcheln, ungeheuren Seehalmen, ſchönen Porzellanſchnecken, und hauptſächlich dem Nautilus.

Der Nautilus iſt eine Seemuſchel vom Geſchlecht der Tintenwürmer. Ariſtoteles, Aelian, Appian und die Dichter des Alterthums haben ihn naturwiſſenſchaftlich geſchildert. Folgende Beſchreibung, welche an die des unſterblichen Ariſtoteles erinnert, hat Plinius von ihm gegeben: „Der Nautilus oder Pompilus iſt eines der Wunder der Natur. Man ſieht ihn ſich aus der Tiefe erheben, indem er ſeine Muſchel in einer ſolchen Stellung

erhält, daß der Kiel immer unten und die Oeffnung oben ſich befindet. Hat er die Oberfläche des Meeres erreicht, ſo macht er ſeine Barke ſelbſt flott, indem er ſich dazu gewiſſer Organe bedient, vermittelſt deren er das Waſſer, womit ſie angefüllt war, herausſchafft, wodurch ſie ſo leicht wird, daß ſich ihre Ränder über das Meer emporheben. Nun ſtreckt er zwei nervige Arme aus ſeiner Muſchel hervor, welche er wie Maſte in die Höhe richtet; jeder dieſer Arme iſt mit einem ſehr feinen Häutchen und mit einer Vorrichtung zum Ausſpannen deſſelben verſehen: das ſind die Segel. Iſt aber der Wind nicht günſtig, ſo braucht der Nautilus Ruder, und dieſe bilden ihm andere lange und äußerſt geſchmeidige Glieder, welche er nach allen Richtungen biegen und bewegen kann, und deren äußerſtes Ende immer in das Waſſer getaucht iſt: ſo kann nun die Fahrt beginnen und als Fährmann ſeine Gewandtheit entwickeln. Bedroht ihn eine Gefahr, ſo zieht er ſein Takelwerk ein und verſchwindet unter den Wellen."

Ein franzöſiſcher Naturforſcher, welcher ſich auf einem Schiffe im mittelländiſchen Meere befand, ſoll Gelegenheit gehabt haben, eine Anzahl Nautilen zu beobachten; aber er konnte nicht eines einzigen habhaft werden, ſo aufmerkſam waren dieſe Thiere auf Alles, was vorging, und ſo ſchnell entwiſchten ſie der Hand, wenn man ſie fangen wollte. Man hat behauptet, der Nautilus ſey nicht im Stande, ſeine wunderbare Muſchel ſelbſt zu erbauen, weil man ihn nie angewachſen gefunden hat, wie die anderen, mit einer feſten Hülle bekleideten Molluskeu. Man hat ihm ſogar die Gewohnheiten des Taſchenkrebſes beigelegt, eines Schmarozerthieres, das ſich in leere Muſcheln eindringt, wenn ihr Inneres für daſſelbe paſſend iſt, und oft wieder auszieht, weil ihm der Bau ſeiner Wohnung nichts koſtet. Es verhält ſich aber mit dem Nautilus nicht ſo; ich fand nie einen in einer andern als in ſeiner Muſchel. Wir glauben alſo, daß man dieſem Seemollusken die Wohnung zuſchreiben muß, welche er inne hat, und daß er ſowohl der Erbauer als der Fährmann ſeines kunſtreichen Schiffchens iſt *). Ich ſah mehrere groſe ſehr ſchöne Nautilen bei der Inſel Yap. Uebrigens iſt die Naturgeſchichte dieſes Mollusken noch nicht weit vorgerückt. Ariſtoteles hatte nur zwei Gattungen von Nautilen gekannt. Linné hat zwei Geſchlechter daraus gemacht, die Argonauten und Nautilen. Das Nautilusgeſchlecht, ſo wie es Cuvier betrachtete, wäre eine Familie, denn dieſer berühmte Gelehrte faßt unter dem Titel von Untergeſchlechtern die Wurmſchnecken, die Nautilen, die Pompilen, die Strahlenſchnecken, die Orthoceratiten u. ſ. w. zuſammen.

Die Inſel Yap oder Guap.

Die Pater Cantova und Walter reiſten am 2. Februar 1731 von Guaham ab, um die Bewohner der Inſeln, welche man im Süden der Marianen entdeckt hatte, zum Chriſtenthume zu bekehren. Am 2. März kamen ſie glücklich auf einer der Carolinen an, und lebten dort drei Monate lang ihrem Berufe. Von ihren Arbeiten und Unfällen gibt Hernando Valdes Tamon, damaliger Statthalter der Philippinen, folgenden Bericht: „Da es auf dieſen Inſeln an Allem mangelte, ſchiffte ſich Walter ein, um auf den Marianen, die zum Unterhalte Cantova's nöthigen Bedürfniſſe zu holen, welcher mit vierzehn Marianeſern, die ihn begleitet hatten, zurückblieb.

*) S. Blatt 268.

aber widrige Winde nöthigten Walter, auf den Philippinen zu landen, wo er ein ganzes Jahr lang auf das jährlich nach den Marianen gehende Schiff warten mußte. So ſchiffte er ſich erſt am 12. November 1732 wieder ein, und unglücklicherweiſe ſcheiterte nach einer vierthalbmonatlichen Fahrt das Fahrzeug am Eingang des Hafens. Die Miſſionäre ließen den Muth nicht ſinken, ſondern beſorgten die Erbauung eines neuen Schiffes beluden es mit Vorräthen, und auf dieſem ſchiffte ſich Walter am 31. Mai 1733 mit vierundvierzig Perſonen wieder ein. Nach neuntägiger Fahrt kamen ſie in die Nähe der Inſeln und feuerten ſogleich einige Kanonenſchüſſe ab, um Cantova Nachricht von ihrer Ankunft zu geben; aber es ließ ſich keine Barke ſehen, und ſo kamen ſie auf den Verdacht, die Barbaren könnten ihn getödtet haben. Man beſchloß nun, in eine von zwei Inſeln, wovon die größere Falalep iſt, gebildete Bai einzulaufen, und als man ſich dem Ufer auf Piſtolenſchußweite genähert hatte, ſah man, daß das alte Haus verbrannt worden und das auf der Küſte aufgerichtete Kreuz nicht mehr vorhanden ſey. Endlich näherten ſich vier kleine Barken der Inſulaner dem Fahrzeuge und brachten Cocosnüſſe herbei. Man befragte ſie in ihrer Sprache um Nachrichten über Cantova und ſeine Gefährten; ſie antworteten mit verlegenem Geſichte, ſie ſeyen auf die große Inſel Yap gegangen; aber der Schrecken, der ſich auf ihrem Geſichte malte, und ihre Weigerung, an Bord zu kommen, ob man ihnen gleich Zwieback, Tabak und andere Kleinigkeiten nach ihrem Geſchmacke anbot, ließen keinen Zweifel mehr darüber, daß unſere Leute durch die Hand der Barbaren gefallen waren. Endlich gelang es, einen Inſulaner zu ergreifen und auf das Schiff zu bringen, worauf die anderen ſogleich ihre Barken verließen, und mit großem Geſchrei davon ſchwammen. Das Schiff brachte die Nacht in der Bai zu, und am folgenden Morgen entfernte es ſich von dieſen Inſeln, um ſeinen Weg nach Yap zu nehmen. Drei volle Tage ſchifften die Spanier weiter; da ſie aber nicht wußten, unter welchem Grade die Inſel liegt, und den Windſtrich nicht kannten, dem man folgen mußte, um dahin zu gelangen, ſo konnten ſie dieſelbe nicht auffinden. Währenddeſſen fragte man den Inſulaner aus, indem man ihm auf alle mögliche Weiſe verſicherte, daß ihm nichts Uebels widerfahren ſollte, wenn er die Wahrheit ſagen würde. Er geſtand endlich, daß, kurz nach der Abreiſe Walters, Cantova und alle ſeine Gefährten ermordet worden wären.

„Der Pater hatte ſich mit ſeinem Dolmetſcher und zwei Soldaten auf die Inſel Mogmoz begeben, um dort eine Taufe vorzunehmen, ſeine Gefährten aber waren zu Falalep geblieben, um ſein Haus zu bewachen. Kaum war er auf der Inſel gelandet, als die Bewohner, mit Lanzen bewaffnet, in großer Anzahl ſich zuſammenrotteten, und unter gräßlichem Geſchrei auf Cantova losgingen, der ſie ſanft fragte, warum ſie ihm, der ihnen doch nie etwas Böſes gethan habe, das Leben nehmen wollten. „„Du kommſt,““ ſagten ſie, „„unſere Sitten und Gebräuche abzuſchaffen: wir wollen deine Religion nicht.““ — Nach dieſen Worten durchbohrten ſie ihn mit drei Lanzenſtichen, zogen dem Leichnam die Kleider aus, hüllten ihn in eine Matte und beerdigten ihn unter einem kleinen Hauſe, was bei ihnen ein ehrenvolles Begräbniß iſt, das nur den Vornehmſten zukommt. Zugleich mordeten ſie die drei anderen, legten ihre Leichname in eine Barke und überließen dieſe dem Spiele der Wellen. Nach dieſem Morde ſchifften ſie ſich ein und begaben ſich auf die Inſel Falalép, den Ort, wo die anderen

geblieben waren. Bei Annäherung der Barbaren, welche voll Wuth waren, ſezten ſich die Soldaten in Vertheidigungsſtand und ſchoßen vier kleine vor ihrem Hauſe ſtehende Kanonen ab, wodurch vier Inſulaner getödtet wurden. Sodann vertheidigten ſie ſich mit Degen und Säbel, erlagen aber endlich der Uebermacht, wurden ſämmtlich mit Lanzen durchbohrt, und ihre Leichname am Meeresufer beerdigt. Vierzehn Perſonen kamen bei dieſer Gelegenheit um, Cantova, acht Spanier, vier Indianer von den Philippinen und ein Sklave. Nur ein anderer junger Philippine aus der tagaliſchen Provinz wurde verſchont, weil ein Häuptling der Inſel ihn liebgewann und an Kindesſtatt annahm. Die Barbaren plünderten das Haus, theilten die darin gemachte Beute, und zerſtörten es.“

Aus dem Berichte, den wir von Pater Cantova noch haben, erſehen wir, daß man außer den verſchiedenen Wurzeln, deren ſich die Einwohner anſtatt des Brodes bedienen, auf ihrer Inſel Pataten findet, die in ihrer Sprache Camotes heißen und, wie ein Caroliner, Namens Caïal, ihm erzählt hatte, von den Philippinen gekommen waren. Dieſer Caroliner erzählte ihm, ſein Vater, Namens Coor, einer der vornehmſten der Inſel, drei ſeiner Brüder und er ſelbſt, damals 25 Jahre alt, ſeyen durch einen Sturm auf eine der Philippinen, Namens Biſſayas*), verſchlagen worden, und dort habe ein ſpaniſcher Miſſionär für ſie geſorgt und ihnen Kleider und Eiſen gegeben, welches ſie über Alles ſchätzen; bei ihrer Rückkunft hatten ſie Samen von mehreren Pflanzen, unter Anderm auch von Pataten, mitgebracht, welche ſich ſo vermehrten, daß ihre Inſel allen anderen habe liefern können. — Sie bereiten einen wohlriechenden Teig von gelber und fleiſchrother Farbe, und bemalen ſich damit an Freudentagen den Körper, was nach ihrer Meinung ein prächtiger Schmuck iſt. Ich kann kaum glauben, was mir dieſer leztere Mann noch ſagte, daß es auf ſeiner Inſel Silberminen gebe, daß man aber aus Mangel an eiſernen Grabwerkzeugen nur ſehr wenig daraus beziehe, daß, wenn man ein gediegenes Stück bekomme, man ihm eine runde Geſtalt gebe und dem Herrn der Inſel, Namens Taguir, ein Geſchenk damit mache. Er verſicherte, derſelbe beſitze ein Stück von ſolcher Größe, daß es ihm als Sitz diene. Der gute Pater Cantova zweifelte mit Recht an der Zuverläſſigkeit dieſes Berichtes, welchen wir unter die Mährchen zu ſetzen uns erlauben wollen.

Dieſe Inſel wurde von verſchiedenen Seeleuten wieder geſehen oder beſucht, unter anderen von dem Kapitän des Swallow im Jahr 1804 und mehr als 20 Jahre ſpäter von H. L. Domeny de Rienzi, dem Verfaſſer des vorliegenden Werkes über Oceanien. Er ſagte zuerſt: „Auf Yap exiſtirt das Tabu unter dem Namen Matmat: eine Art weißer Schleier bezeichnet den tabuirten Ort. Die Inſel Yap hat einen kleinen Hafen mitten unter Riffen; ſie iſt weit kleiner, als auf der Charte Arrowſmith's angegeben iſt. Ihre Ausdehnung von Norden nach Süden, ſo wie von Weſten nach Oſten beträgt nicht weiter als 6 Meilen; ſie hat Ueberfluß an Cocosnußbäumen. Sie hat große Pro's, und auf dem Ufer ungeheure Schoppen. Ihre Bewohner ſind vielleicht die beſten Menſchen von der Welt.“

Ungefähr ein Jahr nach Rienzi hatte der Kapitän Dumont d'Urville einigen Verkehr mit den Eingebornen. In ſeinem Tagebuch, worin

*) Wahrſcheinlich eine der Inſeln im Süden Luzons.

er die Südſpitze von Yap unter 9° 25′ nördlicher Breite und 135° 41′ öſtlicher Länge ſtellt, ſagt er Folgendes:

„Vier Piroguen, welche ſchon lange auf uns zuſteuerten, benüzten dieſen Augenblick, um uns einzuholen; in drei derſelben befanden ſich nur je drei oder vier Männer; auf der vierten weit größern aber waren neun. Alle dieſe Wilden eilten ohne Schwierigkeit an Bord und ſchienen keineswegs überraſcht, uns zu ſehen. Sie hatten ein offenes, fröhliches Geſicht und die meiſten Manieren der anderen Caroliner; aus den Lumpen, welche ſie meiſtens an ſich trugen, konnte man leicht ſchließen, daß ſie häufigen Verkehr mit Europäern gehabt hatten. Wirklich erwähnte einer von ihnen, welcher ein wenig Spaniſch ſprach, die Namen von ſechs bis neun Schiffen, welche bei ſeiner Inſel verunglückt ſeyen, und zeigte mir in einer Vertiefung auf der öſtlichen Küſte einen Ankerplatz. Er ſagte mir, er ſey in einem ihrer großen Pro's auf Guaham geweſen. Er hatte keine Kenntniß von den Elivi-Inſeln; aber er ſprach von Egoï-Inſeln, welche in Oſt-Süd-Oſt liegen, und deren es vier ſeyen. Sehr gut zeigte er mir die Palaos- und Matelotas-Inſeln in ihren gegenſeitigen Richtungen an; ſagte mir aber, die lezteren heißen in ſeiner Sprache Hulu, und ſeine eigene Inſel heiße Huap. Ich möchte glauben, Go ſey nur eine Partikel, welche „das iſt“ oder den Artikel bedeute, wie das ko der Neuſeeländer und das no der Taïtier. Alſo wären die wahren Namen dieſer Inſeln Ulu und Uap, um ſo mehr als die Wilden zu Uivi offenbar Yap ausſprachen. Indeſſen werden wir, bis wir weitere Nachweiſungen erhalten, die Namen Hulu und Guap gebrauchen.

„Dieſe Inſulaner ſind gut gewachſen, und wenig tättowirt; ihre Farbe iſt ſehr hell, und mehrere von ihnen tragen ſpitzige Hüte, wie die Chineſen. Ihre Piroguen gleichen durchaus den Piroguen der Caroliner, außer daß ſich die beiden Enden ein wenig mehr erheben, wie die Gondeln zu Konſtantinopel. Sie hatten weder Früchte noch Vorräthe, noch irgend einen Gegenſtand ihres Gewerbfleißes zum Verkaufe gebracht.

„Indeß hat ihre Inſel ein lachendes und fruchtbares Ausſehen, beſonders auf ihrem ganzen ſüdlichen Theile, welcher niedrig und beinahe ganz mit prächtigen Cocosnußbäumen bedeckt iſt. Auf gewiſſe Entfernungen bemerkt man auf dem Ufer ſehr große Häuſer mit ungeheuren Dächern, nach Art der Hütten von Ualan. Der nördliche Theil iſt viel höher, ſo daß die höchſten Berge ſich nicht mehr als 60 bis 80 Toiſen über dem Meeresſpiegel zu erheben ſcheinen.*)

„Wie angenehm wäre es mir geweſen, bei Guap Anker werfen zu können, und einige Tage lang die Sitten ſeiner Bewohner und die Erzeugniſſe des Bodens zu ſtudiren! Aber der Aſtrolabe war nur noch ein ſchwimmendes Hoſpital; allgemeine Entmuthigung herrſchte an Bord. Wir mußten uns deßwegen begnügen, einen flüchtigen Blick auf dieſen Erdwinkel zu werfen, und unſern Weg nach Süden ¼ Süd-Oſt verfolgen, indem wir auf die Gulu-Inſeln zuſteuerten. In dem Augenblicke als wir aufbrachen, ſprangen alle Eingebornen, welche ſich an Bord befanden, eiligſt in ihre Piroguen, und bemühten ſich, das Ufer zu erreichen. Wahrſcheinlich fürchteten ſie wir möchten verſucht ſeyn, ſie als Sklaven wegzuführen.

*) Dieß würde ſie zu Hügeln herabſetzen, wenn nicht von kleinen Inſeln die Rede wäre, wie die meiſten Inſeln Polyneſiens ſind

Vermuthlich ſind ihnen ſchon mehr als einmal ſolche Streiche geſpielt worden.“

Vergleichung zwiſchen Ualan und Peliu.

Bei meiner Zurückkunft nach Paris ſprach ich die Anſicht aus, daß die größte Aehnlichkeit zwiſchen den Inſulanern von Peliu und den Eingebornen von Guap herrſche, und darum habe ich die erſteren den Carolinern beigezählt, denen ſie ſo ſehr gleichen. Mit Vergnügen ſah ich, daß ein gelehrter und ſcharfſinniger Reiſender dieſe Meinung in nachſtehender Vergleichung, die er anſtellt, theilt:

„Die Verſchiedenheiten der Sprachen und Sitten zwiſchen den Bewohnern von Peliu und von Ualan ſchienen ziemlich merklich zu ſeyn; ſie liegen aber nur in Veränderungen der Oertlichkeiten, welche zu einem nicht ſehr ausgebildeten Idiome noch hinzukamen; denn die Art, Töne durch Zeichen wieder zu geben, iſt bisweilen zwiſchen zwei Schriftſtellern aus demſelben Lande ſo verſchieden, daß es noch weit ſchwerer wird, mit einem fremden Schriftſteller in Uebereinſtimmung zu treten. Nachdem ich meine Denkſchrift über Ualan geſchrieben hatte, wurde ich, als ich hierauf den Bericht Wilſons las, überraſcht von der Aehnlichkeit, welche zwiſchen dieſen Inſeln beſteht, die durch einen Raum von mehr als 600 Lieue's der Länge nach getrennt ſind, aber unter der nämlichen Breite liegen, und mit den Carolinen jenen langen Streifen von Ländern bilden, die bald gebirgig, bald auf unterbrochenen Riffen dem Waſſer gleich ſind, welche eine und dieſelbe Menſchenraſſe bewohnt, und auf welchen, ſo weit man ſie kennt, im Ganzen die nämlichen Sitten und Gewohnheiten herrſchen.

„Die Peliuinſeln, welche urſprünglich von den Spaniern entdeckt wurden, die ſie Palaos-Inſeln heißen, beſtehen aus dicht bewaldeten Bergen, welche mit flachem Boden umgeben und in Korallenriffen, die in das Meer hinauslaufen, eingehüllt ſind. Sie werden von einem Könige oder oberſten Häuptlinge mit Hülfe der Häuptlinge zweiten Ranges, Rupaks genannt, beherrſcht, welche den Adel bilden und den Uroſſen entſprechen. Die Angelegenheiten werden im Rathe und ſitzend verhandelt, wie dieß auf Ualan üblich iſt. Leute aus dem Volke nahen ſich den Rupaks nur mit der tiefſten Ehrfurcht, halten die Hand vor ihr Geſicht, wenn ſie mit dem Könige ſprechen, und werfen ſich vor ihm auf die Erde nieder. Die Rupaks ſind mit dem Knochenorden geziert, nach Wilſon; ich bemerkte nichts der Art bei den Uroſſen.

„Die Erzeugniſſe der Palaos-Inſeln und der Inſel Ualan ſind einander durchaus gleich. Auf beiden iſt das Land ſorgfältig bebaut. Der wilde Brodbaum, die Ignamen (arum esculentum) und die Cocosnüſſe ſind die Haupterzeugniſſe des Pflanzenreiches; an dieſe reihen ſich die Bananen, die Orangen, die Limonien, die Bambus, das Zuckerrohr und das Tumerik oder die Curcuma. Die gewöhnliche Flora iſt ohne Ausnahme dieſelbe. Den Siriboa-Pfeffer gebrauchen die Bewohner von Ualan zur Bereitung der Schiaka*), eines ſüßen und berauſchenden Getränkes, das ſie ſehr lieben. Die Bewohner der Palaosinſeln bedienen ſich des Betel-Pfeffers, eine Gewohnheit, die ſie von den Malaien angenommen haben werden, welche häufige Schiffbrüche dorthin verſchlagen haben mochten.

*) Ohne Zweifel das Seka, ein berauſchendes Getränke.

„Die vierfüßigen Thiere beider Inſeln ſind die Ratte und der Vampyr. Die Peluianer hatten Katzen, welche ohne Zweifel von früheren Beſuchen Fremder herrühren; aber man traf dort keine Hunde und Schweine. Nach Wilſon dienten die Hähne und Hühner nicht zur Nahrung, und auch auf Ualan machte ich die nämliche Beobachtung. Tauben haben beide Inſeln gemein. Unter den Fiſchen Peliu's erwähnen die Engländer das See-Einhorn, die Seeheuſchrecke und die Weihkeſſelmuſchel, welche ſämmtlich auch auf Ualan häufig vorkommen. Vom Lande aus geſehen, ſagt der Berichterſtatter von Wilſons Schiffbruche, erſcheinen die Peliu-Inſeln als ein hohes und rauhes, dicht bewaldetes Land. Das Innere war an mehreren Stellen gebirgig; aber ſchöne und weite Thäler boten dem Auge köſtliche Anſichten. Der Boden iſt im Allgemeinen üppig, und Gras wuchs dort in Menge.

„Dieſe Beſchreibung wäre mit Ausnahme der Verſchiedenheit des Umfangs auf Strong anwendbar, das übrigens durch Quellen und Bäche mehr begünſtigt iſt. Auch haben beide Völker die nämliche Lebensart; die Bereitung verſchiedener Speiſen aus dem Fleiſch der Cocosnuß, aus Zuckerrohr und Bananen u. ſ. w.; der Verbrauch roher oder gekochter Fiſche, das gewöhnliche Getränke von Waſſer oder Cocosmilch, und die dreimalige Mahlzeit des Tages. Auf Peliu, wie auf Ualan haben die Häuſer einen Fußboden von Bambusrohren, in deſſen Mitte ein viereckiger Raum für den Herd iſt; niedrige mit Bambusrohren verſchloſſene Thüren, ſehr hohe mit Palmblättern in dichten Lagen gedeckte Dächer; auch gibt es öffentliche Häuſer, welche zu Feſten und öffentlichen Verſammlungen beſtimmt und größer ſind, als die gewöhnlichen Wohnungen.

„Die beiden Völker beobachten das nämliche Verfahren bei Zubereitung ihrer Lebensmittel. Die Bewohner haben auch ſehr viele Waffen, welche ihnen der fortwährende Kriegszuſtand, in dem ſie leben, zum Bedürfniß gemacht hat. Ihre Beile ſind ebenfalls von der Weihkeſſelmuſchel, und ihre zierlich geformten Piroguen ſind mit einer ſehr dauerhaften rothen Farbe bemalt. Die Stoffe ſind in beiden Ländern wenig verſchieden. Auch haben beide die Gewohnheit, Blumen hinter den Ohren zu tragen, die Haare auf dem Wirbel zuſammenzubinden und ſich zu tättowiren; den Gebrauch, die Glaſur der Zähne zu ſchwärzen, findet man nicht auf Ualan.

„Die Häuptlinge von Peliu haben mehrere Frauen, und ich bin überzeugt, daß auch die Uroſſen eine gewiſſe Anzahl haben. Beide Völker zeigten durchaus daſſelbe Erſtaunen, als ſie Wilſon und ſeine Gefährten in der Nähe ſahen, und als ſie auf Ualan uns erblickten. Nur fanden wir in dem König und den Uroſſen nicht einen Abba-Thule und einen Raakuk. Die von Ualan ſind, wie uns ſchien, neidiſch, eiferſüchtig auf ihre Vorrechte, und ohne den mindeſten Edelmuth in ihrem Charakter.“

Später werden wir die Verſchiedenheit der Anſicht Leſſons und des Kapitäns Lütke über die Uroſſen ins Auge faſſen.

Elivi-, Egoy- und Ulüthy-Gruppe.

Wir hörten die Caroliner dieſen Inſeln den Namen Ulevi geben; die Spanier und Maindaneer, welche ſie beſuchen, nennen ſie Egoy, nach einem ſpaniſchen Kapitän; d'Urville aber nennt ſie Elivi. Er ſpricht ſich folgendermaßen über dieſen Punkt aus:

„Wir begegneten Carolinern, und als wir den Namen Yap ausſprachen, zeigten ſie ſogleich nach Weſten; auch kannten ſie Satawal, Fais,

Mogmog, Lamurik, Juli u. ſ. w.; der Name Egoy aber war ihnen gänzlich unbekannt, und als wir dieſes Wort ausſprachen und dabei auf ihre Inſel zeigten, machten ſie ein Zeichen der Verneinung und ſagten: Elivi. Auch haben ſie in ihrer Sprache das Wort Tamuel für Häuptling, und Mamoï ſchien zu bedeuten: Gut, das iſt gut. Die gutmüthigen Wilden würden mir recht gerne noch eine Menge anderer Andeutungen gegeben haben, denn ſie waren ſehr mittheilend und ſogar geſchwätzig; aber wir verſtanden ihre Sprache nicht, und da es dunkel war, ſo waren auch ihre Gebärden für uns verloren.“

Ein gelehrter Seemann, der Kapitän Friedrich Lütke, nun Admiral *), vollendete einige Monate nachher eine genaue geographiſche Beſchreibung dieſer Gruppe, die er Ulüthy und nicht Elivi nennt. Der Name Ulevi, den ich aufgeſtellt habe, hält die Mitte zwiſchen beiden. Lütke erwähnt auf ſeinen ſchönen Charten die Inſeln Lothou, Fataray, Falalep, Patangaras, Ear, Khielap, Mogmog, Loſieppe und Eu, welche den Inſeln Loto, Fataray, Falalep, Patagarus, Yaor, Luxeleu entſprechen, und wovon die Caroliner bei ihrem Aufenthalte auf den Marianen einſt dem ſpaniſchen Jeſuiten Mittheilung machten. Die Elivi-, Ulüthy- oder Egoy-Gruppe hat eine Länge von 18 — 20 Meilen von Norden nach Süden, und ungefähr die nämliche Breite von Oſten nach Weſten, und begreift ungefähr 20 niedrige und bewaldete Inſeln, ſämmtlich von geringem Umfange. Die größten, wie Falalep, Mogmog und Patangaras, ſind kaum eine Meile lang und eine halbe Meile breit. Der Breite nach erſtrecken ſie ſich vom 9° 4′ bis 10° 6′ nördlicher Breite, und der Länge nach vom 137° 8′ bis 137° 28′ öſtlicher Länge. Darf man den alten ſpaniſchen Berichten glauben, ſo reſidirte der König dieſer Gruppe zu Mogmog. Die Miſſionäre fügen bei, daß die Inſulaner, ſobald die Barken, welche in dieſem Golfe ſchiffen, im Angeſichte Mogmogs vorbeikommen, zum Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegenüber von ihren Herren die Segel herablaſſen.

Die Gruppe von Hogoleu oder Rug.

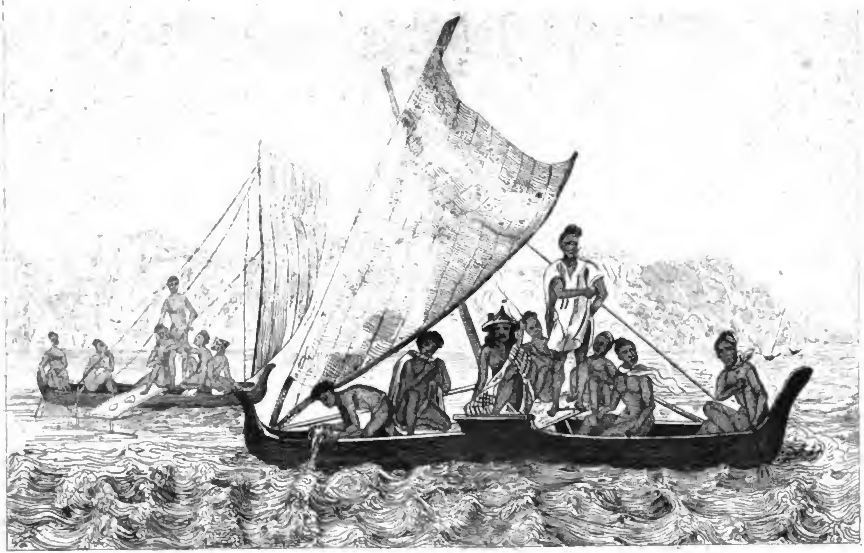
Dieſe Gruppe iſt nach den Peliu-Inſeln die wichtigſte Polyneſiens. Ihre hohen Länder ſind von einem wahren Haufen ſehr niedriger Inſelchen umgeben.

Nachdem der amerikaniſche Kapitän B. Morrell die Hogoleu-Gruppe, die den Eingebornen nur unter dem Namen Rug bekannt iſt, und die er ſelbſt Bergh-Gruppe nennt, mehrere Male beſucht hatte, ankerte er dort gegen Ende Auguſts im Jahr 1830 und hielt ſich mehrere Tage daſelbſt auf. Wir dachten, der Leſer werde zufrieden ſeyn, hier das zu finden was Morrell über dieſe Inſeln geſchrieben hat. Obgleich dieſer Bericht, von dem einer ſeiner Freunde mich verſichert hat, daß ihn Madame Morrell geſchrieben und verſchönert habe, uns übertrieben ſcheint, ſo wird er doch eine ziemliche Vorſtellung von dieſer Gruppe geben **).

Von allen Inſulanern, welche ich beſuchen konnte, ſind ſie gewiß die

*) Die berühmte Reiſe Lütke's, welche aus dem ruſſiſchen Orginalmanuſcript von dem Staatsrath Boye in's Franzöſiſche überſezt wurde, iſt bis jezt nur in unſerer Sprache vorhanden. Wir werden gelegenheitlich von der Ueberſetzung Boye's, welche unter den Augen des Verfaſſers ausgeführt wurde, und wovon die Herren Firmin Didot, ſeine und unſere Verleger, uns die Bogen, ſo wie ſie gedruckt wurden, mitzutheilen die Güte hatte, Gebrauch machen.

**) Ein Theil dieſes Kapitels iſt ein Auszug aus Morrells Reiſe.



Schiffarth.

thätigſten, liebenswürdigſten und intereſſanteſten. Die Gewandtheit, mit der ſie ihre Piroguen führen, iſt wahrhaft erſtaunenswerth; eben ſo groß aber iſt die Geſchicklichkeit, welche ſie bei Erbauung und Ausrüſtung derſelben an den Tag legen. Die meiſten dieſer Piroguen ſind lang und faſſen 15 bis 20 Mann. Der Kiel beſteht aus einem einzigen Stück Holz, iſt gewöhnlich 30 bis 50 Fuß lang und in Form einer Pirogue zugehauen, ohne daß dazu andere Werkzeuge angewendet worden wären, als ſolche, welche aus Muſcheln verfertigt ſind. Die Seiten beſtehen aus einem einzigen, 14 bis 18 Zoll breiten Brett; die eine ſteht ſenkrecht gegen die Oberfläche des Waſſers, während die andere gegen dieſelbe geneigt iſt. Sie ſind mit dem Kiele durch ſtarke Seile aus Baumrinden feſt verbunden, ſo wie auch mit dem Vorder- und Hintertheile, welche zierlich ausgehauen ſind.

Da dieſe Piroguen oft mit Segeln in Bewegung geſezt werden, und die ſchiefe Seite immer gegen den Wind gerichtet iſt, ſo könnte man verſucht ſeyn zu glauben, daß ſie leicht umſchlagen. Eine ſinnreiche Erfindung hilft aber dieſem Uebelſtande ab. Ein Balken, Schweber genannt, iſt nämlich in einer Entfernung von 8 bis 10 Fuß außerhalb des ſchiefen Bords der Pirogue angebracht, und das Gewicht deſſelben verhindert das Fahrzeug unter dem Winde umzuſchlagen, während die platte Form des Theiles unter dem Winde es verhindert, mit dem Strome zu treiben; zugleich wird durch den Schwimmer des Schwebers verhütet, daß es auf der Windſeite umſchlagen kann. Dieß iſt die Geſtalt der einfachen Piroguen, welche ſehr ſchnell theils mit Segeln, theils mit Rudern, theils durch beides zugleich in Bewegung geſezt werden.

Die doppelten Piroguen ſind gerade auf dieſelbe Weiſe erbaut, mit Ausnahme des Schwebers, der bei ihnen nicht mehr nöthig iſt. Beide Piroguen ſind in gleichlaufender Richtung durch Querhölzer von Bambus verbunden. Sie ſind gewöhnlich 40 Fuß lang, und ihr Abſtand beträgt 8 bis 10 Fuß; die Bambus, wodurch ſie verbunden ſind, ſind auf je zwei Fuß Entfernung angebracht, und an den Dolborden mit Bändern aus Baumrinde befeſtigt, ſo daß ſie eine 20 bis 25 Fuß lange und 8 bis 10 Fuß breite Plateform bilden. Die Eingebornen führen die Pagayen auf beiden Seiten der Piroguen, und ſezten ſie in überraſchend ſchnelle Bewegung, weit ſchneller als unſere von den kräftigſten Matroſen benannten Walfiſchbote mit ſechs Rudern. Dieß ſind ihre Kriegspiroguen, und mehrere derſelben ſind am Hinter- und Vordertheile ſehr geſchmackvoll ausgehauen, beinahe wie bei den Neuſeeländern. Die Pagayen haben gewöhnlich 4 Fuß Länge; ihre Schaufeln ſind 6 Zoll breit, und ſehr geſchickt gearbeitet.

Die Segel werden, wie die Kleider dieſer Inſulaner, aus einem ſchönen und langen Halm bereitet, welches ſie ſo geſchickt zu weben verſtehen, daß es einen feſten und zu jedem Gebrauch tauglichen Zeug gibt. Der 12 bis 18 Fuß hohe Maſt iſt ganz ſenkrecht und in die Mitte der Pirogue geſtellt; an der Spitze des Maſtes wird eine Raa von 25 bis 35 Fuß Länge aufgehißt, ſo daß das Ende derſelben auf den Dolbord der Pirogue fällt. Dieſe Segel ſind ſo geſchnitten, daß die Piroguen niemals nöthig haben, durch Lavieren in die Richtung des Windes zu kommen, denn das eine Ende kann ſo gut wie das andere das Vordertheil ſeyn.

Wenn die Eingebornen das Schiff drehen wollen, ſo ſetzen ſie plötzlich

alle Segel bei, bis das Hintertheil der Pirogue vornzu kommt, und ſich höchſtens neben den Wind ſtellt; zugleich hebt man das Ende des Segels, das Anfangs als Halſe diente, in die Höhe, zieht das andere herunter und befeſtigt es an das andere Ende des Fahrzeugs. So kann es den Wind bald auf dieſe, bald auf jene Seite preſſen, ohne gerade in ſeinen Strich zu kommen *).

Ich ſah dieſe Pirogue bei vier Windſtrichen bis auf acht Meilen in einer Stunde zurücklegen; haben ſie aber breiten Wind oder denſelben in Stücken, ſo zweifle ich nicht, daß ſie bei ruhigem Meer eine Schnelligkeit von 12 bis 13 Knoten erreichen können. Nur mit Segeln und bei halbem Winde fahren dieſe Piroguen zwiſchen zwei Inſeln mit großer Schnelligkeit, und ohne daß es nöthig iſt, das Schiff zu wenden, hin und her, indem jedes Ende abwechſelnd das Vordertheil bildet. Die Segel ſind, wie ich bemerkt habe, aus dem nämlichen Stoffe gemacht, wie die Kleider; aber derſelbe iſt viel ſtärker, und wird aus kleinen drei Fuß im Gevierte haltenden Stücken, welche man zuſammennäht, bereitet. Schneidet man das Segel zu, um ihm ſeine Geſtalt zu geben, ſo kommen die Stücke, welche man an einer Seite abſchneiden muß, auf die andere, was zur Folge hat, daß die Hißtaue ſich in die Mitte der Raa ſtellen.

Da dieſe Piroguen hauptſächlich zum Fiſchfange dienen, ſo wollen wir auch von den dazu nöthigen Geräthſchaften ſprechen. Ihre Netze und Schleppnetze werden aus gezwirntem Faden gemacht, den ſie aus einer Baumrinde bereiten. Die Maſchen haben ungefähr einen Zoll in's Gevierte, und die Länge des Schleppnetzes wechſelt von 15 bis 20 Klaftern, bei einer Breite von 15 bis 18 Fuß. Anſtatt der Schwimmer von Korkholz gebrauchen ſie kleine Bambusknoten, und um das Netz zu verſinken, gebrauchen ſie anſtatt des Bleis kleine ſchwere und glatte Steine. Ihre Angeln und Leinen ſind ſehr kunſtreich gearbeitet; die erſteren ſind von Perlmutter und Schildkrötenſchale. Die Perlmutter paßt ſehr gut zu dieſem Zwecke, da man bei Angeln ieſer Art keine Lockſpeiſe braucht; denn der Glanz der Perlmutter lockt und verführt den Fiſch, der ſie ſogleich verſchlingt. Ihre Leinen ſind aus demſelben Stoffe, wie ihre Netze, gut gedreht und ſehr ſtark. Da dieſe Leute einen großen Theil ihres Lebens mit dem Fiſchfange hinbringen, ſo betrachten ſie es als ein Spiel, 40 bis 50 Meilen weit auf ihre Beute auszugehen, und kehren am Abend des nämlichen Tages wieder zurück.

Nach unſerem erſten Beſuche habe ich berichtet, daß eine Einfaſſung von ungefähr 40 kleinen Inſeln mehrere andere größere umgibt, von denen 4 ungefähr 30 Meilen im Umfang haben. Nur die inneren Inſeln ſind bewohnt und enthalten eine Bevölkerung von ungefähr 35,000 Seelen, welche ſich in zwei abgeſonderte Raſſen abtheilen läßt. Die zwei Hauptinſeln im Weſten und einige kleine ſind von der indiſchen kupferfarbigen Raſſe bewohnt, die zwei weſtlichen Inſeln aber mit ihren Anhängſeln von einer Raſſe, welche ſich mehr den Negern nähert. Sie bekriegen ſich häufig, wie ich von beiden Parteien hörte, ob ſie gleich damals im Frieden mit einander lebten. Die Schwarzen ſind die zahlreicheren; denn ihre Zahl beträgt 20,000, die Zahl der Indianer dagegen überſteigt 15 000 nicht. Ich will den Verſuch machen, von jedem der beiden Stämme eine kurze

*) Siehe Blatt 99.

Beſchreibung zu geben, und mit dem ſchwarzen beginnen, der die zwei öſtlichen Inſeln bewohnt.

Was die Statur betrifft, ſo haben die Männer ungefähr 5 Fuß 10 Zoll engliſches Maß; ſie ſind gut gebaut, muskulös und lebhaft; ihre Bruſt iſt breit und vorſpringend; ihre Glieder ſind gut geformt, Hände und Füße klein. Ihre Haare ſind ſchön und gut gekräuſelt, ohne mit den Haaren der Afrikaner Aehnlichkeit zu haben. Die Stirn iſt hoch und aufrecht, die Naſe gut geformt, die Backenknochen ſind hervorſpringend, die Lippen mager. Sie haben ſchöne und weiße Zähne, ein breites Kinn, einen kurzen und dicken Hals, breite Schultern und kleine Ohren, nur ein wenig weiter offen ſtehend, als Dieß bei uns der Fall iſt. Ihre Augen ſind ſchwarz, lebhaft, glänzend und durchdringend, und haben lange und hohe Wimpern. Der gewöhnliche Ausdruck ihres Geſichts kündigt ſtolzen und unternehmenden Charakter an. Um Gürtel und um die Lenden tragen ſie eine aus Baumrinde verfertigte, zierlich gewobene und mit mehreren Figuren in verſchiedenen Farben geſchmackvoll verzierte Matte. Auf dem Kopfe tragen ſie ebenfalls Zierrathen von dem nämlichen Gewebe, die mit verſchiedenartigen Federn nett ausgeſchmückt ſind; dieſer Kopfputz gleicht einem gedrückten Turban mit einer reichen und zierlichen Franze. Die Häuptlinge durchſtechen ſich das Ohrläppchen, und die Oeffnung iſt ſo groß, daß man Stücke leichten Holzes ſo dick als eine Fauſt heineinſtecken kann. Dieſe Zierde wird gewöhnlich noch durch mannigfaltige ſchöne Federn, Haifiſchzähne u. ſ. w. erhöht. Um den Hals tragen ſie Bänder von Schildkrottſchale und Perlmutter, und einer Büſchel ſchöner Federn. Ihr Körper iſt über und über tättowirt, und dieſer Schmuck gewöhnlich auf eine für das Auge angenehme Art ausgeführt, indem er eine Rüſtung vorſtellt. Die Haare bemalen ſie ſich roth, das Geſicht gelb und weiß, außer wenn ſie in den Krieg gehen; in dieſem leztern Falle bemalen ſie das Geſicht roth, um ſich ein wilderes Ausſehen zu geben.

Die Frauen ſind klein, haben hübſche Züge und ein ſchwarzes und funkelndes Auge, das Zärtlichkeit und Wolluſt athmet. Sie haben einen runden und vollen Buſen, einen ſchlanken Wuchs, kleine Hände und Füße, gerade Beine und etwas hervorſpringende Fußknöchel. Unſere Vorurtheile in Abſicht auf einen gewiſſen Körperbau bei Seite geſezt, ſind die perſönlichen Reize dieſer Frauen nichts weniger als gering; doch verſäumen ſie es keineswegs, ihnen durch die Toilette zu Hülfe zu kommen, denn ſie ſchmücken ſich mit den reichſten Federn und Muſcheln, die ſie ſich nur durch die Zuneigung ihrer Verwandten und Brüder, oder die Galanterie ihrer Liebhaber und Ehemänner verſchaffen können. An Kopf und Hals tragen ſie Zierrathen verſchiedener Art von Vögeln und Fiſchen; Arme und Beine ſind eben ſo geſchmückt, während der Buſen leicht, aber geſchmackvoll, tättowirt iſt. Auch tragen ſie eine kleine 8 Zoll breite und 12 Zoll lange Schürze, an den Rändern ſehr kunſtreich verziert und überdieß in der Mitte mit einer Zierrath von ausgeſuchten kleinen Muſcheln. Dazu tragen ſie einen Mantel oder eine Tunica, die aus einem ſchönen ſeidenartigen Graſe verfertigt, mit viel Geſchmack und Geſchicklichkeit gewoben und bisweilen mit einer zierlichen Franze eingefaßt iſt. Dieſes Kleidungsſtück iſt ungefähr 8 Fuß lang und 6 Fuß breit, und hat ein Loch in der Mitte, ſo daß man gerade mit dem Kopfe durchſchlüpfen kann; es hat viel Aehnlichkeit mit dem Poncho der Südamerikaner.

Die Obliegenheiten und Beſchäftigungen der Frauen beſtehen in Bereitung aller Stoffe, Leinen und Netze, in der Beſorgung der Küche und der Erziehung der Kinder. Dieſes leztere Geſchäft verſehen ſie mit muſterhafter Sorgfalt und Liebe. Sie ſind ſanft und zärtlich gegen ihre Männer, und dieſe behandeln hinwiederum ihre Frauen mit einer Zartheit und Rückſicht, worüber mancher Chriſt erröthen dürfte. Mit Einem Worte, ſie ſcheinen der Bemühungen von Miſſionären würdig zu ſeyn, denen es mehr darum zu thun iſt, daß man ihre Religion ausübe, als daß man ihre Theorien annehme.

Die beiden weſtlichen Inſeln werden, wie ich ſchon geſagt habe, von ungefähr 15,000 kupferfarbigen Indianern bewohnt, welche einen etwas kleinern Wuchs haben, als der eben beſchriebene ſchwarze Stamm. Die Männer haben im Allgemeinen nur 5 Fuß 8 Zoll, aber ſie ſind ſtärker, kräftiger, athletiſcher und mehr für den Krieg und die Strapazen gebaut, als der dunkler gefärbte Stamm. Sie ſind ſehr thätig, und haben eine bewunderungswürdige Kraft. Ich ſah mehrere unter ihnen, welche nicht mehr als 150 Pfund wiegen, und dennoch unſern kleinen, mehr als 600 Pfund ſchweren Anker ſcheinbar mit ſo viel Leichtigkeit aufhoben, als ich ein Centnergewicht aufgehoben haben würde; und doch leben ſie nur von Früchten und Fiſchen. Ihr Wuchs iſt aufrecht, der Körper voll, die Bruſt gewölbt, Hände und Füße gut geformt. Ihre Farbe iſt eine ſehr blaſſe Kupferfarbe; die langen und ſchwarzen Haare binden ſie auf dem Wirbel nett zuſammen. Sie haben eine hohe und hervorſpringende Stirne, das gewöhnliche Zeichen geiſtiger Fähigkeiten. Unter derſelben erheben ſich, beſonders bei den Frauen, ein paar lange, ſeidenartige, pechſchwarze und ſtark gebogene Augenbraune, die wie ein Vorhang anzuſehen ſind, unter welchen ihre Seele durch den Kryſtall der ſchwarzen und glänzenden Augen hervortritt. Ihr Geſicht iſt rund, voll und fleiſchig, und ihre Backenknochen ſpringen weniger hervor, als man Dieß gewöhnlich bei wilden Völkern bemerkt. Sie haben eine ſchöne mäßig hohe Naſe, und einen gut geformten Mund mit einer Doppelreihe von Zähnen, welche weißer ſind, als das reinſte Elfenbein. Die jungen Leute beider Geſchlechter haben gewöhnlich Grübchen in den Wangen und ein doppeltes Kinn. Die Männer haben einen kurzen und dicken Hals, der vorn gewöhnlich mit einem langen ſchwarzen Barte bedeckt iſt, den man nur am Kinn wachſen läßt. Indeſſen tragen einige ihrer vornehmſten Häuptlinge ſehr große Knebelbärte. Sie haben große Ohren, und der untere Theil derſelben hat eine ſo große Oeffnung, daß ſie eine Zierrath von der Größe eines Gänſeeies faſſen kann. Dieſe Zierrath wird oft mit Zähnen von verſchiedenen Fiſchen, mit Muſcheln, Vögel-Schnäbeln, Federn und Feldblumen geſchmückt. Auch tragen ſie Halsbänder von derſelben Beſchaffenheit. Tättowirt ſind ſie nur von Unten am Halſe an, bis auf die Herzgrube. Oft tragen die Häuptlinge auf der Bruſt eine ununterbrochene Tättowirung, welche eine Menge phantaſtiſcher, mit viel Geſchmack und Zartheit ausgeführter Figuren darſtellt. Die Kleidung beider Geſchlechter gleicht der ihrer öſtlichen Nachbarn, und unterſcheidet ſich nicht ſehr davon. An Armen, Beinen und Fußknöcheln tragen ſie Bänder von Schildkrotſchalen und Perlmutter. In der Reinlichkeit dürften ſie keinem andern Volke der Erde nachſtehen. Sie ſind von Natur munter, einnehmend, luſtig, lebhaft und thätig, außerordentlich

ſanft und zärtlich gegen ihre Frauen und Kinder, und voll Ehrfurcht und Achtung gegen das Alter.

Im Allgemeinen ſind die Weiber eben ſo groß, als die unſrigen; ihre Geſtalt iſt zart, ihr Wuchs zierlich, Kopf und Bruſt bewunderungswürdig geformt; ihre Hände und Füße ſind nicht größer, als bei unſern zwölfjährigen Kindern, und ich habe oft die Taille von achtzehnjährigen Mädchen mit beiden Händen umſpannt. In einem Alter von 150 Monaten oder ungefähr 12 Jahren ſind ſie heirathsfähig. Sie haben einen kleinen Kopf, eine hohe Stirne, große und ſchwarze Augen, volle und fleiſchige Wangen, eine gut geformte Naſe, einen kleinen Mund, und was in dieſem Welttheile niemals fehlt, prächtige Zähne, was ihrem reizenden Lächeln jedesmal neue Reize verleiht. Ihre Ohren ſind klein und ihr Hals zierlich geformt; den Nacken hinab wallen lange ſchwarze Haare, wenn dieſe nicht auf dem Kopfe zuſammengebunden ſind. Sie ſind äußerſt beſcheiden und in gewiſſen Punkten ſehr empfindlich. Oft ſieht man auf ihrem Geſichte durch die dunkle Farbe eine Röthe durchſcheinen. Ihre Haltung zeugt von Zufriedenheit und Lebhaftigkeit; ihre Bewegungen ſind elaſtiſch, gewandt und haben etwas Sylphydenartiges. Keuſchheit und Treue in der Ehe ſcheinen dieſen Völkern angeborne Tugenden zu ſeyn, und ſie können kaum begreifen, wie es möglich iſt, dieſe Gebote zu verletzen. Aus dieſem Grunde ſind ihre ehlichen Verbindungen beinahe immer glücklich. Eine Frau ſpricht nie von ihrem Manne, außer mit einem Lächeln der Zufriedenheit, und ſo lange ich im Verkehr mit ihnen ſtand, ſah ich nie einen Mann ſeine Frau hart oder grob anlaſſen. Die geſellſchaftlichen Neigungen ſind bei ihnen ebenfalls ſehr ſtark, und die entfernteſten Verwandtſchaftsbeziehungen ſind ihnen heiliger, als den civiliſirten Amerikanern die innigſten Bande des Blutes. Sie ſind treue Freunde, gute Nachbarn, und den Geſetzen und Gewohnheiten, unter deren Herrſchaft ſie leben, unverbrüchlich treu. Handlungen der Ungerechtigkeit und Bedrückung kennt man kaum bei ihnen; Liebe, Menſchenfreundlichkeit und Wohlwollen herrſchen in vollem Maße bei ihnen. Für die Sache eines Freundes werden ſie tapfer kämpfen, nie aber weder Haß noch Groll wegen irgend eines Unrechts, das ihrer Perſon angethan würde, bewahren. Streitigkeiten Einzelner ſind ſehr ſelten, und fallen ſie vor, ſo weicht ihre Handlungsweiſe nie von den Geſetzen der Ehre und Billigkeit ab. Ein Mann wird ſeinen Nachbar, wie er auch von dieſem beleidigt worden ſeyn mag, nie angreifen, ſobald er weiß, daß er ſeinem Feinde an körperlicher Kraft überlegen iſt, in welchem Falle er es für abſcheulich hielte, ſich deſſen Schwachheit zu Nutze zu machen. Was die Thätigkeit, den Gewerbfleiß, die Munterkeit und Beharrlichkeit betrifft, ſo darf man zwiſchen dieſen Eingebornen und den Bewohnern irgend einer Inſel des friedlichen Oceans, welche ich beſucht habe, keine Vergleichung anſtellen.

Männer, Frauen und Kinder ſind alle von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in Bewegung, und mit dem Fiſchfange, mit Verfertigung von Waffen, Fiſchergeräthſchaften, Zeugen, Wohnungen und Piroguen beſchäftigt. Alles, was ſie machen, wird mit viel Geſchmack und Gewandtheit ausgeführt, ob ihnen gleich nur Werkzeuge von Muſcheln, Steinen und Fiſchzähnen zu Gebot ſtehen. Die Geſetze verbieten es ausdrücklich, nach Sonnenaufgang noch liegen zu bleiben, außer wenn Krankheit und Schwächlichkeit am Aufſtehen hindert; dagegen ſind auch ſchlechte Verdauung,

Leberkrankheiten und die tauſend Uebel, von welchen die civiliſirten Raſſen geplagt werden, den Bewohnern dieſer glücklichen Inſeln unbekannte Dinge.

An Kraft, Gewandtheit und Beweglichkeit würden dieſe Wilden manche ſogenannte Herkuleſſe, die ſich bei uns öffentlich ſehen laſſen, weit hinter ſich laſſen. Im Laufen, Springen, Klettern und Werfen ſchwerer Gewichte ſuchen ſie Ihresgleichen. Sie klimmen auf den Gipfel eines hohen, geraden und glatten Kokosnußbaumes oder eines Maſtes mit eben ſo groſſer Leichtigkeit und Behendigkeit, als ein Matroſe die großen Taue hinaufklettert, wenn ſie angezogen worden ſind. Auch ſind ſie vortreffliche Schwimmer, und ſcheinen im Waſſer in ihrem Elemente zu ſeyn. Eben ſo leicht tauchen ſie auf eine Tiefe von 15 Toiſen unter, und bringen ein Halbdutzend Perlmuſcheln eben ſo geſchwind herauf, als einige unſerer beſten Schwimmer in einer Tiefe von 3 Toiſen einen Gegenſtand, der verſenkt wurde.

Indem ich hier eine Beſchreibung der Tugenden und liebenswürdigen Eigenſchaften dieſer Inſulaner gebe, will ich keineswegs behaupten, daß es gar keine Beiſpiele oder einzelne Fälle gebe, wo die Geſetze verlezt worden wären oder verlezt würden. Einen vollkommenen Geſellſchaftszuſtand gibt es nicht, und wahrſcheinlich wird es auch auf dieſer an Anomalien ſo reichen Erde nie einen ſolchen geben. Die Nothwendigkeit der Geſetze ſelbſt zeugt vom Gegentheile. Eine Frau zu ſchlagen, wird von den Bewohnern der Bergh-Gruppe mit Recht als eine unmenſchliche und barbariſche Handlung angeſehen, was auch der Fehler ſeyn mag, den ſie begangen hat. Lehnt ſich aber eine Frau gegen ihren Mann auf, gehorcht ſie ihm nicht, mißhandelt ſie ihn, und können ſanfte Mittel ſie nicht zurechtbringen, ſo wird ſie auf eine kleine Inſel der Gruppe gebracht, auf welcher nur Frauen wohnen, und Jeder, der ſich erlauben würde, eine von ihnen ohne Erlaubniß der Regierung wegzunehmen, würde mit dem Tode beſtraft werden. Noch ſchwerere Strafen werden dem Manne zuerkannt, welcher ſeine Frau mißhandelt.

Was die religiöſen Vorſtellungen dieſer Inſulaner betrifft, ſo können die wenigen Nachweiſungen, die ich darüber erhalten konnte, mit einigen Worten gegeben werden. Sie glauben, daß Alles von einem weiſen und mächtigen Weſen geſchaffen worden ſey, das über den Sternen wohne, und das Alles leite und regiere; daß es über allen ſeinen Kindern mit väterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit wache; daß es für den Unterhalt der Menſchen, der Vögel, Fiſche und Inſekten, und für das kleinſte Thier ſorge, das zum Futter für die größeren beſtimmt ſey, und daß alle zur Erhaltung des Menſchengeſchlechtes dienen müſſen; daß der Schöpfer dieſe Inſeln mit eigenen Händen bewäſſere, indem er zu gelegener Zeit Regen herabfallen laſſe; daß er den Kokosnußbaum, den Brodbaum und alle anderen Bäume, ſo wie die Geſträuche, Pflanzen und Kräuter gepflanzt habe; daß gute Handlungen ihm angenehm ſeyen, ſchlechte ihn aber beleidigen; daß ſie je nach ihrer Aufführung in dieſem Leben für die Folge glücklich oder unglücklich ſeyn werden; daß die Guten alsdann auf einer Gruppe köſtlicher Inſeln leben werden, noch ſchöner und angenehmer, als die ihrigen, während die Böſen von den Guten getrennt und auf eine felſige und wüſte Inſel verbannt würden, wo es weder Kokosnuß- noch Brodbäume, noch friſches Waſſer, noch Fiſche, noch irgend eine Spur von Leben gebe. Sie haben weder Tempel noch Kirchen, noch äußere gottesdienſtliche Formen;

ſie lieben aber, wie ſie ſagen, das höchſte Weſen wegen ſeiner Güte gegen ſie.

Die Ehe betrachten ſie als ein heiliges Bündniß, und die Schließung derſelben muß in Gegenwart des Königs oder eines ſeiner vornehmſten Beamten, der ausdrücklich zu dieſem Zwecke bevollmächtigt und auserſehen iſt, gefeiert werden. Ehe ein ſolches Bündniß eingegangen iſt, ſind die beiden Geſchlechter in ihrem Umgange mit einander nicht beſchränkt, und unverheirathete Frauen können ihre Gunſt Jedem bewilligen, der ihnen gefällt, ohne irgend einen Vorwurf weder von Anderen, noch von ihrem Gewiſſen zu bekommen. Sind ſie aber einmal verheirathet, ſo würde ein ſolches Begehen ſie brandmarken. Eine ſchwangere Frau, ſey ſie nun verheirathet oder nicht, wird geehrt und geachtet; ſie iſt ordentlich ſtolz auf ihre Fruchtbarkeit und weit entfernt, irgend eine Vorſicht zu beobachten, um ihren Zuſtand zu verbergen. Wenn ein junger Eingeborner heirathen will, ſo gibt er gewöhnlich Derjenigen den Vorzug, der er ſchon einen derartigen unzweideutigen Beweis von ſeiner Fähigkeit gegeben hat, eine Familie zu erzeugen.

Auch die Leichenfeierlichkeiten haben etwas Seltſames. Beim Tode eines nahen Verwandten enthält man ſich 48 Stunden lang jeder Speiſe; und einen Monat lang ißt man nichts Anderes, als Früchte, und der Fiſche, welche der Hauptleckerbiſſen des Landes ſind, enthält man ſich gänzlich. Beim Verluſte eines Vaters oder eines Gatten zieht man ſich auf drei Monate in eine Wüſte im Gebirge zurück. Aber zur Steuer der Wahrheit muß ich einen Umſtand erwähnen, den ich zur Ehre der menſchlichen Natur gerne mit Stillſchweigen übergehen möchte. Der Tod eines Königs oder Häuptlings wird immer durch Menſchenopfer gefeiert! Mehrere Männer, Frauen und Kinder werden erwählt, um ihn in die Geiſterwelt zu begleiten, und ſie ſind ſtolz auf dieſe Auszeichnung, denn ſie werden in dem nämlichen Grabe mit ihm beerdigt. Während und zwei Monate nach dem Leichenbegängniß eines Häuptlings darf keine Pirogue in die See ſtechen. Wenige Miſſionäre reichen hin, um in kurzer Zeit dieſe Finſterniß des Aberglaubens zu zerſtreuen.

Ich habe ſchon bemerkt, daß die polyneſiſche Raſſe, welche die zwei weſtlichen Inſeln bewohnt, und die ſchwarze Raſſe, welche die zwei öſtlichen Inſeln inne hat, oft Krieg mit einander führen; ich habe nun noch die Art und Weiſe, wie ſie die Feindſeligkeiten anfangen und verfolgen, zu erwähnen. Nach Allem, was ich erfahren konnte, iſt der gewöhnliche Gang ihrer Kriegsunternehmungen folgender:

Wenn die Inſulaner im Weſten von ihren Nachbarn im Oſten irgend ein Unrecht erlitten haben, oder erlitten zu haben glauben, ſo laſſen ſie durch einen für dieſe Sendung bevollmächtigten Agenten an den angreifenden Theil die Nachricht gelangen, daß nach fünf Tagen, von dieſem Augenblicke an gerechnet (denn immer laſſen ſie fünf Tage zuvor eine Nachricht ergehen), um die und die Stunde und an dem und dem Orte, eine gewiſſe Anzahl Krieger, auf einer beſtimmten Anzahl Piroguen, ſo und ſo bewaffnet und ausgerüſtet, auf ihrem Gebiete landen werde, und daß hinſichtlich der zu gebenden Erklärungen und der zu fordernden Entſchädigungen Unterhandlungen eröffnet werden würden.

Die Landung, Zuſammenkunft und Unterhandlung finden ſonach wirklich Statt; wird die Streitigkeit in Frieden beigelegt, ſo endigt ſich der

Handel mit einem Gaſtmahle: kann man aber nicht einig werden, ſo ergreift man die Waffen. Eine gleiche Zahl von Kriegern mißt ſich nun mit den Beleidigten, und die Tapferkeit gibt die Entſcheidung. Eine halbe Stunde lang kämpfen ſie wie wüthende Tieger und verbreiten Tod und Wunden ohne Schonung und Mitleiden; dann trennen ſie ſich, wie verabredeter Maßen, und ruhen den Reſt des Tages. Beide Theile bleiben in der Nähe des Schlachtfeldes, beerdigen die Todten und beſorgen die Verwundeten. Am folgenden Tage beginnt, wenn beide Heere erklärt haben, daß ſie dazu bereit ſeyen, der Kampf mit neuer Wuth und dauert zweimal länger, als am vorigen Tage, wofern nicht eine Partie den Platz verläßt und der andern den Sieg überläßt. Im andern Falle trennen ſie ſich nach einſtündigem hartnäckigem Kampfe, legen ihre Waffen bei Seite und helfen einander auf die freundſchaftlichſte Weiſe ihre Todten beerdigen und die Verwundeten verbinden. Am dritten Tage wird das Schickſal des Feldzuges entſchieden. Gleich am Morgen beginnt der Kampf und dauert ſo lange fort, bis eine Partie unterliegt. Sind es die Angreifenden, ſo überlaſſen ſie ihre Piroguen und Waffen den Siegern, welche verbunden ſind, den Beſiegten ein Gaſtmahl zu geben und ſie ſicher auf ihre Inſeln zurückzuführen, wo durch ein neues Gaſtmahl, welches zwei Tage dauert, der Frieden beſtättigt wird. Beide Völker trauern nun 15 Tage lang zu Ehren ihrer in dem Kampfe getödteten Freunde. Sodann werden die freundſchaftlichen Verbindungen wieder erneuert, und die Inſulaner beider Stämme beſuchen einander, wie Dieß bisher der Fall war.

Bleiben aber die Angreifenden Sieger, ſo fügen ſich die Anderen ihren Forderungen, und machen einen Friedensvertrag, ſo günſtig ihn eben die Umſtände erlauben; derſelbe wird immer durch ein Gaſtmahl, das zwei Tage dauert, beſiegelt. Die in der Schlacht gemachten Gefangenen gehören Denjenigen, welche ſie fangen, wenn ihre Partie den Sieg davon trägt; ſonſt werden ſie den Siegern zurückgegeben; die Männer der unterliegenden Partei werden aber weder als Gefangene angeſehen noch behandelt, vielmehr, wie ich ſchon geſagt habe, ehrenvoll behandelt und nach Hauſe zurückgeführt.

Die in den Kämpfen gebräuchlichen Waffen beſtehen aus Lanzen von ſehr leichtem Holze, welche mit ſpitzen Kieſelſteinen oder Fiſchknochen verſehen ſind; auch führen ſie Lanzen anderer Art von ſehr ſchwerem Holze, die ungefähr 15 Fuß lang ſind und oben eine ſcharfe, im Feuer gehärtete Spitze haben. Sie werfen dieſe Lanzen auf eine Entfernung von 30 bis 40 Ellen nach einem Ziele von der Größe eines Mannes, und verfehlen es nie; gewöhnlich treffen ſie nahe an den Mittelpunkt. Die Spitzen ihrer Waffen ſind nicht vergiftet, und ich kann nicht angeben, ob es aus Ehrgefühl oder aus Mangel an Mitteln von ihnen unterlaſſen wird. Ihre Keulen ſind aus einer Holzart gemacht, welche viel Aehnlichkeit mit unſerm Färberbaume hat; ſie ſind 6 oder 8 Fuß lang, an jedem Ende ſo dick, wie eine Fauſt, in der Mitte aber etwas dünner, und gut gearbeitet, ſchön polirt, bisweilen mit zierlicher Schnitzarbeit. Die Wilden halten ſie in der Mitte, und handhaben ſie auf dieſelbe Weiſe, wie ein Irländer ſeinen Shilaleh. Ich ſah, wie ein Mann mit dieſer Waffe ein Halbdutzend ſich vom Leibe hielt. Die Schleudern, mit denen ſie gewöhnlich den Kampf beginnen, werden aus den Faſern einer Baumrinde gemacht und ſind ungefähr drei Fuß lang, wenn ſie doppelt genommen ſind. In der Mitte iſt

die Taſche für den Stein, welcher gewöhnlich von der Größe eines Gänſe-eyes iſt, geſchickt angebracht, und ſie werfen denſelben mit vieler Genauigkeit nach einem 100 bis 150 Ellen entfernten Ziele.

Die Wohnungen dieſer Inſulaner ſind gut und mit viel Kunſt gebaut. Ihre Größe wechſelt von 20 bis 60 Fuß Länge und 10 bis 30 Fuß Breite; ſie haben nur ein Erdgeſchoß und eckige, mit Blättern vom Kokosnußbaume oder einem andern Palmbaume nett gedeckte Dächer, welche durchaus kein Waſſer durchlaſſen. Während der Regenzeit ſind die Seiten des Hauſes mit breiten Matten behangen, welche man zu Ende Novembers anbringt und gegen den erſten Februar wieder wegnimmt, um ſie unter dem Dachgiebel an einem dazu beſtimmten Orte feſtzubinden. So hat die Luft zehn Monate lang durch alle Theile des Hauſes einen freien Durchgang. Nimmt man im Februar die waſſerdichten Matten weg, ſo erſezt man ſie für die ſchöne Jahreszeit durch Matten mit offenen Maſchen, welche viel Aehnlichkeit mit den Netzen der Schanzverkleidung oder den Stagſegeln eines Schiffes haben und ſehr gut als Sommerladen dienen. Die Fußböden ſind mit groben Matten bedeckt, welche regelmäßig einmal in der Woche am Meeresufer gewaſchen werden.

Ihre Betten ſind geſchmeidige und weiche, aber ſehr gut gearbeitete Matten, weichlichere Perſonen haben mehrere übereinandergelegt; bisweilen ſieht man Körbe oder Wiegen von Weiden, welche am Dache des Hauſes aufgehangen ſind, und den kleinen Kindern als Schlafſtätten dienen. Auch gibt es eine Art Bett oder vielmehr Sänfte für die Kranken, die ſehr ſinnreich ausgedacht iſt; es iſt eine große, ſtarke, über einen Rahmen von Bambus geſpannte, ungefähr 18 Zoll über den Fußboden erhabene und an den Seiten mit Netzen umgebene Matte, die in der Mitte mit einem Loche verſehen iſt, ſo daß der Kranke, wenn er ſehr ſchwach iſt, ohne Beſchwerlichkeiten ſeine Bedürfniſſe verrichten kann. Ueber dieſen Betten ſind große Fächer von Palmblättern angebracht, welche der Kranke mit einer Schnur leicht in Bewegung ſetzen kann. Auch haben die Inſulaner ſehr gut gearbeitete, für Gaſtmähler beſtimmte Matten, welche nach dem Gebrauche jedesmal gewaſchen werden. Mit Einem Worte, was die perſönliche und häusliche Reinlichkeit betrifft, ſo ſtehen dieſe Inſulaner weit über allen Völkern, welche ich jemals geſehen habe; und meine Frau ſagte mir oft, daß ſie den Damen der Bergh-Gruppe manche Hauswirthſchaftsregel zu danken habe.

Ihre Häuſer ſind in Gruppen oder kleinen Dörfern zuſammengeſtellt, in regelmäßige Reihen geordnet und durch Straßen von ungefähr 50 Toiſen Breite von einander getrennt. Jedes Haus hat einen geräumigen dazu gehörigen Obſtgarten, mit einem Zaun von Bambusrohren umgeben, welcher die Luft frei durchſpielen läßt. In der Mitte eines jeden Dorfes iſt die Wohnung des Häuptlings, der als obrigkeitliche Perſon alle Angelegenheiten leitet. Alle Lokalſtreitigkeiten werden ſeinem Urtheile unterworfen; aber man hat das Recht, von ſeinem Ausſpruche an den König oder oberſten Häuptling des Stammes zu appelliren.

Die Inſeln ſind von mäßiger Höhe; alle erheben ſich nach der Mitte zu, und der Boden ſenkt ſich ſtufenweiſe in ſchöne Thäler und fruchtbare Wieſengründe, welche ſich auf allen Seiten längs dem Ufer hin ausbreiten; überall ſieht man klare Waſſerbäche dem Meere zufließen. Es iſt leicht begreiflich, daß ſich auf einer ſo nahe am Aequator liegenden, mit einem

fruchtbaren und nicht ſehr dichten Boden bedeckten Inſelgruppe unter dem Einfluſſe der tropiſchen Sonne die Vegetation reißend ſchnell und ununterbrochen entwickelt. In der That kann man an dem nämlichen Baume und oft an dem nämlichen Zweige Blüthen und reife Früchte wahrnehmen, darunter Früchte auf allen Stufen des Wachsthums. Jedes herabfallende Blatt wird ſogleich durch ein neues erſezt, während die zur Reife gekommenen Früchte neuen Keimen Platz machen müſſen. Frühling, Sommer und Herbſt ſtreiten ſich beſtändig um die Herrſchaft in der Natur. Der Winter tritt kaum einen Augenblick in dieſem Kampfe auf.

Beſäßen die Bewohner dieſer Inſeln auch nur geringe Kenntniſſe im Ackerbau, und wollten ſie demſelben nur ein Bischen von dem Talente und der Geſchicklichkeit widmen, welche ſie in ihren gewöhnlichen Verrichtungen von geringerer Bedeutung entwickeln, ſo könnten dieſe Inſeln bald die ſchönſten Gärten der Welt werden. Ich wage es, mir mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, den Grund zu einer ſo wünſchenswerthen Umgeſtaltung gelegt zu haben, indem ich ihnen über dieſen Gegenſtand während meines Aufenthaltes einigen Unterricht mit Hülfe von Dolmetſchern ertheilte, deren Sprache der ihrigen ſo ähnlich war, daß ſie ohne die mindeſte Schwierigkeit mit einander verkehren konnten. Ich gab ihnen auch verſchiedene Sämereien, welche ſie nach meiner Anweiſung zu pflanzen und zu bauen verſprachen. Darunter waren Aepfel, Birnen, Pfirſiche, Pflaumen, Melonen, Kürbiſſe, Jgnamen, Erdäpfel, Zwiebel, Kohl, rothe und gelbe Rüben, Paſtinaken, Bohnen, Erbſen u. ſ. w. Auch zweifle ich nicht, daß Kaffe, Pfeffer, Zuckerrohr und Gewürze verſchiedener Art leicht und vielleicht ohne Anbau auf dieſen Inſeln gedeihen würden. Die üppigen und dichten Wälder ſind ein augenſcheinlicher Beweis von dem Reichthum des Bodens, welcher die Oberfläche dieſer ſchönen Inſeln bedeckt. Ich weiß, daß auf den Höhen Sandelholz wächst, kann aber nicht angeben, in welcher Quantität. Ueberall findet man ſehr viele und mannigfaltige ſchöne Pflanzen, nicht bloß in den Ebenen und Thälern, ſondern auch auf den Höhen und ſogar auf ihren äußerſten Spitzen. Mehrere waren fremd für mich, und es gibt, glaube ich, auch ſolche, die in dem Lande ſelbſt nicht recht bekannt ſind. Kokosnuß- und Brodbäume erreichen eine ungeheure Größe, und ihre Früchte ſind ſehr groß und ſchmackhaft.

Die Bewohner der Berghgruppe haben das Glück, das reinſte Waſſer zu beſitzen, welches in klaren Bächen aus den Quellen ihrer Gebirge herabkommt; aber ſie trinken es ſelten, ohne daß es in die unſichtbaren Adern des Kokosnußbaumes hinaufgeſtiegen wäre und ſich um den Mittelpunkt ſeiner köſtlichen Frucht gelagert hätte.

Das Klima iſt köſtlich und gemäßigt; die Wälder wimmeln von Vögeln verſchiedener Gattungen, die ſämmtlich ſchön ſind und meiſtens einen melodiſchen Geſang haben. Ich ſah mehrere Reptile von der Eidechſen-Familie, aber nicht Eine Schlange. Die Inſekten ſind zahlreich und glänzend, aber nicht eines iſt läſtig. Ein bemerkenswerthes Mineral entdeckten wir nicht. Die Gewäſſer innerhalb des Riffes, welches die ganze Gruppe umgibt, wimmeln von vortrefflichen Fiſchen jeder Gattung, die man in Menge theils mit dem Netze, theils mit der Angel fängt. Muſcheln verſchiedener Art finden ſich theils auf den Riffen, theils in den Untiefen und Bächen. Einige tragen Zeichnungen, die Alles übertreffen, was ich in irgend einem Welttheile je geſehen habe. Ich weiß keinen Ort, wo ſich

der Naturforſcher und Liebhaber eine reichere Sammlung von ſeltenen, merkwürdigen und koſtbaren Conchylien verſchaffen könnte, als auf dieſen Inſeln. Perlmuſcheln kommen häufig vor, und die, welche wir von den Eingebornen erhielten, ſind von der nämlichen Gattung, wie die von Sulu. Die grüne Schildkröte kommt häufig vor; die Schildkröte mit ſpitzigem Kopfe iſt aber, glaube ich, ſehr ſelten; denn wir ſahen ſehr wenige in dem Waſſer, und ihre Schale bemerkten wir nur ſelten bei den Eingebornen.

Die Seeblaſe oder den Tripang der Malayen kann man hier in groſſer Menge und ſehr vorzüglicher Qualität erhalten, vorausgeſetzt, daß man auf die freundſchaftlichen Geſinnungen der Eingebornen rechnen kann; ſonſt wäre die Zeit und die Mühe, welche man auf dieſen Fang verwenden müßte, reiner Verluſt. Wären die Umſtände günſtig, ſo könnte man hier mehrere Ladungen von dieſer Waare bekommen, und der größere Theil würde ſich um einen ſehr hohen Preis verkaufen laſſen, wenn man nach den Muſtern, welche wir ſahen, auf die Qualität im Allgemeinen ſchließen kann. Einige davon, welche wir fanden, waren zwei Fuß lang und 18 Zoll breit; ihr Fleiſch wog, die Eingeweide abgerechnet, noch 7 bis 9 Pfund. Sie ſind weit größer, als alle Molusken dieſer Gattung, welche ich je auf den Inſeln Fidgi, den Neuhebriden, Bougainville, Neuſeeland, Neubritannien, Neuguinea, Neuhannover und ſelbſt auf den Nord-Inſeln *) ſah. Schließlich können wir nicht umhin, die glänzenden Lobſprüche, welche Kapitän Morrell den Bewohnern der Hoguleugruppe macht, mit der kurzen Schilderung zu vergleichen, welche d'Urville in ſeinem noch nicht herausgegebenen Tagebuch der Coquille in Folge des Verkehrs, welchen er im Juni 1824 im Vorbeiſegeln mit dieſen Wilden hatte, von ihnen entwirft. Hier folgen ſeine eigenen Worte:

„Von wie großer Ausdehnung auch dieſe Gruppe auf den erſten Anblick zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ſie doch in der That ſehr klein und mag nur eine geringe Bevölkerung enthalten; auch haben wir nie mehr als zwölf oder fünfzehn Piroguen auf Einmal geſehen, ob wir gleich in den zwei erſten Tagen mehrere Male beigedreht hatten, um mit den Eingebornen in Verkehr zu treten. Dieſe Inſulaner haben nichts Merkwürdiges; ſie ſind von mäßiger Größe, mehrere ſind häßlich und mit ekelhaften Uebeln behaftet. Ihre geiſtigen Fähigkeiten ſcheinen beſchränkt zu ſeyn, und, wie ich glaube, ſtehen ſie unter den Ualaneſern. Was den guten Ton und den Anſtand betrifft, ſo dürfen ſich die Tamol von Hogoleu nicht mit den Jeros und Ton von Ualan meſſen, ob ſie gleich die nämliche Neigung zum Diebſtahl haben. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſchon oft Europäer geſehen haben, da Nichts auf dem Schiffe oder an unſerer Perſon ihre Neugierde oder Bewunderung lebhaft zu erregen ſchien. Ihre Maros und Ponchos ſind aus einem feſten und gut gearbeiteten Gewebe gemacht. Ihre Pros ſind gut gebaut, aber weder ihre Struktur noch ihre Bewegung hat, was die Schnelligkeit betrifft, etwas beſonders Merkwürdiges. Wir ſahen weder Waffen noch ſteinerne Beile bei ihnen. Nur zwei Schleudern von Kokoswolle bemerkte ich und verſchaffte ſie mir. Die Häuptlinge ſchienen bei ihren Untergebenen, wie wir zu bemerken glaubten, in großem Anſehn zu ſtehen; denn die lezteren ermangelten nie, den erſteren Alles, was ſie als Geſchenk oder durch Tauſch erhalten hatten, zuzuſtellen. Einige ſind

*) Wir werden ſpäter von dieſen Inſeln ſprechen.

tätowirt, Andere aber gar nicht. Sie hatten kein Verlangen nach Nägeln und ſogar nicht einmal nach Meſſern; ſie ſchienen nur Beile zu begehren, welche ſie Sarau nannten. Auch fragten ſie nichts nach Spiegeln, und gaben nur Kleinigkeiten für Angeln. In den Ohren trugen ſie ſehr große Cylinder von Holz, am Hals Bänder von verſchiedener Größe, woran kleine Scheiben von Kokosnuß und Muſcheln befeſtigt waren. Ihre Zeuge ſind roth, ſchwarz und bisweilen weiß gefärbt.“

D'Urville konnte ſich nur wenige Wörter aus ihrer Sprache ſammeln, über deren wahre Bedeutung er überdieß noch im Zweifel iſt.

Mac-Askill und Duperrey-Gruppe. Die Inſeln Namuluk Nuguor u. ſ. w.

Die kleine Mac-Askill-Gruppe wurde von dem Kapitän dieſes Namens entdeckt, und von Duperrey und Lütke wieder geſehen. Sie begreift drei niedrige und bewaldete Inſelchen: Pelelap, Tugulu und Takai. Sie liegt unter 6° 14′ nördlicher Breite und unter 158° 28′ öſtlicher Länge (nördliche Inſeln).

Die Gruppe Duperrey, welche von dieſem Seemanne im Jahr 1824 entdeckt wurde, beſteht nach ſeinen Charten aus drei niederen und bewaldeten Inſelchen, welche Mongul, Ugai und Aura heißen. Sie liegt unter 6° 39′ nördlicher Breite und 157° 30′ (nordweſtlicher Theil).

Die zwei kleinen, auf den Charten Arrowſmiths unter dem 5° 12′ Breite und 199° 5′ weſtlicher Länge gezeichneten Inſeln, und die auf der Charte Kruſenſterns unter 6° 12′ Breite und 200° 45′ weſtlicher Länge gezeichneten Musgrave-Inſeln wurden von Lütke vergeblich geſucht.

Die Namuluk-Inſeln wurden von dem Kapitän Lütke im Januar 1828 entdeckt und von Morrell, der ſie Skeddy's-Gruppe nannte, im Mai 1830 wieder geſehen. Es iſt eine Gruppe von ſechs Meilen im Umfang, und ſie enthält drei niedere und bewaldete Inſeln, deren jede ungefähr eine halbe Meile lang iſt. Morrell verſichert, ihre Bewohner ſeyen denen von Hogoleu ähnlich, und der Boden der Inſeln beinahe ganz mit Kokosnuß- und Brodbäumen bedeckt. Sie liegt unter 5° 53′ nördlicher Breite und 150° 57′ öſtlicher Länge.

Wir werden von den folgenden Inſeln nichts weiter angeben, als die Lage, weil die meiſten noch nicht beſchrieben worden ſind. Betrachten wir zuerſt die Inſel St. Auguſtin, im Jahr 1773 von dem Kapitän Tompſon entdeckt. Eine niedrige Inſel mit einem Riffe. Lage: 7° 25′ nördlicher Breite; 153° 45′ öſtlicher Länge (nördliche Spitze). Lütke fand ſie nicht, aber der gelehrte d'Urville vermuthet, ſie ſey keine andere, als die Inſel Bordelaiſe, die der Kapitän Saliz am 18. Juni 1826 entdeckte, und der er den Namen ſeines Schiffes gab. La Bordelaiſe iſt eine kleine, flache, ebene Inſel von ein oder zwei Meilen im Umfang und 80 Fuß Höhe. Lage: 7° 38′ nördlicher Breite, 152° 45′ öſtlicher Länge.

Die Inſel San-Raphael wurde im Jahr 1806 von Monteverde entdeckt, welcher ihr den Namen ſeines Schiffes gab. Kleine niedrige Inſel von 3 oder 4 Meilen Umfang mit einem Riffe. Lage 7° 17′ nördlicher Breite, 151° 32′ öſtlicher Länge.

Die Murileu-Inſeln, entdeckt am 2. April 1826 von John Hall, unterſucht von Lütke im November 1828. Sie bilden zwei abgeſonderte Gruppen; die erſte, Namolipiafan, Fananu oder Falalu hat

40 Meilen im Umfang und beſteht aus 13 kleinen niedrigen Inſeln, wovon die größeren ungefähr eine Meile Ausdehnung haben, und Ikop, Fananu und Namuine heißen; die andere Gruppe Murileu, welche im Weſten der erſtern liegt, hat 45 Meilen im Umfang und enthält 9 niedrige, bewaldete und ſämmtlich ſehr kleine Inſeln. Die vornehmſten ſind Murileu, Rua und Namoruſſe. Sie liegen zwiſchen 8° 27′ und 8° 48′ nördlicher Breite, 149° 24′ und 150° 2′ öſtlicher Länge. Ihre Bewohner ſind gewandte und unternehmende Seeleute. Orolug liegt weſtlich von dieſen Inſeln.

Die Faieu- (öſtlichen) Inſeln, entdeckt am 2. April 1824 von dem Kapitän John Hall, wieder geſehen von Lütke im Jahr 1828. Zwei zuſammenſtoßende, niedrige und bewaldete Inſeln, die mit ihren Riffen höchſtens zwei Meilen im Umfang haben. Lage: 8° 34′ nördlicher Breite, 149° 5′ öſtlicher Länge. Die Inſel Onoup, entdeckt im Jahr 1801 von Ibergoitia, der ſie Anonyma nannte, unterſucht im Jahr 1828 von Lütke. Sie iſt eine niedrige, bewaldete Inſel, und von Norden nach Süden 2½ Meilen lang, aber kaum ⅓ Meile breit. Lage: 8° 37′ nördlicher Breite, 147° 30′ öſtlicher Länge.

Die Inſelchen Maguir und Maghirarik, entdeckt im Jahr 1824 von dem Kapitän Bunkey, der ſie Ramp-Inſeln nannte, unterſucht im Jahr 1828 von Lütke. Beide ſind niedrig und bewaldet. Lage: 9° 1′ nördlicher Breite, 147° 55′ öſtlicher Länge (das weſtliche). Sie ſind durch ein unterſeeiſches Riff verbunden. Im weſtlichen Winkel dieſes Riffs liegt die kleine Inſel Onoun.

Die Piſſerar-Inſeln, entdeckt im Jahr 1824 von Bunkey, der ihnen ſeinen Namen gab; unterſucht im Jahr 1828 von Lütke. Zwei kleine, je aus drei oder vier kleinen, niedrigen und bewaldeten Inſelchen beſtehende Gruppen. Unalik, die größte, iſt höchſtens eine Meile lang. Lage 8° 39′ nördlicher Breite, 148° 7′ öſtlicher Länge.

Die drei ebengenannten Inſelgruppen bilden zuſammen die Geſammtgruppe Namonuito Lütke's, welche ungefähr 100 Meilen im Umfang hat. Maguir und Piſſerar wurden am 11. April 1827 von der Eclipſe geſehen.

Die Inſeln Puluot (Puluſuk) und Alet, entdeckt im Jahr 1795 von dem Kapitän Mortlock, wieder geſehen in den Jahren 1799 und 1801 von Ibergoitia, unterſucht im Jahr 1819 von Freycinet. Zwei niedrige, bewaldete und bevölkerte Inſeln, welche, die Riffe mit inbegriffen, ungefähr 15 oder 16 Meilen im Umfang haben. Es ſind die Kata-Inſeln der alten ſpaniſchen Charten. Lage: 7° 19′ nördlicher Breite, 146° 55′ öſtlicher Länge (die öſtliche).

Die Inſel Soug, wahrſcheinlich San-Bartolome von Quiros, entdeckt im Jahr 1596, geſehen von Musgrave vom Sugar-Cane im Jahr 1793, von Ibergoitia im Jahr 1799 und 1801, wiedererkannt von Freycinet im Jahr 1819. Kleines, bewaldetes und unbewohntes Inſelchen; hat 5 oder 6 Meilen im Umfang und iſt von einer ſehr ausgedehnten Untiefe umgeben. Lage: 7° 40′ nördlicher Breite, 147° 5′ öſtlicher Länge.

Die Inſel Pigali, entdeckt am 3. Juli 1824 von Duperrey, wieder geſehen im Februar 1828 von Lütke, welcher ſie Piguele nennt. Niedriges, bewaldetes, wüſtes Inſelchen; ungefähr 200 Toiſen breit und

von einem Riffe umgeben. Lage: 8° 13′ nördlicher Breite, 145° 18′ öſtlicher Länge.

Die Inſel Lidia, entdeckt im Jahr 1801; geſehen vom Ocean 1804. Ohne Zweifel keine andere, als die Inſel Faralis; geſehen von Morrell im Mai 1803. Unbewohntes, niedriges und mit Geſtrüpp bedecktes Inſelchen von 3 Meilen Umfang. Lage 8° 37′ nördlicher Breite, 144° 51′ öſtlicher Länge.

Die Inſel Faieu (weſtliche), wiedergefunden von Lütke im Jahr 1828. Niedriges und bewaldetes Inſelchen von höchſtens 200 Toiſen Ausdehnung, mit einem Riffe von beinahe 5 Meilen Umfang. Lage: 8° 6′ nördlicher Breite, 144° 32′ öſtlicher Länge. Daneben iſt das Inſelchen Phigella. Dann kommt das Inſelchen Fanadik. Zwiſchen beiden liegt das Inſelchen Pig.

Die Inſel Satarval, entdeckt im Jahr 1797 von Wilſon, der ſie Tucker nannte; wiedererkannt im Jahr 1824 von Duperrey und im Jahr 1828 von Lütke. Sie iſt klein, niedrig und bewohnt, und hat kaum zwei Meilen im Umfang. Ihre Bewohner ſind kühne Seeleute, und machen beinahe alljährlich eine Fahrt nach Guaham. Lage: 7° 22′ nördlicher Breite, 144° 46′ öſtlicher Länge.

Die Namurrek-Inſeln, geſehen im Jahr 1797 von Wilſon, der ſie Swede-Inſeln nannte, wiedererkannt im Jahr 1828 von Lütke. Sie beſtehen aus den Lamurek- oder Lamorſek-Inſeln verſchiedener Seemänner und der alten Berichte der Miſſionäre, die eine ſechs Meilen lange Klippenkette mit drei ſehr kleinen, niedrigen, bewaldeten und bevölkerten Inſelchen bilden. Lage: 7° 30′ nördlicher Breite, 144° 10′ öſtlicher Länge (ſüdöſtlicher Spitze). Südlich liegen die Normoliaur-, weſtlich die Elato-Inſeln. Eine Klippenkette von 6 bis 7 Meilen Umfang, ſieben niedrige, bewaldete und bevölkerte Inſelchen enthaltend. Lage: 7° 26′ nördlicher Breite, 144° öſtlicher Länge (ſüdliche Spitze).

Die Olimirao-Inſeln, entdeckt von Lütke im März 1828. Eine Gruppe von 8 bis 9 Meilen Umfang, welche nur zwei niedrige und bewaldete Inſelchen enthält. Nördliche Breite 7° 45′, öſtliche Länge 142° 37′.

Die Farroilap-Inſeln, entdeckt im Jahr 1827, und damals Gardner-Inſeln genannt; unterſucht von Lütke im März 1828. Eine Gruppe von 4 bis 5 Meilen Umfang mit drei niedrigen und bewaldeten Inſelchen. Lage: 8° 37′ nördlicher Breite, 144° 16′ öſtlicher Länge nach Cantova, geſehen im Jahr 1696 von Juan Rodriguez.

Die Ifeluk-Inſeln, entdeckt im Jahr 1797 von Wilſon, der ſie Two-Islands nannte; wiedergeſehen von Lütke im Jahr 1828. Eine Gruppe von drei oder vier Meilen Umfang, die nicht aus zwei Inſeln beſteht, ſondern aus vier niedrigen und bewaldeten Inſelchen, nämlich: Ifaluk, Moai, Ella und Fararik. Dieſe Gruppe iſt ziemlich gut bevölkert. Lage: 7° 25′ nördlicher Breite, 142° 12′ öſtlicher Länge.

Die Eurivig-Inſeln, nach der Charte Arrowſmiths, entdeckt im Jahr 1791; geſehen von Saliz im Jahr 1828; wieder aufgefunden von Lütke in demſelben Jahre. Drei niedrige und ſehr kleine Inſelchen. Lage: 6° 46′ nördlicher Breite, 140° 59′ öſtlicher Länge.

Die zwei kleinen Phillip-Inſeln, entdeckt von dem Kapitän Hunter im Jahr 1791. Soror, nach der Charte Lütke's. Lage: 8° 6′ nördlicher Breite, 138° 34′ öſtlicher Länge.

Die Piaulram-Inſeln, eine auf der Charte Lütke's angezeigte Gruppe, unter 2° 30′ nördlicher Breite, und 151° 37′ öſtlicher Länge. Selen, ein Tamel oder Häuptling von Lougunor, ſagte ihm, daß ihre Bewohner Menſchenfreſſer ſeyen.

Die Nuguor- oder Monteverde-Inſeln, entdeckt im Jahr 1806 von dem Kapitän Monteverde, der ihnen ſeinen Namen gab. Eine Gruppe von mehreren kleinen, niedrigen und bewohnten Inſeln, die ſich auf zehn Meilen von Nordoſt nach Südweſt erſtreckt. Nördliche Breite: 3° 27′, öſtliche Länge 153° 25′. Er beſuchte dieſe Inſeln im Jahr 1830. Die Eingebornen ſind groß, gut gewachſen und thätig. Die mittlere Größe der Männer wäre 6 Fuß 2 Zoll engliſches Maß, und einige von ihnen würden gegen 250 Pfund wiegen. Sie ſind olivenfarbig, haben eine platte Naſe, ſchwarze und krauſe Haare von 6 bis 8 Zoll Länge, hervorſpringende Backenknochen, kleine ſchwarze, ſehr lebhafte und durchdringende Augen, eine hohe Stirne und weiße, regelmäßige Zähne. Nach der Verheirathung beſteht die Kleidung beider Geſchlechter in einer Art Schürze, welche bis auf die Mitte der Schenkel herabgeht, vor der Verheirathung gehen beide Geſchlechter ganz nackt. Nachdem die Inſulaner durch mannigfachen Tauſchverkehr eine Bekanntſchaft mit den Amerikanern angeknüpft hatten, luden ſie ihre neuen Freunde ein, ſich dem Lande zu nähern, und verſprachen Perlmuſcheln, Schildkrötenſchalen und Tripangs zu holen. In kurzer Zeit ſammelten ſich 50 große Piroguen; aber Morrell ſah mit dem Fernglaſe, daß die tapferen Handelsleute ſtatt der verſprochenen Gegenſtände in aller Eile Lanzen und Keule einſchifften und ſich überdieß das Geſicht mit rother Farbe bemalten, ein unzweideutiger Beweis ihrer feindlichen Geſinnungen. Wirklich rückten, als Alles bereit war, die Piroguen, je mit 15 bis 20 Kriegern bemannt, in guter Ordnung und in zwei Abtheilungen vor, um den Antarctic auf zwei Seiten zu faſſen, indem ſie acht Knoten in einer Stunde zurücklegten. Nun ließ Morrell, ohne ſie zu erwarten, alle Segel aufziehen und ſegelte ſeewärts 10 Knoten in der Stunde. Verblüfft über den raſcheren Lauf der großen Pirogue, die ſie ſchon in ihrer Gewalt glaubten, ſtanden die Eingebornen von Nuguor von weiterer Verfolgung ab. Morrell verſichert, die Riffe dieſer Inſeln ſeyen mit Perlmuſcheln, Tripangs und Schildkröten im buchſtäblichen Sinne ganz überdeckt.

Die Inſel Quiroſa, entdeckt im Jahr 1595 von Mendana, wurde nicht wiedergefunden. Admiral Burney, welcher den Lauf des ſpaniſchen Schiffes berechnet hatte, vermuthete, die Inſel liege ungefähr unter dem 206° weſtlicher Länge (Chronological history II, 179).

Die Inſel d'Urville oder Luaſape, und die Inſel Dunkins nach der Charte Duperrey's; es wäre eine im Jahr 1824 entdeckte Gruppe unter 4° nördlicher Breite und 152° 12′ öſtlicher Länge (ſüdliche Spitze). Aber es iſt wohl möglich, daß man darunter nur die vorhergehende oder wohl die folgende Gruppe verſtanden hat.

Die Ngarik-Inſeln, entdeckt im Jahr 1773 von Tompſon, einem Spanier, der ſie los Valientes nannte; wiedergeſehen im Jahr 1793 von Musgrave, der ſie die ſieben Inſeln nannte, hernach im Jahr 1794 von dem Schiffe Britannia, das ſie Raven-Islands nannte; geſehen von Don Joachim Lafita im Jahr 1802, unterſucht endlich im Jahr 1828 von Lütke. Eine Gruppe von 20 Meilen Umfang und dreieckiger Geſtalt, welche eilf

niedrige, bewaldete und bevölkerte Inſelchen enthält; das größte hat nicht einmal eine Meile Ausdehnung. Lage: 5° 49′ nördlicher Breite, 155° 15′ öſtlicher Länge (öſtliche Spitze). Die Inſel Arao, im Süden dieſer Inſel, liegt unter der Taroa-Gruppe, wenn wir dem Bericht des Wilden Kadu glauben dürfen, der ihre Lage nicht beſtimmen konnte.

Die Gruppe Sotoan oder Young William, entdeckt im Jahr 1790 von dem Kapitän Mortlock, der ihr den Namen ſeines Schiffes Young William gab; unterſucht von Lütke im Jahr 1828. Eine Gruppe von 60 niedrigen, bewaldeten und gut bevölkerten Inſelchen, welche ungefähr 40 Meilen im Umfang hat. D'Urville berichtet Folgendes über ſie: das größte dieſer Inſelchen, Ta, iſt fünf Meilen lang, aber nur höchſtens 300 Toiſen breit. Nach Morrell, der dieſe Inſeln im Jahr 1830 beſuchte, hätten zwei derſelben ungefähr 15 Meilen im Umfang und lägen 100 Fuß über dem Meeresſpiegel. Da die Eingebornen ihn eingeladen hatten, ſich ans Land zu begeben, ſo entſprach er ihren Wünſchen und wurde ſehr freundſchaftlich von Männern und einigen jungen Mädchen aufgenommen, von welchen er, wie gewöhnlich, das reizendſte Bild entwirft. Darf man ihm glauben, ſo waren es junge Nymphen von 16 bis 17 Jahren, deren Schönheit zu ſchildern er kaum Worte genug auftreiben kann. Nur die Kupferfarbe der Haut wollte ihm weniger gefallen. Die wiederholten Beweiſe von Freundſchaft, welche die Bewohner von Sotoan dem Kapitän Morrell gaben, ſollten jedoch nur eine ihm geſtellte Falle verbergen: denn in dem Augenblicke, als er ſich wieder einſchiffen wollte, fielen ſie über ihn her, und er wäre ohne die Hülfe ſeiner Gefährten, die mit Feuerwaffen die Angreifer in die Flucht jagten, verloren geweſen. Kaum waren ſie an Bord zurückgekehrt, als der Antarctic auf dem Punkte war, von ungefähr hundert Piroguen umringt zu werden, welche von allen Inſeln herbeieilten, um ihn zu beſtürmen. Morrell'n blieb, wie er ſagte, keine andere Wahl, als zu ſehen, wer dem Anderen den meiſten Schaden zufügen könne, oder den Inſulanern den Rücken zu kehren, und ſo wählte er den leztern Ausweg als den menſchlichern.

Die geographiſchen Gränzen dieſer Gruppe ſind 5° 15′ und 5° 17′ nördlicher Breite, und 151° 16′ und 151° 28′ öſtlicher Länge.

Die Lugunor- oder Mortlock-Inſeln, oder die Lugullos des Don Luis de Torres.

Zwiſchen 5° 17′ und 5° 37′ nördlicher Breite und 206° 7′ und 206° 23′ weſtlicher Länge liegen drei ſehr niedrige Korallengruppen, auf welchen man bis an 90 Inſelchen von verſchiedenen Größen zählt. Dieſe Inſeln, Fais und Etal mit einbegriffen, wurden erſtmals von dem engliſchen Kapitän Mortlock im Jahr 1795 geſehen, und ſind in den Atlaſſen des Admiral Kruſenſtern und des Admiral Lütke unter ſeinem Namen bezeichnet. Die öſtlichſte dieſer Gruppen, Lugunor, hat eine ovale Geſtalt und achtzehn Meilen im Umfang. Die Inſel Lugunor, die den öſtlichſten Winkel davon einnimmt, krümmt ſich, wie ein Hufeiſen, und hat einen ſehr guten Hafen, welcher zu Ehren des gelehrten Reiſenden, der zuerſt einige glaubwürdige Nachrichten über dieſen Archipel gab, Chamiſſo genannt wird. Die Inſel, ſagt Lütke, iſt einen halben Werſt*) breit, ihr Mittelpunkt, welcher ſich ungefähr 7 Fuß über dem Meeresſpiegel erhebt,

*) Der Werſt iſt 1,0668 Kilometer.

iſt mit Brodbäumen bedeckt, und auf ihren Ufern wachſen Kokosnuß- und Pandanusbäume, deren mit Früchten beladene Gipfel auf der Seite der Lagune oft bis unter das Waſſer ſich neigen. Der ſüdliche Theil der Inſel iſt ſandig; aber gegen Norden findet man viel fruchtbares Land, auf welchem Pflanzungen von Arum zerſtreut ſind, welche nothwendig feuchten Boden erfordern, auch befinden ſich in ihrer Nähe alle Wohnungen der Inſulaner. Die Pflanzungen ſind von engen Kanälen durchſchnitten, welche überall hin Waſſer liefern ſollen, und, wie es ſcheint, zugleich als Gränzen zwiſchen den Beſitzungen der verſchiedenen Häuptlinge dienen. Der ſie umgebende Wald bildet eine prächtige Anſicht, wo Pflanzen aller Art und von unendlicher Mannigfaltigkeit eine allgemeine Vorſtellung von den Erzeugniſſen dieſer niedrigen Inſeln geben. Die Inſel hat natürlich kein anderes ſüßes Waſſer als Regenwaſſer, das ſich in Gruben und in einer beſondern Art von Behältern, nämlich in Löchern, ſammelt, die man zu dieſem Behufe abſichtlich an den Stämmen von tiefliegenden Kokosnußbäumen anbringt. Sonſt findet man nur in kothigen und ſtinkenden Gruben Waſſer. Dieſer geringe Vorrath iſt aber für die Eingebornen hinreichend, einmal weil ſie ſehr wenig trinken, dann weil dieſes für uns unentbehrliche Element ihnen durch den köſtlichen Trank erſezt wird, den ihnen die Natur in den Früchten des Kokosnußbaumes bereitet. Es iſt Dieß, fügt Lütke hinzu, die wahre Lebensquelle, welche auf Befehl des Allmächtigen auf einen Stockſchlag hervorſprudelt.

Ob der Seefahrer ſüßes Waſſer einnehmen kann, hängt von der Menge oder Seltenheit des Regens ab. Holz findet er nicht. Indeß darf er hoffen, einen guten Vorrath von Kokosnüſſen einnehmen zu können. Findet man dort die Brodfrucht nur zu gewiſſen Zeiten, ſo fehlt es dagegen nie an Hühnern, und Tauben gibt es in großer Menge.

Die Lugunorier ſind gaſtfreundlich, gutmüthig, und in ihrem Betragen angenehm. Ohne das kindliche Vertrauen der gutmüthigen Ualaneſer zu haben, weil ſie wohl die Unredlichkeit und Habgier der Europäer beſſer kannten, erlitt doch das gute Vernehmen zwiſchen ihnen und der Mannſchaft der ruſſiſchen Expedition keine Unterbrechung. Sie ſind gewandt im Handel, ſuchen ſo viel als möglich zu bekommen, ſo wenig als möglich zu geben, nehmen aber, um dieſen Zweck zu erreichen, nie zu Betrug oder Diebſtahl ihre Zuflucht. Sie ſind ſogar nicht ſehr habgierig, und zeigten ſich namentlich gegen die Mannſchaft des Seniavine gaſtfreundlich und dienſtfertig. Junge Leute erkletterten auf das erſte Zeichen Kokosbäume, um Nüſſe zu holen, trugen das Gepäcke, ohne etwas dafür zu fordern, und waren immer mit Dem zufrieden, was man ihnen freiwillig gab. Wenn einige der Anſtändigſten ſogar ſich nicht ſcheuten, zu fordern, ſo entſchuldigt ſie ihre große Armuth und der ſehr natürliche Wunſch, ſich Gegenſtände zu verſchaffen, welche ſie nothwendig brauchten und doch nicht bezahlen konnten.

„Es iſt,“ ſagt Lütke, „ein Beweis, daß ein Menſch ein gutes Herz hat, wenn er ſich leicht an einen Andern anſchließt, von dem er das Gleiche erwartet, und die Lugunorier ſind ganz Leute dieſer Art. Jeder von uns hatte ſeinen beſondern Freund. Der meinige war Selen, mit dem ich zum Zeichen der Liebe den Namen wechſeln mußte. Dieſer Gebrauch iſt hier ſo gewöhnlich als auf andern Inſeln Polyneſiens. Schließt man ein Bündniß dieſer Art, ſo nimmt man ſich bei der Hand und zieht ſie ſtark

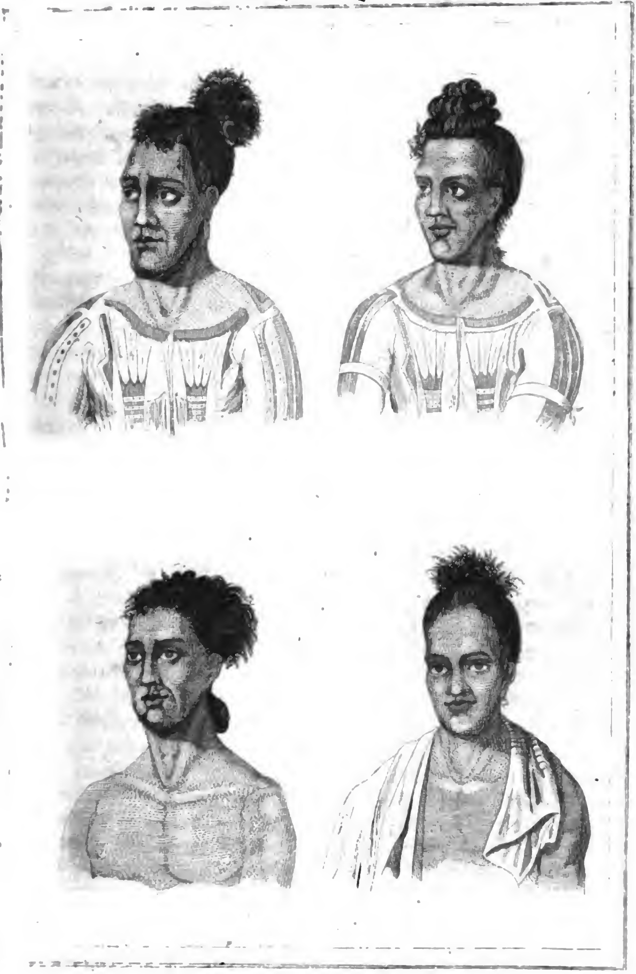
in entgegengeſezter Richtung hin, gleichſam um den Knoten der Freundſchaft feſt zu knüpfen. Ihre große Eiferſucht geſtattete es uns nicht, ſie in ihrem häuslichen Leben zu beobachten; aber, wie es ſchien, waren ſie ſehr anhänglich an ihre Weiber und Kinder, und wahrſcheinlich trieb ſie die Sorge für ihre Sicherheit, dieſelben einzuſchließen. Sie gingen uns oft um Geſchenke für ihre Frauen und Kinder an, und wenn ſie einige Süßigkeiten, als Zucker, Biscuit u. ſ. w. empfingen, ſteckten ſie es in ihre Gürtel, um es ihnen zu bringen.

„Wir hatten keine Gelegenheit, die Macht der Tamoſe genau kennen zu lernen, worauf ſie beruht und wie weit ſie ſich erſtreckt. Mein Freund Selen bemühte ſich, mir begreiflich zu machen, daß er der Häuptling der ganzen Gruppe ſey; daß Peſeng, Taltaur und die Anderen, obgleich Tamoſe, doch nur ſeine Pulk ſeyen. Dieſes Wort bedeutet, wie es ſcheint, „untergeordnet“, weil zu Namoluk ein Tamol die Offiziere fragte, ob ſie nicht im Verhältniß zu mir als Tamol Puiks ſeyen. Indeſſen zeigte Niemand Ehrfurcht gegen Selen, und er ſchien nicht reicher zu ſeyn, als die Anderen. Die einzige Auszeichnung der Häuptlinge iſt, daß ſie mehrere Häuſer haben; ſie haben ein abgeſondertes für die Frauen, und ein anderes für ihre großen Piroguen.“

Ueberhaupt bemerkten die Ruſſen hier nicht die Spuren einer ausſchließlichen Gewalt über das Land und ſeine Erzeugniſſe, wie auf Ualan; Jeder hatte, wie es ſchien, ſein Eigenthum.

Das Aeußere und die Kleidung der Lugunorier. — Die Lugunorier ſind nach dem Dafürhalten des ebengenannten gelehrten Seemannes im Allgemeinen von mehr als mittlerem Wuchſe; ihr Bau iſt ſtark und hübſch; ihre Körperfarbe kaſtanienbraun. Sie haben ein flaches Geſicht, eine oben platte und unten erhöhte Naſe, dicke Lippen, gleiche und geſunde Zähne, große, ſchwarze, hervorſtehende, bisweilen lebhafte, größtentheils aber ausdrucksvolle Augen. Der Bart iſt bei Einigen ziemlich lang, aber dünn; ihre ſchwarzen, langen und dicken, ein wenig krauſen Haare ſind bisweilen in Bündeln im Nacken zuſammengezogen und mit der Schleuderbinde zuſammengebunden. In dieſen Zopf ſtecken ſie einen Kamm mit drei Zähnen, auf welchem zwei bis drei Federn vom Schwanze des Phaëton wehen; bisweilen bleibt das Haar auch zerſtreut und bildet eine gräßliche Friſur, wie bei den Bewohnern von Neuguinea. Ihr Gürtel, ſagt Lütke, den man Tol nennt, wie auf Ualan, iſt ein ungefähr 6 Zoll breites Stück Zeug, welches zwiſchen den Schenkeln von Hinten nach Vornen hindurchgeht, und ſich von dem der Ualaneſer dadurch unterſcheidet, daß er keinen Beutel hat. Ueber die Schultern werfen ſie eine Art Mantel, ähnlich dem Poncha der Südamerikaner, oder dem Meßgewand eines katholiſchen Prieſters, wie die Bewohner der Seniavine-Inſeln. Dieſes Stück Zeug, welches gewöhnlich gelb gefärbt, 3 Arſchinen lang und $1\frac{1}{2}$ breit (1 A. = 2′ $2\frac{1}{2}$″) iſt, wird der Länge nach aus zwei Blättern zugeſchnitten, und hat in der Mitte eine Oeffnung, daß man mit dem Kopf hindurchſchlüpfen kann. Sie tragen kegelförmige Hüte, welche ſehr künſtlich aus Pandanusblättern gemacht ſind und gegen Sonne und Regen ſchützen. Dieſen Anfängen zu einer Kleidung muß man das lebhafte Vergnügen zuſchreiben, das ſie hatten, als ihnen die Ruſſen Hemden ſchenkten, womit ſie ſich beſtändig ſchmückten, während die Ualaneſer gar keinen Werth darauf legten.

FEIS INSEL (CAROLINEN INSEL)



Portraits von vier Häuptlingen.

Digitized by Google

Tätowirung. — Die Lugunorier gebrauchen zur Tätowirung eine Art Hohlbeil, deſſen Schneide gezahnt iſt; ſie ſetzen es auf dem Körper an und ſchlagen mit einem kleinen Hammer ſanft darauf, bis es durch die Oberhaut gedrungen iſt, welche ſie darauf mit dem Safte einer Pflanze (Curbera oder Calophillum) oder mit Kohle reiben. Beine und Bruſt ſind mit langen, ſchwarzen Linien bedeckt, was den erſteren das Anſehen geſtreifter Strümpfe gibt *). Auf ihre Hände zeichnen ſie mehrere kleine, ungefähr einen Zoll lange Fiſche. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Figuren die Namen verſchiedener Inſeln tragen.

„Ein Eingeborner, Namens Penſeng," ſagt Lütke, „hatte auf dem linken Schenkel über dem Knie eine gewiſſe Anzahl Fiſche und Häkchen, welche Lugunor und die benachbarten Gruppen bezeichneten; hernach hatte jede Linie auf dem Beine und der Hand den Namen einer Inſel von Faunupel bis Pelly. Als er alle dieſe Inſeln aufgezählt hatte, waren noch einige Züge übrig, welche er Manina (Manila), Uon, Saipan u. ſ. w. nannte; und da dieſes nicht ausreichte, ſo fing er an, ſie lächelnd Ingres, Ruſſiala zu nennen. Vielleicht wurde dieſer Gebrauch eingeführt, um ſo leichter die Inſeln des Archipels im Gedächtniß zu behalten. Es iſt eine Art geographiſcher Roſenkranz. Einige von uns ſchloßen daraus, daß die Inſulaner gewöhnlich für jede der Inſeln, wo ſie gerne landen, Linien zeichnen, und dieſen Zeichen die Namen dieſer Inſeln ſelbſt geben. Sie verſicherten uns, die Weiber tätowiren ſich mit viel Geſchmack an den Stellen, welche durch den Tol bedeckt ſind. Am Halſe tragen ſie Bänder von Kokosnußfaſern, oder kleinen Ringen aus Kokosnußſchalen oder Muſcheln oder bisweilen aus Schildkrotſtücken. In die weiten Löcher ihrer Ohrläppchen ſtecken ſie Blumen, und bisweilen Stücke Holz von zwei Zollen im Durchmeſſer, welche gelb oder ſchwarz gefärbt ſind. Einige Tamole laſſen, wie die chineſiſchen Stutzer, die Nägel der dicken Finger wachſen.

„Die von Natur ſchwarzbraune Farbe ihres Geſichts machen ſie noch unangenehmer, indem ſie es mit orangefarbigem Pulver färben, das ſie aus der Wurzel einer zum Cactusgeſchlechte gehörigen Pflanze bereiten. Sie gebrauchen dieſes Pulver gerade, wie die Kalochen ſich des Ockers und des Rußes bedienen: Einige reiben ſich nur die Stirne damit, Andere das ganze Geſicht oder nur die Augenbraune. Die Tamole bemalen ſich nur die Handflächen; gewöhnlich haben ſie aber eine ſolche Menge von dieſer Farbe auf ſich, daß, wenn man kaum eine halbe Stunde in ihrer Geſellſchaft zugebracht hat, Hände, Kleider und Weißzeug damit beſchmuzt ſind. Von einem Volke, das ſich den Leib beſchmiert, ſtatt ſich zu waſchen, kann man keine Reinlichkeit erwarten."

Ihre Haare ſind voll Ungeziefer; auch fügt Lütke hinzu, daß er nicht gerade zu behaupten wage, daß ſie daſſelbe eſſen, aber nach gewiſſen Gebärden zu urtheilen, glaube ich, daß ſie ebenſo entſchiedene Läuſefreſſer ſind, als die Ualaneſer, wenigſtens iſt ihnen dieſe Speiſe nicht ganz fremd.

Nahrungsmittel. Hausthiere. Waffen. Werkzeuge. — Man findet viele Brodfruchtbäume auf dieſer Gruppe. Die Bewohner kochen die Früchte, und bereiten ſie zu längerer Aufbewahrung zu, indem ſie dieſelben in Löchern gähren laſſen. Die Gährung verwandelt ſie in einen ſtinkenden Teig, welchen man Puro oder Huro nennt. Die Ruſſen

*) S. Blatt 100 und 102.

ſahen ſie keine Früchte vom Pandanusbaum eſſen. Geſalzenes Fleiſch aßen ſie nicht gerne, aber Tauben und Hühner waren ganz nach ihrem Geſchmacke. Wilde Tauben gibt es nicht auf der Inſel; aber zahme Hühner haben die Bewohner bei ihren Häuſern, ob ſie gleich dieſelben nicht zu füttern ſcheinen. Man fand auch Katzen und Hunde bei ihnen. Die erſteren nennen ſie Cato, woraus augenſcheinlich folgt, daß ſie ſolche entweder ſelbſt auf den marianiſchen Inſeln geholt oder daß die Spanier ſie ihnen gebracht haben. Den Hund nennen ſie Colak, welches einige Aehnlichkeit mit Galago, der malaiſchen Benennung dieſes Thieres, hat, woraus man ſchließen kann, daß er zugleich mit den Menſchen von Weſten gekommen iſt, obgleich den Ruſſen ein großer Hund, welchen ſie ſahen, von europäiſcher Raſſe zu ſeyn ſchien.

Von Waffen findet man auf dieſer Gruppe keine anderen als die Schleuder, welche ſie nett und geſchmackvoll aus den Faſern der Kokosnuß flechten; hieraus kann man ſchließen, daß der Krieg unter dieſen Inſulanern ſelten oder ganz unbekannt iſt. Mit Begierde ergriffen ſie alle Gegenſtände von Eiſen, den größten Vorzug aber gaben ſie den Beilen. Feuerſtähle und Feuerſteine, ſo wie Nadeln und Schleifſteine, machen ihnen großes Vergnügen. Glaswaaren und andere Kleinigkeiten dieſer Gattung hatten beinahe keinen Werth in ihren Augen, ein Beweis, daß ſie das Nützliche dem Angenehmen vorziehen.

Der Werkſtuhl, auf welchem ſie die Gewebe von Bananen- und Kocosnußfaſern bereiten, iſt dem der Ualaneſer beinahe ganz ähnlich. Ihre Werkzeuge zum Fiſchfange und ihre Netze ſind ſehr kunſtreich, und etliche haben einige Aehnlichkeit mit den europäiſchen. Die Bewohner von Lugunor ſind die öſtlichſten der wandernden Caroliner.

Aſtronomiſche Kenntniſſe. — Ihre Reiſen führten ſie natürlich auf die Beobachtung der Geſtirne, welche ſie in Ermanglung der Buſſole allein leiten können. Sie haben Namen für alle Hauptgeſtirne, für die verſchiedenen Epochen des täglichen Sonnenlaufs, für jeden Tag des Mondsmonats. Den Horizont theilen ſie in 28 Punkte, was gewiß das ſicherſte Mittel für Diejenigen iſt, welche keine großen Veränderungen in der Breite auszuführen haben, und für welche alſo die Geſtirnweiten nicht viel wechſeln. Dieß iſt der Fall bei den Carolinern, deren Archipel ſich vornehmlich in paralleler Richtung hin erſtreckt.

Das Nämliche kann man von den Ualaneſen ſagen. Dieſe Gleichförmigkeit beweist, daß die nun feſt anſäſſigen Ualaneſer derſelben reiſenden Raſſe angehören; aber auf eine kleine Inſel geworfen, welche von allen anderen entfernt iſt und ihnen alle Lebensbedürfniſſe reichlich liefert, haben ſie ihre Reiſegewohnheit abgelegt, ſo daß ſie ſogar den Gebrauch der Segel verlernt haben. Unſtreitig ſind die Lugunorier geſchickter. Lütke erzählt uns, Taliaur, der lugunoriſche Tycho-Brahe, ſey bis über die Inſel Pelly (Palaos) hinausgekommen, einen Ort, wo man unter dem Himmel kriechen muß, wenn man weiter gehen will, und die Ualaneſen bänden nur 4 Meilen von ihrer Inſel, wenn einer zufällig bis auf dieſe Entfernung verſchlagen würde, ſchnell ihren Zopf auf, aus Beſorgniß, wie Abſalon, nicht an den Zweigen eines Baumes, ſondern an den Hörnern des Mondes aufgehangen zu werden.

Sprache und Rechenkunſt. — Die Sprache der Lugunorier iſt viel ſchwerer auszuſprechen, als die Ualaneſiſche, und dem Ohre nicht ſo

angenehm. — Ungeachtet ſich die Offiziere des Seniavine viele Mühe gaben, konnten ſie nur wenige Wörter ſammeln, und unter dieſen wenigen finden ſich gegen zwanzig, die gewöhnlichſten Vorſtellungen oder Sachen bezeichnende Ausdrücke, welche bei beiden Völkern ganz dieſelben oder einander wenigſtens ſehr ähnlich ſind, und von gleichem Urſprung zeugen.

Die Hälfte der Grundzahlen des Decimalſyſtems ſind gleich. Es iſt vielleicht nach dieſem ſchwerer, den Unterſchied auszumitteln, der zwiſchen beiden Sprachen in gewiſſen Zahlen, in den Namen der Geſtirne, der Tageszeiten, der Sonne, des Mondes, des Mannes, der Frau, und beinahe allen Körpertheilen beſteht u. ſ. w.

Noch einige Notizen über Lugunor von Kapitän Lütke, und deſſen Abreiſe von da. — Der von dem eigentlichen Carolinenarchipel eingenommene Raum wurde von dem Kapitän Lütke von der Inſel Ualan bis zur Uluthy-Gruppe (Makenzie- oder Egoy-Inſeln) unterſucht; er hat 12 Gruppen oder abgeſonderte Inſeln entdeckt, und im Ganzen 26 beſchrieben. Der Carolinenarchipel, der bisher als ſehr unſicher für die Schiffahrt angeſehen wurde, wird ins Künftige ſo ſicher ſeyn, als die bekannteſten Striche des Erdkreiſes.

Bei ſeinem Aufenthalte auf dieſen Inſeln und beſonders auf Lugunor wußte Lütke ſich das Wohlwollen der Bewohner zu erwerben. Am Abend vor ſeiner Abreiſe durchwanderte er die Inſel in Begleitung ſeines Freundes Peſeng. Auf ihrem nordöſtlichen Theile trafen ſie mitten in dichtem Gehölze eine zwei Fuß hohe Steinmauer, welche einen ungefähr ſieben Schritt im Durchmeſſer haltenden Kreis bildete, und an einer Seite eine Oeffnung hatte; der Boden innerhalb derſelben war ganz mit Kokosnußblättern beſtreut. Dieſe Mauer heißt Sefaiu und der Raum innerhalb derſelben Enen. Peſeng gab zu verſtehen, daß es ein Ruheplatz für Ermüdete ſey, und indem er ſich ſeiner ganzen Länge nach ausſtreckte, rieth er ihm, ein Gleiches zu thun, während die jungen Inſulaner ihres Gefolges ſich anſchickten, Kokosnüſſe zu ſammeln.

Wie es ſcheint, iſt dieſer Platz ausſchließlich für die Häuptlinge beſtimmt; denn keiner der Anweſenden nahm ſich die Freiheit, die Mauer zu überſteigen und in das Innere einzutreten, ſelbſt nicht um uns Kokosnüſſe anzubieten, was durch die Matroſen der Begleitung geſchah.

„Auf die Kokosnußbäume,“ ſagt Lütke, „ſteigen ſie hier gerade auf dieſelbe Weiſe, wie auf Ualan, indem ſie ſich die Beine mit einem alten Pandanusblatt umwickeln; ſo ſteigen ſie wie auf einer Leiter an vollkommen geraden und glatten 80 Fuß hohen Stämmen hinauf, und meine Matroſen, die doch gewiß die entſchloſſenſten Kinder Neptuns waren, geſtanden, ſie könnten ſich nicht mit ihnen meſſen. Um die Nuß zu enthülſen, ſtecken ſie einen ſpitzigen Pfahl in die Erde und ſtoßen ſie auf denſelben, wodurch die äußere Schale zerriſſen wird. Beide Kunſtgriffe ſind auf den übrigen Inſeln Polyneſiens und namentlich auf den Sandwichsinſeln unbekannt. Hier ſteigen die Inſulaner ohne irgend ein Hülfsmittel auf die Bäume und zerreißen die Schale mit den Zähnen.

„Ich ſtreifte bis in die Nacht um die Wohnungen der Inſulaner herum und erfreute mich überall der gleichen liebreichen Aufnahme. Obgleich der unerträgliche Farak-Farak uns unaufhörlich verfolgte, ſobald wir an einen Ort kamen, wo Frauen eingeſchloſſen waren, ſo ſchien doch die Strenge der Abſchließung einigermaßen nachgelaſſen zu haben; Abends begegnete

ich an der Thür eines Hauſes einer Alten, die nicht daran dachte, mich zu fliehen, der ich aber aus Aerger keine Aufmerkſamkeit ſchenkte; darauf ſah ich zwei junge Mädchen, welche mich auf die gewöhnliche Art begrüßten: Tamol, mamol. Die ſpäte Stunde erlaubte mir zu meinem großen Bedauern nicht, die Unterhaltung ſo lange fortzuführen, als ich gewünſcht hätte; ich hatte nur Zeit, ihnen einige Kleinigkeiten zu ſchenken, welche ſie mit Freuden hinnahmen, und zu ſehen, daß ſie ſehr artig waren, und daß ſie ſich von den ualaneſiſchen Mädchen beinahe gar nicht, weder in Geſtalt noch im Anzuge, unterſchieden; ihr Tol ſchien nur zwei oder drei Zoll breit zu ſeyn.

„Als ich den Häuptlingen meinen Entſchluß, am folgenden Morgen in die See zu ſtechen, bekannt machte, ſchienen ſie äußerſt betrübt zu ſeyn. Peſeng erklärte mir ſehr verſtändlich, daß er, der zu Lugunor bleibe, weinen und oft daran denken würde, was der Kapitän Lütke mache, wenn wir ſchon in Rußland ſeyn würden. Das würde bei uns für ein leeres Kompliment gelten; aber im Munde Deſſen, den man einen Wilden nennt, waren dieſe Worte der Ausdruck eines wahrhaft guten Herzens. Die Kunde von meiner Abfahrt verſezte die ganze Inſel in Beſtürzung, alle beeilten ſich ſo gut als möglich, die wenige Zeit, die wir noch zu bleiben hatten, zu benutzen; alle brachten Hühner und Geflügel, wie es Jeder hatte, und baten um Nägel, Meſſer u. ſ. w., ſo daß ich mit einem ziemlich guten Vorrath von Gegenſtänden aller Art zurückkehrte. Dafür lud ich meinerſeits Selen und Peſeng ein, bei mir an Bord zu ſchlafen, indem ich ihre Geſellſchaft noch zu genießen wünſchte. Neben anderen Aufklärungen erhielt ich von ihnen auch die Namen, welche ſie mehreren Hauptgeſtirnen geben; einen großen Theil der Nacht hindurch ſprachen ſie mit einander, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie mich im Schlafe ſtörten, vielmehr weckten ſie mich jedesmal, ſo oft ein neuer Stern ſich vor der Lücke zeigte.

„Nun hielt uns nichts mehr zurück, und bei Tagesanbruch ſchickten wir uns zur Abfahrt an. Die Gruppe war im Einzelnen auf Booten unterſucht, die Chronometer waren richtig geſtellt worden, und wir hatten eine Menge Mondsbeobachtungen gemacht; ich empfing viele Abſchiedsbeſuche, beſchenkte meine Freunde mit verſchiedenen eiſernen Werkzeugen, ohne die Kleinigkeiten für die Frauen zu vergeſſen, und nahm Abſchied in der feſten Ueberzeugung, daß ſie viel um mich weinen würden. Wir verließen um 11 Uhr den Hafen, und verloren beim Abſegeln unſern Anker (den vierten in weniger als einem Jahre), der ſich wahrſcheinlich auf einem Felſen eingehackt hatte; denn alle Anſtrengungen unſerer Leute führten zu Nichts, als daß der Greling zerbrach, ohne daß man den Anker von der Stelle bringen konnte.“

Außerordentliche Vermehrung der Fiſche. — In dieſem Theile Polyneſiens wimmeln und vermehren ſich die Fiſche auf eine erſtaunenswerthe Weiſe, und wir benutzen dieſe Gelegenheit, einige genauere Nachweiſungen über die ungeheure Vermehrung der Fiſche überhaupt zu geben *).

Die tiefen Abgründe des Oceans ſind mit einer Menge lebender Weſen bevölkert, und die verſchwenderiſche Menge von belebtem Samen, die

*) Siehe Journal des voyages.

Vermehrung der Individuen, die erſtaunenswerthe Mannigfaltigkeit der Gattungen und Geſchlechter übertrifft vielleicht Alles, was Luft und Erde zuſammen hervorbringen können. Der kleinſte Waſſertropfen iſt eine ganze Welt voll mikroskopiſcher Thierchen; wie viel Milliarden mögen alſo im Reiche der Meere enthalten ſeyn; das Bett der Meere iſt mit dicken Lagen aufgehäufter und ſeit Jahrtauſenden faulender Muſcheln bedeckt. Der Schlamm wimmelt von unzähligen Würmchen, welche ſich unaufhörlich ſtark vermehren; und die unterſeeiſchen Felſen, Tiefen, Ufer, Abgründe, Thäler und Berge ſind Schlupfwinkel, wo ungeheure Maſſen von Thieren leben, ſterben, zeugen und ſich gegenſeitig vernichten. Das Meer iſt ein ewiger Schauplatz von Entſtehen und Vergehen; Alles zeugt, um ſich von Neuem zu vernichten und wieder zu bilden.

Aus folgenden Berechnungen kann man auf die ungeheure im Schoße der Meere vor ſich gehende Zeugung ſchließen. Ein Häring von mittlerer Größe erzeugt 10,000 Eier. Man ſah Fiſche von einem halben Pfund Gewicht, welche 100,000 Eier enthielten. Ein Karpfen von 14 Zoll Länge hatte nach Petit deren 262,224, und ein anderer von 16 Zoll Länge 342,144. Ein Barſch enthielt 281,000 Eier, ein anderer 380,640 (perca lucioperca Linn.). Ein Weibchen des Störs erzeugt 919 Pfund Eier (???); und da 7 dieſer Eier auf einen Gran gehen, ſo könnte man das Ganze auf 7.653.200 Eier ſchätzen.

Löwenhoek fand bis 9.344.000 Eier in einem einzigen Kabliau. Rechnet man, wie viele Kabliau jährlich eben ſo viel Eier legen, und rechnet man eine verhältnißmäßige Vermehrung für jedes Weibchen aller Fiſchgattungen hinzu, welche die Meere bevölkern, ſo erſchrickt man wirklich über die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit der Natur. Welcher Reichthum, welche unglaubliche Verſchwendung! Und wenn Alles ausſchlüpfen würde, wo könnten dieſe Legionen Nahrung finden? Allein die Fiſche verzehren dieſe Eier zum größten Theile ſelbſt. Menſchen, Vögel, Waſſerthiere, Dürre, wo ſie auf dem trockenen Sande der Ufer liegen bleiben, Zerſtreuung durch Strömungen, Stürme u. ſ. w., alles Dieß vernichtet unzählige Maſſen dieſer Eier, deren Menge bald die Welt verſchüttet haben würde.

Wenn alle Häringseier befruchtet würden, ſo bedürfte es nicht mehr als 8 Jahre, um das Becken des Oceans ganz auszufüllen. Denn jedes Individuum trägt Tauſende davon bei ſich und legt ſie zur Leichzeit nieder. Berechnen wir ihre Zahl auf 2000, woraus eben ſo viele Häringe, zur Hälfte Männchen und zur Hälfte Weibchen hervorgehen, ſo wären es im zweiten Jahre 200,000 Eier, im dritten Jahre 200,000,000, im vierten 200 Billionen u. ſ. w., und im achten 2 Septillionen Häringe. Da nun die Erde kaum so viele Kubikzolle enthält, ſo folgt daraus, daß, wenn der ganze Erdkreis mit Waſſer bedeckt wäre, kein Raum für alle vorhandenen Häringe nicht einmal hinreichen würde.

Gruppe der Seniavine-Inſeln.

Nachdem der Seniavine die Nacht zwiſchen zwei Gruppen zugebracht hatte, langte er an der weſtlichen Küſte der großen Inſel an, als man vier Piroguen auf die Fregatte zukommen ſah, deren Mannſchaft, nachdem ſie, was von dieſen Inſulanern nie unterlaſſen wird, zuvor geſungen, getanzt und mit einem rothen Lappen Zeichen gegeben hatten, an Bord ſtieg. Es waren Männer von gewöhnlichem Schlage, die nichts Anderes

bei ſich hatten als ein wenig Waſſer in Arumsblättern, und eben vielleicht aus dieſem Grunde zurückhaltender und verſtändiger waren. Man erfuhr von ihnen, daß die große Inſel Puinipet heiße. Mit Beſtimmtheit ſagten ſie, daß die ſüdlichere der niederen Gruppen Andema heiße, mit weniger Gewißheit aber, daß die nördlichere Paghenema genannt werde. Auch erfuhren die Ruſſen von dieſen Eingebornen die Namen der kleinen Inſeln, aber nicht ſo deutlich, daß ſie dieſelben auf die Charte ſetzen konnten. Sie ſind: Air, Ap, Kuruburau, Paiti, Pingelap, Uneap, Ame. Wie es ſcheint, ſind das die in der Nähe von Puinipet gelegenen Inſeln. Meaïra, Avada, Mo, Uaragalama ſind wahrſcheinlich diejenigen, welche die Gruppe Andema bilden. Die nördliche Gruppe beſteht aus den Inſeln Kapenoar, Ta, Katelma, Tagaik. Noch erwähnten ſie die Inſel Kantenemo, die Mannſchaft konnte aber nicht begreifen, wo ſie liegen ſollte. Alle dieſe Inſeln zuſammen erhielten die Benennung Seniavine-Inſeln zu Ehren des berühmten Admirals dieſes Namens. Nachdem ſie ſich von den Inſulanern getrennt hatten, ſteuerten ſie gegen Norden, und ſagten ihrer Entdeckung Lebewohl, indem ſie es ſehr bedauerten, ein Land nicht näher unterſuchen zu können, das Seefahrern mehr Hülfsquellen zu verſprechen ſchien, als alle anderen Inſeln dieſes Archipels.

Die Seniavine-Inſeln liegen zwiſchen 6° 43′ und 7° 6′ nördlicher Breite, und 201½° und 202° weſtlicher Länge des Meridians von Greenwich.

Inſel Puynipet.

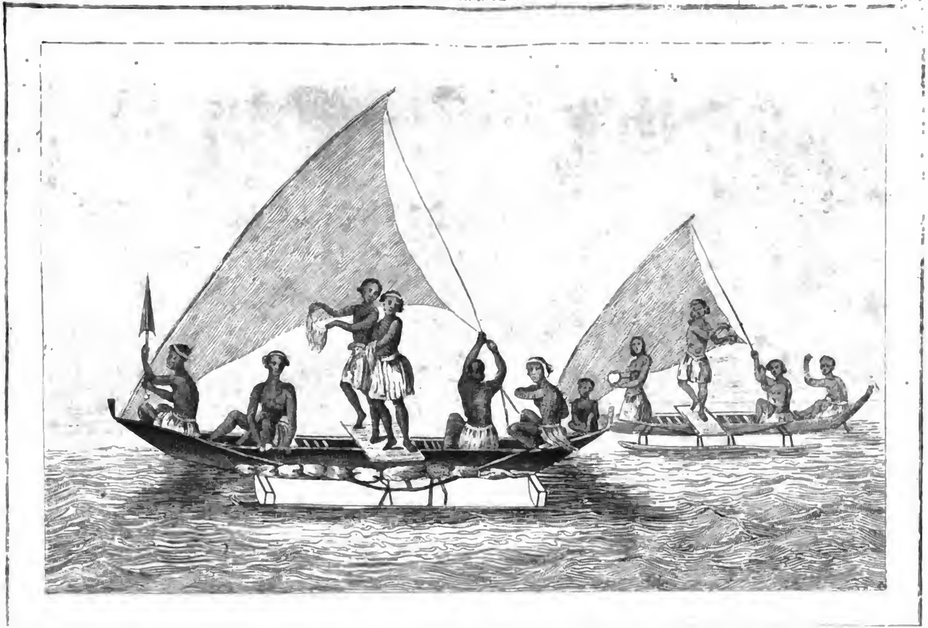
In der Hauptinſel Puynipet erkennt man die Inſel Falupet des Vater Cantova, Pulupa, wovon die Bewohner der Ugal-Inſeln mit dem Kapitän Duperrey ſprachen, und Fanope, wovon in den Erzählungen Kadu's die Rede iſt, oder noch beſſer Faunupei, ein Name, den ſie auf allen weſtlichen Carolinen hat, wie wir ſelbſt hörten.

Puynipet hat gegen 60 Meilen im Umfang; ihre höchſte Spitze, der heilige Berg, ſo genannt von den Ruſſen zum Andenken an den von dem Admiral Seniavine über die Türken errungenen Seeſieg, liegt 458 Toiſen (2930 engliſche Fuß) über dem Meeresſpiegel; da ſein Gipfel ziemlich flach iſt, ſo würde man es auf den erſten Anblick nicht glauben, daß er beinahe um 1000 Fuß höher iſt, als Ualan.

Auf ſeinem nordweſtlichen Theile iſt eine ganz flache Stelle, von wo aus das Land ſich ſchnell gegen die nordweſtliche Spitze der Inſel (das Cap Zavalichine) abdacht; dieſe leztere iſt merkwürdig durch einen beinahe ganz ſteil abfallenden Felſen von ungefähr 1000 Fuß Höhe, welcher von Baſalt zu ſeyn ſcheint; in andern Richtungen dacht ſich das Land von der Spitze bis zum Ufer hin ganz unmerklich ab. Auf der nördlichen Küſte findet ſich eine iſolirte und ſcharf ausgezeichnete Baſaltmaſſe, welche, von Oſten und Weſten aus geſehen, einer Art Leuchtthurm gleicht.

So viel man dem Aeußern nach urtheilen kann, iſt die Hauptformation der Inſel, wie aller anderen hohen Inſeln dieſes Meeres, der Baſalt; ſie iſt, wie ſie, von einem Korallenriffe umgeben, auf welchem Inſeln von verſchiedener Größe, ebenfalls aus Korallen beſtehend, zerſtreut ſind; in dem Hafen von Mouvant-Accueil, und ein wenig weiter gegen Weſten hin, gibt es ſogar am Ufer nur hohe Inſeln. Puynipet iſt ganz mit Grün

CAROLINEN INSELN.



bedeckt, aber es ſcheint unter dem Winde, d. h. auf der Süd- und Weſt-Küſte, weniger dicht zu ſeyn, als auf der Inſel Ualan; Leuchterbäume und anderes Geſträuch, welches bis ins Meer herabhängt, bildete eine undurchdringliche Einfaſſung *).

Auf dem Ufer ſieht man nur ſehr wenige Wohnungen, denn die meiſten ſind in Gehölzen verborgen; aber der Rauch, der ſich an mehreren Stellen erhebt, und große Haine von Kokosnußbäumen zeugen von der zahlreichen Bevölkerung der Inſel, beſonders im nördlichen Theile. Der ſüdweſtliche ſcheint weniger bevölkert zu ſeyn. Die Ruſſen ſahen daſelbſt bei verſchiedenen Gelegenheiten ungefähr 500 erwachſene Menſchen. Die ganze Bevölkerung der Inſel, Weiber und Kinder mitinbegriffen, könnte ſich, wie ſie glaubten, auf ungefähr 2000 Seelen belaufen. Auch ſahen ſie Menſchen auf der Gruppe Paghenema, ohne aber entſcheiden zu können, ob ſie nur zuweilen dahin kommen, oder ihren feſten Wohnſitz daſelbſt haben. In jedem Falle iſt ihre Zahl ſehr gering.

Die Häuſer ſind von den Wohnungen auf Ualan ganz verſchieden; ſie haben nicht, wie dieſe, ein an den Enden hohes Dach, und gleichen mehr den Hütten der Bewohner der niedrigen Carolinen. Die Puynipeter unterſcheiden ſich auf eben ſo auffallende Weiſe von den Ualaneſern, wie von den Carolinern; ſie ſchließen ſich dem Aeußern nach noch viel mehr an die Raſſe der Endamenen, d. h. der erſten Bewohner von Melaneſien, an, und nach dem folgenden von Lütke entworfenen Bilde zu urtheilen, hat er nicht Recht, wenn er ſie mit den Papu's vergleicht: „Die Puynipeter haben ein breites und plattes Geſicht, eine breite und plattgedrückte Naſe, dicke Lippen, krauſe Haare; einige haben große, hervortretende Augen, einen Ausdruck des Mißtrauens und der Wildheit; ihre Freude iſt heftig und übermäßig; ein beſtändiges ſardoniſches Lächeln und Augen, die beſtändig nach allen Seiten umherſchweifen, verleihen ihnen ein Ausſehen, welches nichts weniger als angenehm iſt. Ich ſah nicht ein einziges friedliches und fröhliches Geſicht; nehmen ſie etwas in die Hand, ſo geſchieht es mit einer gewiſſen konvulſiviſchen Bewegung und mit der feſten Abſicht, es nicht wieder loszulaſſen, wenn es anders möglich iſt, Widerſtand zu leiſten. Die Hautfarbe dieſer ungeſtümen Menſchen iſt eine Miſchung von Kaſtanienbraun und Olivenfarbe; ſie ſind von mittlerer Größe, gut gewachſen und ſcheinen ſehr kräftig; jede ihrer Bewegungen zeugte von Entſchloſſenheit und Behendigkeit. Ihre Kleidung beſteht in einem kurzen ſcheckigen Schurz, der aus Kräutern oder aus Blättern von trockener Bananenrinde gemacht iſt, ſich an den Gürtel anſchließt und bis auf die Hälfte des Schenkels herabfällt, wie bei den Bewohnern von Radak.“ Ueber ihre Schultern werfen ſie ein Stück Zeug von der Rinde des Maulbeerbaumes (morus papyrifera) und der Rinde des Brodbaumes, nach Dr. Mertens; wir aber treten der Meinung Lütke's bei; denn dieſe Gewebe aus Papiermaulbeerbaumrinde macht man auf Taiti und Ha-uai. In der Mitte iſt bisweilen ein Schlitz, durch welchen man den Kopf hindurchſteckt, gerade wie bei dem Poncho der Südamerikaner und den Mänteln, welche wir auf den weſtlichen Carolinen geſehen haben.

Wir ſind der Meinung Lütke's, der ſie von den Papu's Neu-Guinea's abſtammen läßt, nicht beigetreten; wir glauben, daß ſie Endamenen ſind und von Neu-Island abſtammen, das, nur ungefähr 230 Lieue's

*) S. Blatt 105.

von ihnen entfernt, eine weit kürzere Entfernung, als die iſt, auf welche die Bewohner der niedrigen Carolinen gewöhnlich ihre Reiſen ausdehnen.

Die Ruſſen konnten die Erzeugniſſe der Inſel Puynipet nicht unterſuchen; aber wahrſcheinlich ſind es ungefähr dieſelben, wie auf Ualan, auch dürfte das Klima ebenſo feucht ſeyn, wie auf der leztern Inſel.

Wilder Hund. — Die Ruſſen fanden auf Puynipet den Hund, deſſen Vorkommen auf dem Carolinenarchipel man läugnete, und Lütke glaubt, er ſey mit den Bewohnern aus einer andern Gegend gekommen. Der, welchen er von den Eingebornen erhalten konnte, war von einer Raſſe, die von allen europäiſchen Hundsraſſen verſchieden iſt; er hatte den Wuchs eines däniſchen Hundes, und glich ihm mehr als jedem andern; eine breite Stirne, ſpitzige Ohren, ein langer, beinahe immer herabhängender Schwanz gaben ihm den nämlichen Charakter von Wildheit und Mißtrauen, der ſeine Herren auszeichnete; er hatte kurzes, rauhes, weißes und ſchwarz gefleckte Haar, und ob er gleich erſt drei Wochen alt zu ſeyn ſchien, ſo war er doch ſo wild, daß er einige Tage lang nicht unter der Lafette einer Kanone hervorging und beſtändig knurrte. Er gewöhnte ſich ſpäter an die Mannſchaft, legte aber ſeine hinterliſtige Bosheit niemals ab, und wenn er Jemand ſah, der ihm fremd war, ſo ſuchte er ſich hinter ihn zu ſchleichen und ihn in die Beine zu beißen; er bellte niemals, ſondern heulte bisweilen. Im Hafen von Lloyd im Archipel von Munin-Sima führte man ihn einſt ans Land, und ſogleich ſuchte er in den Wald zu entfliehen, und biß einen Mann, welcher ihn fangen wollte, in die Hand. Bei der Ankunft des Seniavine zu Cronſtadt bei Petersburg ergriff er auch die erſte Gelegenheit zu entfliehen, und man ſah ihn nie wieder.

Die Erſcheinung des Phosphorescirens des polyneſiſchen Oceans erklärt.

Nirgends iſt wohl das Phosphoresciren des Oceans auffallender, als im großen Carolinen-Archipel. Ueber dieſe Erſcheinung waren von jeher die Gelehrten ſehr verſchiedener Anſicht, und wir werden hier eine Erklärung geben, die uns das Räthſelhafte am natürlichſten zu löſen ſcheint. Den erſten Theil entnehmen wir einer Schrift des Dr. Coates, eines Amerikaners und ausgezeichneten Reiſenden in Indien, den zweiten dem gelehrten B. de Saint-Vincent.

Die Mollusken und andere Seethiere, ſagt Coates, ſind mit einer Leuchtkraft begabt, wie das Scheinwürmchen, nur in weit höherm Grade.

Wenn man während der Nacht aufmerkſam die Welle beobachtet, welche ſich am Ufer bricht, ſo bemerkt man, daß ſie im Augenblick ihres Anſchlagens einen leichten Schein von ſich gibt, und daß, wenn ſie ſich zurückzieht, um einer andern Platz zu machen, der Sand einen Augenblick mit Funken bedeckt iſt, welche nur glimmen und verſchwinden. Dieſer Schimmer kann eine Vorſtellung von Dem geben, was man unter dem Phosphoresciren des Oceans verſteht.

Zu allen Zeiten und beinahe unter allen Umſtänden iſt der durch das Vordertheil eines Schiffes aufgeregte Schaum mit kleinen ſilberfarbigen Sternen beſäet, welche auf den Wellen hüpfen und im Kielwaſſer verſchwinden. Dieſe glänzenden Pünktchen ſind ſo klein, daß man ſie kaum von der Flüſſigkeit, auf welcher ſie ſchwimmen, trennen kann. Uebrigens verlieren ſie, ſobald ſie außer ihrem Elemente ſind, ihre Leuchtkraft, die mit dem

Leben des Thieres ganz aufhört. Die wenigen, welche ich unterſuchen konnte, waren gallertartige Mollusken und mikroſkopiſche Krabben; bei den erſtern leuchtete die ganze Subſtanz, die anderen verbreiteten, wie der Leuchtwurm, einen von Zeit zu Zeit erſcheinenden Schimmer, der von einem auf ihrem Schwanze befindlichen Herde ausging.

Hauptſächlich in den tropiſchen Gegenden, im indiſchen und im großen Ocean entwickelt ſich dieſes Schauſpiel in ſeiner ganzen Pracht. Das Schiff läßt eine Feuerſpur hinter ſich, und oft ſieht man unter dem Kiele flammende Kugeln, welche bis auf mehrere Toiſen Tiefe hinabgehen. Dieſe Kugeln haben gewöhnlich die Dicke eines Stückfaſſes; Peron und Leſueur aber ſahen einige, die bis zu zwanzig Fuß im Durchmeſſer hatten. Nun gleicht die Krone der Welle einer Phosphorlinie; jeder Ruderſchlag, jeder Taucher bringt einen Blitz hervor und ſtreut Funken umher. Die größern Fiſche verrathen ſich durch den Kometenſchweif, welchen ſie hinten nachziehen, und oft iſt die Helle hinreichend, um ſie mit Sicherheit zu harpuniren.

Das Meer gleicht bisweilen einem Schneefelde, und Peron verſichert, daß es auch prismatiſche Färbungen annehme, welche jeden Augenblick wechſeln; dieſe Erſcheinungen ſind jedoch ſelten.

Einer der merkwürdigſten Fälle eines ſolchen Leuchtens des Oceans wurde von einem Schiffe beobachtet, das ſich in der Gegend von Triſton d'Acunha befand. Die Nacht war düſter und feucht, und der Wind zu ſchwach, um die Segel aufzublähen; das Schiff rollte ſchwerfällig dahin; eine Nebelwand, welche ſich bei Sonnenuntergang im Norden gezeigt hatte, rückte wie eine ungeheure Mauer gegen daſſelbe vor, und drohte es zu verſchlingen. In dieſem Augenblicke fuhr ein Blitz über die ganze Oberfläche des Meeres, und erhellte es vollſtändig. Dieß wiederholte ſich fünf- oder ſechsmal nach einander in Pauſen von einigen Sekunden, und der Nebel ſenkte ſich auf das Schiff nieder. Sogleich erhob ſich der Wind; man ſpannte die Segel aus, und das Schiff kam wieder in Gang. Man hatte nicht Zeit zu unterſuchen, was dieſe Blitze verurſacht habe; aber das Schiff fuhr in der Nacht durch einige Bänke von Waſſerinſekten, ohne Zweifel waren es dieſe, welche das Leuchten erzeugt hatten.

Einige Gelehrte ſahen in dieſer Erſcheinung die Wirkung der durch die Reibung der Wellen verurſachten Elektricität; andere das Reſultat einer Art Lokalgährung, welche ſich unter gewiſſen Bedingungen erzeugt. Sehr Viele ſchrieben es dem wohlbekannten Phosphoresciren verfaulter Fiſche oder der Zerſetzung ihrer Ueberreſte zu; die wahre Urſache aber ſcheint das freiwillige Leuchten gewiſſer Arten von Seethieren zu ſeyn, welche beinahe alle zum Geſchlecht der Mollusken, zum Theil auch zum Geſchlecht der gelenkſchaligen Thiere gehören.

Die Hypotheſe, welche die Erſcheinung durch Elektricität erklärt, iſt die unhaltbarſte; denn gäbe man ſelbſt die Möglichkeit zu, in einem bewegten Fluidum, das kein vollkommener Leiter iſt, ein ähnliches elektriſches Leuchten zu erhalten, wie es das Reiben weißen Zuckers und des Glaſes in der Dunkelheit hervorbringt, ſo würde das phyſiſche Geſetz, wornach gleiche Urſachen auch gleiche Wirkungen hervorbringen, zu der Erwartung berechtigen, daß das Leuchten über eine große unter dem nämlichen Meridian liegende Waſſerfläche verbreitet wäre. Es iſt dem aber nicht ſo. Ein Schiff iſt oft von einer ſo großen Helle umgeben, daß man auf dem Verdecke leſen kann, und im Augenblick darauf iſt es in die tiefſte Dunkelheit

begraben. Ueberdieß entwickelt ſich die Elektricität beſonders in einer kalten und trockenen Atmoſphäre, während das Phosphoresciren des Oceans in den tropiſchen Klimaten ſtärker iſt und durch Regen oder Sturm nicht gehindert wird. — Die Annahme von einer Gährung der Oberfläche des Waſſers iſt nicht befriedigender; denn ſie müßte eine gleiche Verbreitung des Lichtes auf den ganzen Raum, auf welchem ſie vor ſich ginge, nach ſich ziehen; aber die leuchtende Materie iſt beinahe immer unter der Geſtalt von Maſſen oder Theilchen ſichtbar, und die wenigen Ausnahmen von dieſer Regel können nicht wohl eine Erklärung nach den bekannten Geſetzen der Gährung zulaſſen. — Das von Fiſchen im Zuſtande der Fäulniß ausgeſtrahlte Licht iſt eine Theorie, welche ſcheinbar mehr für ſich hat; aber ſie hält dem Einwurfe der weiten Ausdehnung des Leuchtens nicht Stich. Es wurde gezeigt, in welch unberechenbarem Verhältniß die Geſchöpfe des Oceans ſich vermehren; in gleichem Verhältniß erfolgt auch ihr Tod; aber Luft und Waſſer wimmeln von Geſchöpfen, welche aufräumen und ſich von Allem nähren, was auf der Oberfläche oder in der Tiefe des Waſſers ſtirbt. Der Albatroß, der Sturmvogel, die Captaube, die Möven und andere Vögel, welche zu Tauſenden auf dem Ocean umherſchweifen, ergreifen Alles, was ſich ihrer Gefräßigkeit darbietet. Sie folgen ganze Tage lang den Schiffen, und lauern auf die Ueberreſte der Schiffsküche, und man fängt ſie oft vermittelſt einer Leine und einer Angel, an welche man Fleiſch ſteckt. Sterben ſie, ſo werden ſie hinwiederum von den Fiſchen verzehrt, und was dieſe von ihrem Mahle übrig laſſen, verzehren die Molluſken. So werden die Gewäſſer beſtändig rein gehalten, und auf einer Cubiklieue Waſſer findet ſich vielleicht nicht ſo viel faulender Stoff, daß ſich ein Kubikfuß Licht erzeugen könnte. Man könnte die Welt Einigemale umſegeln, ohne einem auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmenden faulenden Thiere zu begegnen.

Was den Zweck des Phosphorescirens der Molluſken betrifft, ſo iſt den Vermuthungen über dieſen Punkt ein weites Feld geöffnet; erwägt man aber, daß die Fiſche durch das Licht angezogen werden, und daß Schalthiere ihr natürliches Element verlaſſen und um ein auf dem Ufer angezündetes Feuer herumkriechen, ſo iſt man verſucht zu glauben, daß Thiere, welche ſich nicht ſo leicht von einem Orte zum andern bewegen können, mit dieſer Leuchtkraft begabt würden, um dadurch ihre Beute deſto leichter in ihre Nähe zu locken.

Es iſt kein Zweifel, ſchreibt St. Vincent, daß es im Ocean viele Thierchen, gelenkſchalige und ſogar viele ſtark phosphorescirende Thiere gibt, welche zu ſeinem mächtigen Glanze beitragen, wie es auf der Erde und in den Lüften Leuchtkäfer und Aſchenpüſter gibt, welche die Schönheit unſerer Nächte erhöhen, ohne daß jedoch dieſe kleinen Thiere die Urſache des Mondlichtes ſind. Wir wollen alſo die obigen Behauptungen nicht wiederholen und beſchränken uns auf die Bemerkung, daß es immer noch Naturforſcher gibt, welche die einzige Urſache des Phosphorescirens der Meere immer in unſichtbaren Thierchen ſuchen. Sie rufen ewig die Noctiluca miliaris zu Hülfe. Suriray, ein eifriger Naturforſcher aus Havre, der Myriaden dieſer Thierchen beobachtet und ſie leuchtend gefunden hat, betrachtete ſie als die Haupturſache der in Frage ſtehenden Erſcheinung. Folgt daraus, daß die Meere der antipodiſchen Gegenden, wo ſich die noctiluca miliaris nicht findet, nur durch ſie funkeln? Ein grober Irrthum, wenn er einmal

mit Hülfe einiger Deklamationen, die man für Büffon'ſchen Styl hält, in der Wiſſenſchaft ſtändig geworden iſt, läßt ſich nur ſchwer verdrängen!

In allen Regionen des Oceans ſcheint, ſobald der Tag verſchwindet, ein neues Licht aus dem Schoße der Gewäſſer emporzuſteigen, gleichſam um die traurige Finſterniß, womit die unermeßliche Fläche geſchlagen wird, zu mildern. Auf den Gipfeln der Wellen, welche in ſich ſelbſt zurückfallen, in dem beſtändigen Wirbel, der ſich um das Steuerruder großer wie kleiner Fahrzeuge bildet, in den Wellen, welche das Vordertheil des Schiffes von einander trennt, endlich in den ſtürmiſchen Wogen, die ſich unaufhörlich an Felſen und Riffen brechen oder an langen Ufern abrollen, glänzen die ſchäumenden oder bewegten Theile des Waſſers von einer Menge funkelnder Punkte. Dieſe Punkte, obgleich blendend, ſind oft beinahe für das Auge unerkennbar; ein andermal aber ſind es rechte Blitze, die man für Vorläufer des Donners halten möchte. Ein bei Nacht durch heftige Winde getriebenes Schiff läßt eine leuchtende Spur hinter ſich, welche nur langſam erlöſcht. Sandige, vom Meerwaſſer gebadete Ufer, Meergras oder andere Erzeugniſſe des Oceans, ſcheinen beim Herausnehmen in der Dunkelheit plötzlich zu leuchten, wenn man ſie nur ein wenig berührt oder hin- und herbewegt; auch die Eindrücke einer auf den Sand gelegten Menſchenhand oder eines Fußes ſchimmern wie Leuchtkäfer. Es gibt Gegenden, beſonders in heißen Ländern und unter der Linie, wo ſolche Funken in zahlloſer Menge dem Aeußern des Oceans ſelbſt einen merkwürdigen Schimmer verleihen. Ein Kübel voll Meerwaſſer, welchen man während des Tages ſchöpft, und in welchem ſich, wie man durch ein Vergrößerungsglas ſich überzeugt hat, kein lebendes Weſen befindet, zeigt, wenn man es ſchüttelt, in der Dunkelheit ebenfalls leuchtende Punkte, und läßt ſogar auf den Körpern, die man darein taucht, leuchtende Spuren zurück. Bewahrt man dieſes Waſſer auf, und läßt es verderben, ſo verliert es ſeine Leuchtkraft.

Außer dieſen leuchtenden Fünkchen, wovon eben geſprochen wurde, ſind die großen Gewäſſer mit einer Menge Weſen angefüllt, welche ein aus ihrer Organiſation ſich ergebendes Licht verbreiten. Ein Thier, das dieſe Eigenſchaft in hohem Grade beſitzt, iſt die monophora noctiluca, N., pyrosoma Peron's, Geſchöpfe, die wie die Meduſen, Beroës und Biphoren, ſämmtlich zu der Klaſſe der durchſichtigen und gallertartigen Würmer gehören. Sie ſcheinen über ein Licht gebieten zu können, deſſen Intenſität ſie nach Gefallen vermehren oder vermindern, und das ſie ganz aufhören laſſen, wenn ſie es zu wollen ſcheinen. Wäre es nicht erwieſen, daß dieſe Thiere geſchlechtslos ſind, ſo könnte man annehmen, daß die Natur, indem ſie ihnen die Fähigkeit verlieh, ihre Exiſtenz vermittelſt eines ihnen eigenen Lichtes kund zu geben, es ihnen möglich machte, mit dieſem Licht ein Liebeszeichen zu geben, ſo daß das eine Geſchlecht ſich ſeines Feuers bediente, um das des andern zu entzünden. Vorerſt ſcheint es nun, daß Weſen von ſo vollkommener, kaum bemerkbarer Organiſation, ohne Waffen zur Vertheidigung und Mittel zur Flucht in den Schoß eines Elementes geworfen, deſſen Stöße ſo fürchterlich ſind und das von gefräßigen und rieſenhaften Geſchöpfen wimmelt, welche, um ihre Rieſenmaſſe zu nähren, ein ungeheures Maß von Nahrung ohne Wahl nöthig haben; es ſcheint, ſagen wir, daß dieſe Weſen von der Natur eine durchſichtige Organiſation nur darum empfangen haben, damit ſie von dem ſie umgebenden Fluidum nicht zu unterſcheiden ſind und wegen ihrer Langſamkeit nicht eine Beute ihrer

Feinde werden, welche leicht die ganze Maſſe vernichten könnten. In welcher Abſicht hat ihnen aber die Natur, in ſcheinbarem Widerſpruch mit dieſer Eigenſchaft der Durchſichtigkeit und Unerkenntlichkeit eine ganz entgegengeſezte verliehen? Warum ſieht man ſie in der Stille und während der Finſterniß gewiſſermaßen aus ſich ſelbſt heraustreten und weithin ihre hinfällige Exiſtenz verkündigen? Und noch ſonderbarer, im Augenblick der Gefahr ſelbſt verbreiten die phosphoriſchen Thiere ihr feuchtes Licht; und ſtatt daß das Gefühl ihrer großen Schwachheit ſie beſtimmte, ſich in den Wellen, von welchen ſie ununterſcheidbar hin- und hergetrieben werden, verborgen zu halten, glänzen ſie mitten in den Gefahren. Wirklich ſtrömen ſolche Thiere nur dann das Licht aus, wenn man ſie beunruhigt, wenn die Wellen ſie durch ihr Zuſammenſtoßen quetſchen, oder wenn ſie auf einen Körper ſtoßen, der ihnen Widerſtand leiſtet, oder laſſen ſie auch in dem Kielwaſſer eines Schiffes, deſſen Wirbel ſie ermüdet, plötzlich ihre weißglühende Maſſe funkeln.

Die Analogie der Molluskenwürmer, welche eine ſehr merkwürdige Familie bilden, und der mikroſkopiſchen, einſtweilen Infuſorien genannten, Thierchen, iſt ſo beſtimmt, daß man daraus den Schluß ziehen zu können meinte, Myriaden von für das bloße Auge nicht erkennbaren Thierchen, welche im Meere leben, haben, wie die gallertartigen Mollusken, die Fähigkeit, ebenfalls nach Willkür zu leuchten, und entwickeln dieſes Vermögen unter den nämlichen Umſtänden, und nur der Phosphorescenz der mikroſkopiſchen Thierchen dürfe man das Leuchten des Oceans zuſchreiben. Das in den Meergrasbüſcheln, welche einer größeren Anzahl von Infuſionsthierchen zum Aufenthalt dienen, häufigere Vorkommen von Funken wäre eine Hypotheſe zu Gunſten der eben angeführten Meinung. Aber warum ſind die Pantoffelwürmer, die Cyliden, die Beutelwürmer, die Wirbelwürmer des ſüßen Waſſers nicht ebenfalls phosphoriſch? Warum ſehen wir im Sumpfwaſſer, wo uns das Mikroſkop eine eben ſo große Menge für das unbewaffnete Auge nicht ſichtbarer Thiere zeigt, keine Erſcheinung, die dem aus dem unermeßlichen Meere, welches doch nicht minder bevölkert iſt, hervorleuchtenden Glanze auch nur in geringerem Maße ähnlich wäre? Geſtehen wir es offen, es iſt noch keine mikroſkopiſche Beobachtung bekannt, auf welche ſich die Anſicht Derjenigen ſtützen könnte, welche die Phosphorescenz des Meeres durch mikroſkopiſche Thierchen erklären. Nur auf die oft trügliche Analogie hat man dieſes Syſtem gebaut und es mit einer Zugabe von Deklamationen ausgeſtattet. Niemand hat je behauptet, er habe mit eigenen Augen einen für das bloße Auge unſichtbaren Mollusken oder ein Infuſionsthierchen glänzen ſehen. Wir nun, die wir während einer Reiſe in der andern Hemiſphäre alle Gewäſſer unterſucht haben, fanden nur durch Zufall in funkelndem Waſſer einige mikroſkopiſche Thierchen, welche aber nicht funkelten. Ein andermal löſchten wir die Aſtrallampe aus, deren Glanz uns ganze Nächte hindurch zur Erleuchtung der Gegenſtände unſers Mikroſkops diente, wenn ſein Focus Tauſende kleiner Thierchen in einem Tropfen Meerwaſſer enthielt, und alsdann konnten wir nichts mehr erkennen. Wären die in Unterſuchung geſtellten mikroſkopiſchen Thierchen auch nur ein wenig leuchtend geweſen, ſo wären ſie ſichtbar geblieben. Für uns iſt es alſo erwieſen, daß die Meerthierchen gar nicht oder nur wenig Theil haben an einer Erſcheinung, welche man ihnen indeß heut zu Tage durch Analogie einſtimmig und hauptſächlich auf die Autorität Peron's hin

zuſchreibt, eine Beſtätigung für jenen Grundſatz des großen Baco: „die Analogie und die allgemeine Uebereinſtimmung der Menſchen ſind nicht immer hinlängliche Beweiſe für die Wahrheit einer Sache.“

Die eben angeführte Stelle hat uns kritiſche Bemerkungen von Seiten eines Naturforſchers eingetragen, der mit vieler Genauigkeit eigene Entdeckungen gemacht hat, und deſſen Anſicht der gute Gebrauch, welchen er von ſeinem Mikroſkop am Ufer des von ihm bewohnten Meeres macht, großes Gewicht verleihen würde, wenn es ſich bloß darum handelte, ob auch nur der geringſte Zweifel an der Mitwirkung der Seethiere bei der Phosphorescenz noch vorhanden wäre. Dieſer Beobachter, der feſt darauf zu beſtehen ſcheint, daß die Phosphorescenz bloß von leuchtenden Thierchen herrühre, der uns aber nicht ſagt, daß er jemals ein wahres, im Dunkeln leuchtendes mikroſkopiſches Thierchen auf ſeinem Inſtrumente gefunden habe, führt die Beobachtungen eines Naturforſchers an, der nämlich für das Auge beinahe unſichtbare und phosphoriſche gelenkſchalige Thiere an den Ufern von Martinique entdeckte. Wir ſind weit entfernt, dieſe Thatſache zu bezweifeln: es iſt wohl bekannt, daß Banks (Trans. phil. 1810, part. 3) auf offenem Meere den cancer fulgens beobachtete, der, nach dem Ausdrucke dieſes Gelehrten, einen ſehr lebhaften Glanz verbreiten ſoll. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte man ein anderes gelenkſchaliges Thier auf Malabar, das zum Geſchlechte lynceus gehört, und, wenn es ſich im Meere bewegt, dort mit einem blauen Scheine leuchtet; und ſchon Reville (Mem. des savants étrangers, t. III) glaubte, eine Art leuchtendes Oel, das von ähnlichen Thieren herrühre, verurſache die Phosphorescenz des Oceans. Weil es übrigens ſo viele große und unendlich kleine Meduſenſterne gibt, welche mit einer Leuchtfähigkeit begabt ſind, ſo kann es auch wohl gelenkſchalige Thiere, denen dieſe Fähigkeit zugetheilt iſt, in noch größerer Anzahl geben, als jener Gelehrte vermuthet, der nur Eines zu kennen ſcheint. Dieſe gelenkſchaligen Thiere, welche ſich in gewiſſen Gegenden vermehren, wie dieß die Daphnien und andere gelenkſchalige Thiere zu Myriaden in unſern Ciſternen und in gewiſſen Sümpfen thun, geben ohne Zweifel einen glänzenden Schein von ſich, wie die Pyroſomen, Beroës und Biphoren. Die Beobachtungen Gaimards laſſen übrigens keinen Zweifel mehr über dieſen Gegenſtand zu, und Leſſon, der in dem Bulletin des sciences naturelles et geologiques (September 1825, Nr. 9 S. 130) die Arbeiten ſeines jungen Freundes näher erklärt, ſagt: „Wir ſelbſt ſahen in den Meeren heißer Gegenden oft azurblaue Punkte, welche wie Edelſteine glänzten und ſich mit unglaublicher Schnelligkeit bewegten, und nie zweifelten wir im Geringſten, daß ſie von einer ausnehmend kleinen blauen Krabbe herrühren, die wir mit einem Beuteltuche fingen, und die wir nur mit einer ſehr ſtarken Lupe erkennen konnten.“ Quoy und Gaimard, welche ſich mit der Phosphorescenz des Meeres beſchäftigten, geben ſehr bemerkenswerthe Nachweiſungen über dieſen Punkt. Sie erzählen (Ann. des sciences naturelles, t. IV, p. 12), als ſie vor der kleinen Inſel Rawak, die gerade unter dem Aequator liegt, vor Anker gelegen ſeyen, hätten ſie eines Abends auf dem Waſſer weiß glänzende Linien geſehen. Sie fuhren mit ihrem Canot durch dieſelben hindurch, und wollten davon fangen, fanden aber nur ein Fluidum, deſſen Glanz ihnen zwiſchen den Fingern verſchwand. Kurze Zeit nachher in der Nacht und bei einem hellen Meere ſah man neben dem Schiffe viele dieſer weißen

und feſtſtehenden Linien; als man ſie unterſuchte, fand man, daß ſie vo äußerſt kleinen Zoophyten herrührten, welche einen ſo feinen und dehnbare leuchtenden Stoff enthielten, daß ſie, wenn ſie ſchnell und im Zickza ſchwammen, auf dem Meere leuchtende Streifen zurückließen, welche Ar fangs einen Zoll breit waren, ſodann aber durch die Bewegung der Welle bis auf zwei und drei Zoll ſtiegen. Bisweilen waren ſie einige Klafte lang. Da dieſe Thiere dieſes Fluidum ſelbſt erzeugen, ſo ſtrömen ſie e nach Gefallen aus. In einem Becher, welchen man auf die Oberfläche de Meeres hinabließ, fingen ſich zwei dieſer Thiercheu, welche ſogleich da Waſſer ganz erleuchteten. Die Beobachter, von denen wir dieſe Thatſache entlehnt haben, geſtehen, daß ſie dieſe Thierchen, welche ein ſo phosphori ſches Fluidum erzeugten, nie recht hätten unterſcheiden können. Auch fü gen ſie bei, daß die Stille, die Hitze und beſonders die große Menge elek triſchen Stoffes in der Luft die Intenſität der Phosphorescenz vermehren. Wenn ſie Maſſen leuchtender Thierchen, oder den klebrigen Stoff, der nach ihrer Meinung von denſelben gebildet wird, deſſen Durchſichtigkeit aber nicht erlaubt, dieſelben darin wahrzunehmen, befühlt haben, ſo bemerkten ſie einen Geruch, wie man ihn auf einer Elektriſirſcheibe wahrnimmt, wo eine große Maſſe Elektricität ſich aufgehäuft hat. — Allein dieſe Beobachtungen und Behauptungen ſind durchgängig ſehr ungenau. Wie können Quoy und Gaimard, da ſie ſich niemals des Mikroſkops bedient haben, darüber entſcheiden, daß der Meerſchleim von Thierchen durchdrungen ſey, welche allein ihm die Fähigkeit verleihen, zu funkeln? Wie mögen ſie, da ſie doch in den phosphorescirenden Körpern einen der Elektricität eigenthümlichen Geruch erkannten, behaupten die Elektricität habe keinen Theil an der Phosphorescenz? Endlich, wenn kleine für das Auge nicht erkennbare Zoophyten leuchtende Spuren von mehreren Klaftern Länge hinter ſich laſſen, und beträchtlich große Gefäße mit einem feuchten Lichte anfüllen, iſt der phosphoriſche Stoff, der aus ihrem Körper beinahe maßlos ausſtrömt, ein Gemiſch anderer Thierchen, und ſind die mikroskopiſchen Thierchen, welche eine gegen ihren Umfang ſo unverhältnißmäßige Menge davon erzeugen und verbreiten, etwas Anderes, als die Bereiter einer glänzenden Subſtanz, welche, ſobald ſie ausgeſtrömt iſt, durch ſich ſelbſt leuchtet? Wir wiederholen es: daraus, daß große und kleine Seethiere phosphoriſch ſind, folgt nicht, daß die ganze Phosphorescenz des Meeres nothwendig ſolchen Thieren zugeſchrieben werden muß. Es behaupten, darauf beſtehen, und jede andere Erklärung der Phosphorescenz, als die durch unſichtbare Polypen, Meduſenſterne und gelenkſchalige Thiere, für widerſinnig zu erklären, wie es Peron und alle Anderen thun, die ſich in ſeine Fußſtapfen verirrt haben, ſcheint für eine gute Logik nicht zuläſſig zu ſeyn. Wäre es uns vergönnt, den Erdkreis von einem Punkte des Raumes aus, durch welchen ſein täglicher Lauf ihn hinführt, zu überblicken, und könnten wir in der Dunkelheit einer Nacht die Leuchtwürmchen, die Lucayo's und die Aſchenpüſter, deren Glanz oft ſo lebhaft iſt, durch die Fluren fliegen ſehen, würden wir durch die Phosphorescenz der Inſekten die Nordlichter erklären, welche zugleich mit ihnen die Nächte erhellen würden? Gibt es nun nicht auch auf der Meeresfläche andere leuchtende Körper, als die, von welchen bisher die Rede war? Peron ſelbſt erzählt (voy. aux Terres aust. t. IV, p. 180), daß, als er in der Gegend des Cap Leuwin nach dem Suchtaue fiſchen ließ, auf 90 oder 100 Klafter weit nicht nur

verſchiedene Zoophyten, ſondern auch Seegras und Watte in großer Menge phosphoriſch waren, ein Schauſpiel, das um ſo mehr ergözte, als der Fang im Dunkeln vorgenommen wurde. Unſer Reiſender, welcher in der Fortſetzung ſeiner Denkſchrift S. 193 behauptet, daß, da das Meer, je tiefer man komme, immer mehr auch an Wärme abnehme, es in ſeinen Tiefen endlich im Zuſtande ewiger Eiſeskälte ſich befinden müſſe, bemerkt hier, daß die Erzeugniſſe deſſelben, welche man aus ziemlich bedeutender Tiefe heraufzog, ſelbſt Seegras und Watte nicht ausgenommen, nicht bloß leuchtend waren, ſondern auch wenigſtens um drei Grade wärmer, als auf der Oberfläche des Oceans. Ohne dieſen Widerſpruch zu rügen, wollen wir an die Beobachtungen Leroy's, Profeſſors an der mediciniſchen Schule zu Montpellier, und an die Folgerungen erinnern, welche man aus den durch dieſen Phyſiker (Savants étrang. t. III, p. 143) gemachten Erfahrungen ziehen kann. Er bemerkte ganz wie wir: „daß das Meerwaſſer nur leuchtete, wenn es bewegt wurde, und um ſo mehr Licht verbreitete, je ſtärker die Bewegung war; daß, wenn man ſolches Waſſer in ein offenes Gefäß brachte, es nach einer gewiſſen Zeit gänzlich zu leuchten aufhörte, wie ſtark man es auch bewegen mochte; daß, wenn es dagegen in einem wohl verſchloſſenen Gefäße enthalten war, es lange Zeit ſeine phosphoriſche Eigenſchaft beibehielt, was nicht der Fall geweſen ſeyn würde, wenn die Phosphorescenz durch Thierchen hervorgebracht worden wäre, welche in verſchloſſenen Gefäßen entweder ſterben oder ihre Fähigkeit nicht entwickeln.“ Leroy machte im Gegentheil Meerwaſſer phosphoriſch ohne Beihülfe eines lebenden Weſens. Er legte in Waſſer, welches wenig oder gar nicht leuchtete, verſchiedene todte Fiſche, wie Häringe und Meerhechte; ſobald die Subſtanz dieſer Fiſche zu faulen anfing, was nach Verlauf von 24 Stunden erfolgte, ſo wurde die Oberfläche des der Beobachtung unterworfenen Waſſers ganz leuchtend, und beſah man ſie bei Tag, ſo ſchien ſie mit einer fetten Materie bedeckt zu ſeyn; dieſe künſtliche Phosphorescenz dauerte ſechs oder ſieben Tage. Man wiederholte den Verſuch mit ſüßem Waſſer, in welchem Meerſalz, je eine halbe Unze auf die Pinte, aufgelöst worden war; die Wirkung war dieſelbe: woraus der Schluß zu ziehen iſt, den ſchon lange van Helmont gemacht hat, daß der ölige, von faulenden Fiſchen herrührende, durch Seeſalz modificirte Stoff für ſich allein die in Frage geſtellte Erſcheinung hervorbringen könne. Noch bemerkte man, daß das phosphoriſch gewordene Waſſer dieſe Eigenſchaft mehr oder minder zu entwickeln ſchien, je nachdem der Körper beſchaffen war, mit dem man es bewegte; ſo daß die Bewegung mit einem eiſernen Werkzeug mehr Funken hervorbrachte, als die Bewegung mit der Hand, und dieſe leztere wieder mehr, als die mit einem Stücke Holz. Dieſe lezteren Verſuche bewieſen, daß die Elektricität auch einigermaßen bei der Phosphorescenz mitwirke.

Der berühmte Forſter (Reinhold) hatte ſchon vermuthet, daß der Phosphor auch an der Phosphorescenz Theil habe. Wir entwickelten dieſe Idee in unſerer Reiſe nach den vier Inſeln der Meere Afrika's, indem wir das Schauſpiel beſchreiben, das ein funkelndes Meer darbietet; da wir glaubten, daß mehrere Urſachen hiebei zugleich thätig ſeyn könnten, ſo ſagten wir (t. I, p. 113) im dreizehnten Jahr der Republik: „Mehrere Naturforſcher läugnen, daß das Funkeln des ſalzigen Waſſers von Thierchen herrühre, da dieſes Funkeln von dem Glanze, welchen ſichtbare leuchtende Thiere ausſtrömen, ganz verſchieden ſey. Sie glauben, daß im Schoße

des Meeres, welches von unzähligen Weſen bewohnt werde, die, wie die Thiere der Luft und der Erde geboren werden, um zu ſterben, Myriaden öliger Thiere verderben, die größtentheils einen beträchtlichen Umfang haben; und daß dieſe Fäulniß, welche nun ſeit Jahrtauſenden ununterbrochen fortwährt, die Quelle des Meerphosphors ſey, deſſen Glanz bei der geringſten Bewegung ſich kund gibt. Wirklich verhält es ſich mit dem immer bewegten Ocean anders, als mit der beziehungsweiſe unbeweglichen Erde. So wie die auf lezterer lebenden Weſen ſterben und an der Oberfläche ſich zerſetzen, ſo vermiſchen ſich durch den Einfluß des Waſſers, das in ihr Inneres eindringt, der ſpezifiſchen Schwere, der den organiſchen Theilchen, aus welchen die aufgelösten Weſen beſtanden, eigenthümlichen Anziehungskraft, durch den Einfluß der Zeit und der Beſtändigkeit, oder durch andere unbekannte Urſachen die Elemente der zerſtörten Körper ruhig mit einander, und erſcheinen auf der Oberfläche des Bodens als neue Weſen oder in ſeinem Innern als Subſtanzen wieder, bei deren Bildung die Auflöſung aller anderen thätig iſt. In dem Meere geſtatten dagegen die fortwährende Stoßbewegung von Oſten nach Weſten, welche man ihm zuſchreibt, und die alle in ihm enthaltenen organiſchen Theilchen bald da- bald dorthin treiben muß, die Bewegung der Ebbe und Fluth und heftiger Strömungen, welche entweder neben einander hinſtrömen, oder ſich durchkreuzen, das fortwährende Zuſammenſtoßen der in allen Richtungen von den entfeſſelten Winden getriebenen Wellen, endlich tauſend andere Urſachen von ewiger Beweglichkeit das Zuſammenwirken von Umſtänden nicht, welche zur ſchnellen Reorganiſation der Körper nothwendig ſind. Die Reſte von Allem, was ſich dort zerſezt, werden durch die Gewalt der Strömungen fortgeführt, durch Stürme zerſtreut und unter einander gerüttelt und vermiſchen ſich endlich mit dem Waſſer, das ſie bei ſeiner furchtbaren Bewegung nicht unterſinken läßt. Daher jene ölige und fette Eigenſchaft des Meerwaſſers; daher auch jene gräßliche Bitterkeit und jener merkwürdige Schleim, wenn man die Finger, welche man eingetaucht hat, um ihn zu unterſuchen, vorſichtig auseinanderzieht. Der ſalzige Geſchmack des Meeres hat vielleicht keine anderen Gründe; und alſo iſt es natürlich, in dem Phosphor, der aus ſo vielen Verfaulungen und Miſchungen hervorgehen mußte, eine der Urſachen der Phosphorescenz des Meeres zu ſuchen. Da übrigens viele andere Urſachen zur Zerſetzung der Gewäſſer beitragen und ihre flüſſige Maſſe vermindern, dieſe Urſachen aber nicht gleichmäßig auf die Subſtanzen einwirken, welche die Gewäſſer in ihrem Zuſtande von Flüſſigkeit aufgelöst enthalten, ſo iſt wohl anzunehmen, daß das Meer immer mehr abnimmt, je älter die Erde wird, und das Salz, der Schleimſtoff, die Bitterkeit und die Phosphorescenz mit jedem Tage zunehmen.“ Solche auf Beobachtung gegründete Ideen, mit Behutſamkeit ausgeſprochen und aus früheren Ausſprüchen geſchickter Phyſiker abgeleitet, ſollten weniger ſtolz und verächtlich behandelt werden, als dieß gewöhnlich von Seiten Solcher geſchieht, welche ſchönen Einbildungen mehr Gewicht beilegen, als bewährten Erfahrungen. Es wäre keine chemiſche Ketzerei, wenn man annimmt, daß in dem Meerwaſſer und in deſſen ſchleimigem Stoffe, geſichert gegen die Berührung der atmoſphäriſchen Luft, ein flüſſiger Phosphor enthalten ſey, der, wenn er durch ſeine Berührung mit dem Sauerſtoffe, womit das Meer ebenfalls angefüllt iſt, frei wird, im Augenblicke dieſes Proceſſes ſein lebhaftes Licht verbreite. Die ſchönen Beobachtungen Fourcroy's und

Vauquelin's (Ann. du mus. t. X, p. 169), geben den Beweis, daß in allen Säften der Fiſche phosphoriſches Salz in Menge vorhanden iſt. Beſonders findet es ſich in ihrer Milch.

Wer hat nicht ſchon jene ſchleimigen Streifen beobachtet, welche Häringsbänke häufig auf ihrem Zuge zurücklaſſen. Die Schiffer nennen ſie Gresins, und ſie erſcheinen bei Nacht ebenfalls glänzend. Nie hat man geglaubt, ihr Leuchten rühre daher, daß ſie von leuchtenden Nereïden, von funkelnden Meduſenſternen, von Beroë's oder cancer fulgens oder anderen leuchtenden Thieren durchdrungen ſeyen. Fourcroy ſah in der Phosphorescenz eine Wirkung des Lichtes, das in die Eingeweide der Körper eindringt, und er hatte gewiß Recht. Eine Menge anderer Urſachen beſchränken und vermehren es; und wenn ſo viele lebende oder todte Thiere des Meeres wirklich zu dieſer Erſcheinung beitragen, ſo geben ſie damit vielmehr der allgemeinen Maſſe die Elemente, welche ſie abſorbirt haben, zurück, wenn wir ſie funkeln ſehen.

Inſel Ualan.

Ualan iſt gewiß dieſelbe Inſel, welche der Amerikaner Crozer im Jahre 1804 ſah und Strong nannte. Im Jahr 1807 erhielt ſie den Namen Hope und auf einigen Charten ſteht ſie auch unter dem Namen Teyva. Der Erſte, der ſie beſuchte, war Duperrey, im Jahr 1824, und der Kapitän Lütke erforſchte ſie mit großer Sorgfalt im Jahr 1828. Sie gehört zu den hohen Inſeln, wie Yap, Hogoleu und Puynipet. Ualan iſt eines der intereſſanteſten Länder des großen Carolinenarchipels. Die Civiliſation iſt dort ſchon ziemlich weit vorgerückt; ſeine Bewohner zeichnen ſich aus durch ihre Sanftmuth, ihre Zurückhaltung, ihre Beſcheidenheit und Keuſchheit in der Ehe. Sie hat gute Häfen und 24 Meilen im Umfang. Ihr Mittelpunkt liegt unter 5° 19′ nördlicher Breite und ungefähr 161° weſtlicher Länge des Meridians von Greenwich, und der Hafen la Coquille, der dieſen Namen von Duperrey empfangen hat, unter 5° 51′ 25″ nördlicher Breite und 160° 40′ 42″ öſtlicher Länge des Meridians von Paris.

In die Beſchreibung dieſer wichtigen Inſeln werden wir einige Berichte der ausgezeichnetſten Reiſenden nach chronologiſcher Ordnung einſchalten. Wir haben ſchon einige Male uns erlaubt, die Berichte ausgezeichneter Reiſenden und Seefahrer wörtlich mitzutheilen, ohne etwas daran zu ändern, und werden auch im Verfolg, da wo es nöthig ſcheint, uns dieſe Erlaubniß nehmen. Wir betrachten ihre Berichte als Lokalgemälde, die durch Bearbeitung leicht ihre eigenthümliche Färbung verlieren. Auch kann ein ſolches Verfahren die Mannigfaltigkeit und den Werth dieſes Werkes nur erhöhen, indem wir aus mehreren hundert theils ſeltenen, theils koſtſpieligen Reiſe- und anderen alten und neuen Werken die koſtbarſten und intereſſanteſten Stücke mittheilen.

Hier zuerſt die Erzählung Duperrey's. Er ſchreibt: „Wir erfuhren, daß die vornehmſten Häuptlinge die kleine Inſel Lele bewohnten, welche unter dem Winde der Inſel liegt, und begaben uns dahin. Die Entfernung von Ualan beträgt nur fünf Meilen; die Gegend, durch welche uns der Weg führte, iſt von Flüſſen beſpült oder durchſchnitten, und man muß ihnen öfters geraume Zeit folgen oder über ſie ſetzen. Nicht viel angenehmer iſt der Weg auf den Höhen, denn hier hat man Felſen zu

überſteigen, über welche zahlreiche Bäche herabſtürzen. Jedoch trägt dieſe reichliche Bewäſſerung viel dazu bei, die Hitze des Klima's zu mäßigen, und bietet dem Auge friſche und mannigfaltige Gemälde, welche die Beſchwerlichkeiten einer ſolchen Reiſe überwinden helfen. — Als wir auf den Gipfel des Hügels gelangten, welche die beiden einander gegenüberliegenden Thäler ſcheidet, fanden wir auf einer kleinen Ebene mehrere Wohnungen, deren Umgebungen mit einem leichten Zaune eingefaßt waren. Die Eingebornen traten dienſtfertig aus ihren Hütten heraus, um uns einige Erzeugniſſe ihres Bodens anzubieten, und als wir uns wieder auf den Weg begaben, ſchloſſen ſich mehrere an unſere bisherigen Begleiter an, um uns die Früchte zu tragen. Dieſe Ebene lieferte den Einwohnern reichliche Nahrung, und ſcheint ihnen auch als leztes Aſyl zu dienen; denn auf den Pflanzungen erblickten wir eine Menge kleiner Schoppen, welche man uns als Begräbnißplätze bezeichnete. — Durch das öſtliche Thal hinab folgten wir wieder dem Laufe der Bäche bis zum Hafen Chabrol, und begaben uns auf die Inſel Lele, indem wir unſern Weg über eine gänzlich unter Waſſer geſezte Korallenbank nahmen, welche den nördlichen Theil dieſer Inſel mit dem Ufer von Ualan verbindet.

„Die Inſel Lele hat nur eine Meile Ausdehnung von Oſten nach Weſten und iſt zwei Meilen breit. Ihr öſtlicher Theil hat einen ziemlich hohen kegelförmigen Berg; der übrige Theil iſt ſehr niedrig, und würde wahrſcheinlich durch das Meer überſchwemmt werden, wenn nicht die Einwohner, die dieſen Ort zu ihrem Hauptwohnſitz erkoren haben, die Vorſicht gebraucht hätten, den Boden um 15 bis 20 Fuß über den Meeresſpiegel zu erheben und die ganze Inſel mit einer Mauer einzufaſſen, welche der Fluth einen unüberſteiglichen Damm entgegenſtellt. — Das ſo durch den Fleiß der Bewohner geſchüzte Dorf wird in verſchiedenen Richtungen von Kanälen durchkreuzt, auf welchen die Piroguen leicht fahren können, wenn das Meer hoch iſt; die Mauern, welche dieſe Kanäle einſchließen, ſo wie die, welche ſich um die ganze Inſel herumziehen, beſtehen aus künſtlich behauenen und ohne ein Bindemittel auf einander gelegten Baſalt- und Korallenſtücken. Die Bewohner errichten ſie mit Hülfe von Seilen und großen Hebeln und geben ihnen eine ziemlich bedeutende Böſchung.

„Unſere Ankunft zu Lele verbreitete große Freude. Männer, Weiber und Kinder liefen uns nach. Beſonders waren ſie über die Farbe unſerer Haut erſtaunt, berührten ſie bald mit den Händen, bald mit dem Geſicht, und ließen jeden Augenblick neue Ausrufe von Verwunderung hören. So begleiteten ſie uns bis zu dem Uroſſe-ton oder oberſten Häuptlinge, vor welchem ſie unter tiefem Stillſchweigen niederkauerten, ſo daß wir daraus wohl die Achtung ermeſſen konnten, welche ſie für ſeine Perſon haben. Dieſer Häuptling, gebeugt von der Laſt der Jahre, ſaß zwiſchen zwei Matten im Hintergrunde einer zierlichen und ſehr reinlichen Hütte; nur ſeine Frau und einige Bedienten waren bei ihm. Das tiefſte Stillſchweigen herrſchte in dieſer Umzäunung, welche durch aus Zuckerrohr-Stengeln und Blättern erbauten Mauern von der öffentlichen Straße abgeſondert war. Von unſerer Ankunft unterrichtet, bemühte er ſich, uns entgegenzugehen. Wir kamen ihm zuvor, indem wir uns ſchnell auf eine Matte neben ihm niederſezten, und in dieſer Stellung hielt er eine lange Rede an uns, die wir gerne verſtanden hätten, auf welche wir aber nur durch Anbietung einiger Geſchenke antworten konnten. Wir beſuchten mehrere andere

Häuptlinge, und beſonders den, welcher der nächſte nach dem Uroſſe-ton iſt. Er ſchien die allgemeine Polizei zu verwalten, und war ein thätiger, obſchon alter Mann, von vortheilhaftem Wuchſe und einer Geſtalt, der ein langer weißer Bart ein ehrwürdiges Ausſehen verlieh.

„Die Frauen waren frei, wenn die Männer zahlreich genug waren, um uns Widerſtand leiſten zu können; aber ſo oft wir die Mehrzahl bildeten, brauchte man die Vorſicht, ſie zu verbergen. — Die Männer ſind von mittlerer Größe, etwas dunkler Farbe, und haben ein ungezwungenes und gefälliges Benehmen. Die Frauen ſind zierlich und gut gewachſen, beſonders ausgezeichnet durch ihre weißen Zähne, lebhaften Augen und durch jene ungezierte Schamhaftigkeit, welche ſie jedesmal von uns entfernte, ſo oft wir zutraulich werden wollten."

Bei Unterſuchung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe dieſes Stammes glaubte Duperrey zu erkennen, daß die 2000 Individuen, aus welchen er beſtand, in zwei Klaſſen getheilt waren: die Tone, die Penneme, die Leſigue, die Neas, die Metkos und die Memata; daß der Titel Uroſſe Häuptling bedeutet, und daß er, ob er gleich den vier erſten Klaſſen anzugehören ſcheint, doch eigentlich mehr den zwei erſten zuſteht. Nach ſeiner Vermuthung vereinigt der oberſte Häuptling, welcher immer aus der Klaſſe der Tone iſt, dieſe beiden Titel in ſich, denen er das Wort „lealen" beifügt, was „aufrecht" bedeutet, indem nur er das Recht hat, bei Beſuchen, ſo wie bei Verſammlungen zu ſtehen.

Hören wir, was Leſſon von der Inſel Ualan und ihren Bewohnern ſagt:

„Am 6. Juni 1824 hatte die Coquille kaum in dem Hafen, der ihren Namen führt, geankert, als wir, Bloſſeville und ich, uns ans Land bringen ließen; und da noch Niemand den Fuß ans Land geſezt hatte, ſo beſchloſſen wir, zu unterſuchen, ob die Bewohner, welche das Ufer bedeckten, wohlwollend und gaſtfreundlich ſeyen. Ueberdieß wollten wir uns in das große Dorf begeben, welches im öſtlichen Theile der Inſel liegt, und das wir, als wir am Ufer hinfuhren, vom Schiffe aus geſehen hatten.

„Wir waren noch ziemlich weit von der Küſte entfernt, als unſer kleines von einem unſerer Bedienten gelenktes Canot nicht mehr vorwärts konnte. Wir ſtiegen ins Waſſer, und betraten das Land vor einer großen Hütte, wo mehr als hundert Eingeborne niederkauerten und ihr Mahl einnahmen. Als ſie uns erblickten, ſtießen ſie ein gedehntes, betäubendes Bu-ai-ai aus, womit ſie, wie wir bald erfuhren, ihr Erſtaunen ausdrücken. Sie nöthigten uns, mitten unter ihnen niederzuſitzen, und da befriedigte nun Jeder ſeine Neugierde. Der Eine unterſuchte, ob die weiße Farbe unſerer Haut nicht aufgetragen wäre, Alle aber ließen das lebhafteſte Erſtaunen blicken, wenn einer von uns ſeinen Hut abnahm, oder ſeine Schuhe und Jacke auszog. Die guten Leute mochten wirklich glauben, ſie ſeyen ein Theil unſeres Körpers. Da Dieß in allen Hütten, die wir beſuchten, und von Seiten aller Eingebornen, welchen wir begegneten, ſich wiederholte, ſo waren den ganzen Tag über unſere unbedeutendſten Gebärden und Bewegungen von den ſonderbarſten Nachforſchungen und von einem ewigen Bu-ai-ai begleitet. Ein Eingeborner beeilte ſich, uns Kokosnüſſe und Brodfrüchte, und eine mit Schiaka gefüllte Nuß zu bringen, wovon ich allein koſtete. Wir belohnten ihre Aufmerkſamkeit mit einigen Kleinigkeiten, welche ſie glücklich machten, und baten um Führer, die uns durch die

ein ehrwürdiges Ausſehen. Die Bewohner hegten eine ganz ſklaviſche Ehrfurcht vor ihnen.“

Der Bericht, welchen Bloſſeville und Leſſon ihren Kollegen erſtatteten, bewog ſie, am folgenden Morgen ſich nach Lele zu begeben, wo die Eingebornen, von ihrer erſten Aufregung zurückgekommen, ſchon weniger neugierig waren; und nach einigen wiederholten Beſuchen war ihr Erſtaunen gänzlich vorüber.

Es folgt nun die Erzählung der Reiſe, welche der gelehrte und unerſchrockene Kapitän d'Urville am folgenden Tag nach der Inſel Lele machte:

„Durch meine Amtspflichten an Bord zurückgehalten, hatte ich am erſten Tage meine Neugierde, den Haupt-ſitz der Bevölkerung von Ualan, den die Inſulaner Lilei*) nennen, und der auf einem der Inſel gegenüberliegenden Streifen Landes iſt, zu beſuchen, nicht befriedigen können. Leſſon, dem ſeine Amtsverrichtungen mehr freie Zeit ließen, hatte mit dem Zögling Bloſſeville dieſen Ausflug gemacht. Er war Abends ſehr ſpät ganz abgemattet zurückgekommen, und ſagte, auf dem Hinwege nach Lilei habe er mehr als zehn Meilen, zu dem Herwege die Hälfte weniger gebraucht, berichtete aber nichts von den unerhörten Beſchwerlichkeiten der Reiſe. Darüber wunderte ich mich; denn nach meiner Aufnahme wußte ich ſchon, daß die ganze Inſel nur 20 Meilen im Umfang halte, und die Entfernung von unſerem Ankerplatze bis Lilei kaum den dritten Theil des Umfangs betrug. Aber ich wußte auch aus vielfacher Erfahrung, daß unſer Gefährte Leſſon ein ſchlechter Fußgänger war; bei ſeiner Müdigkeit hatte ſich die Entfernung für ihn verdreifacht, und es gelang mir, einige Offiziere, welche die Klagen des Naturforſchers ſchon abgeſchreckt hatten, zu beſtimmen, mich zu begleiten.

„Alſo ſchiffte ich mich am 7. Juni Morgens 6 Uhr in Begleitung Jacquinots, Berards, Lottins und Gaberts in einem Boote ein; zwei Matroſen trugen unſere Lebensmittel, und ein ſchönes gut geſchliffenes Beil, das wir dem Uroſſe-ton oder oberſten Häuptling der Inſel anbieten wollten. Weit von dem Ufer war das Waſſer ſchon ſo ſeicht, daß wir uns alle ins Meer warfen und das Boot zurückſchicken mußten. Dann kamen wir durch die Mündung eines kleinen Baches, in welchem wir oft bis an den Gürtel im Waſſer waten mußten, zum Dorfe Lual. Unter dieſen Umſtänden hätten wir unſere läſtige Kleidung gerne mit dem leichten Gürtel der Ualaneſer vertauſcht, den beim Heraustreten aus dem Waſſer ein Sonnenſtrahl trocknete.

Zu Lual wurden wir in einem großen öffentlichen Gebäude empfangen, welches zugleich als Werkſtätte diente, denn ich bemerkte daſelbſt eine große Pirogue, an welcher zwei oder drei Arbeiter mit ihren Hohlbeilen von ſcharfen Weihkeſſelmuſchelſtücken arbeiteten. Ich hatte immer geglaubt, die Wilden brauchen ſehr lange Zeit, um ſolche Arbeiten mit ſo unvollkommenen Werkzeugen zu Stande zu bringen; aber ich ſah, daß es doch ſehr ſchnell ging: bei jedem Hiebe ihres Muſchelbeiles flogen ziemlich dicke Holzſpäne weg, und ich bemerkte ſogar, daß jene Beile durch ihre Geſtalt zu dieſen Arbeiten viel beſſer taugten, als die unſerer Stahlwerkzeuge. Der Meiſter dieſer Werkſtätte, welcher das Beil, das wir für den Uroſſe trugen, und beſonders ſeine große Schneidekraft, ſehr bewunderte, verſuchte auch einen

*) Es iſt die kleine Inſel Lella Lütke's und Lelle Duperrey's.

Augenblick, ſich deſſelben zu bedienen, gab es uns aber gleich wieder zurück und bemerkte, es ſchneide zu ſehr.

„Wir forderten einen Wegweiſer nach Lilei, aber es war nicht ſo leicht, einen zu erhalten, als wir geglaubt hatten. Nach halbſtündiger Unterhandlung ſtand die Sache noch auf dem nämlichen Punkte; und wie es ſchien, hatte der Beſuch vom vorigen Tage bei den Machthabern von Lilei ſchon Beſorgniſſe erweckt, und die Bewohner von Lual fürchteten ſich zu compromittiren, wenn ſie neue Fremde in die Hauptſtadt führen würden. Noch waren meine Begleiter unentſchloſſen, was ſie thun ſollten, als ich den Inſulanern begreiflich machte, daß ich durchaus den Urosse-ton ſehen müſſe, und daß, wenn mich, der angebotenen Belohnung ungeachtet, Niemand begleiten wolle, ich mich auf den Weg machen und ihn allein finden würde. Darauf macht' ich mich wirklich auf den Weg. Da man mich ſo feſt entſchloſſen ſah, ſo bot ſich ein Eingeborner, der es doch für beſſer hielt, die verſprochene Belohnung davon zu tragen, gutwillig zum Führer an, und bat nur um einige Augenblicke Verzug, um ſeine Toilette zu machen, welche eben ſo einfach, als ſchnell fertig war. Wirklich beſtand ſie bloß darin, daß er ſeine Haare auf dem Kopfe zuſammenband, um ſeine Lenden einen neuen Gürtel befeſtigte, und auf ſeine Unterlippe eine Venusmuſchel legte.

„Endlich gegen ſieben Uhr zogen wir ab und gingen lange auf einem engen und kothigen Wege, der durch viele Pflanzungen führte. Hier werden Taro's, Bananen und Zuckerrohr gebaut; das leztere iſt der Gegenſtand unausgeſezter Sorgfalt, jeder Büſchel iſt an einen Pfahl gebunden, und die Zwiſchenräume ſind vom Unkraute ſorgfältig gereinigt. Die Zäune um dieſelben werden von hübſchen Stämmen der Dracaena terminalis gebildet, über welche nett zugehauene Rohrſtäbchen in die Quere gelegt werden. Innerhalb dieſer Umzäunungen ſind die meiſten Gräber der Inſel, welche Lomſi heißen. Es ſind ganz einfache kleine 6 bis 8 Fuß lange und 4 Fuß breite Hütten.

„Auf dem Wege kommt man über mehrere Bäche von friſchem und klarem Waſſer. Eine beinahe ununterbrochene Wölbung von majeſtätiſchen Bäumen würde ihn zu einem angenehmen Spaziergange machen, wenn die Eingebornen nur die Aufmerkſamkeit hätten, von Zeit zu Zeit große Steine zu legen, auf welche man die Füße ſetzen könnte, ſtatt in die Sumpflöcher, in welche man oft bis um die Hälfte des Beines verſinkt. Nach Verlauf von drei Viertelſtunden machten wir in einem kleinen Dorfe Halt, wo die Bevölkerung von ungefähr 40 Perſonen jeden Alters und Geſchlechtes verſammelt war und uns friedlich erwartete; ſie hatten die Aufmerkſamkeit gehabt, Brodfrüchte, Kokosnüſſe und Bananen für uns bereit zu halten. Alle dieſe Wilden unterſuchten uns mit haſtiger Neugier, und bei Allem, was wir thaten, ließen ſie Rufe der Verwunderung hören. Indeſſen gaben ſie ihre übrigens ſo natürliche Neugierde nicht auf eine zudringliche und unverſchämte Weiſe kund. Nur von Zeit zu Zeit nahte ſich ein Mann oder eine Frau ganz ſanft einem von uns, und ſchien durch ihre Blicke um die Erlaubniß zu bitten, unſere Haut betrachten und unterſuchen zu dürfen. Wurde ihm dieſe Gunſt bewilligt, ſo betaſtete er ſie ſanft, roch daran, und ſchien viel Vergnügen daran zu finden. Von allen Wundern, welche wir vor den Augen dieſer Wilden glänzen ließen, ſchienen ſie den größten Gefallen an der Weiße und dem Geruche unſerer Haut zu finden.

„Nach Verlauf einer halben Stunde nahmen wir Abſchied von unſern Wirthen, welche über die glänzende Freigebigkeit, womit wir ihre Aufmerkſamkeiten erwidert hatten, hoch erfreut waren, und doch beſtanden dieſe reichlichen Geſchenke in Nichts, als in einigem Glasſchmuck, einigen Nägeln und ſchlechten Meſſern. Unſer Gefolge hatte ſich ſehr vergrößert, und 30 Wilde begleiteten uns, als wir die erſte Station verließen. Der Weg ſteigt einige Stunden lang an dem Mittelgebirge hinan, ich glaube aber nicht, daß er ſich über 100 Meter erhebt. Dort fand ich eine Vegetation, wie ich ſie ſchon zu Waigiu in Papuaſien beobachtet hatte, nur war ſie bei Weitem nicht ſo mannigfaltig. Die entomologiſche Fauna iſt ſehr arm, und man bemerkt nur einige Schmetterlinge. Von Landvögeln gibt es nur 5 oder 6 Arten. Nur ein kleiner Baumhacker von glänzendem Roth ergötzt das Auge, und oft könnte man glauben, eine Purpurblume neige ſich auf einem grünen Baumzweige, wenn man ihn ſieht. An dem entgegengeſezten Abhange des Berges führt der Weg lange an dem Bett eines köſtlichen Baches hin, der kleine Cascaden bildet und beſtändig von den ſchönſten Bäumen der Welt beſchattet wird. So gelangt man in das Mittelthal zwiſchen beiden Piks, das zum größten Theile mit blühenden Zuckerrohrpflanzungen bedeckt iſt, durch welche ſich mehrere Bäche ſchlängeln, die eine unerſchöpfliche Fruchtbarkeit dort erhalten. Der Lauf des größten iſt ſehr merkwürdig.*) Mitten in dieſer lachenden Ebene machten wir einen zweiten Halt in einer großen Hütte, wo uns 60 Eingeborne erwarteten. Wir fanden dieſelbe Gaſtfreundlichkeit, Beſcheidenheit und Freude, uns zu ſehen, zu hören und zu berühren. Die beiden Matroſen, welche unſere Geſchenke und unſer Gepäck trugen, wurden beſonders mit Höflichkeiten und Aufmerkſamkeiten von Seiten mehrerer eigennützigerer Eingebornen überhäuft, die von ihnen einige der ſeltenen Gegenſtände, welche ſie trugen, zu erhalten ſuchten.

„Nach einer halbſtündigen Raſt ſezten wir unſere Wanderung auf einem beſſern Wege als bisher fort, ſo daß wir ungefähr um 9½ Uhr uns an dem Ufer eines beträchtlichen Baches befanden, deſſen Bett auf beiden Seiten durch zwei aus harten Steinen ziemlich gut errichteten Mauern eingeſchloſſen war. Wir machten ungefähr 100 Schritte in dem Bette dieſes Baches, wobei uns das Waſſer bis an den Gürtel ging, und dieſe neue Art zu reiſen wurde uns bei unſerer Kleidung ſehr läſtig, als wir plötzlich zwei ſehr hübſche Piroguen entdeckten, welche den Kanal ganz einnahmen. Die ſchönen Palpals (eine Art chineſiſcher Kränze aus kleinen weißen Muſchelſchalen), welche ſie ſchmückten, zeigten deutlich an, daß ſie Uroſſen von hohem Range gehörten. Unſere Ankunft war zu Lilei angekündigt, und dieſe Piroguen waren, wie man uns erklärte, abgeſchickt worden, uns zu empfangen. Wir ſchifften uns ein, und bald lenkten wir aus dem Fluſſe in den Hafen von Lilei. Nun war ich ebenſo erſtaunt als erfreut, mich ſo ſchnell und ohne Beſchwerde am Ziele unſerer Wanderung zu ſehen. Ich hatte wohl darauf gerechnet, daß der Bericht unſeres Gefährten Leſſon etwas übertrieben ſeyn werde, aber nicht gedacht, daß dieſe furchtbare Reiſe auf einen kleinen Spaziergang von ungefähr 2½ Stunden ſich reduciren würde.

*) S. Blatt 101.

INSEL UALAN (CAROLINEN.)

„Uebrigens wurde meine Aufmerkſamkeit bald von dem bewunderungswürdigen Schauſpiele, das ſich unſerm Auge darbot, ganz in Anſpruch genommen. Wir ſchwammen ruhig in einem geräumigen Becken, das an drei Seiten von den grünen Wäldern der Küſte umgeben war. Hinter uns erhoben ſich rechts und links die hohen Spitzen der Inſel, die in ihrer ganzen Ausdehnung von einem dichten grünen Teppich bedeckt waren, über welchem ſich die ſchlanken und beweglichen Stämme der Kokospalmen wiegten. Vor uns erhob ſich aus den Wellen die kleine Inſel Lilei, eingefaßt von hübſchen Hütten der Inſulaner und gekrönt von einem grünen Hügel; und in einigrr Entfernung von Lilei erſchienen noch zwei kleinere Inſelchen, ebenfalls mit hübſchen Wohnungen. Denke man ſich dazu einen prächtigen Tag, eine herrliche Temperatur in Folge des Seewindes, der uns entgegenkam, die Freuden- und Verwunderungsrufe unſerer wilden Gefährten, ſo wird man ſich eine Vorſtellung von Dem machen können, was wir bei dieſer Art Triumphzug mitten unter einem einfachen, friedlichen und edelmüthigen Volke fühlten. *)

„Als wir uns dem Ufer von Lilei näherten, zeigte ſich uns die Scene mehr im Einzelnen: ſchöne mit hohen Mauern umgebene Hütten, gut gepflaſterte Straßen, und am Strande die ganze Einwohnerſchaft von Lilei, wenigſtens 800 Perſonen ſtark, verſammelt, um unſere Landung mit anzuſehen. Worüber wir uns beſonders verwundern mußten, das war die vollkommene Ordnung und Ruhe, welche unter dieſen aus Individuen jeden Alters beſtehenden Haufen herrſchte. Auf der einen Seite ſtanden die Männer, auf der andern die Frauen, alle gänzlich nackt bis auf den Gürtel, der ihre Lenden bedeckt, und Tol heißt. Als unſere Piroguen an den Strand ſtießen, traten zwei oder drei Uroſſen aus dem Hafen hervor und führten uns ernſt und ſchweigend hundert Schritte vom Ufer in eine große Hütte, welche zu öffentlichen Feierlichkeiten beſtimmt zu ſeyn ſchien. Sie war auf allen Seiten offen, und nur ein kleiner Winkel mit einem Verſchlag ſchien für den Aufenthalt des oberſten Häuptlings beſtimmt zu ſeyn. Wir wurden in dieſes Gemach geführt, wo man uns allein ließ, während der ganze Haufe außen vor der Hütte im tiefſten Stillſchweigen auf den Knieen kauerte. Nur ein Häuptling blieb bei uns auf der Schwelle unſeres Gemachs. Wir warteten einige Zeit, ohne eine Bewegung unter den Eingebornen zu bemerken. Endlich fragte ich, müde der ſeltſamen Abſperrung, den neben uns ſitzenden Häuptling, wo der Uroſſe-ton ſey, den wir zu ſehen wünſchten. Der Häuptling antwortete mir mit vieler Höflichkeit, daß der Uroſſe-tone in einem benachbarten Hauſe wohne, daß er kommen werde, daß wir aber Geduld haben möchten, da ihm das Gehen ſehr beſchwerlich falle.

„In kurzer Zeit ſahen wir dieſe hohe Perſon erſcheinen. Seine gebeugte Geſtalt, ſein abgelebtes Ausſehen, ſeine große Magerkeit und ſein wankender Gang kündigten einen Achtziger an. Bei ſeiner Annäherung erhoben wir uns in einer unwillkürlichen Anwandlung von Höflichkeit Alle, um ihn zu empfangen; aber ein dumpfes und allgemeines Murren in dem ganzen Haufen der Zuſchauer belehrte uns bald, daß wir das Ceremoniell der Inſel auf grobe Weiſe verlezt hatten. Wirklich fordert die Etiquette, daß Jeder ſich vor ſeinem Oberen niederwirft, und vor dem Uroſſe-ton

*) S. Blatt 138.

müſſen ſich alle Stirnen gegen die Erde neigen. Als er erſchien, bückten ſich alle Anweſenden, und ſelbſt die mächtigſten Uroſſen, tief vor ihm; auch ſchienen Alle erſtaunt über das Benehmen der Fremden, welche ſich nicht ſcheuten, bei der Annäherung ihres höchſten Herrſchers ſich zu erheben. Das Volk murrte, die Großen wurden unwillig; der alte Häuptling ſelbſt war einen Augenblick betroffen und unſchlüſſig, was er thun ſolle. Da ich unſern Fehler erkannt hatte, ſo ſezte ich mich wieder auf meine Matte nieder und befahl durch ein Zeichen meinen Gefährten, daſſelbe zu thun. Nun legte ſich plötzlich die Unruhe, und der alte Häuptling ſezte ſich mit wohlwollender Miene neben mich. Wir beeilten uns ſämmtlich, ihm verſchiedene Geſchenke zu machen, als Glaswaaren, Spiegel, Meſſer, Nägel, Schnupftücher, und dieſe reichlichen Geſchenke verſezten ihn in ſo gute Laune, daß der gute Greis lachte, plauderte und ſich wie ein Kind gebärdete. In ſeiner Freude gab er uns die komiſchſten Beweiſe ſeiner königlichen Huld. Den Einen kneipte er in die Wangen, einen Andern in die Beine, einem Dritten ſchlug er auf die Schultern und Schenkel, Alles, um uns ſeine Zufriedenheit zu bezeigen: mit Einem Wort, wir wurden die beſten Freunde von der Welt.

„Die Königin zeigte ſich an der Thür der Hütte, und es ſchien mir, als ob ſie es nicht wage, hereinzutreten; jezt näherten ſich aber, ermuthigt durch das Beiſpiel ihrer Fürſtin, auch die Frauen, welche ſich bisher entfernt gehalten hatten, um uns näher zu betrachten. In dieſem Augenblicke entſchloß ſich der König endlich, die Geſchenke, die er uns anbieten wollte, holen zu laſſen: mit ziemlichem Erſtaunen ſah ich, daß ſie nur in zwei Tols für jeden von uns beſtanden, welche zwar neu, aber ſehr grob waren. Privatperſonen hatten ſich freigebiger bewieſen, und wir ſchloſſen daraus, daß der gute König mit ſeinem Eigenthume ſehr ſparſam umgehen, dagegen ſehr begierig nach fremdem Gute ſeyn müſſe. Er wollte meine Kräuterkapſel, meine Hake, mein Meſſer, kurz Alles, was er ſah; ich machte ihm aber begreiflich, daß ich ein Uroſſe-tou ſey, wie er, und daß er ſich mit Dem begnügen müſſe, was ich ihm gebe. Dieß Alles ſchien ihn nicht ſehr zu überzeugen. Um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, ſtand ich auf, ging auf die Königin zu, und hängte ihr ein prächtiges Halsband von rautenförmig geſchliffenem Glas um den Hals, was die Menge mit einem Murmeln der Zufriedenheit begleitete. Dieſe Artigkeit war ſo ganz nach dem Geſchmacke des erlauchten Herrſchers, daß er ſogleich fünf hübſche Tole von ſchönerem Gewebe holen ließ und ſie mir mit Anmuth darbot. Mittlerweile hatte ſich uns das Volk ein wenig zu ſehr genähert; die Häuptlinge hießen die Neugierigen ſich entfernen, indem ſie dieſelben an den Schultern zurückſtießen, jedoch nur ſanft, was uns eine gute Vorſtellung von dem allgemeinen Charakter des Volkes gab.

„Man brachte uns auch Brodfrüchte und Kokosnüſſe, um welche wir gebeten hatten; dann zogen wir unſere eigenen Lebensmittel hervor, und ſchickten uns an, ein reichlicheres Mahl einzunehmen, als des Morgens. Dieſe Freiheit von unſerer Seite ſchien Anfangs den alten Uroſſe zu beleidigen, und er ſuchte mir zu verſtehen zu geben, daß es ſich nicht ſchicke, in ſeiner Gegenwart zu eſſen. Um ihn zu beruhigen, bot ich ihm von den Speiſen an, welche wir von dem Schiffe mitgebracht hatten, und ſeine gute Laune kehrte wieder zurück. Unter andern närriſchen Einfällen, welche ihm durch den Kopf gingen, wollte der gute Mann ſich plötzlich auch überzeugen,

ob ich ein Mann oder eine Frau ſey, und nur mit der größten Mühe konnte ich ihn abhalten, ſeine Unterſuchung fortzuſetzen.

„Unter allen bei unſerer Ankunft anweſenden Uroſſen hatte nur ein einziger, ein Mann von 60 Jahren und beſſerem und vollerem Ausſehen als die meiſten anderen Inſulaner, das Vorrecht, mit uns bei dem Könige zu bleiben. Es war vielleicht der erſte Miniſter oder zweite Häuptling der Inſel; denn der alte König ſtellte uns ihn ſelbſt als einen Uroſſe von ausgezeichnetem Range vor, indem er ihn unſerer Freigebigkeit empfahl.

„Beinahe anderthalb Stunden hatte dieſe Zuſammenkunft gedauert, und da es uns unmöglich wurde, unſere Gedanken auf eine genügende Weiſe mitzutheilen, ſo hielt ich es für genug. Ich ſtand auf, und die Sitzung wurde aufgehoben. Nun ſtellte ſich unſer Führer, der in der Menge verſchwunden war, wieder an unſere Spitze, und ich ſah, daß er ſich anſchickte, ſchnell mit uns das Dorf zu durchwandern, ohne uns einen Aufenthalt zu geſtatten. Das war nun aber nicht meine Abſicht, und ich erklärte ihm, daß ich Lilei ſo nicht verlaſſen würde. Zuerſt ſprach ich den Wunſch aus, die königliche Wohnung, die ganz nahe an dem großen öffentlichen Schoppen liegt, zu beſuchen. Es war eine große Hütte, auf allen Seiten von Matten umgeben, und ihr Ausſehen zeugte von der Wohlhabenheit der Bewohner. Unſere Führer und andere Häuptlinge wollten ſich unſerem Verlangen widerſetzen. Ich beſtand darauf, und die Königin ſelbſt machte dem Streite ein Ende, indem ſie die Thüren freiwillig öffnen ließ. Das Innere beſtand nur aus einem vollkommen freien Gemache ohne Möbel, in deſſen äußerſtem Ende man einen Verſchlag bemerkte, wie in allen übrigen, welche ich ſchon geſehen hatte. Nachdem meine Neugierde befriedigt war, machte ich der Königin und ihren Töchtern noch einige Geſchenke, dann nahm ich Abſchied von ihnen, und ſezte meine Unterſuchung fort.

„Die Straßen waren mit ungeheuern Mauern eingefaßt, welche uns bewieſen, daß die ſcheinbar ſchwachen Eingebornen nichts deſto weniger beſchwerliche Arbeiten verrichten können.

„Beſonders erregte eine 10—12 Fuß dicke und 40—50 Fuß lange Mauer meine Aufmerkſamkeit, da es kaum zu begreifen iſt, wie dieſes Volk ohne Beihülfe von Maſchinen ſo ſchwere Blöcke, wie ſie bei dieſen Bauwerken gebraucht wurden, herbeiſchaffen konnte, denn mehrere wiegen einige tauſend Pfund; auch konnte ich mir nicht klar machen, wozu ſo ſchwere Maſſen dienen ſollten. Nur ſo viel bemerkte ich, daß dieſe ungeheuern Mauern immer bei den Wohnungen der Uroſſen waren, daß ſie Pot-uro oder nur Pot hießen, und daß ſie ein Attribut ihrer Würde zu ſeyn ſchienen.

„Neben den dicken Mauern, von welchen die Rede war, erhoben ſich Hütten, größer und ſchöner, als die des Königs. Im Innern der meiſten befanden ſich zwei oder drei große Piroguen, welche 5 oder 6 Fuß über dem Boden auf Querhölzer gelegt waren. Es blieb uns ein Räthſel, was die Eingebornen mit dieſen großen Piroguen machen wollten, ſie, die doch kein anderes Land in der Welt zu kennen ſchienen, als ihre Inſel. Die meiſten Häuſer waren leer, als wir ſie betraten; die Eingebornen fanden ſich erſt in unſerem Gefolge ein, und alle kauerten ſogleich nieder, wenn ein Uroſſe erſchien. Uebrigens bot man uns überall Brodfrüchte und Kokosnüſſe an, und immer erwiderten wir dieſe Aufmerkſamkeiten mit Geſchenken.

„Allein dieſe Freigebigkeit hatte ſchon den edlen und gaſtfreundlichen Charakter des Volkes, beſonders die Klaſſe der Häuptlinge, verdorben; anſtatt der uneigennützigen Zuvorkommenheit, deren wir uns Anfangs zu erfreuen hatten, nahmen, wie wir leicht ſehen konnten, ihre Anerbietungen einen Charakter von Habgier und Gewinnſucht an, der ihnen Anfangs unbekannt war, und ſo hatten unſere edlen Abſichten ſchon traurige Wirkungen hervorgebracht.“

Auf dieſem Ausfluge glaubte d'Urville zu bemerken, daß die kleine Bevölkerung von Ualan in vier Kaſten eingetheilt ſey, aber höchſtens zwei bis drei tauſend Seelen betrage. Die höchſte dieſer Kaſten führt den Namen Ton, und dieſer gehören die vornehmſten Häuptlinge an, alle Oberhäupter der Dörfer. Nach den Ton kommen die Penmai, eine zahlreiche Klaſſe, welche die niederen Beamten, die Handwerker und verſchiedene kleine Eigenthümer in ſich zu begreifen ſcheint. Sodann kommen die Liſſingay; aber er konnte nicht entdecken, worin eigentlich der Unterſchied zwiſchen ihnen und den anderen beſtehe; die Neas endlich ſchienen ſämmtlich Diener oder Leute ohne Exiſtenzmittel zu ſeyn, welche, um leben zu können, in den Dienſt der Häuptlinge zu treten genöthigt ſind. Der Oberſte der Uroſſen, oder König der Inſel, führt den eigenthümlichen Titel Uroſſe-ton oder Uroſſe-leallen.

Hören wir endlich noch den gelehrten Kapitän Lütke, deſſen Berichte man vielleicht nur ein wenig Optimismus zur Laſt legen könnte.

„Die Inſel Ualan hat 24 Lieues im Umfange; ihr Mittelpunkt liegt unter 5° 19′ nördlicher Breite und 156° 54′ weſtlicher Länge des Meridians von Greenwich. Zwei Gebirgsmaſſen erſtrecken ſich durch die ganze Inſel von Weſten nach Oſten und theilen ſie in zwei ungleiche Theile, wovon der ſüdliche Theil doppelt ſo groß iſt, als der nördliche; auf dem leztern erhebt ſich der Berg Buache (1850 Fuß über dem Meeresſpiegel), deſſen abgerundeter Gipfel ſich unmerklich auf allen Seiten abdacht. Im ſüdlichen Theile bemerkt man das Gebirge Crozer, welches 1861 Fuß hoch iſt, deſſen Rücken ſich von Nordweſt nach Südoſt erſtreckt, und deſſen nördliche Seite ſehr abſchüſſig und oben ausgezackt iſt. Ueberhaupt hat dieſer Theil der Inſel viele Bergſpitzen; eine derſelben, durch die regelmäßige Kegelform ihres Gipfels und durch ihre Lage im Angeſicht des Hafens La Coquille ausgezeichnet, erhielt von uns den Namen Mertens-Denkmal.

„Der nördliche Theil der Inſel iſt von einem Korallenriffe umgeben, im Weſten öffnet ſich ein Hafen, in welchem unſer Fahrzeug vor Anker lag; im Oſten ein anderer, welchen die Inſulaner Ninmolihon nennen, Kapitän Duperrey Lele, nach dem Namen der kleinen Inſel, welche ſich daſelbſt befindet. Der ſüdliche Theil iſt von einer Kette von Koralleninſelchen umgeben, die durch Riffe mit einander verbunden ſind. Gegen die Südſpitze der Inſel hin wird jene Kette unterbrochen und bildet einen kleinen Hafen, den die Franzoſen Lottin nannten, in den wir aber nicht einliefen. Das Ufer, durch das Riff gegen die Gewalt der Wogen geſchüzt, iſt mit einem breiten Saume von Leuchterbäumen und anderen Geſträuchen eingefaßt.

„Ueberhaupt iſt die ganze Inſel, vom Meer bis zu dem Gipfel der Berge und nur mit Ausnahme der ſpitzigſten Piks des Crozergebirges, mit dichtem Gehölz bedeckt, welches eine Menge von Schlingpflanzen beinahe

undurchdringlich macht. In der Nähe der Wohnungen beſteht dieſes Gehölze aus Brodfrucht-, Kokosnußbäumen, Bananen und anderen Fruchtbäumen. Der Durchſchnitt, welcher zwiſchen den zwei Gebirgsmaſſen von Oſten nach Weſten bis an beide Häfen ſich erſtreckt, iſt der einzige Ort, auf welchem man von einer Seite der Inſel auf die andere kommen kann. Die Entfernung beträgt nur 2½ Meilen; allein der Weg iſt wegen der Waſſerpfützen, beſonders nach einem Regen, ſehr unangenehm. Bei jedem Schritte findet man klare Waſſerbäche, welche von den Bergen herabkommen. Die Bewäſſerung, die Kraft und der Reichthum der Vegetation und das Wetter, das wir in einer Jahrszeit hatten, welche unter den Tropen gewöhnlich trocken iſt, zeugen von der nicht geringen Feuchtigkeit des Klima's in dieſem Lande. Während der ganzen Dauer unſeres Aufenthaltes verging nicht ein einziger Tag ohne Regen, und oft dauerte er mehrere Tage lang ununterbrochen fort. Wir wurden unter unſeren Zelten durch und durch naß, und konnten nur mit der größten Mühe unſere Inſtrumente vor dem Roſte bewahren. Das Thermometer von Reaumur hielt ſich immer zwiſchen 24° und 20°; troß dem bemerkten wir aber nicht, daß das Klima der Geſundheit nachtheilig war. Die Eingebornen ſchienen eine geſunde und kräftige Konſtitution zu haben; man könnte es der Gewohnheit zuſchreiben; aber unſere Leute, denen dieſer Vortheil nicht zu Gute kam, und die ohnedieß oft Stunden lang im Waſſer bis um den Gürtel bleiben mußten, ertrugen alle dieſe Beſchwerlichkeiten ſehr gut. Wir hatten bei unſerer Abreiſe und auch ſpäter nicht einen einzigen Kranken.

„Die Dörfer ſind, wie dieß gewöhnlich auf den Inſeln der Fall iſt, längs der Küſte erbaut; aber man ſieht ſie ſelten vom Meere aus, weil ſie entweder durch eine Kette von Korallaninſelchen oder durch einen dichten Saum von Leuchterbäumen verborgen ſind. Alle Dörfer ſind mit Steinmauern umgeben, deren Beſtimmung ohne Zweifel iſt, das Eigenthum abzuſcheiden. Jedes hat ſeinen beſondern Namen, der auch zugleich dem dazu gehörenden Bezirke zukommt.“

Lütke theilt hier ein Verzeichniß der Städte und Dörfer von Lella und Ualan mit, nebſt den Namen der Uroſſen, denen ſie gehören, und gibt auch die Einwohnerzahl an, ſo wie ſie ihm von dem Caroliner Kaki diktirt worden. Auf Lella ſind 6, auf Ualan 44 Dörfer; beide zählen zuſammen 409 männliche und 301 weibliche Einwohner. Die Bevölkerung eines Dorfs geht von 4 bis auf 30 Köpfe. Rechnet man hinzu, was er vergeſſen haben kann, ſo wie die Uroſſen und ihre Weiber, welche nicht in ſeinem Verzeichniſſe begriffen ſind, ſo kann die ganze Bevölkerung von Ualan 800 Seelen beiderlei Geſchlechts betragen, ungerechnet die Kinder, deren Zahl verhältnißmäßig ſehr groß iſt.

„Die Häuptlinge oder Uroſſen,“ fügt Lütke bei, „werden in zwei Klaſſen eingetheilt; die oberſten, welchen alle Ländereien gehören, und die alle auf der Inſel Lella zuſammenleben, und die zweiter Klaſſe, welche in den Dörfern wohnen. Wir konnten den Grad der Abhängigkeit und die gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen beiden Klaſſen nicht genau erfahren. Jeder Uroſſe der erſten Klaſſe hatte einige Uroſſen zweiter Klaſſe unter ſich; dieſe lezteren haben ebenfalls ſo viel Ehrfurcht vor den erſteren, als das gemeine Volk vor ihnen hat: wie es ſcheint, haben ſie nur ſehr wenig von den oberſten Häuptlingen abhängiges Eigenthum. Nicht ſelten ſah man gleich nachher in den Händen der lezteren die Geſchenke, welche wir den

andern gegeben hatten; und einſt beklagte ſich unſer Freund Kaki über ſeinen Häuptling Sipe, weil er ſeinen Untergebenen Alles nehme. Das gemeine Volk hat gar kein Eigenthum; es kann Zuckerrohr eſſen, ſo viel es zum Lebensunterhalte bedarf, hat bisweilen auch Brodfrüchte, würde es aber nicht wagen, ſeine Anſprüche auch bis zu den Kokosnüſſen zu erheben. Das Volk iſt in dieſer Hinſicht den Uroſſen treu. Unſere Offiziere forderten auf ihren Spaziergängen oft Kokosnüſſe, womit die Bäume beladen waren; aber man antwortete ihnen immer Uroſſe Sipe, Uroſſe Seza; und nie wagte es ein Inſulaner, auch nur eine einzige zu pflücken, ob er gleich ſehr leicht die Schuld auf uns hätte ſchieben können. Mit Früchten beladene Piroguen, welche ſich in die benachbarten Dörfer auf Lella begaben, kamen täglich an uns vorüber; ſie landeten oft vor unſerm Lager, wir konnten aber nichts von ihnen erhalten. Darum war unſer Tauſchhandel ſehr beſchränkt; alles, was wir bekamen, empfingen wir von den Uroſſen, und beſonders von denen zweiter Klaſſe.

„Wir bemerkten keine Subordination unter den erſten Uroſſen. Die einzige Ausnahme macht der Uroſſe Togoja, vor welchem alle gemeinen Leute und Uroſſen ſich gleichmäßig verneigen. Wir konnten nicht ermitteln, worauf ſich die Hochachtung gründe, deren Gegenſtand er war. Wäre er als Häuptling aller anderen Häuptlinge anerkannt, was die Europäer König nennen, ſo beſäße er ohne Zweifel mehr Macht, als die anderen; irgend ein Zeichen hätte ihn vor anderen ausgezeichnet, und wenigſtens wäre er nicht ärmer geweſen. Wir bemerkten nichts von all Dem. Niemand beſchäftigte ſich mit Togoja, außer wenn er anweſend war, und wir hörten nur zufällig von ſeiner Exiſtenz. Die Güter, welche er auf der Inſel hat, ſind unbedeutender, als die beinahe aller anderen; ſein Haus iſt durch die anderen verdeckt, zeichnet ſich in Nichts vor ihnen aus, und man kann nur durch ein ſchmutziges Gäßchen zu ihm gelangen. Der einzige Unterſchied iſt der, daß es eine breite, niedere Thüre von Schilfrohr hat, welche auf die Straße geht, während der Eingang bei den anderen Häuſern nur ganz einfach eine in die Mauer gemachte Thüre iſt. Ich weiß nicht, ob dieſer Unterſchied zufällig iſt, oder ob er einige Beziehung zu ſeinem Range hat.

„Wir hatten keine Gelegenheit, den Umfang der Macht der Uroſſen über ihre Vaſallen, die Grundlage dieſer Macht und die Mittel zu erfahren, über welche ſie verfügen können, um ſie im Gehorſam zu erhalten. Wie es ſchien, ging Alles von ſich ſelbſt. Wie alle in der Familie die Stimme des Oberhaupts hören, ſo gehorchten hier alle den Uroſſen ohne den mindeſten Anſchein von Zwang und Mißvergnügen. Nicht ein einziges Mal ſah ich, daß ein Individuum aus dem gemeinen Volke in irgend einem Falle einem Uroſſen den Gehorſam verweigerte, noch daß ein Uroſſe auf irgend eine Art einen Untergebenen das Gewicht ſeiner Macht fühlen ließ, daß er Unmögliches von ihm forderte, über ihn aufgebracht war, ihn ſchimpfte, und noch weniger, daß er ihn ſchlug. Ueberhaupt hörte ich während unſeres Aufenthaltes in keinem Range und von keinem Alter auch nur ein einziges zorniges Wort, nie ſah ich eine Hand zum Schlage ſich erheben. Wenn die Menge fern gehalten werden ſollte, ſo genügte ein Zeichen mit der Hand; ein Uroſſe brauchte nur Shut zu ſagen, und ſogleich ſtürzten ſich alle Ruderer in ſeine Pirogue. Wirklich war ich, wenn ich mich erinnerte, mit welcher Unmenſchlichkeit die Häuptlinge auf den

anderen Inſeln des Südmeers gegen das Volk verfahren, und an die Stockſchläge, welche ſie mit aller Macht unter dem Volke austheilen, um ihren Gäſten ein Schauſpiel zu geben, und ich dieſe Handlungsweiſe mit den Sitten von Ualan verglich, im Zweifel, ob ich mich unter Wilden befinde. Aus all Dieſem ginge hervor, daß die Grundlage ihres geſellſchaftlichen Gebäudes der gute und friedliche Charakter des Volkes iſt: die Macht der Uroſſen iſt rein moraliſch, der Gehorſam der Vaſallen ganz freiwillig, und da es den Häuptlingen nie einfällt, das Volk mehr zu unterdrücken, als zur Zeit ihrer Vorfahren, ſo kommt es dem Volke auch nie in den Sinn, ſeine Anſprüche bis auf die Kokosnüſſe auszudehnen. Da wo kein Widerſtand iſt, braucht man auch weder Gewalt noch Geſetze.“

Lütke bemerkte, daß die vornehmſten Uroſſen nicht ihre auf der Inſel Ualan zerſtreuten Beſitzungen bewohnen, ſondern alle zuſammen auf der kleinen Inſel Lella leben, und zwar die meiſten in dem Dorfe Yat, das dem Uroſſen Sipe gehört. Lella iſt gleichſam die Hauptſtadt von Ualan. Wahrſcheinlich iſt Dieß eine politiſche Maßregel, welche zur Abſicht hat, ewigen Frieden auf der Inſel zu erhalten; denn ehrgeizige Gedanken können da nicht Platz greifen, wo Alle immer bei einander ſind, und einander unaufhörlich beobachten. Auf allen hohen Inſeln des Carolinen-Archipels herrſcht nach Chamiſſo ein beſtändiger Krieg zwiſchen den verſchiedenen Dörfern, die Ualaneſer aber wiſſen nicht einmal, was eine Waffe iſt. Demſelben Grunde muß man vielleicht auch die ſonderbare Vertheilung der Dörfer auf der Inſel zuſchreiben; diejenigen nämlich, welche einem und demſelben Beſitzer angehören, liegen nie bei einander, ſondern zerſtreut, ſo daß man nirgends mehr als zwei Güter eines Eigenthümers beiſammen findet.

Lütke berichtet uns, daß das Volk in drei Stämme getheilt ſey, welche Penneme, Tone und Lichenghe heißen; zum erſtern gehört ein großer Theil der oberſten Häuptlinge: Sipe, Sighira, Alik-Rena, Konka, Simuarka, Selik, Seza und Nena; Togoja und Seva gehören zum zweiten. Sitel-Nazuenziap, den ſie in ihren Gebeten anrufen, gehört zum Stamme Penneme. Die Uroſſen zweiter Klaſſe und die gemeinen Leute ſind immer von dem nämlichen Stamme, wie der Uroſſe, dem ſie untergeben ſind: was an die patriarchaliſche Regierung erinnert, welche man bei mehreren Nomadenvölkern findet. In dem Stamme Lichenghe fanden die Ruſſen nur Uroſſen zweiter Klaſſe und gemeines Volk, aber keinen Häuptling erſter Klaſſe. Die äußeren Zeichen der Achtung ſind ſehr einfach bei den Ualaneſern. Begegnen ſie einem Häuptling, ſo ſetzen ſie ſich; gehen ſie vor ſeinem Hauſe vorbei, ſo verneigen ſie ſich; ſie reden nur leiſe mit ihm, und ohne ihm ins Geſicht zu ſehen. In Geſellſchaft zu ſtehen, betrachten ſie, wie es ſcheint, als einen eben ſo großen Mangel an Lebensart, als wir, wenn Jemand ſich niederlegen wollte. Um einem Freunde ihre Freundſchaft und Liebe zu bezeigen, umarmen ſie ihn, reiben die Naſe an ihm, und riechen ſtark an ſeiner Hand. Was die Uroſſen betrifft, ſo unterſcheiden ſie ſich in ihrem Aeußern gar nicht von den übrigen Einwohnern. Ein ſorgfältiger gekämmtes Haar, ein neuerer Gürtel, mehr Reinlichkeit, eine friſche und wohlriechende Blume hinter dem Ohre, oder ein Blatt im Zopfe, und mehr Gefälligkeit in den Manieren ſind die einzigen Zeichen, an denen man einen Uroſſen erkennen kann; und hätten ſie nicht, wenn wir zum Erſtenmale mit ihnen zuſammentrafen, die Vorſicht gebraucht, Uroſſe zu

ſagen, und ſich ſo ſelbſt bezeichnet, ſo hätten wir ſie oft mit gemeinen Leuten verwechſelt. Nur die vornehmſten Uroſſen haben eine Auszeichnung, beſtehend in einer vierſeitigen Pyramide von der Geſtalt eines chineſiſchen Daches, aus Seilen von Kokosnußfaſern geflochten, und mit kleinen Muſchelſchalen geſchmückt, welche man auf eine auf dem Schwebebalken angebrachte Plateforme ſtellt. Unter dieſer Pyramide bergen ſie gewöhnlich die Früchte, welche ſie mit ſich nehmen.

Aus dem Berichte Lütke's iſt zu erſehen, daß die Macht der Häuptlinge ſehr groß iſt; aber man hätte gerne auch erfahren, welche Macht die unter dieſem iſolirten Volke eingeführte Ordnung aufrecht erhält; welche Strafen über Diejenigen verhängt werden, welche den geforderten blinden Gehorſam nicht leiſten; wie es kommt, daß rohe Menſchen, die immer verſucht ſind, die Gränzen ihrer Pflichten zu überſchreiten, gegen einige Ihresgleichen, welche einander die Gewalt übertragen, ſo unterwürfig ſind. Haben religiöſe Vorſtellungen Theil daran, und ſind die Häuptlinge zugleich Diener des Kultus? Dieſe leztere Meinung wäre ſehr gegründet; denn die Uroſſen ſcheinen ſelbſt nach ihrem Tode der Gegenſtand einer tiefen Verehrung und einer Art Anbetung zu ſeyn; wenigſtens ließe ſich daraus die Sorgfalt erklären, welche die Eingebornen bei Errichtung von Mauſoleen für dieſelben an den Tag legen, der Widerſtand, welchen ſie dem Fremden entgegenſetzen, der ſich denſelben nähern will, und die Achtung, mit der ſie davon ſprechen.

Die Körperfarbe beider Geſchlechter iſt kaſtanienbraun, aber bei den Frauen heller, als bei den Männern. Die lezteren ſind ungefähr von mittlerer Größe. Lütke fand, daß Sipe, einer der Größten, nur 5 Fuß 7½ Zoll (engliſches Maß) hatte; aber ſie ſind gut gebaut, und größtentheils mager. Obgleich die Uroſſen, ſagt der ruſſiſche Seemann, hier eben ſo unthätig ſind, als an anderen Orten, ſo werden ſie doch, weil ſie ſich beinahe ausſchließlich von Vegetabilien nähren, nicht ſo übermäßig dick, als die Häuptlinge anderer Inſeln des großen Oceans, und beſonders der Sandwichs-Inſeln. Der alte Toaoja war der einzige, der einen Dickbauch hatte. Die Männer ſind im Allgemeinen ſehr ſtark. Sipe, der nicht einmal zu den Stärkſten zu gehören ſchien, nahm einſt aus Scherz einen ſeiner Gefährten auf die Arme, und drehte ihn nach allen Seiten, wie ein Kind; und doch wog derſelbe, wie man nachher fand, mehr als 180 Pfund. Ruhe und Gutmüthigkeit ſind auf ihrem Geſichte gemalt, aber ihre Züge, ſo wie ihre Augen ſind im Allgemeinen ganz ausdrucklos: eine ziemlich natürliche Sache, denn das Geſicht gewinnt nur da Ausdruck, wo Leidenſchaften thätig ſind, aber jene Inſulaner ſcheinen davon frei zu ſeyn.

Die Frauen ſind im Allgemeinen nicht hübſch; der Mangel an Farbe, die nach unſeren Begriffen ein unentbehrliches Erforderniß der Schönheit iſt, der künſtliche Glanz, den das Kokosnußöl ihrem Körper gibt, die hängenden Brüſte, alles Dieß macht ſie häßlich; dagegen gibt es wohl einige Mädchen, welche ihre großen und feurigen Augen, ihre Zähne, weiß und hübſch, wie Perlen, ihre vollen Glieder, beſonders aber ihr gutmüthiges und liebenswürdiges Geſicht, ihre offene Munterkeit ohne Frechheit, ihre Beſcheidenheit ohne Furchtſamkeit, anziehend machten. Die Ruſſen fanden ſie ſehr ſchmutzig; hierin unterſcheiden ſie ſich zu ihrem Nachtheile von den anderen Inſulanern dieſes Meeres, deren Körperreinheit gewöhnlich größer iſt, als ihre Sittenreinheit. Jene hübſchen Geſichter waren größtentheils

mit Schmutz bedeckt, was mit der Reinlichkeit, die ſie in ihren Häuſern beobachten, nicht im Einklang ſteht.

Ihre Gelenkigkeit iſt ſo groß, daß ſie beim Niederſitzen ihre Beine ſo biegen, daß der untere Theil des Beines, vom Knie bis zur Fußſohle, mit dem Schenkel in gleiche Richtung kommt. Wenn ſie ſich mit der Hand auf die Erde ſtützen, ſo biegt ſich das dem Ellbogen entgegenſtehende Armgelenk auswärts, und bildet ſtatt eines einwärtsſtehenden, einen vorſpringenden Winkel.

Paſtels, der Mineralog und Zeichner der Expedition, wollte ſie nicht in dieſer Stellung zeichnen, aus Beſorgniß, Kenner möchten dieſe Stellung für einen groben Fehler von ſeiner Seite halten.

Die Ualaneſer ſind außerordentlich verfroren, ob ſie gleich beinahe beſtändig der Luft ausgeſezt ſind. Bei dem unbedeutendſten Regen zittere ſie vor Froſt und ſuchen ſich überall gegen den Wind zu ſchützen. „Auf einem meiner Ausflüge nach Lella,“ ſagt Lütke, „überraſchte uns ein Regenſchauer auf dem Riffe an einem offenen Orte; die meiſten meiner Begleiter begaben ſich ſogleich auf die Flucht, und von denen, welche blieben, verſteckten ſich einige hinter mich und Dr. Mertens; einer aber, der nicht wußte wohin, hob zwei platte Steine auf, und hielt ſie ſich wie einen Schirm vor das Geſicht, um wenigſtens einen Theil ſeines Körpers gegen den Regen zu ſchützen.“

Kleidung der Ualaneſer.

Die Ualaneſer ſind immer nackt; ſie tragen nur einen Gürtel mit einem kleinen Sack, den ſie wie ein Trageband anziehen, und der alle Forderungen der Schicklichkeit befriedigt. Der Gürtel, ſo wie das Gewebe von Bananenrinde, woraus dieſer gemacht iſt, heißt Tol. Die Weiber tragen ſtatt des Gürtels ein zehn Zoll breites Stück von demſelben Gewebe. Sie befeſtigen es aber ſo leicht an ihren Körper, daß ſie ſich beim Gehen oft bücken müſſen, damit dieſer unentbehrliche Artikel an ihren Lenden feſt halten kann. Noch wunderlicher nimmt ſich eine Matte aus, welche als Sitzpolſter dient; es iſt hinten an den Gürtel befeſtigt und ſchlägt während des Gehens beſtändig an die Beine. Uebrigens haben ſie dieſen beweglichen Sitz nur zu Hauſe umgebunden, damit ſie ihn nicht hin- und hertragen müſſen, wenn ſie den Platz wechſeln.

Die Ualaneſer binden ihre Haare auf, ſo wie man bisweilen in Europa bei Regenwetter den Pferden den Schwanz aufbinden. Die Einen laſſen einen kurzen Bart wachſen, Andere nehmen ihn ab; es gefiel ihnen wohl, ſich von dem Barbier des Seniavine raſiren zu laſſen. Sie tragen ſehr wenig Zierrathen; die gewöhnlichſte iſt eine Blume oder ein Blatt, welche ſie durch ein in das Ohr gebohrtes Loch oder auch in den Zopf ſtecken. Wenn ſie nichts im Ohr tragen, ſo biegen ſie das Läppchen zurück und ſtecken es in den Gehörgang. Auch machen ſie am obern Theile des Ohres ein Loch, und ſtecken einige wohlriechende Beere hinein. Lütke ſah einige, welche an dieſer Stelle einen langen Strohhalm hatten, an deſſen Ende ein Kreuz war, das der Wind mit großer Schnelligkeit herumdrehte; Einige trugen Halsbänder von Blumen, Andere von Körnern, von Kokosnußhülſen und Muſcheln, oder länglich geſchnittene Stücke von Schildkrötenſchale u. ſ. w. Was dieſe lezteren betrifft, ſo glaubt Lütke, daß ſie nicht ſowohl eine Zierrath waren, als Zeichen zur Unterſcheidung

des Stammes, dem ſie angehörten. Sein Freund Kaki trug oft ein 4 Zoll langes und ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll breites Stück Schildkrötenſchale am Halſe.

Die Toilette der Damen iſt nicht ſorgfältiger; bisweilen laſſen ſie ihre Haare in natürlichem Zuſtande; ein andersmal binden ſie dieſelben zuſammen, aber nicht im Genick, wie die Männer, ſondern auf der Seite, und ziehen ſie nicht ſehr feſt zuſammen. Die Löcher in ihren Ohren ſind immer mit Blumen und wohlriechenden Kräutern angefüllt, wodurch ſie endlich zwei Zoll lang werden; ſind keine Zierrathen darin, ſo gewährt die herabhängende Oeffnung einen ſehr widrigen Anblick. Ein Zeichen von Zuneigung einer Frau gegen einen Mann iſt, wenn ſie ihm eine Blume aus ihrem Ohre darbietet. Auch den Naſenknorpel durchbohren ſie ſich, tragen aber nur ſehr ſelten einen Schmuck darin; jedoch ſteckten ſie die Nadeln hinein, welche ihnen die Ruſſen gaben, ſo wie kleine Stücke aufgerolltes Papier. Der merkwürdigſte Theil ihres Schmuckes iſt das Halsband. Dieſes ſchlingt ſich ungefähr neunmal herum und beſteht aus einer Menge kleiner Schnüre aus Kokosnußfaſern, welche feſt an einander geknüpft ſind. Es wird niemals abgenommen, und man kann ſich denken, was für ein Schmutz ſich bei ſo unreinlichen Leuten mit der Zeit hier aufhäufen muß. Die Hälſe der Frauen gewöhnen ſich an dieſes Halsband, wie die Füße der Männer an das Gehen auf Korallenſpitzen. Lütke bemerkte, daß die Größe des Halsbandes je nach dem Alter des Individuums verſchieden war; das der kleineren Mädchen hatte nur einige Reihen, deren Zahl wohl zu beſtimmten Zeiten vermehrt wurde. Eine Matte dient ihnen als Regen- und Sonnenſchirm, um Kopf und Rücken zu bedecken und ſich gegen den Regen und die Sonnenſtrahlen zu ſchützen.

Beide Geſchlechter ſalben ſich den Leib mit Kokosöl: eine auf den Inſeln des großen Oceans allgemein eingeführte Gewohnheit. Die Uroſſen nehmen dazu friſch ausgepreßtes Oel; das gemeine Volk reibt ſich ganz einfach mit einem Lappen, in welchen die Kokosnuß ausgedrückt wurde. Der Geruch dieſer Salbe iſt nicht unangenehm, aber er iſt ſehr ſtark und ſo anhaltend, daß ein Kamm der Ruſſen dieſen Geruch Monate lang behielt, ungeachtet man ihn oft wuſch. Daſſelbe war der Fall mit den Hängmatten der Matroſen, auf welche ſich die Inſulaner oft ſezten.

Beide Geſchlechter tätowiren ſich auf unregelmäßige Weiſe; an Beinen und Armen ziehen ſie der Länge nach lange gerade Linien, und in ſenkrechter Stellung gegen dieſe andere kurze Linien u. ſ. w. Die gewöhnlichſte Figur iſt eine Art Vogel, die ein-, zwei- oder dreimal über den anderen Linien und in ungleicher Zahl auf beiden Armen angebracht iſt. Einige Offiziere der Seniavine glaubten, ſie ſtehe in Beziehung zu der Wichtigkeit des Ranges; Lütke bemerkte jedoch nichts davon. Wie es ſcheint ſchaben ſie die Oberhaut mit einer Muſchel, und reiben das Aufgeritzte nachher mit einer Pflanze.

Baukunſt.

Ihre rohe Bauart iſt dem Klima angemeſſen. Säulen und Sparren bilden das Gerüſte. Das Dach beſteht aus Pandanusblättern und geht bis auf vier Fuß zum Boden herab. Der leere Raum der Hütte hat Wände, welche, wie Netze, aus geſpaltenem Bambusrohr geflochten ſind. Ein beſonderer Rauchfang iſt nicht vorhanden; der Rauch entweicht durch die Thüre, oder verliert ſich im oberen Theile des Daches. Die Höhe der

INSEL UALAN (CAROLINEN.)

Wohnung.

Digitized by Google

Häuſer macht, daß die Luft darin nie gedrückt iſt und ſich immer rein und friſch erhält. *)

So iſt im Allgemeinen die Bauart aller Häuſer, welche ſich nur durch die Größe oder einige Veränderungen in der innern Einrichtung, je nach ihrer Beſtimmung, von einander unterſcheiden. Die meiſten Hütten halten zwei Geviertoiſen und ſind zwei Toiſen hoch; die großen Speiſehäuſer, deren jedes Dorf eines hat, halten jedes 8 Geviertoiſen und ſind 30 bis 40 Fuß hoch. Der vordere Theil dieſer Säle iſt ganz offen; auch haben ſie rechts eine Seitenthüre, links in einem Winkel befindet ſich eine Tafel, auf welcher das Stäbchen und die Seetrompeten, welche dem Sitel-Mazuenziap geweiht ſind, Sekablätter, welche man ihm darbringt, u. d. m. niedergelegt werden. Ein oder zwei platte Steine ſind dem Boden gleich in die Erde eingelaſſen, und haben ein Loch in der Mitte, um die Wurzeln dieſer Pflanze zu zerbrechen. Die Häuſer, wo ſie ſchlafen, haben vornen zwei Thüren, wovon eine zwei Fuß hoch iſt, die andere aber die ganze Höhe der Mauer hat. Die Aermeren, welche nur Ein Haus haben, ſcheiden durch eine Wand von Matten ihre Schlafſtätte ab. Der Fußboden iſt gewöhnlich mit Matten bedeckt. Die Wohnung der vornehmſten Uroſſen beſteht aus mehreren gewöhnlich verbundenen Häuſern.

Gewerbfleiß, Getränke und Speiſen.

Ein ſo einfaches und nicht ſehr gewerbfleißiges Volk kann nur wenige Küchegeräthſchaften haben. In jedem Hauſe hängt mitten von der Decke eine große und dünne Küſte herab, in welcher die Vorräthe gegen die Ratten geſichert werden. An zwei anderen Orten ſind andere kleine Käſtchen angebracht, oder nur einfach Stangen mit Haken, an welchen man allerhand Geräthſchaften aufhängt, wie z. B. Kokosnußſchalen, deren ſie ſich zum Trinken bedienen, und welche bisweilen mit einem ſehr netten Gewebe beſezt ſind, Tole und kleines Fiſchfanggeräthe, u. ſ. w. Ein aus dem Holze des Brodbaumes verfertigter, 3 Fuß langer und 2½ Fuß breiter, wie ein Nachen geſtalteter Trog, in welchen Waſſer zur Bereitung des Seka getragen wird, iſt in jedem Hauſe eine unentbehrliche Geräthſchaft; gebrauchen ſie dieſelbe nicht zu dieſem Zwecke, ſo dient ſie als Sitz. Einige Schalen zu verſchiedenen Zwecken und Werkſtühle zum Weben der Tols machen vollends die ganze Ausſtattung des Hauſes aus. Die Tole werden aus Bananenfaſern gewoben und die Fäden ſchwarz, weiß, gelb oder roth gefärbt. Um den Zettel zu machen, haben ſie einen kleinen Stuhl, auf welchem ſie die Fäden über vier kleine Stäbchen ſpannen, ſo daß die Fäden einander durchkreuzen, wie auf unſern Webſtühlen. Hat der Zettel die gewünſchte Breite erhalten, ſo befeſtigt man ihn an den Enden, und zieht ihn wieder über den Webſtuhl weg. Soll der Tol einfärbig ſeyn, ſo iſt die Arbeit bald beendigt; ſchwieriger iſt das Geſchäft, wenn er Schattirungen erhalten ſoll. Ihre Art zu weben hat viel Aehnlichkeit mit der unſrigen; an beiden Enden des Zettels iſt ein kleiner Stab durchgeſteckt; das eine Ende iſt irgendwo an der Wand an einen Baum feſtgemacht, das andere an den Gürtel der Arbeiterin gebunden, und auf dieſe Art wird der Zettel ausgeſtreckt und verlängert. Das Schiffchen, dem unſrigen ganz ähnlich, wird abwechslungsweiſe von einer Seite des Zettels

*) S. Blatt 163.

auf die andere geworfen u. ſ. w. Merkwürdig iſt, daß der Knoten, womit ſie die Fäden anbinden, unſerm Weberknopfe ganz ähnlich iſt. In den Häuſern der Uroſſen zweiter Klaſſe in der Ecke, wo der Stab Sitel-Nazuenziaps niedergelegt iſt, werden große Beile aufbewahrt, welche, wie es ſcheint, als Gemeinde-Eigenthum betrachtet werden; ſie ſind aus großen Muſcheln gemacht, welche in Form von Halbcylindern mit Korallenſteinen gearbeitet und geſchärft, und mit Seilen an einen hölzernen Stiel gebunden werden. Der an das Heft befeſtigte Theil iſt ganz rund, damit, wenn man das Beil dreht, man ihm die zum Holzhauen vortheilhafteſte Richtung geben kann. Die größten Beile ſind ungefähr 20 Zoll lang und 4 Zoll dick. Es gibt deren von jeder Größe; aber die kleinſten ſind zum Theil eiſerne Beilchen, zu deren Verfertigung ſie jedes Stück Eiſen zu benützen ſuchen, das ihnen in die Hände fällt.

Statt des gewöhnlichen Meſſers bedienen ſich die Ualaneſer einer geſchärften Muſchel, welche ſie im Gürtel oder an der Unterlippe tragen, was ihnen ein drolliges Ausſehen gibt. Lütke fand kein muſikaliſches Inſtrument bei ihnen, nicht einmal eine einfache Trommel. Ueberhaupt ſcheinen ſie nicht viel Anlage zur Muſik zu beſitzen; ſie hörten mit Aufmerkſamkeit das Fortepiano und die Flöte der Offiziere, aber keines derſelben machte, wie es ſchien, einen großen Eindruck auf ſie.

Unter ihren Geräthſchaften muß man auch ihre Piroguen aufzählen, für deren Erhaltung ſie ſo beſorgt ſind, daß ſie dieſelben häufig in ihren Häuſern aufbewahren. Die großen Piroguen der Uroſſen ſind 30 Fuß lang, und nicht mehr als 1½ Fuß breit; es ſind auf einen Fuß tief ausgehöhlte Brotbaumſtämme. Sie haben immer, entweder weil es ihnen an großen Bäumen fehlt, oder weil ſie dieſelben ſchonen wollen, eine Einfaſſung, welche ungefähr einen Fuß, an den Rändern zwei Fuß breit und mit Stricken an dieſelben befeſtigt iſt. In die kleinen Löcher ſtopfen ſie weiße Muſcheln, und die Fugen überſchmieren ſie mit irgend einem Stoff; wenn die See ein wenig hohl geht, oder die Pirogue zu ſchwer beladen iſt, dringt das Waſſer hinein, ſo daß man ſie unaufhörlich ausſchöpfen muß. Oft ſuchen die Eingebornen das Eindringen des Waſſers dadurch zu verhüten, daß ſie die Löcher mit Brodfrucht überſchmieren, wie die Aleuten die Löcher ihrer Baidarken mit Fleiſch verſtopfen. Dieſe Fahrzeuge ſind ſehr nett gearbeitet und mit einer rothen Töpfererde überzogen, der ſie einen hübſchen Glanz zu geben wiſſen. Es gibt Piroguen, die nicht mehr als ſechs Fuß lang und einen Fuß breit ſind; ſie werden mit Pagayen gerudert, welche überall die nämlichen ſind, und in den Untiefen werden ſie mit Stangen oder mit den Pagayen ſelbſt fortgeſtoßen, wobei man den platten Theil in die Höhe richtet. Dieſe Piroguen ſind für ihre Beſtimmung ſehr gut berechnet: ſie ſind leicht und gehen nicht ſehr tief im Waſſer, können alſo leicht durch die Untiefen fahren, wo Leuchterbäume wachſen, um in die Dörfer zu gelangen, und wenn es nöthig iſt, werden ſie ohne Mühe fortgezogen oder getragen. Bei der beſchränkten Schifffahrt der Ualaneſer erfordern ſie keine anderen Eigenſchaften; ſie gehen niemals über die Riffe hinaus. Sie haben weder Gelegenheit, noch das Bedürfniß, ſich der Segel zu bedienen; deßhalb ſind ſie ihnen auch unbekannt: und dieß iſt vielleicht das einzige Beiſpiel in ganz Polyneſien. Um ſie über die Riffe hinaus zu locken, bedarf es einer außerordentlichen Gelegenheit, wie z. B. der Erſcheinung eines Schiffes, aber alsdann ſind ſie ſehr

ungeſchickt, und verwickeln ſich unter einander. Mit Einem Wort, ſie ſind ſehr ſchlechte Seeleute. Wenn ſie an Bord des Seniavine waren, ſo litten ſie bei der geringſten Bewegung der Korvette an der Seekrankheit. Die Uroſſen ſind ſehr auf die Erhaltung ihrer großen Piroguen bedacht. Sipe verbarg troß ſeiner Gutmüthigkeit die ſeinige, um ſie nicht herleihen zu müſſen.

Die ualaneſiſchen Uroſſen bringen ihr Leben in vollkommener Unthätigkeit hin; ſie ſchlafen ſehr lange und ſind friedlich. Zwei Stunden bringen ſie damit hin, ihren Leib mit Kokosnußöl zu ſalben; dann wird das Feuer im Hauſe angezündet und Alles zum Kochen von Brodfrüchten zugerüſtet.

Um neun Uhr verſammelt man ſich, um das Seka (piper methysticum) zu trinken. Der Herr nimmt die Pflanze dieſes Namens, wie ſie aus der Erde gezogen wurde, und indem er ſich dem ausgezeichnetſten Gaſte gegenüber ſezt, richtet er einige Worte an ihn, wie wenn er ihn um ſeine Zuſtimmung bäte; hat er ſie empfangen, ſo macht er die Wurzel los und legt bisweilen auf das in einer Ecke aufgeſtellte Täfelchen ein dem Sitel-Nazuenziap geweihtes Blatt. Indeſſen machen ſich Der oder Diejenigen, welche mit der Zubereitung beauftragt ſind, einen Gürtel von Bananenblättern, löſen ihre Haare auf, und binden ſie dann von Neuem, aber nicht im Genick, ſondern oben auf dem Kopf zuſammen. Sie waſchen zuerſt die Steine, auf welchen man das Seka klopft, thun hierauf mit der flachen Hand 26 bis 30 Schläge darauf, nehmen die Steine, welche als Stößel dienen, und ſchlagen damit 10 bis 17mal auf die großen Steine. Nun klopfen ſie die Wurzeln, bis ſie nur noch eine faſerige Maſſe bilden, gießen ein wenig Waſſer darauf und drücken ſie mit den Händen gegen den Stein, damit der Saft herauskommt, oder machen ſie einen Ballen daraus, den ſie zwiſchen den Händen mit aller Macht in ſchon bereit gehaltene Kokosnußſchalen ausdrücken. Nach dieſem erſten Ausziehen gießen ſie noch einmal Waſſer auf die Maſſe, preſſen und drücken ſie von Neuem aus, und fahren ſo fort, bis die erforderliche Anzahl von Kokosnußſchalen gefüllt iſt. Mittlerweile werden ſchon gekochte Brodfrüchte zugleich mit Katak-Wurzel, Kokosnüſſen u. ſ. w. auf von Kokosnußzweigen geflochtenen Platten vor den Gaſt hingeſtellt, um deſſen Entſcheidung man von Neuem zu bitten ſcheint. Der Gaſt nimmt eine Brodfrucht, und das iſt für Alle das Signal zum Zugreifen. Der Obermundſchenk bietet nun dem Gaſte eine mit Seka gefüllte Kokosnußſchale hin. Sie werden nicht beleidigt, wenn man, was meiſtens vorkam, dieſen Nektar zurückweist. Der Trinkende bringt die Schale an den Mund, murmelt ein Gebet, indem er ſich verneigt, und nachdem er den Schaum weggeblaſen hat, nimmt er einen Mund voll Seka. Einige ſchlucken ihn ganz hinunter, Andere aber behalten ihn einige Zeit im Munde, ſchlucken die Hälfte und ſpeien das Uebrige aus. Der ganze Hergang iſt mit einem Röcheln, Speien, und mit Verdrehungen begleitet, deren Urſache Lütke nicht begriff, obgleich das Getränke ihm geſchmacklos und nicht ſehr aufregend vorkam. Nach dem Seka kommt das Deſſert: bei dem Uroſſen Togoja ſezte man vor jeden Gaſt auf einer beſondern Platte eine Kokosnuß und eine Brodfrucht; dann geht der Gaſt wieder nach Hauſe, und alle Ueberbleibſel des Mahles werden in ſein Haus getragen, wie wir das ſelbſt auf der Inſel Maindanao geſehen haben.

Ganz auf ſolche Weiſe, mit Ausnahme der den Gaſt betreffenden Ceremonie, trinken die Uroſſen jeden Morgen das Seka, das ihr Frühſtück iſt. Bisweilen wird die Ceremonie des Abends wiederholt, aber, wie es ſcheint, nur ausnahmsweiſe, und das wahre Tuk-tuk-Seka hat nur des Morgens Statt. Außer dem Seka gebrauchen die Häuptlinge bisweilen und auf dieſelbe Weiſe die Wurzel einer andern Pflanze, welche Kava heißt; ſie bedienen ſich alsdann anderer Steine, anderer Stößer und ſelbſt anderer Tröge für das Waſſer. In Gegenwart der Ruſſen wurde das Kava nie bereitet.

Das Morgen-Seka ausgenommen, das ganz dem Kava entſpricht, das man auch zu Taiti und auf den anderen Inſeln des Morgens trinkt, haben ſie keine beſtimmten Stunden für die Mahlzeiten; ſie eſſen, wenn es ihnen einfällt, ſehr oft, aber wenig, und ſogar, wie es ſcheint, bei Nacht; wenigſtens war Nena, ſo oft er an Bord der ruſſiſchen Korvette ſchlief, dafür beſorgt, daß man ein Teller mit Brodfrüchten u. ſ. w. neben ihn ſtellte, womit er gewöhnlich die Nacht über fertig wurde. Sie trinken ſehr wenig; die Pflanzennahrung läßt ſie wahrſcheinlich dieſes Bedürfniß nicht fühlen.

Fiſche und Krebſe ſind die einzige thieriſche Nahrung, welche ſie zu ſich nehmen. Sie haben keine vierfüßigen Hausthiere; aber ihre Wälder wimmeln von Tauben und Hühnern, und ihre Ufer von Schnepfen, welche ſie jedoch nicht eſſen. Ihre Hauptnahrung beſteht in Brodfrüchten, Kokosnüſſen, Katakwurzeln, Taro, Bananen, Zuckerrohr u. ſ. w., das ſie theils roh oder einfach gekocht, theils in verſchiedenen Miſchungen eſſen. Ihre Kochkunſt iſt komplizirter, als man glauben ſollte. Sipe, welcher gerne viel ſprach, erklärte den Offizieren der Seniavine die Zubereitungsart der Speiſen, und beſonders ſehr viele Zubereitungsarten von Kokosnüſſen, indem er, wie ihre Köche, ſeinen Zopf oben auf den Kopf band, und ihnen durch Zeichen verſtändlich machte, wie Alles zugerichtet wurde. Von allen dieſen Speiſen verſuchten ſie nur das Paua, das ihnen ſehr gut ſchmeckte. Um ſich einen Vorrath von Brodfrucht zu erhalten, welche ſich nicht lange hält, verſcharren ſie dieſelbe unter die Erde, um ſie gähren zu laſſen, und nennen ſie alsdann Huro. Brodfrüchte, Katak u. ſ. w. laſſen ſie in der Erde kochen, ganz wie auf den andern Inſeln. Feuer verſchaffen ſie ſich, indem ſie ein Brettchen weiches Holz in der Richtung der Adern mit einem Stäbchen von hartem Holz reiben; dieſes Reiben, das Anfangs langſam, hernach aber immer ſchneller, und ſehr ſchnell geht, wenn das Holz ſich zu erhitzen anfängt, erzeugt am Ende des Brettchens durch Losreißen von Holzfaſern eine Charpie, welche endlich in Flammen geräth. Das ganze Verfahren dauert nicht länger als eine Minute, aber man muß geübt ſeyn, wenn es gelingen ſoll.

Die Weiber der Uroſſen eſſen nicht mit ihren Männern; wie es ſcheint, ſind ſie denſelben Verboten unterworfen, wie auf mehreren anderen Inſeln, nur nicht in Abſicht auf die Art der Nahrungsmittel, wie dort, da man hier keine große Wahl hat. Sie dürfen das Speiſehaus nicht einmal betreten; die Frau des Häuptlings Togoja konnte ſich nur verſtohlener Weiſe an der Seitenthüre zeigen, um die Geſchenke der ruſſiſchen Offiziere in Empfang zu nehmen. Die Männer eſſen übrigens nicht ausſchließlich in dieſem Hauſe. Die Nahrung des gemeinen Volkes iſt natürlich noch einförmiger; eine Art Bananen von ſchlechtem Geſchmacke, die

man Calache nennt, die lederzähe und unangenehme Frucht des Pandanus, einige wenige Brodfrüchte und die Fiſche, welche die Uroſſen nicht lieben, ſind Alles, was ihm zukommt. Die beſſere Art von Bananen, der Katak und die Kokosnüſſe, welche nicht ſo häufig auf Ualan ſind, und wahrſcheinlich auch einige Arten Fiſche kommen den Uroſſen ausſchließlich zu.

Die Leute vom Volke ſind nicht ſehr lecker, ſagt Lütke; ſie aßen mit Vergnügen von allen unſeren Speiſen. Wenn wir am Lande ſpeisten, verſammelten ſie ſich gewöhnlich truppenweiſe an der Thür des Zeltes, theils aus Neugierde, theils um einige Speiſen zu erhaſchen. Die Uroſſen ſind viel kitzeliger; doch aßen ſie alle unſer geſalzenes Fleiſch gerne, das natürlich den Namen Cocho führte; bald machten ſie ſich auch an den Wein von Chili; aber Branntwein wieſen ſie mit Abſcheu zurück. Wir konnten nicht erfahren, wozu ſie die Orangen verwendeten.

Noch dürfen wir, da von der ualaneſiſchen Küche die Rede iſt, eine ekelhafte Gewohnheit, die Phthirophagie (das Läuſefreſſen) nicht unerwähnt laſſen, welche, wie man glaubte, nur unter den Hottentotten herrſche, ſeit die Miſſionäre ſie den Damen von Taiti unterſagt haben. Dieſe Gewohnheit, welche Dr. Mertens mit Recht als den erſten Schritt zur Anthropophagie betrachtete, gehört hier nicht, wie einſt auf Taiti, ausſchließlich zu den Vorrechten einer gewiſſen Klaſſe. Alle üben ſie untereinander, ſagt Lütke, ohne eine Hungersnoth zu fürchten. Wir gaben ihnen ſo oft unſern Abſcheu davor zu erkennen, daß ſie es in unſerer Gegenwart ein wenig unterließen, ihren verkehrten Appetit zu befriedigen; bisweilen aber machten ſie ſich über uns luſtig, indem ſie thaten, als werfen ſie gewiſſe kleine Thierchen auf uns. Bei unſerm Beſuche bei Togoja fiel es Sipe ein, dieſen Spaß zu wiederholen; aber ich erhob mich, und ſagte, wenn er es noch einmal thue, ſo würde ich mich ſogleich entfernen. Er beſänftigte mich leicht, während Togoja, wie er gewöhnlich Nichts begriff, ſich begnügte zu wiederholen: Mea inghe? Endlich erklärte Sipe ihm, ſo wie der Verſammlung, um was es ſich handle, und erregte durch ſeinen Bericht ein großes Erſtaunen über die Seltſamkeit und die Vorurtheile der Europäer.

Unter den erſten Gegenſtänden, welche den Ruſſen zu Lella aufſtießen, war auch ein ungeheures Mutterſchwein, das die Corvette Coquille da gelaſſen hatte. Als die Eingebornen ſahen, daß man immer Lebensmittel von ihnen verlange und nie genug habe, ſo fürchteten ſie, die Weißen möchten ihre Anſprüche auch auf das Mutterſchwein ausdehnen, und verbargen es. Dieſes Thier gehörte Sipe; es hatte ſeinen Stall in dem Hofe des Hauſes, welches die Offiziere des Seniavine bewohnten, und lebte ganz herrlich. Man nährte es mit Bananen, wodurch es außerordentlich fett wurde. Coaha, wie man es hier nannte, weil ſie es von den Franzoſen hatten cochon nennen hören, hatte die Hoffnungen nicht erfüllt, die man von ihm gefaßt hatte; denn außer ihm ſahen die Ruſſen auf der ganzen Inſel kein anderes ſeines Geſchlechts. Zum Glück hatten ſie an Bord noch ein Weibchen, das man für trächtig hielt, und der Kapitän Lütke überließ es einem Häuptling von Lella.

„Als die Ualaneſer,“ erzählt der gelehrte Seemann, „die Bouſſole erblickten, ſchrieen ſie alle einſtimmig: sacré comment, und ſprachen ſodann von dem Schiffe (oaka), das vor ſehr langer Zeit hieher gekommen ſey und bei Lella angehalten habe. Als ſie die Flintenſchüſſe unſerer Jäger

hörten, riefen ſie von Neuem: sacré comment.*) Sipe hatte ſchon mehrmal dieſen Ausruf gebraucht, wenn er Gegenſtände ſah, die ihn in Erſtaunen ſezten. Dieß Alles überzeugte uns, daß ſie dieſe Worte noch von der Zeit der Coquille her behalten hatten. Aber iſt es nicht ſeltſam, daß ſie von tauſend franzöſiſchen Wörtern, die ſie zu hören Gelegenheit hatten, nur dieß einzige ſinnloſe im Gedächtniß behalten haben?**)

„Sie ſezten uns oft durch den, wie es ſcheint, inſtinktmäßigen Scharfblick in Erſtaunen, womit ſie im Koth oder Sand die Fußtritte der Uroſſen erkannten. Mit ihrer Hilfe fanden wir oft nach dieſen Spuren zuverläſſig die, welche wir ſuchten. Den Nachmittag verwendeten wir bisweilen auf Meſſung der Grundflächen und Winkel der verſchiedenen Theile der Bai, und in meinen Mußeſtunden beſchäftigte ich mich gerne mit den Kindern, welche von Morgen bis Abend die Steinmauer belagerten, womit unſer Haus eingefaßt war, und die ſie nicht zu überſchreiten wagten. Ihre Munterkeit und Gutmüthigkeit waren anziehend. Zwei oder drei Mädchen von 13—15 Jahren hätten ſelbſt bei uns für Schönheiten gelten können, große Augen voll Feuer, Zähne wie Perlen, die angenehmſte Geſichtsbildung; unglücklicherweiſe waren dieſe hübſchen Geſichter größtentheils mit Schmutz bedeckt. Sie wußten ſehr geſchickt von uns zu bekommen, was ihnen gefiel, lehrten uns dagegen ihre Geſänge und waren ſehr erfreut über die Leichtigkeit, womit wir ſie behielten.***) Die Freundinnen der ſechsjährigen Tochter unſers Wirths, welche, im Vorbeigehen geſagt, voll Coquetterie und ſehr geſchwätzig war, verſammelten ſich bisweilen bei ihr in einem kleinen nahe an dem unſrigen gelegenen Hauſe. Dieſe Geſellſchaften waren ſehr einförmig; aber Halsbänder und Ohrringe brachten zuweilen eine fröhliche Abwechslung hinein. Die Mädchen ſangen, und die kleinen Knaben tanzten nach ihren Geſängen; denn das weibliche Geſchlecht darf nicht tanzen. Unter anderen Spielen haben ſie auch eines, das ſehr viel Aehnlichkeit mit unſerm Händeſpiel hat, aber viel complicirter iſt. Sie ſtellen ſich einander gegenüber und ſchlagen abwechslungsweiſe mit der flachen Hand bald auf ihre Knie, bald auf die flache Hand der Gegenüberſtehenden, ſo wie der beiderſeitigen Nachbarn. Die Geſchicklichkeit bei dieſem Spiel beſteht darin, daß die Hände bei einer Menge verſchiedener Touren im Schlagen nie aus der beſtimmten Ordnung kommen. Es wird unter Begleitung einer äußerſt eintönigen Melodie aufgeführt.

„Alle dieſe Bewegungen, welche überdieß ſehr geſchmeidig waren und von gut gewachſenen Männern, wie ſie es hier gewöhnlich ſind, ausgeführt wurden, haben wirklich viel Anmuth; nur muß man die gezwungene Bewegung des Kopfes ausnehmen. Alles geſchieht nach dem Takte einer Melodie, welche mit tiefer und erzwungener Stimme geſungen wird, wie etwa von einem engbrüſtigen Menſchen, was ſehr unangenehm lautet. Die Tänze haben beſondere Regeln; nicht nur dürfen die Frauen keinen

---

*) Wir glauben, daß ſie dieſe Worte zufällig angewendet haben, nachdem ſie von den rohen Matroſen bei jeder Gelegenheit zu einander hatten ſagen hören: sacré gamin.

**) Einige unſerer Gefährten glaubten auch zu hören: si vulpe (si vous plait); ich aber hörte es nicht. Lütke.

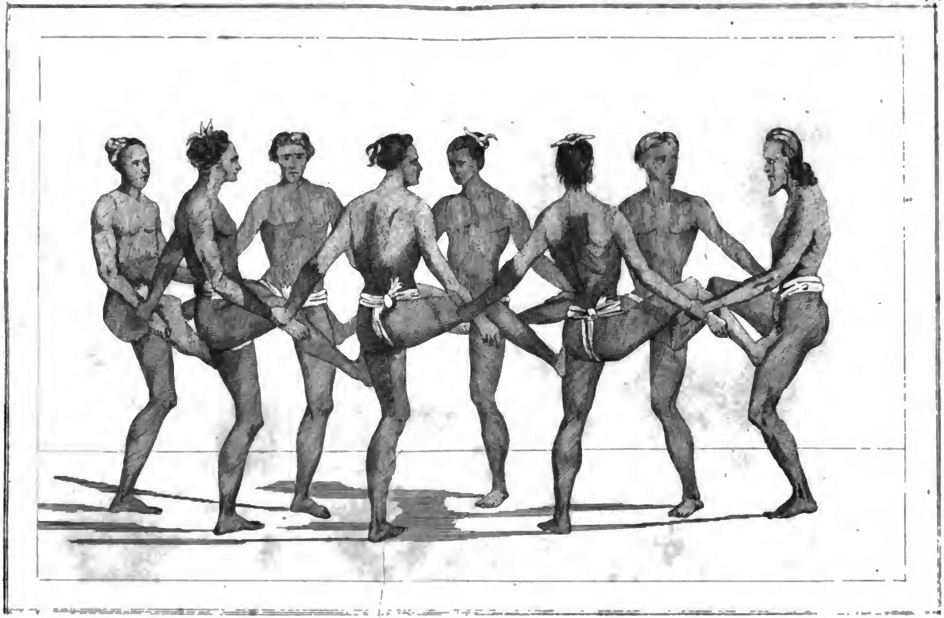
***) Die zwei folgenden Verſe ſchienen ihnen am beſten zu gefallen:

Soude uagma, catanazie, combien non non
La sacryca (bis), nin nin couluca (bis).

Hier finden ſich wieder rein franzöſiſche Wörter, welche weder Sinn noch Zuſammenhang haben.

CAROLINEN INSELN

101.



Tanz.

Antheil daran nehmen, ſondern, wie es ſcheint, können auch die Männer nur nach einer gewiſſen Wahl mit einander tanzen. Bei dieſen Tänzen legen ſie um den Arm unter den Ellbogen in Form von Ringen geſchnittene Muſcheln, welche ſie Mock nennen; ſie berühren einander mit den Beinen oder ſchlagen einander mit Stäbchen.„*)

„Wir ſahen bei ihnen keine Art von Hazardſpiel, auch keine gymnaſtiſche Uebung, weder Ringen, noch Schießen nach einem Ziele u. ſ. w. Alle dieſe Beſchäftigungen ſtehen ſchon mehr in Beziehung auf den Krieg oder die Jagd wilder Thiere, und ſie wiſſen von beiden Nichts. Bei allen dieſen Spielen betrachtet man den Gegenpart gerne als ſeinen Feind, und ein hervorſtechender Zug im Charakter der Ualaneſer iſt, einander als Brüder zu betrachten. Sie haben durchaus keine Waffe, noch einen Stock, welche gegen Menſchen beſtimmt wären; ſie können alſo wie es ſcheint, nicht die geringſte, ja nicht einmal die entfernteſte Idee vom Kriege haben. Gibt es ein ähnliches Beiſpiel auf Erden? — Auf Ualan gibt es auch Seetrompeten (triton variegatum), deren Schall auf allen Inſeln des großen Oceans ein Kriegsſignal iſt; hier aber ſind ſie auf dem Altare Nazuenziaps niedergelegt und werden nur bei religiöſen Feierlichkeiten gebraucht.“

Nichts gleicht nach Lütke der bewunderungswürdigen Gutmüthigkeit dieſes Volkes, wie man ſie ſonſt ſchwerlich auf Erden finden dürfte. „Sie wiſſen nichts von heftigen Aufregungen; ſie zerreißen ſich die Haut nicht mit Haifiſchzähnen, um eine Trauer kund zu geben, welche gleich nachher wieder vergeſſen wird; ein trauriges Geſicht und niedergeſchlagene Augen zeigen an, was in ihrem Innern vorgeht. Ihre Freude artet nie in Ausgelaſſenheit aus; ſondern ſie geben ſie durch Umarmungen und fröhliches Lachen kund. Einem Unbekannten kommen ſie nicht mit einem Palmzweige oder mit einem andern Friedenszeichen entgegen, weil ſie keinen andern Zuſtand kennen, als den Friedenszuſtand. Im erſten Augenblick nehmen ſie durch eine offene Freundlichkeit und ein kindliches und unveränderliches Zutrauen ein. Die Ruſſen fanden immer an ihnen Sanftmuth, Redlichkeit und einen immer ſich gleich bleibenden und feſten Charakter.

Der Meinung Leſſons, daß die Ualaneſer mongoliſchen Urſprungs ſind, kann ich nicht beitreten; da aber dieſe Bemerkung den Bewohnern des ganzen Carolinenarchipels gilt, ſo werde ich davon ſprechen, wenn dieſes Volk beſſer bekannt ſeyn wird. Was die Bewohner von Ualan betrifft, ſo ſind, ob ſie gleich zu derſelben Raſſe gehören, wie die Bewohner des ganzen Carolinenarchipels, wirklich Spuren vorhanden, welche darauf hinzudeuten ſcheinen, daß ſie mit den Japaneſern verkehrten, und von ihnen einige Ceremonien des Kultus von Sin-To, dem älteſten Japan, entlehnten. Dieſer Kultus gründet ſich auf den Dienſt unſichtbarer Geiſter, welche Sin und Kami heißen, und denen zu Ehren man Tempel, Mia, errichtet. Das Symbol der Gottheit wird in die Mitte des Gebäudes geſtellt; es beſteht in Papierſtreifen, welche an Stäbchen von Finokiholz (thuya japonica) gebunden werden. Dieſe Symbole, Go-Fei genannt, finden ſich in allen Häuſern des Landes, wo man ſie in kleinen Mia's aufbewahrt. Neben dieſe Kapellen ſtellt man Blumentöpfe mit grünen Zweigen des Sakari (cleyeria kämpferiana), und bisweilen der Myrte und Fichte. Auch

*) S. Blatt 101.

ſtellt man dazu zwei Lampen, eine Theetaſſe und mehrere mit Sake (japaniſchem Weine) gefüllte Gefäße, ferner eine Glocke (sutsu), Blumen (fanatate), eine Trommel (taiko), und andere neben den Tempel Kami's geſtellte muſikaliſche Inſtrumente, auch einen Spiegel (kagami), als Symbol der Seelenreinheit. Die Dairi, welche als die Abkömmlinge der Gottheit angeſehen werden, führen den Titel ten-si (Söhne des Himmels). Bei der Einweihung eines jeden Dairi nimmt man das Maß ſeiner Größe mit einem Bambusſtabe, den man in dem Tempel aufbewahrt, und nach ſeinem Tode wird er als ein Kami oder Geiſt verehrt. Dieſe hölzernen Stäbchen, mit grünen Zweigen und muſikaliſchen Inſtrumenten umgeben, erinnern uns ſtark an die mit Sekablättern und Tritonsmuſcheln umgebenen Stäbchen Sitel-Nazuenziaps. Nehmen wir dazu, daß ten-si oder Siten von den Ualaneſern wie Sitel ausgeſprochen wird, die Aehnlichkeit zwiſchen Seka und Sake, und den ganz japaneſiſchen Laut einiger in ihren Gebeten aufgeführten Namen, wie z. B. kajuasin-liaga, kajua-sin-nionfu, ſo werden wir unwillkürlich auf die Vermuthung geführt, daß in irgend einer Zeit ein japaneſiſches Fahrzeug an dem Ufer von Ualan gelandet und daß die Mannſchaft deſſelben den Inſulanern ihre Traditionen und Ceremonien gelehrt habe, die natürlich mit der Zeit große Veränderungen erfahren mußten.

Mertens fügt noch hinzu: „Es iſt unbegreiflich, daß Leſſon der Geſichtsbildung der Caroliner einen japaneſiſchen Urſprung beilegen konnte, da ſie doch nicht minder als die unſerige von den Bewohnern Japans verſchieden iſt.“

Die Inſel Ualan, ſchreibt Lütke, gibt für Seefahrer einen guten Anhaltspunkt, beſonders für die Fahrzeuge, welche in dieſen Gegenden Wallfiſche fangen, und die Schiffe, welche den öſtlichen Weg nach China einſchlagen. Ein ſchönes Klima, ein gutmüthiges Volk, ein Ueberfluß an Früchten, welche eben ſo gut, wie thieriſche Nahrung, zur Herſtellung der Kräfte einer Mannſchaft nach einer langen Fahrt beitragen, machen es dazu geſchickt. — Man darf nicht erwarten, hier hinreichende Vorräthe zu finden, indeſſen wird man immer ſo viel bekommen, als man täglich braucht. Wilde Tauben und Hühner geben einen vortrefflichen Braten, und die Suppe davon iſt ſaftig und nahrhaft. Vier oder fünf Jäger lieferten uns ſo viel, daß man jeden Tag der ganzen Mannſchaft eine friſche Suppe zurichten konnte. Die Schnepfen ſind ein köſtlicher Braten; Fiſche und Schildkröten würden, wenn man Mittel hätte, ſie zu fangen, ein ſehr gutes Aushilfsmittel ſeyn; aber wir konnten nicht dazu kommen, und von den Einwohnern kann man nur ſehr wenige erhalten. Von Früchten kann man ſich Bananen von der gemeinen Gattung und Zuckerrohr verſchaffen, ſo viel man will. Von den Uroſſen bekommt man immer Brodfrüchte; unſere Leute gewöhnten ſich bald daran, und zogen ſie dem gewöhnlichen Brode vor. Kokosnüſſe und Bananen von der beſſern Gattung kann man nicht haben; von den erſteren bekamen wir ſo wenig, daß wir im Lauf der Woche nur zwei bis dreimal einem jeden unſerer Leute eine geben konnten. Unter die Zahl der Seevorräthe darf man nur Kokosnüſſe und Orangen rechnen; die lezteren waren zu unſerer Zeit noch nicht reif, weßhalb wir die Quantität, auf welche man rechnen kann, nicht angeben können. Was die Bananen betrifft, welche noch nicht ganz reif ſind, ſo werden ſie es vollends, wenn man ſie eine Woche aufbewahrt. Auch gibt es eine Art

Gurke, eine Baumfrucht mit ſehr dichtem und hartem Fleiſch und von runder Geſtalt, welche eingeſalzen oder in Eſſig eingemacht, eine vortreffliche Speiſe iſt; aber wir fanden nicht genug, um einen Vorrath für die ganze Mannſchaft ſammeln zu können. — Vielleicht wird Ualan mit der Zeit den Seefahrern Schweine liefern können. Das friſche Waſſer, das wir aus dem Bache ſchöpften, welcher durch das Dorf Lual fließt, ſchmeckt etwas ſalzig; allein deſſen ungeachtet hält es ſich gut und hat einen guten und geſunden Geſchmack. Gutes Brennholz gibt es nicht; man könnte große Sonneratias haben, ſo viel man wollte, aber ſie ſind feucht und nicht wohl zu trocknen.

Bemerkungen über mehrere Inſeln des eigentlichen Carolinen-Archipels.

Die nachſtehenden Bemerkungen ſind vornehmlich von **Karl Heinrich Mertens**, einem gelehrten deutſchen Naturforſcher, welcher an der im Jahr 1816 von dem Kaiſer Alexander in das Südmeer unter den Befehlen des Kapitän **Lütke** geſandten Expedition Theil nahm. Wir können nichts Beſſeres thun, als einen Auszug aus der werthvollen, nur in Deutſchland und Genf erſchienenen Denkſchrift dieſes Gelehrten zu machen. Er ſchreibt:

„Wir waren erſtaunt, ungeachtet des vollkommenen Vertrauens, das die **Lugunorer** uns bewieſen, keine einzige Frau zu Geſicht zu bekommen. Bald ſahen wir, daß man ſie unſeren Blicken entzogen habe, und daß wir nicht einmal an den Häuſern vorübergehen durften, wo ſie ſich befanden. Wenn es ſchien, als wollten wir uns ihnen zufällig nähern, ſo wandten unſere Führer beinahe Gewalt an, um uns abzutreiben, indem ſie das Wort Farak! Farak! ausriefen, was uns endlich höchſt widerwärtig wurde, und immer noch in unſeren Ohren forttönt. Indeß war, wenn ſie uns veranlaſſen wollten, einen anderen Weg einzuſchlagen, in ihrem Benehmen ſo viel Artigkeit, daß man unmöglich böſe auf ſie ſeyn konnte, ob ſie gleich ohne Unterlaß ihren Ausruf wiederholten; endlich mußten wir lachen. Jeder Häuptling hatte mehrere Häuſer zu ſeiner Verfügung; in dem erſten wohnte er; das zweite war auf dieſelbe Weiſe erbaut, wie das große Haus, in welches man uns bei unſerer Ankunft eingeführt hatte, nur hatte es mehr Zimmer, wo wir oft Kindergeſchrei hörten, ohne daß man uns geſtattet hätte, auch nur einen Blick hineinzuwerfen. Hier waren ihre Reichthümer niedergelegt, welche in Seilen, Matten, Kleidern, Geräthſchaften zum Fiſchfang, Steinen zum Schärfen ihrer aus verſchiedenen Muſchelarten gemachten Beile, in Meſſern und anderen europäiſchen Artikeln beſtanden. Dieſelbe Wohnung war auch noch zur Unterbringung der Piroguen bei ſchlechtem Wetter beſtimmt. Das dritte viel kleinere Haus war für die Frauen; das vierte, noch kleinere, beſtand nur aus einem kleinen Dach, das in ſchiefer Richtung beinahe bis auf den Boden herabreichte, wobei die Mauern natürlich nicht ſehr hoch ſeyn konnten; es befand ſich gewöhnlich gegenüber von dem hintren Eingang des großen Hauſes; wir ſahen die Thüre oft mit grünen Zweigen geſchmückt; es ſchien zum Begräbniſſe der Familie des Häuptlings beſtimmt zu ſeyn. Wir ſahen nur wenige Pflanzungen auf der Gruppe **Lugunor**; und die, welche wir zu Geſicht bekamen, beſtanden nur in aronähnlichen Pflanzen, welche die ſumpfigen Stellen einnahmen. Es fand ſich daſelbſt ſüßes Waſſer; wir

bemerkten nur einige kleine Pfützen, deren Waſſer oft bitter und ſchwefelhaltig war. Der untere Theil des Stammes ſehr vieler Kokosnußbäume war ausgehöhlt, um, wie wir vermutheten, als eine Art Behälter für das Regenwaſſer zu dienen; die meiſten dieſer an ihrem Fuße hohlen Stämme hatten ein viel beſſeres Waſſer als die Pfützen. Wirklich treten auf dieſen Inſeln an die Stelle der Ciſternen die Kokosbäume, ſowohl wegen des angenehmen Getränkes, das in der koſtbaren Frucht dieſes Baumes enthalten iſt, als wegen des Saftes, das die Bewohner des Landes in der Zeit, wo dieſer Baum beinahe keine Früchte mehr hat, aus demſelben zu ziehen wiſſen. Dieſe Jahreszeit iſt für die armen Einwohner äußerſt hart, weil ſie nur wenige Erzeugniſſe des Pflanzenreichs beſitzen, welche ſich ſo lange halten können, als es nöthig iſt. Ueberall fanden wir auf allen anderen Gruppen der niederen Carolinen, welche wir nach Lugunor beſucht haben, daſſelbe Volk wieder: die nämliche Gaſtfreundſchaft, die nämliche Leutſeligkeit und ſogar die nämliche Munterkeit, welche es charakteriſiren. Aber auf keiner dieſer Gruppen fanden wir die Ausgelaſſenheit, welche, wie man annimmt, auf allen Inſeln des unermeßlichen ſtillen Oceans herrſche. Die weiten Reiſen, welche die Eingebornen unternehmen, ihre häufigen Beſuche bei ihren Nachbarn, ſo wie ihre Ausflüge, obwohl auch nach europäiſchen Kolonien, haben in der merkwürdigen Unſchuld ihrer Sitten Nichts verändert, noch das Gelüſte in ihnen erweckt, ſich fremdes Gut auf unrechtmäßigem Wege anzueignen. Man könnte glauben, ihr Handelsgeiſt habe ſie zu rechter Zeit, bei Anderen Das achten gelehrt, was ſie ſelbſt nur mit Mühe erworben haben, und deſſen Werth ſie zu würdigen verſtehen. Die Bewohner der Uletai-Gruppe (wohl Uleai oder Mea-Juli?) und der einzelnen Inſel Feis waren, was ihre Weiber betrifft, minder ſtreng gegen uns; ſie erlaubten ihnen, in unſerer Geſellſchaft zu verweilen, und in kurzer Zeit entſpann ſich das innigſte Band zwiſchen uns. Ungeachtet dieſer Innigkeit und des gränzenloſen Vertrauens, das man uns ſchenkte, konnte ſich doch kein Mann von der Seniavine rühmen, von einer Schönen der niedrigen Inſeln des Carolinenarchipels irgend eine Gunſt erhalten zu haben. Die Männer ſind gut gewachſen.*) Die Schönheit der Weiber kann man nicht rühmen; ſie ſind ſogar eher häßlich; ihre unterſcheidenden Züge ſind ein ſehr kleiner Wuchs, ein breites Geſicht, und wenn kaum die erſte Blüthezeit vorbei iſt herabhängende Brüſte; ſie gehen nackt, wie die Männer, nur um die Lenden haben ſie einen Gürtel von geſtreiftem Gewebe gebunden."

Wir wollen in dieſen Bemerkungen nicht weiter fortfahren, ohne hier die Lage der Uleai- und nicht Uletai-Inſeln anzugeben. Dieſe Gruppe, welche nur 15 Meilen im Umfang hat, wurde auf den alten Charten als 30 Mal größer bezeichnet. Sie beſteht aus den Inſeln Angaligarail und Farailes, Motogozeu, Fetalis, Raur und 17 anderen. Die Südſpitze der Inſel Raur, der öſtlichſten der Gruppe, auf welcher man 4 bis 5 künſtliche Häfen findet, was vielleicht einzig iſt auf den Carolinen, liegt unter 7° 20′ 7″ nördl. Br., und unter 216° 3′ weſtl. Länge. Dieſe Inſeln wurden beſchrieben von Chamiſſo, Freycinet und beſonders von Lütke, dem Seemann, der die Carolinen am beſten beobachtet

*) S. Blatt 102.

hat. Hier iſt das Vaterland Kada's, des wilden Ulyſſes. In ihren Sitten und ihrem Charakter haben die Uleaner ſehr viel Aehnlichkeit mit den Lugunoriern. Sie ſind kupferfarbig, tragen Gürtel, wie Schürpen, und kegelförmige Hüte, wie die Chineſen.

„Auf der Inſel Feis," ſagt Mertens, „bemerkten wir bei den kleinen Mädchen eine Art Franze, welche vom Gürtel bis auf die Knie herabfiel; ſie war aus Hibiscusfaſern gemacht. Auf allen niedrigen Inſeln der Oſtſeite bemerkten wir, daß die Art der Tätowirung ganz gleich war, und in einigen regelmäßigen Linien beſtand, welche den Schenkeln, Beinen und der Bruſt entlang angebracht waren. Man verſicherte uns, die Weiber tätowiren ſich überdieß ſehr zierlich auf den Theilen, welche durch den kaum erwähnten Zeugſtreifen verdeckt ſind. An mehreren Weibern bemerkten wir einen anderen ſehr ſeltſamen Schmuck. Er beſteht in einer oder mehreren Linien auf Schultern oder Armen, die durch kleine Beulen gebildet werden. Man bringt dieſe Beulen herab, indem man in früher Jugend kleine Einſchnitte macht, und dieſe mit gewiſſen Baumſäften beſtreicht, geriebene, oder auch mit einer Art Moxa, welche man auf dem Theile brennen läßt, auf welchem man die Linien zu ziehen wünſcht. Dieſe Zeichen ſind unauslöſchlich; man behält ſie ſein ganzes Leben hindurch. In der Zeit, wo die Puſteln eitern, gleichen ſie ſehr viel den Kuhpocken, ſo daß man, wenn man ſie zum Erſtenmal ſieht, glaubt, man habe bei dieſen Inſulanern Etwas gefunden, was die Stelle dieſer für das Menſchengeſchlecht ſo koſtbaren Entdeckung vertrete. Die Weiber ſchmücken ſich auch mit Halsbändern, welche aus verſchiedenen indiſchen und europäiſchen Fabrikartikeln gemacht werden, und mit breiten Armbändern aus Schildkrot und Perlmutter, welche ſie ſowohl an den Handgelenken, als über dem Fußknöchel tragen. Sie ſind ſehr gefallſüchtig, ſelbſt bei den älteſten Frauen bemerkt man noch Neigung zur Coquetterie. Sie forderten unaufhörlich Glasperlen zu Halsbändern, und zeigten zugleich auf die Länge des Halſes, um uns begreiflich zu machen, wie viel ſie zu haben wünſchten; aber kaum hatte man ihre Forderungen befriedigt, ſo ſtreckten ſie von Neuem die Hand aus, ſo daß es ſchwer war, ſie zufrieden zu ſtellen, beſonders da ſie ſich gewöhnlich in großer Anzahl einſtellen. Auf Uletai kamen die Weiber ganz nahe an unſer Schiff heran; aber nie kamen ſie in den Canots der Männer. Ob ſie gleich unaufhörlich ihre Forderungen wiederholten, um noch mehr Geſchenke zu erhalten, ſo nahmen ſie dieſelben doch mit einer Art Weigerung an, was uns ſehr beluſtigte. Einige trugen hübſche ungefähr zwei Finger breite Gürtel von Kocosnußholz und weißen Muſcheln, welche ſo geſtellt waren, daß ſie an die Moſaiken unſerer eleganten Salons erinnern. Da ich ſehr gerne eine gehabt hätte, ſo bot ich ihnen einen in ihren Augen ſehr hohen Preis für dieſen einzigen Artikel; aber die Weiber ſteigerten ihre Forderungen jedesmal ſo hoch, daß ich mir unmöglich einen verſchaffen konnte. Uebrigens legen ſie, wie es ſcheint, einen hohen Werth darauf. Ich ſah bisweilen auch Männer ſich damit ſchmücken; aber ſie gaben ſie eben ſo wenig ab, und führten als Grund ihrer Weigerung an, daß dieſer Schmuck ihren Weibern gehöre."

Die ruſſiſche Expedition fand auf Murileu einen jungen Engländer, Namens William Floyd aus Glouceſter, welcher von einem Wallfiſchfänger auf der Inſel gelaſſen worden war, und 18 Monate daſelbſt zugebracht hatte. Lütke nahm ihn an Bord, und man benützte dieſen

Umſtand, um ſeine Beobachtungen über die Sitten dieſer Inſulaner zu ſammeln. Hier folgt ein Auszug aus dem Berichte, den er dem Dr. Mertens erſtattete:

„Es herrſcht nur ein Häuptling auf den Gruppen Fananu und Murileu, und die 20 Inſeln, woraus ſie beſtehen, bezahlen dieſem oberſten Häuptling, der in ihrer Sprache Tamol heißt, einen jährlichen Tribut, welcher in Brodfrüchten, Kokosnüſſen, Matten u. ſ. w. beſteht. Sonderbar iſt es, daß eine einzige Inſel der Fananugruppe von dieſem Tribute frei iſt, daß die Bewohner dieſer Inſel, obgleich auf dem nämlichen Riffe jeden Verkehr mit ihren Nachbarn vermeiden, die doch nur einige Schritte von ihnen entfernt ſind, daß ſie ſich nichts aus dem Häuptlinge machen und ſogar ſich weigern, ihn anzuerkennen.“

Obgleich der Tamol ſelbſt auf den Fiſchfang ausgeht, ſo unterläßt man es doch nie, das Schönſte und Seltenſte des allgemeinen Fanges für ihn zurückzulegen. Seine Unterthanen unterhalten ihn völlig; Alles, was er befiehlt, wird als ein ausdrückliches Geſetz betrachtet, obgleich dieſe Geſetze nicht in ihrer ganzen Strenge gehalten werden. Der Häuptling iſt, wie ſeine Unterthanen, den Geſetzen unterworfen. Wenn z. B. der Tamol ſich zum zweiten Male verheirathen will, muß er die Abgabe bezahlen, die einem Jeden auferlegt wird, der eine neue Verbindung eingehen will. Er hat kein Recht auf die Frauen ſeines Landes, und kann ſich mit keiner verbinden, wenn er nicht zuvor ihre Einwilligung erhalten hat.

„Die Greiſe der Inſel werden gewöhnlich zu Richtern gewählt; ihr Tadel wird als die härteſte Strafe angeſehen, welche man empfangen kann. Sind die Sachen verwickelt, ſo appellirt man an den Tamol, der große Vortheile daraus zieht; denn ſeine Unterthanen müſſen ihm für ſeinen Urtheilsſpruch Geſchenke bringen. Man muß aber geſtehen, daß er gewöhnlich Streitigkeiten und Uneinigkeiten, welche ſich unter dem Volke erheben könnten, zu verhüten ſucht, und in ſolchen Fällen ſein perſönliches Intereſſe ganz auf die Seite ſezt. Nie verlaſſen ihn die Parteien, ohne ausgeſöhnt zu ſeyn. Die Würde des Tamols iſt nicht erblich, und in keinem Falle kann der Sohn des Vaters Nachfolger ſeyn. Wenn er geſtorben iſt, wendet man ſich an ſeinen Bruder, und hat er keinen, ſo wird die Würde einem ſeiner beſten Freunde übertragen. Der Gewählte kann die angebotene Würde nicht ausſchlagen. Dem Weiſeſten und Gerechteſten gibt man den Vorzug vor dem Reichſten oder Mächtigſten.“

In dem Gemälde, welches Mertens ſelbſt von den Carolinern entwirft, ſcheint er ihnen ein wenig geſchmeichelt zu haben:

„Die Caroliner,“ ſagt er, „wenigſtens die der niederen Inſeln, ſind wegen ihres liebenswürdigen Charakters würdig, dieſes köſtliche Land zu bewohnen. Die der hohen Inſeln dagegen ſind dem Kriege ergeben, und verdienen weniger Antheil. Die erſteren ſind von höherem Wuchſe, als die malaiſchen Raſſen, ungefähr 5 Fuß 6 Zoll (engliſch) groß. Sie ſind ſanft, mäßig, und haben ein den anderen Polyneſiern unbekanntes Gefühl für Gerechtigkeit. Sie, die nicht wild, ſondern in der Kindheit der Civiliſation ſind, ſind gutmüthig, ſanft, naiv, lebhaft, und haben eine angenehme Geſichtsbildung, welche außerordentlich für ſie einnimmt; Gutmüthigkeit ſpricht ſich in allen ihren Zügen aus. Ihr Haar iſt dick und hat eine ſchöne kaſtanienſchwarzbraune (ſehr ſelten rothe) Farbe; es iſt gewöhnlich in einen großen Knoten zuſammengebunden; ſie haben eine ſehr hohe, aber ein

Eingeborne beiden Geschlechts.

wenig rückwärts gehende Stirne, eine gut ausgedrückte, aber platte und breite Naſe, einen ſehr großen Mund, dicke Lippen, Zähne weiß, wie Elfenbein, gut geſchlizte und mit prächtigen Wimpern beſezte Augen, eingedrückte Schläfe, nicht ſehr hervorſpringende Backenknochen, ein hervorragendes Kinn mit einem bisweilen dicken, im Allgemeinen jedoch dünnen Barte. Man hat gewöhnlich dieſe Völkerſchaften unter dem allgemeinen Namen der malaiſchen Raſſe zuſammengefaßt; aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks, um ſie von den wahren Malaien, welche die Inſel Sunda, Timor u. ſ. w. bewohnen, und ſelbſt von den Tagaien und Biſſayen der Philippinen zu unterſcheiden. Mehrere Nationalverſchiedenheiten der Bewohner dieſer Inſel entgehen dem Beobachter nicht, beſonders wenn man die Inſeln, welche gegen Weſten gelegen ſind, mit den öſtlichen vergleicht. Die Bewoher der Seniavinegruppe ſcheinen ſich ſowohl durch die Bildung ihrer Züge, als durch ihre Kleidung und ihre Gewohnheiten von allen anderen zu unterſcheiden. Die meiſten ſind nackt bis auf einen Gürtel, welchen ſie um die Lenden tragen; einige tragen überdieß eine Art Mantel, der viel an den öfters ſchon genannten Poncho der Bewohner von Chili erinnert. Er gleicht durch ſeinen Schnitt einem Meßgewande; nur iſt er kürzer, denn er fällt nicht einmal bis auf die Kniee herab. Andere tragen einen großen pyramidenförmigen Hut von Pandanusblättern, der ſie vollkommen gegen die Sonnenſtrahlen ſchüzt. Halsbänder von Muſcheln, Blumen oder der holzartigen Schale der Kokosnuß, Blumen in den Haaren und hinter den Ohren ſind die Zierrathen, welche ihren Anzug vollſtändig machen. Sie nehmen die Seeleute, welche ſie beſuchen, mit Vergnügen auf, und bezeigen die größte Freude, ſie bei ſich zu ſehen. Sie haben Intereſſe für Alles, was ſie ſehen, und beſonders für Alles, was auf Schiffe und Schifffahrt Bezug hat, und ſammeln alle möglichen Erkundigungen über Fahrzeuge. Ohne Furcht und ohne Mißtrauen tauſchen ſie ihr Waaren gegen europäiſche Fabrikartikel aus. Sie geben Kokosnüſſe, Fiſche, Muſcheln, verſchiedene Theile ihrer Kleidung, Geräthſchaften zum Fiſchfang, Hühner u. ſ. w. und nehmen gerne Eiſen, beſonders Meſſer und Meiſel, die einen unſchätzbaren Werth für ſie haben; auch ſchätzen ſie beſonders Nadeln hoch; ihre höchſte Bewunderung aber erregen Beile. Große Freude machen ihnen auch Quincailleriea rtikel, Glasperlen, Spiegel, Zeuge, Schnupftücher. Im Allgemeinen geben ſie Allem, was ihnen von einigem Nutzen ſeyn kann, weit den Vorzug vor Luxusgegenſtänden. Sie handeln wie wahre Kaufleute, geben Nichts umſonſt, aber weigern ſich niemals, den Artikel zu liefern, welchen man ſich unter ihren Waaren auswählt, nachdem ſie den bedungenen Preis erhalten haben; ſie geben oft ſogar zum Voraus ab, in der Ueberzeugung, daß man ſie mit dem nämlichen Vertrauen und der gleichen Billigkeit behandeln werde. Wenn ſie mit Europäern zu Tiſche ſitzen, beobachten ſie den größten Anſtand, gebrauchen Meſſer, Gabeln und Löffel mit vieler Ungezwungenheit und verſichern, daß die Suppe und die anderen Speiſen, welche man ihnen vorſezt, nach ihrem Geſchmacke ſeyen, wobei ſie ausrufen: mammal (gut). Zucker, Zwieback und Reis ſind ihre Lieblingsſpeiſen, aber Branntwein und ſogar Wein verabſcheuen ſie. Trinkgläſer erregen wegen ihrer Durchſichtigkeit ihre lebhafteſte Bewunderung. Unmöglich kann man gutmüthigere Leute treffen, als dieſe Inſulaner. Da ſie den Gebrauch und Werth der Dinge, welche ſie ſehen, durchaus nicht verſtehen, ſo iſt das Erſte, was ſie

thun, daß ſie die Hand darnach ausſtrecken, und ſie anfaſſen, um ſie näher zu unterſuchen. Man kann ſich denken, wie wenig ſie verſtehen, Sextanten, Uhren u. ſ. w. zu handhaben; aber es bedarf nur einer einzigen Bemerkung, um ſie zurückzuhalten, und man darf gewiß ſeyn, daß ſie dieſelben nicht mehr berühren, und überdieß noch die Abweſenden von dem Verbote unterrichten werden, welches auf dieſen Gegenſtänden ruht. Es entſpinnt ſich zwiſchen ihnen und den Fremden eine innige Freundſchaft. Sie widerſetzen ſich keinem Wunſche der lezteren, ſitzen ruhig nieder, wenn man ſie zeichnet, tanzen, wenn man es wünſcht, und thun Alles, um ſich gefällig zu zeigen. Sie gehen gerne mit Seefahrern um, ſprechen mit ihnen von Dem, was auf den benachbarten Inſeln vorgeht, unterhalten ſie von ihren Weibern und Kindern und verſprechen ihnen zum Voraus alle Produkte ihrer Inſel, wenn man ſie nur beſuchen wolle. Wie ſchon bemerkt, ſind ſie große Liebhaber von Zwieback und Zucker, beſonders vom leztern; mit Vergnügen ſieht man ſie ein kleines Stück davon zurückbehalten, es ſorgfältig in ihre Beutel, die ſie in der Hand halten, ſtecken, ſich in's Meer werfen, um zu ihren Canots zu gelangen und es ſchnell ihren Weibern und Kindern zu bringen. Troz des lebhafteſten Wunſches, manche Gegenſtände, welche ſie ſehen, zu beſitzen, ſtehlen ſie doch niemals. Sie begnügen ſich mit Dem, was man ihnen gerne geben will, und nehmen es keineswegs übel, wenn man ihnen eine Bitte abſchlägt. Wenn ſie auf einem Schiffe ſind, gehen ſie bald auf das Oberlof, bald auf das Zwiſchendeck, bald in die Kajüten, und mißbrauchen niemals das Vertrauen, welches man in ſie ſezt, noch die Freiheit, welche man ihrer Neugierde zugeſteht. Gegen ihre Häuptlinge zeigen ſie die vollkommenſte Unterwürfigkeit; übrigens kann man unmöglich einen Ranguntерſchied unter ihnen bemerken; ſie ſcheinen alle der nämlichen Klaſſe anzugehören, und legen keine beſondere Ehrfurcht gegen Die an den Tag, welche doch als Fürſten und Herren dieſer Inſeln angeſehen werden. Sie bitten dringend, daß man ſie beſuche, und einige Zeit bei ihnen verweile, und laſſen nicht nach mit ihren Bitten, bis man ihnen das Verſprechen gegeben hat, daß man ihrer Einladung folgen wolle. Dann glänzt die lebhafteſte Freude auf ihrem Geſichte. Sie haben keinen Neid und ſind niemals eiferſüchtig auf Das, was man Anderen gibt. Immer fröhlich und zufrieden ſcheinen ſie die Unſchuld und Einfachheit der erſten Kindheit bewahrt zu haben, und nie ſieht man Streitigkeiten unter ihnen. — Ueber die weiße Hautfarbe der Europäer wundern ſie ſich ungemein. Beim Anblick unſerer entblößten Arme und Bruſt blieben ſie wie eingewurzelt ſtehen und räumten unſerer Farbe einen ſo großen Vorzug ein, daß ſie gleichſam eine Art Abneigung gegen die ihrige bekommen. Um ihre Bewunderung an den Tag zu legen, drücken ſie Bruſt und Arme feſt an ſich, beriechen ſie und brechen bei ihrem Anblick und ihrer Berührung in die lebhafteſte Freude aus.“

Verhältniß zwiſchen Mann und Frau.

Dieſe Inſulaner haben gewöhnlich nur Eine Frau; indeß haben einige Individuen auch mehrere. Dr. Mertens ſagt: „Wer ſich mit einer Frau verbinden will, beginnt ſeine Erklärung damit, daß er ihr Geſchenke anbietet, welche auf der Stelle angenommen werden, wenn der Vorſchlag gefällt. Sobald das Mädchen ihrem Vater die von ihr angenommenen Geſchenke überbracht hat, ſo ſteht dem Zukünftigen das Recht zu, die Nacht mit ihr zuzubringen, obgleich die Ehe erſt am folgenden Tage geſchloſſen

wird. Man darf nicht glauben, daß die Hochzeit bei dieſem Volke viel Umſtände mache; im Gegentheil geht Alles ohne Zurüſtungen, ohne irgend eine Feſtlichkeit vor ſich; die ganze Ceremonie beſteht in der Einwilligung, welche das Mädchen gibt, mit Dem zu leben, der ſie ſich zur Gefährtin auserſehen hat, und in dem Abſchied von ihren Eltern. Gefallen beide einander nicht, oder werden ſie einander überdrüſſig, ſo trennen ſie ſich eben ſo leicht, als ſie ſich verbanden. Verheirathet man ſich zum Erſtenmale, ſo darf man keine Abgabe bezahlen; ſchließt man aber ein neues Band, ſo muß man eine gewiſſe Anzahl Matten oder Früchte entrichten; findet eine Trennung zwiſchen beiden Ehegatten ſtatt, ſo gehören die Kinder dem Vater, und die Mutter behält kein Recht über ſie. Der Mann, welcher jederzeit voll Rückſicht für ſeine Frau iſt, verdoppelt ſeine Sorgfalt und Aufmerkſamkeit während ihrer Schwangerſchaft. Sobald man dieſen Zuſtand bemerkt, arbeitet ſie nicht mehr und bleibt beinahe immer zu Hauſe in Matten eingehüllt; in dieſer Zeit bedient ſie der Mann. Den Männern iſt es nicht erlaubt, mit ihr zu eſſen; aber die kleinen Knaben, welche noch keinen Gürtel haben, dürfen es; nur ſie dürfen ihr die Kokosnüſſe bringen, deren ſie eine Menge bedarf, weil ſie kein anderes Getränke zu ſich nehmen darf, als die Milch dieſer Frucht; jedoch ſind ihr mehrere Arten von Kokosnüſſen und Brodfrüchten ſtrenge verboten. Naht die Zeit der Niederkunft heran, ſo verſammeln ſich pflegende Frauen um ſie; ſobald die Wehen anfangen, erheben dieſe Weiber ein Geſchrei und einen Geſang, damit der Gatte das Schreien ſeiner Frau während der Entbindung nicht höre. Dieſe Weiber ſind ſehr geſchickte Hebammen und kennen verſchiedene Kunſtgriffe und Geheimniſſe, um die Geburt des Kindes zu erleichtern. Man hört nie von einer unglücklichen Niederkunft, noch von einer Mißgeburt; dieſe Zufälle ſcheinen ihnen gänzlich unbekannt zu ſeyn. Zwei Tage nach der Niederkunft badet die Mutter in ſüßem Waſſer, und erſt nach Verlauf von 5 bis 6 Monaten beginnt ſie ihre Arbeiten wieder. Die Mütter entwöhnen ihre Kinder nicht zu der Zeit, wo es bei uns gewöhnlich geſchieht, ſondern viel ſpäter; es gibt Mütter, die ſogar bis zum zehnten Jahre ſäugen, wie die Völker, welche in der Behringsſtraße wohnen. Während ihrer Schwangerſchaft iſt es ihnen nicht geſtattet, ſich das Geſicht gelb zu bemalen, eine Farbe, die ganz nach ihrem Geſchmack iſt, und wodurch ſie ihre Reize zu erhöhen glauben; auch dürfen ſie ſich keines Oels für die Haare bedienen. Bäder in ſüßem Waſſer ſind ihnen verordnet, und es ſind eigene Waſſerbehälter dafür angewieſen. Auf den meiſten Inſeln iſt es den Männern verboten, daraus ihren Durſt zu ſtillen, ſogar ihnen nur nahe zu kommen. Wenn ein Mann ſeine Frau ſchimpft oder mißhandelt, ſo führen ſie ihre Freunde ſogleich aus ſeinem Hauſe weg; eine Nachſicht und Rückſicht, welche auf's Höchſte getrieben wird; denn ſelbſt in dem Falle, daß ein Ehemann ſeine Frau auf dem Ehebruche ertappt, könnte er ihr keine andere Strafe auferlegen, als ihr einige Tage lang ſein Haus verbieten. Der Verführer dagegen kommt nicht ſo leicht davon; der Ehemann wirft ſich mit einem gräßlichen Geſchrei, das die ganze Bevölkerung der Inſel herbeizieht, auf ihn, und greift ihn mit einer kleinen Waffe aus Haifiſchzähnen an, die ſo ſpitzig ſind, daß man die Schrammen, die er zur Strafe für ſein Verbrechen erhalten hat, lange noch ſieht. Die Wuth des Mannes ſteigt im erſten Augenblicke auf's Höchſte, er athmet nur Rache,

und ſogar das Leben des Ehebrechers iſt in Gefahr, wenn er ſchwächer iſt, als der Ehemann. Aber gewöhnlich kommt das Volk dazu und hindert es, daß die Sache ſo weit kommt; es ſucht ihn zu beruhigen, und es gelingt ſogar, ſie wieder auszuſöhnen. Gewöhnlich begnügt ſich der Ehemann bei einer ſolchen Gelegenheit mit einigen Matten, worauf Der, dem er kaum zuvor das Leben nehmen wollte, ſeine Verzeihung erhält und Alles vergeſſen wird. Solche Auftritte, wenn ſie einmal vorüber ſind, ſtören nicht im Geringſten das freundſchaftliche Verhältniß, welches vor dem Auftritte beſtand. Der auf der Uleaigruppe herrſchende Gebrauch, daß ein Mann einem Freunde, wenn er ihn beſucht, erlaubt, eine Nacht hindurch ſeine Stelle bei ſeiner Frau zu vertreten, iſt auf den weſtlichen Inſeln gänzlich unbekannt. Die Männer lieben es nicht, daß ihre Weiber Beſuche von Männern empfangen, und doch iſt es Individuen beider Geſchlechter erlaubt, ſolange ſie nicht verheirathet ſind, ganze Nächte mit einander zu plaudern und im Mondſchein zu tanzen.“

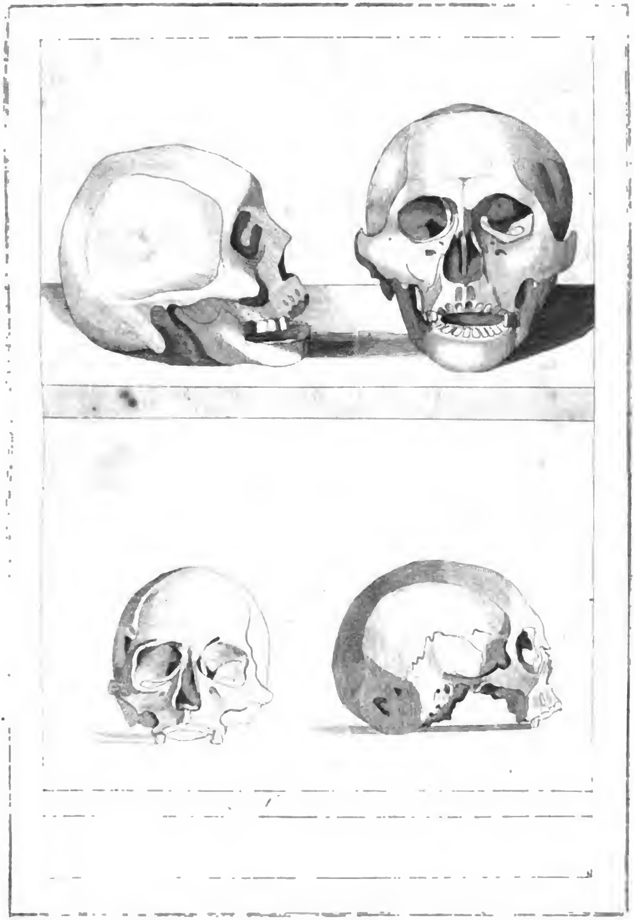
Der Engländer William Floyd verſicherte dem Dr. Mertens, daß es bei dieſen Nachtpartien beinahe immer ganz unſchuldig zugehe. Treue fordert man nur von den Frauen, welche die Geſchäfte und Pflichten von Familienvätern zu erfüllen haben. Wie viel Rückſicht auch dieſe Inſulaner gegen die Weiber beobachten, ſo haben ſie doch gewiſſe Geſetze aufgeſtellt, nach denen ſie ſich bequemen müſſen; ſo iſt es ihnen z. B. verboten, den Mund aufzuthun, wenn ſie ſich in den Häuſern befinden, wo Verſammlungen gehalten, und die Fremden beherbergt werden. Dieſe Häuſer, ſagt Floyd, liegen am Meeresufer; obgleich alle Einwohner ſich dort verſammeln, um ihre Zuſammenkünfte zu halten, ſo gehören ſie doch weder der Regierung noch dem Könige, ſondern irgend einem Inſulaner, der ſeinen Patriotismus gerne zeigen möchte. Außer dieſen Häuſern gibt es auch noch andere, welche allen unverheiratheten Männern zur Wohnung dienen; ſie ſind ebenfalls Eigenthum von Privatleuten, welche dieſes Opfer für das allgemeine Beſte freiwillig bringen.

Die Männer ſtehen ſehr frühe auf; ihr erſtes Geſchäft iſt, an das Ufer zu gehen, um ſich zu waſchen, zu baden und ihren Mund auszuſpülen. Es iſt ihnen verboten, ſüßes Waſſer dazu zu gebrauchen, und ſie ſind überzeugt, daß, wer es thun würde, vergeblich auf den Fiſchfang ausgehen würde. Das nämliche Verbot geht die Weiber an, ausgenommen in den oben erwähnten beſonderen Fällen, in welchen die Anwendung ſüßen Waſſers erfordert wird. Die Weiber müſſen ſich einen andern Badeplatz wählen, als die Männer, oder zu einer Stunde baden, wo dieſe ſich nicht an ihrem Badeplatz befinden. Der Anſtand geht ſo weit, daß es ſogar den Frauen verboten iſt, ſich in den Stunden am Ufer ſehen zu laſſen, wenn die Männer vom Fiſchfange zurückkehren, weil ſie dann, um es ſich leichter zu machen, auch ihre wenigen Kleidungsſtücke ablegen. Die Schamhaftigkeit iſt, was auch Diderot ſagen mag, etwas Natürliches; ſonſt fände man ſie nicht bei den Wilden.

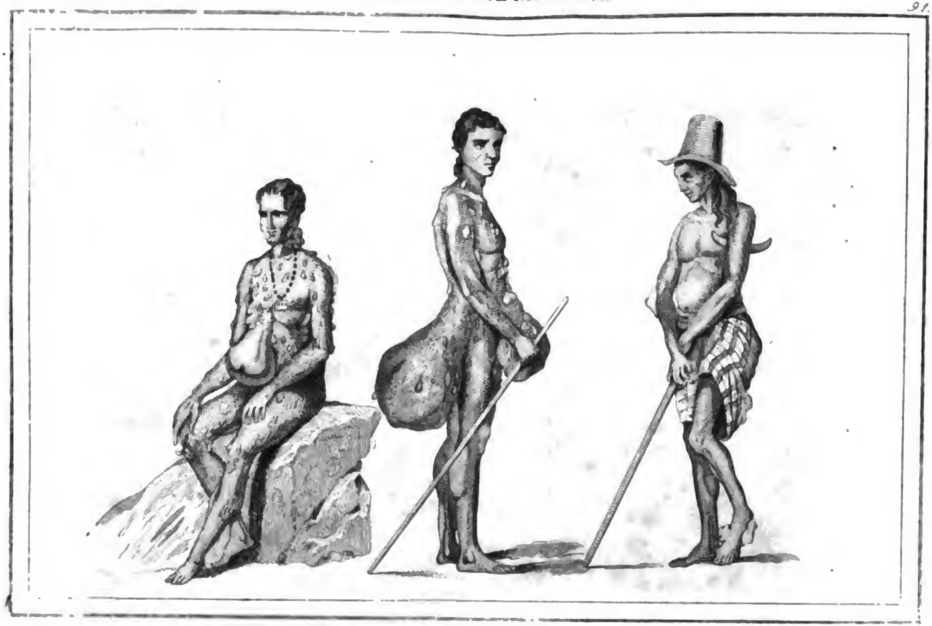
Caroliniſche Phrenologie.

Nach phrenologiſchen Grundſätzen darf man, wie bekannt iſt, dem Nationalcharakter eines Volkes oder Stammes nicht nach einem einzigen Kopfe beurtheilen; man muß immer eine gewiſſe Anzahl haben, um ſich zu verſichern, welches die bis auf einen gewiſſen Grad ausgebildeten

INSEL COUAP (CAROLINEN)



Männliche und Weibliche Schädel.



Einheimische von dem Aussatz und der Elephantiasis angesteckt

Organe ſeyen. Die Phrenologen können nun den Charakter der Caroliner an folgenden 4 Kupfern ſtudiren.*)

Im erſten caroliniſchen Kopfe, welcher bei einem Schiffbruche des Verfaſſers verloren ging, findet ſich das Organ der Fortpflanzung in hohem Grade entwickelt. Das Organ der Farbenbezeichnungen war daran entwickelt, wie bei den Chineſen; das mechaniſche Organ ziemlich; das der Eitelkeit und Zerſtörungsſucht aber in hohem Grade. Die höheren intellektuellen Fähigkeiten waren es nur wenig, da das Individuum eine nicht ſehr hohe und rückwärtsgehende Stirne hatte; in hohem Grade entwickelt aber waren Hartnäckigkeit oder Feſtigkeit. Die drei anderen Köpfe ebenfalls von todten Individuen waren von dem Offizier eines amerikaniſchen Walfiſchfängers gezeichnet, der uns mit ſeiner Zeichnung beſchenkte (S. die nämliche Tafel).

Der zweite Kopf hat eine harte und runde Stirn; er gehörte gewiß einer Frau von vortrefflichem Charakter an; das Organ der Liebe ſpringt daran nicht wenig hervor. — Die zwei anderen haben eine ſehr eingedrückte Stirne, welche thieriſche Neigungen und ſehr wenig Intelligenz ankündigen.

Krankheiten.

Zu den auf den Carolinen gewöhnlichen Krankheiten gehören folgende:

Rothlauf. — Er verſchont Niemand, ſelbſt neugeborne Kinder nicht. Es gibt nur wenige Einwohner, welche nicht davon zu leiden haben, und viele von ihnen betrachten ihn nicht einmal als eine Krankheit. Daraus entſtehen aber neue Störungen, welche man mit Recht fürchten muß; denn der Rothlauf zieht bisweilen den Brand oder den Tod nach ſich, oder läßt irgend eine Schwäche und Gebrechlichkeit zurück. Er kommt nach Dr. Gaimard, einem gelehrten und unerſchrockenen Reiſenden, beinahe immer wieder, wenn man einmal damit behaftet geweſen iſt. Die Krankheit iſt gewöhnlich ſymptomatiſch und eine Folge des ſchlechten Zuſtandes der erſten Wege, auch wohl manchmal die Folge eines unterdrückten Schweißes. Sie greift gewöhnlich die Beine und das Scrotum an, wie in den ſchleichenden gaſtro-adynamiſchen Fiebern; die Neigung zum Brande iſt ſehr groß, und gewöhnlich erfolgen die Elephantiaſis, der Fleiſchbruch oder Waſſerſuchten. Wenn der Rothlauf die Beine ergreift, und dieſer Fall iſt der häufigſte, ſo tritt er mit einem ſehr lebhaften Schmerzen in den Leiſtendrüſen auf, der ſich hernach durch den ganzen inneren Theil des Bauches bis zur großen Zehe hinabzieht; der Kranke empfindet ein Zuſammenziehen, wie wenn ein Seil um ihn geſpannt wäre. Gegen den gutartigen Rothlauf gebraucht man keine Mittel. Bei dem heftigeren Rothlauf gibt man gewöhnlich Brechmittel in ſchweißtreibenden Aufgüſſen. — Die Geſichtsroſe iſt viel ſeltener, als die beiden vorhergehenden Arten.

Ausſatz. — Auf den Carolinen und Marianen kommen die verſchiedenen Arten von Ausſatz vor, beſonders die, welche den Namen Elephantiaſis oder warziger Ausſatz erhalten hat. Der Anblick der damit Behafteten iſt das Scheußlichſte, was ich je geſehen habe.**) — Krankheiten dieſer Art ſind erblich. Man beſchränkt ſich auf die Anwendung von

*) S. Blatt 112. **) S. Blatt 21.

Palliativmitteln, wie Schlangenbrühe, erweichende, aromatiſche und Schwefelbäder, Spießglasmittel, Genuß nährenden Fleiſches, mäßige Uebung u. ſ. w. Man kann zwar nicht ſagen, daß ſie nicht geheilt werden könne, indeß iſt der Fall doch ſehr ſelten.

Geſchwüre. — Die atoniſchen Geſchwüre ſind ſchwer zu heilen in einem Lande, wo die Schwachheit des Zellgewebes ſehr groß iſt. Gegen die, welche im Gefolge der Elephantiaſis und der verſchiedenen Hautkrankheiten ſind, vermag, wie man glaubt, kein künſtliches Mittel etwas. Die Ausſatzflechten arten in Geſchwüre mit ſchwieligen Rändern aus, gegen welche eine rationelle Behandlung beinahe erfolglos bleibt.

Syphilis. — Dieſe Krankheit iſt ſehr gewöhnlich und bösartiger als in Europa. Es iſt ſchwer, ſie gründlich zu heilen. Im glücklichſten Falle folgt ihr ein Zuſtand allgemeiner Entkräftung, welcher nur ſehr langſam verſchwindet.

Ruhr. — Die Ruhr iſt endemiſch auf dem Carolinenarchipel; ſie richtet große Verheerungen an, beſonders unter den Reiſenden, und oft herrſcht ſie dort epidemiſch; aber ſie iſt nicht ſo gefährlich, wie auf Kalemantan, Timor, den Molukken u. ſ. w. Die Haupturſachen dieſer Krankheit ſcheinen zuerſt die Hitze und Feuchtigkeit des Klima's zu ſeyn, welche eine übermäßige Tranſpiration erzeugen, ſodann die Erſchlaffung der Haut- und Verdauungsorgane. — Diejenigen, welche gelbe oder ſaure Stoffe auswerfen, geneſen leichter, als die anderen; aber die Geneſung von dieſer Krankheit dauert gewöhnlich lange.

Dr. Gomez bemerkte, daß die Fiſcher, welche mit einer geſunden Arbeit den öfteren Gebrauch kalter Bäder verbinden, von den meiſten oben beſchriebenen Krankheiten frei bleiben. Man müßte alſo in Ländern, wo das ungeſunde Klima durch ſo viele Urſachen zur Schwächung der Fibern beiträgt, dieſe doppelte Uebung ſehr empfehlen.

Fiſchfang und Gewerbfleiß.

Die Caroliner zeichnen ſich beſonders durch die Kunſt aus, mit der Leine und der Angel zu fiſchen. Sie fangen mit vieler Gewandtheit fliegende Fiſche, und greifen ſelbſt den Wallfiſch an; der Kampf, den ſie mit dieſem ungeheuren Seethiere beſtehen, iſt für ſie ein Schauſpiel vom höchſten Intereſſe. Pater Cantova beſchreibt ihn, in den „Lettres édifiantes“ folgendermaßen:

„Zehn bis zwölf Inſeln bilden, wie in einen Kreis geſtellt, eine Art Hafen, wo die Gewäſſer in beſtändiger Ruhe ſind. Wenn ein Wallfiſch in dieſem Golfe erſcheint, ſo beſteigen die Inſulaner ſogleich ihre Canots; ſie ſtellen ſich auf die Meeresſeite, rücken allmälig vor, indem ſie das Thier ängſtigen, und treiben es bis in die Untiefen unweit des Landes vor ſich her. Nun werfen ſich die Gewandteſten in's Waſſer; einige ſpießen das Thier mit ihren Lanzen, andere binden große Taue um daſſelbe, deren Enden an dem Ufer befeſtigt ſind. Nun erhebt ſich ein Freudengeſchrei unter den zahlreichen Zuſchauern, welche die Neugierde an das Ufer gezogen hat. Man ſchleppt den Wallfiſch auf den Strand, und ein großes Gaſtmahl folgt auf dieſen Sieg.“

Die Bauart der caroliniſchen Piroguen hat ſchon lange einen großen Ruf erworben, und in der Schiffahrtskunde übertreffen ſie die Polyneſier. „In ihnen,“ ſagt Leſſon, „muß man wahre ſeefahrende Inſulaner erkennen,

genaue Beobachter des Laufs der Geſtirne, die eine Art Bouſſole haben, ein Inſtrument, welches, wie man weiß, ſchon lange in China und Japan vorhanden iſt, obgleich die Bewohner dieſer Länder gegenwärtig nichts weniger als gute Seeleute ſind. Der Lauf ihrer Pros, welche roth bemalt und mit verſchiedenen Subſtanzen beſtrichen ſind, ſo daß ſie wie gefirnißt ausſehen, iſt wahrhaft merkwürdig, ob es gleich nicht richtig iſt, was einige Seemänner und beſonders Anſon darüber geſagt haben; ſie machen höchſtens 5 bis 6 Meilen in der Stunde. Aber wie ſchnell kann man bei dieſen Piroguen durch eine einfache Drehung des Segels das Hintertheil zum Vordertheil machen! Die Bauart iſt auf allen Inſeln gleich, und wir hatten ſie auf den meiſten dieſer langen Archipelketten zu ſehen Gelegenheit gehabt. Dem Kriege ergeben, weil der Menſch einen natürlichen Trieb zum Kriege hat, wußten ſich die Caroliner ſehr viele Zerſtörungswerkzeuge zu machen. Jedoch fanden wir bei ihnen weder Bogen, noch Pfeile, welche nur die ſchwarzen Raſſen haben,*) auch keine Keulen und lange Wurfſpieße, welche mehr bei den Polyneſiern gebräuchlich ſind. Schleudern, Steine, ſpitzige und mit Fiſchknochen oder Gräten beſezte Stöcke, Muſchelbeile ſind die gewöhnlichſten Waffen, deren ſie ſich allgemein bedienen.“

Ein Hauptgewerbe, das dieſen Völkern ganz eigenthümlich iſt, iſt die Verfertigung von Zeugen. Die Caroliner bedienen ſich eines kleinen Webeſtuhls, um die Fäden zu vereinigen, und wenden ein Verfahren und Werkzeuge an, welche denjenigen vollkommen ähnlich ſind, deren ſich die Europäer bedienen. „Man kann,“ ſagt Leſſon, „wenn man dieſe von ſeidenartigen Fäden gebildeten gelb, ſchwarz oder roth gefärbten, auf einem zierlichen Webeſtuhl geflochtenen und mit Muſtern, welche von Geſchmack zeugen, geſchmückten Gewebe ſieht, die Quelle einer ſo vervollkommneten Kunſt nur in einer früher civiliſirten und ſchon lange zu einer Nation vereinigten Raſſe ſuchen. Warum bedienen ſich übrigens die Caroliner nie der Rinde des Brodbaumes, welcher auf den meiſten Inſeln ſo häufig vorkommt, und welche ſie nur mit einem Hammer klopfen dürften, um ſie in einen Zeug zu verwandeln? Weil ſie durch Tradition die Grundſätze einer in ihrem urſprünglichen Vaterlande ſehr vervollkommneten Kunſt ſich erhalten haben, und weil ihre Induſtrie die Anwendung zu Verfertigung der einzigen Kleidungsſtücke zu bewahren wußte, welche ihr Klima erfordert.“

Wir glauben, daß Chineſen und Japaneſer, welche auf den Carolinen gelandet ſind, die Bewohner die Webekunſt lehrten, ohne daß ſie deßhalb mongoliſchen, d. i. tartariſchen Urſprungs ſind, wie Leſſon behauptet. Wir wollen in dieſer Hinſicht bemerken, daß nach der großen chineſiſchen Encyclopädie, San-thsay-thu-hoey, geogr. B. XIII wahre Tataren nur die Mongolen und Wa-la oder die heutigen Kalmüken ſind. Die Ethnographie will, daß man Türken, Tartaren und Mandſchu's, welche tunguſiſchen Urſprungs ſind, nicht mehr verwechſele. Von den Carolinen glauben wir, daß ſie von den Daya's von Kalemantan (Borneo) abſtammen. (S. unſer allgemeines Gemälde von Oceanien.) Um übrigens wieder auf ihre Induſtrie zurückzukommen, ſo mögen hier noch die Worte eines geſchickten Beobachters und Reiſenden, der zuerſt eine freundſchaftliche Verbindung

*) Wir wollen nur von zwei ſchwarzen Raſſen Oceaniens ſprechen.

zwiſchen der Mannſchaft der Coquille und den Ualaneſern herſtellte, hier eine Stelle finden. „Mit einigem Intereſſe,“ ſagt Jules de Bloſſeville, „wird man vielleicht die Beſchreibung der Webekunſt bei einem Volke Polyneſiens leſen, das, auf ſeine eigene Hilfsmittel beſchränkt, uns beinahe die ſchönen Baumrindenzeuge der Hauaier und Taitier, die feinen und hübſchen Matten von Botuma, die ſeidenartigen Mäntel von Neuſeeland, und die berühmten Pagnes von Madagascar vergeſſen ließ. Dieſes Intereſſe ſteigt, wenn man bedenkt, daß in der alten Welt die Verfertigung von Geweben in's höchſte Alterthum hinaufſteigt, daß aber in ganz Amerika und auf allen Inſeln Polyneſiens die Erfindung eines Webeſtuhls über die geiſtigen Fähigkeiten der Bewohner ging. Gewiß iſt es weit vom Caribari oder fliegenden Schiffchen und dem mechaniſchen Webeſtuhl bis zum Katap oder einfachen Schiffchen in dem Pauſt der Caroliner; aber die Wunder unſerer Induſtrie erſcheinen weniger überraſchend, wenn man ſieht, welchen Grad von Vervollkommnung und welche Zierlichkeit in ihren Arbeiten ohne Muſter und bei ſehr einfachen Hilfsmitteln induſtriöſe, der übrigen Welt unbekannte Inſulaner erlangt haben.“

Religiöſe Ueberlieferungen der weſtlichen Caroliner.

Die älteſten himmliſchen Geiſter ſind, nach der Ueberlieferung, welche die Caroliner von ihren Vätern empfangen haben, Sabûcor und ſeine Frau Halmelöl; ihr Sohn war Eliölep, ihre Tochter Ligobüd. Der erſte heirathete Letöhiul auf der Inſel Ulea; ſie ſtarb in der Blüthe ihrer Jahre, und ihr Geiſt flog gen Himmel. Eliölep hatte von ihr einen Sohn Lögüeileng bekommen; man verehrt ihn als den großen Herrn des Himmels, deſſen muthmaßlicher Erbe er iſt. Indeß nahm ſein Vater, nicht zufrieden, nur Ein Kind aus ſeiner Ehe zu haben, Rechahuileng, einen ſehr vollkommenen Jüngling von Lamurek, an Kindesſtatt an. Nach dieſer Tradition ſtieg Rechahuileng, da er der Erde überdrüſſig war, zum Himmel auf, um die Glückſeligkeit ſeines Vaters zu genießen; ſeine Mutter lebte noch lange auf Lamurek in einem hohen Alter, und endlich ſtieg er vom Himmel in die mittlere Luftregion hinab, um leztere zu unterhalten, und ihr die himmliſchen Myſterien mitzutheilen. Ligobyd, die Schweſter Eliöleps, welche mitten in der Luft ſchwanger wurde, ſtieg auf die Erde herab, und gebar drei Kinder. Sie war ſehr verwundert, die Erde trocken und unfruchtbar zu finden. Im Augenblick bedeckte ſich durch ihr mächtiges Wort die Erde mit Gras, Blumen und Fruchtbäumen, ſchmückte ſich mit Grün und bevölkerte ſich mit vernünftigen Menſchen. In dieſer erſten Zeit kannte man den Tod nicht; er war nur ein kurzer Schlaf; die Menſchen ſchieden am lezten Tage des abnehmenden Mondes vom Leben, und ſobald er am Horizonte wieder erſchien, ſtanden ſie wieder auf, wie wenn ſie aus einem friedlichen Schlafe erwacht wären. Aber Erigiregers, ein böſer Geiſt und Feind der Menſchen, brachte eine neue Todesart unter ſie, gegen welche es keine Hilfe mehr gab, ſo daß die einmal Todten es für immer waren; auch nennen ſie ihn Elûs-melabüs, während ſie die anderen Geiſter Elûs-melafirs nennen. Unter die Elûs-melabüs rechnen ſie auch Morogrog, welcher, nachdem er wegen ſeiner groben und unhöflichen Manieren aus dem Himmel verjagt worden war, das bis dahin unbekannte Feuer auf die Erde brachte. Lögüeileng, der Sohn

Eliðleps, hatte zwei Weiber, eine himmliſche, die ihm zwei Kinder, Carrer und Melilio gebar, und eine irdiſche zu Falalu auf der Murilö-Gruppe geboren, von welcher er Ulifat hatte. Dieſer Jüngling, welcher wußte, daß ſein Vater ein himmliſcher Geiſt ſey, flog aus Sehnſucht, ihn zu ſehen, gen Himmel auf; aber kaum hatte er ſich in die Lüfte erhoben, als er auf die Erde zurückfiel, troſtlos über ſeinen Sturz, und ſein unglückliches Schickſal bitter beweinend. Indeß ſtand er von ſeinem erſten Plane nicht ab, zündete ein großes Feuer an, und mit Hilfe des Rauches ſtiég er zum zweiten Mal in die Lüfte auf, wo er endlich in die Umarmung ſeines himmliſchen Vaters gelangte.

Die kleine Inſel Falalu, welche die Eingebornen vielmehr Fananu nennen, liegt in der Gruppe gleiches Namens, welche ſie auch Namolipiafan nennen, und die einen Theil der Murilö-Inſeln ausmacht. Man findet dort eine kleine Lagune mit ſüßem Waſſer, worin ſich nach dem Glauben der Caroliner die Götter baden. Aus Ehrfurcht für dieſes heilige Bad, und aus Furcht, ihren Unwillen auf ſich zu ziehen, wagen es die guten und kindiſchen Inſulaner nicht, ſich ihm zu nähern.

Sie geben der Sonne, dem Monde und den Sternen, welche ſie für die Wohnſitze zahlreicher himmliſcher Völker halten, eine vernünftige Seele. Aber ſie ſcheinen nicht viel auf ihre Verehrung zu halten; denn, ob ſie gleich alle dieſe Gottheiten anerkennen, ſo ſieht man doch bei ihnen weder Tempel, noch Bilder, noch Opfer, noch irgend eine Art äußerlichen Gottesdienſtes; nur berühmten Todten ſcheinen ſie eine Art Verehrung zu weihen.

Die meiſten Caroliner werfen die Leichname gewöhnlicher Menſchen ſo weit als möglich in das Meer, wo ſie den Haiſiſchen und Walfiſchen zur Nahrung dienen. Wenn aber eine Perſon ſtirbt, welche von hohem Range, oder ihnen theuer iſt, ſo wird ihr Begräbniß mit Pracht und unter großen Trauerbezeigungen gefeiert. In dem Augenblicke, wo der Kranke ſtirbt, bemalt man ſeinen ganzen Leib gelb mit Corcumepulver; Verwandte und Freunde ſammeln ſich um ihn, um ihren gemeinſchaftlichen Verluſt zu beweinen. Diejenigen, welche ihren Schmerz recht deutlich an den Tag legen wollen, ſchneiden ſich Haare und Bart ab, und werfen ſich auf den Todten. Den ganzen Tag über beobachten ſie ein ſtrenges Faſten, ermangeln aber nicht, ſich in der folgenden Nacht dafür ſchadlos zu halten. Manche ſchließen den Leichnam eines Verwandten und Freundes in ein kleines ſteinernes Gebäude innerhalb ihres Hauſes ein; Andere beerdigen ihn weit von ihrem Hauſe, und umgeben das Grab mit einer Steinmauer. Neben den Leichnam legen ſie verſchiedene Speiſen, in der Meinung, die Seele des Verſtorbenen ſauge und nähre ſich davon.

Den Leichnam des Tamol oder Häuptlings überzieht man mit Eyug und Kokosöl; hierauf umwickelt man ihn mit feinen Bändern, welche feſt angezogen werden, und endlich ſezt man ihn in einem Grabe bei. Auf Radak beerdigt man alle Todte.

Nach ihrer Meinung gibt es einen Ort, wo die guten Menſchen belohnt, und einen andern, wo die Böſen beſtraft werden; ſie ſagen, die Seelen der Todten, welche in den Himmel gehen, kehren am vierten Tage wieder auf die Erde zurück, und bleiben unſichtbar mitten unter ihren Verwandten. Es gibt Prieſterinnen unter ihnen, welche in regelmäßigem Verkehr mit den Seelen der Todten zu ſtehen behaupten. Auch erklären dieſe Prieſterinnen auf ihr eigenes Zeugniß hin, ob ſie in den Himmel

oder die Hölle gekommen ſind. Die erſten verehrt man als wohlthätige Geiſter, und nennt ſie Tahutup, d. h. Schutzherr. Jede Familie hat ihren Tahutup, an welchen ſie ſich in der Noth wendet; wenn ſie krank ſind, eine Reiſe unternehmen, auf den Fiſchfang ausgehen, wenn ſie den Boden bearbeiten, rufen ſie ihren Tahutup an; ſie machen ihm Geſchenke, welche ſie in dem Hauſe ihrer Tamols oder Häuptlinge aufhängen, theils aus Eigennutz, um eine Gnade zu empfangen, theils zum Danke für eine erhaltene Gunſt.

Religion der Bewohner von Guap.

Auf der Inſel Guap erweist man einem Krokodile eine Art Verehrung. Einige Caroliner treiben Zauberei mit Knoten von Palmblättern; ſie zählen dieſe Knoten, und ihre gleiche oder ungleiche Zahl entſcheidet über den guten oder ſchlechten Erfolg einer Unternehmung, z. B. einer weiten Seefahrt u. ſ. w. Andere Bewohner des Archipels beten den Haifiſch an.

Würde uns die Bedeutung der in dieſen Ueberlieferungen vorkommenden Eigennamen bekannt ſeyn, ſo könnte man vielleicht den Sinn der religiöſen Mythen der Caroliner entziffern; aber Pater Cantova, der uns bekannte ſpaniſche Miſſionär, und die anderen alten Reiſenden haben ſie unglücklicherweiſe vernachläſſigt. Hier eines der Gebete der Caroliner zu Vertreibung der Stürme, wie es uns Arago übergeben hat:

Lega chedegas, lega cheldi lega, chedegas lega chedegas,
Lega cheldi lega chedegas, lega chedegas mottu.
Ogueren quenni cheni peï, ogueren quenni cheri pere peï.

Den Sinn davon konnten wir nicht ermitteln.

Religion von Ualan.

Sitel-Nazüenziap iſt die Gottheit der Ualaneſer. Er war ein Mann von dem Stamme Penneme (oder vielleicht ſtammt dieſer Stamm von ihm ab). Er hatte zwei Frauen, Kajua-Sin-Liaga und Kajua-Sin-Nionfu, und vier Kinder, Niu, Aurieri, Naitoaïolen und Seuapin.

Sitel-Nazüenziap hat weder Tempel, noch Morais, noch Bilder. In jedem Hauſe befindet ſich ein beſonderer Ort, an welchem ein 4 bis 5 Fuß langer, oben ſpitziger und unten geringelter Stab ihren Hausgott vorſtellt, dem man nur unbedeutende Opfergaben, die Zweige und Blätter der Sekapflanze, darbringt. Die Seetrompete, die auch als ſein Eigenthum dort niedergelegt wird, könnte auf die Vermuthung führen, daß er ein Krieger war; denn der Schall dieſer Muſchel iſt das Kriegsſignal auf allen Inſeln des Südmeeres.

Da bei ſeinem Tode der Krieg gänzlich aufgehört hatte, ſo dient dieſes Inſtrument nur noch bei religiöſen Feierlichkeiten. Ueber den Bach, vor welchem das Dorf Lual liegt, ſah Lütke einen auf jedem Ufer an einen Baum angebundenen Faden ausgeſpannt, an welchem kleine rothe Blumen befeſtigt waren: ebenfalls eine beſcheidene Huldigung gegen Sitel-Nazüenziap. Der Trank Seka iſt ohne Zweifel ein Theil ihrer religiöſen Gebräuche; denn ſie haben eine ſo große Ehrfurcht für die Pflanze ſelbſt, daß ſie es nicht gern ſehen, wenn die Offiziere des Seniavine ſie in den

Pflanzungen berührten; es iſt gleichſam ein Opfer zu Ehren Sitel-Nazüenziaps, und das Gebet, das ſie bei dieſer Gelegenheit und immer mit Andacht herſagen, iſt wahrſcheinlich die Formel bei dem Opfer; es folgt hier:

Talaelem ſeka mai . . . . Sitel-Nazüenziap (Penneme).
Rin-ſeka
Naituolen-ſeka } Penneme.
Seuapin-ſeka
Schieſchu-ſeka (Ton)
Mananziaua-ſeka (Liſchenghe)
Kajua-ſin-Liaga-ſeka } Penneme
Kajua-ſin-Nionſu-ſeka
Olpat-Seka
Togoja-Seka.

Mai wird in einem ſingenden, hinausgezogenen Tone, Nionſu durch die Naſe geſprochen.

Dieſes ganze Gebet, mit Ausnahme der drei erſten Worte, deren wahren Sinn ich nicht kenne, beſteht aus Eigennamen, denen immer der Name der Sekapflanze angehängt wird. Unter dieſen Namen befinden ſich die der Frauen und der drei Söhne Sitel-Nazüenziaps, und zulezt auch der des gegenwärtigen Uroſſen Togoja. Jede dieſer Perſonen wird einem der Stämme beigezählt, in welche, wie ſchon bemerkt, das Volk eingetheilt iſt.

Eine Ceremonie, welche in dem Speiſehauſe Sipes Statt fand, erzählt uns Lütke folgendermaßen:

„Der Mann, welcher die Hauptrolle dabei ſpielt, ſaß mit untergeſchlagenen Beinen auf dem umgeſtürzten Trog, in welchem ſie Waſſer holen, wenn ſie das Seka trinken. Er hatte ein Halsband von jungen Kokosnußzweigen, hielt den Stab in der Hand, welcher Sitel-Nazüenziap vorſtellt, und drückte ihn beſtändig gegen ſeine Kniee. Seine Augen waren unruhig, und alle Augenblicke drehte er den Kopf; bald pfiff er auf eine ſeltſame Weiſe, bald ſchluchzte er, und bisweilen röchelte und ſpie er aus, wie es beim Trinken des Seka gewöhnlich iſt; er ſprach abgebrochen und unartikulirte Worte, unter denen man bisweilen Uroſſe Litske hörte (ſo nannten ſie ihn gewöhnlich). Das Ganze ſollte, wie es ſchien, eine Nachahmung eines von Seka trunkenen Menſchen ſeyn, und ich glaubte eine Zeitlang, er ſey wirklich in dieſem Zuſtande; vor ſich hatte er die Tritonsmuſchel. Indeſſen machte man die Steine auf dem Herde heiß; Alles wurde zum Kochen der Brodfrüchte zugerüſtet, aber mit der bei feierlichen Gelegenheiten ſchicklichen Ruhe und Stille. Nachdem dieſe Grimaſſen eine Zeitlang gedauert hatten, nahm Sipe die Muſchel, und übergab ſie ehrfurchtsvoll dem Dienſtthuenden, der, nachdem er ein wenig darauf geblaſen, ſie ihm zurückgab, ſich ſogleich erhob, und durch die Seitenthüre aus dem Hauſe floh, indem er im Vorübergehen einen Fuß auf den angezündeten Herd ſezte. Man ſagte uns, er ſey bei Togoja geweſen, um die nämliche Komödie zu wiederholen. Er lief in die Straße, und bewegte den Stab nach allen Seiten, und Alles, was ihm im Wege war, zerſtreute ſich in vollem Laufe. Nach Verlauf einer halben Stunde kam er zurück, indem er das Stäbchen, wie eine Flinte beim Bajonettangriffe trug, trat durch die Seitenthüre gebückt und gleichſam verſtohlen in das Haus, und nachdem er den Stab wieder an ſeinen Ort geſtellt hatte, ſezte er ſich in

vollkommener Nüchternheit unter uns, wie wenn Nichts vorgegangen wäre. Ungeachtet der Erklärungen Sipes und anderer konnten wir nicht begreifen, was dieſe Ceremonie eigentlich bedeuten ſollte. Vielleicht hatte die Darſtellung eines Menſchen in dem leidenden Zuſtande, welchen der unmäßige Genuß des Seka herbeiführen kann, die moraliſche Abſicht, das Volk von dieſem Laſter abzuſchrecken, und das iſt um ſo wahrſcheinlicher, als wir während unſeres Aufenthaltes nie einen von Seka trunkenen Menſchen ſahen. Dieſer Prieſter vom Stamme Lichenghe, und einer derjenigen, welche uns fleißig in unſerem Zelte beſuchten, ſagte mir nachher, daß er ein Seyalik Sitel-Nazüenziaps ſey, erzählte mir lange von Piroguen u. ſ. w., allein dieſe Erzählung war, wie ſo viele andere, für uns verloren. Wie es ſcheint, haben ſie einige Ideen von dem Zuſtande des Menſchen nach dem Tode; ſie ſchmücken ihre Todten mit allen ihren ſchönſten Zierrathen, hüllen den Körper in Gewebe, legen die Hände auf dem Unterleibe zuſammen, und bringen ſie ſodann unter die Erde. Ich ſah ein neues Grab in dem Dorfe Uégat; es war neben dem Hauſe eines Verwandten des Verſtorbenen, und machte ſich durch zwei längs demſelben gepflanzte Bananen bemerklich; wenn ſie darüber ſprachen, ſo zeigten ſie oft gen Himmel.“

Ohne Zweifel glauben dieſe Inſulaner an ein anderes Leben; ihre Sorgfalt bei Begräbniſſen iſt ein Beweis, daß ſie dieſen troſtreichen Glauben haben. Die Uroſſen werden an einem geweihten Orte beerdigt, wo die Inſulaner bei Errichtung der ihn umgebenden Mauern all’ ihrer Kunſt aufgeboten haben.

Die Begräbniſſe des Volkes, welche nicht ſo glänzend ſind, haben etwas Rührendes in ihrer wilden Einfachheit. Gewöhnlich iſt das Aſyl der Todten mitten in Zuckerrohrpflanzungen; und da dieſe in der Ebene wie auf dem Abhang der Berge ſich befinden, ſo ergibt ſich daraus eine Wirkung, woraus man ſchließen könnte, daß auch die Eingebornen für den moraliſchen Einfluß der Gräber empfänglich ſeyen. Als wir mit der Corvette an den Küſten der Inſel hinfuhren, ſagt ein ausgezeichneter Reiſender, hefteten ſich unſere Blicke häufig auf Strohdächer, deren Beſtimmung wir nicht kannten, und welche ſich mitten aus friſchem Grün nicht weit vom Gipfel der Berge erheben. Sehr oft überſchattet wirklich das Grab eines armen Wilden der Brodbaum, der ihn nährte, mitten unter Zuckerrohrſtengeln, neben einem Bache, deſſen flüchtige Wellen von der Bergſpitze herabrollen und ſtark belaubte Haine von Orangen und Jroras durchkreuzen, wo die biegſame Winde mit ihren breiten purpurfarbigen Blumenkronen prangt. . . . Jedes Grab bedeckt eine nette kleine Hütte, deren Seitenwände durchbrochen ſind. Sehr oft trifft man kleine nur von Todten bewohnte Dörfer; denn die Eingebornen eines und deſſelben Ortes vereinigen ihre Verwandten auch gerne unter der Erde. Gitter bedecken den Boden der Hütte; und einige Matten ſind darauf ausgebreitet, ohne Zweifel, damit der Sohn dort die Aſche ſeiner Väter zu Rathe ziehen kann; unter einigen dieſer einfachen, aber ſorgfältig errichteten Dächer findet man auch Werkzeuge, deren ſich der Verſtorbene wahrſcheinlich im Leben bediente, ein Beil für den Mann, und einen Webſtuhl für die Familienmutter. Bei den roheſten Wilden, z. B. bei den Auſtraliern, werden die Gräber geachtet; nur der civiliſirte Menſch hat ihre Heiligkeit ſchon verlezt.

Wir bemerkten, daß es auf einigen der weſtlichen und Central-Carolinen Häuſer gebe, wo man die Gottheit anbete; aber die Expedition Kotzebue's ſah deren keine auf Radak (öſtliche Carolinen). Dort iſt ein Tempel, den man alle fünf Monate öffnet; man verweilt daſelbſt einen Monat, und am Ende verbrennt man Fiſche und Früchte zu Ehren des Gottes. Niemand darf außer der beſtimmten Zeit den Tempel betreten, denn er würde die Gottheit in der Ruhe ſtören. Man macht kein Bild von ihm. Als Choris einmal Kadu nach dem Namen des Gottes fragte, ſchien dieſer plötzlich ganz außer ſich zu ſeyn: er zitterte vor Angſt und Ehrfurcht, ſah um ſich, hielt ſich die Ohren zu, und rief: „Ach, was wir weder ſehen, noch hören, heißt Totûp." Sodann zeigte er auf den Himmel, als auf den Wohnſitz des höchſten Weſens.

Für das auf den meiſten Inſeln des großen Oceans gebräuchliche Wort Tabu hat man auf Ulea das ganz ähnliche Wort tapu, auf Radak emo, und einen Caroliner von Guap hörten wir vom Tabu unter dem Namen Matemat ſprechen.

Sprache der Bewohner des Carolinen-Archipels.

Der Dialekt von Ualan iſt der ſanfteſte aller Dialekte des Carolinenarchipels; nach Lütke, dem wir die hauptſächlichſten Details dieſes Artikels entnehmen, hat keine andere Sprache ſo viel verſchiedene Töne. Sie hat, ſagt er, das reine ruſſiſche bl, wie in tal bl k, kleines Kind; das ruſſiſche io und iu, das harte l, das b (jermu); das franzöſiſche und reinſte an, z. B. in ran (gelbe Farbe); das franzöſiſche u, ute; das franzöſiſche ai oder das deutſche ä; das portugieſiſche ao, wie fuaon, Naſe; das engliſche w und ou; das weiche lateiniſche h und das harte ruſſiſche x. Sehr ſelten findet man in der Sprache dieſes Volkes eine Anhäufung von Konſonanten, und nur mit Schwierigkeit konnten ſie die ruſſiſchen Worte ausſprechen, in welchen die Konſonanten gehäuft ſind. Indeß haben ſie doch die ſeltſamſte Vereinignng von Konſonanten: das polniſche prz in dem Worte przoche, ſchlechter Geſchmack, ſo wie das ng, das im Anfang eines Wortes ſo ſchwer auszuſprechen iſt, wie nga, ich. Schwer ſprachen ſie das v am Ende aus und veränderten es oft in z; aber das ſind Ausnahmen; im Allgemeinen ſprachen ſie die ruſſiſchen Wörter ſo richtig aus, als nur irgend ein Fremder, der in Rußland ſelbſt lebt. Tch und tz konnten ſie nicht ausſprechen; das erſte verwandelten ſie in t und das zweite in s. Beim Ausſprechen ihres f ſtellten ſie die Lippen, wie zum Blaſen, und nicht wie wir, da wir die oberen Zähne auf die Unterlippe legen. Ihr ch hält ſich in der Mitte zwiſchen unſerm ç und ch. Sie haben viel mehr Naſenlaute als die franzöſiſche Sprache. Einige ſind ſehr ſchwer auszuſprechen; z. B. mincia, Tod. In dieſem Worte wird in durch die Naſe geſprochen; aber das i behält den urſprünglichen Ton, ohne ſich, wie im Franzöſiſchen in e zu verwandeln. Der Accent liegt ohne Unterſchied auf allen Silben, aber öfter auf der lezten, als auf den anderen.

Ihre Sprache ſcheint ſehr reich zu ſeyn, wenigſtens hat jeder Gegenſtand ſeinen beſonderen Namen. Sie hat Deklinationen und Konjugationen: kuof, das Meer, hat im Vocativ kuofo; die Sonne iſt in's Meer gegangen, fuo kuofo; aus dem Meere geſtiegen, ut üne kuof. In Hauſe zu Lüal: füinmezo Lüalo. Die Partikel me am Schluſſe des Wortes

20 kleinere Inſelchen in ſich begreiſe, die alle durch Ein Riff verbunden ſeyen. Lage: 7° 45′ nördlicher Breite, 166° 3′ öſtlicher Länge (ſüdliche Inſeln).

Die Inſel Odia, ohne Zweifel Dennats Inſel Lambert, entdeckt im Jahr 1797, und von den Eingebornen Radaks dem Kap. Kotzebue bezeichnet. Dieſe Inſel, welche eine ziemlich bevölkerte Gruppe bilden muß, ſollte auf's Neue unterſucht werden, und dürfte ungefähr unter 10° nördlicher Breite und 166° 30′ öſtlicher Länge liegen. Die Gruppe Odia, ſo wie die beiden eben genannten Gruppen Wadelen und Namu müſſen die von den Inſulanern von Radak dem Kotzebue bezeichnete Inſelkette von Ralik bilden.

Nach Kadu wäre die Radak-Gruppe, von der wir im folgenden Kapitel ſprechen werden, der Ralik-Gruppe gleich, was den Boden, die Sprache der Bewohner und ihre Hauptgewohnheiten betrifft, jedoch mit dem Unterſchied, daß das Volk dort glücklicher und beſſer genährt iſt, und die Eingebornen größere Ohrgehänge tragen. Wenn dieſe beiden Gruppen Krieg mit einander führen, ſo kann die Ralik-Gruppe gegen 50 Piroguen bewaffnen. Einige Zeit vor der Reiſe Kotzebue's im Jahr 1816 war zwiſchen beiden Stämmen Friede geſchloſſen worden.

Marshall- oder Radak-Gruppe.

Dieſe Gruppe liegt in gleicher Richtung mit der ebenbeſchriebenen, und begreift folgende Inſelhaufen:

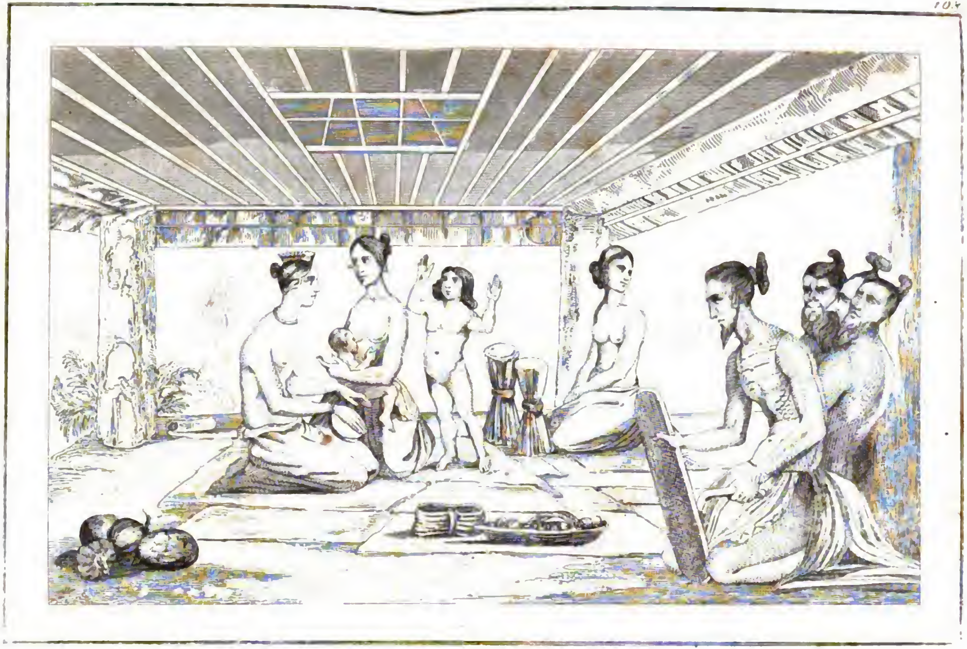
Bigar, welches keine Bewohner hat.

Udirik und Tagai (Kutuſoff und Suwaroff), deſſen Bewohner ſchwarz ſind, und zur Papua-Raſſe zu gehören ſcheinen.

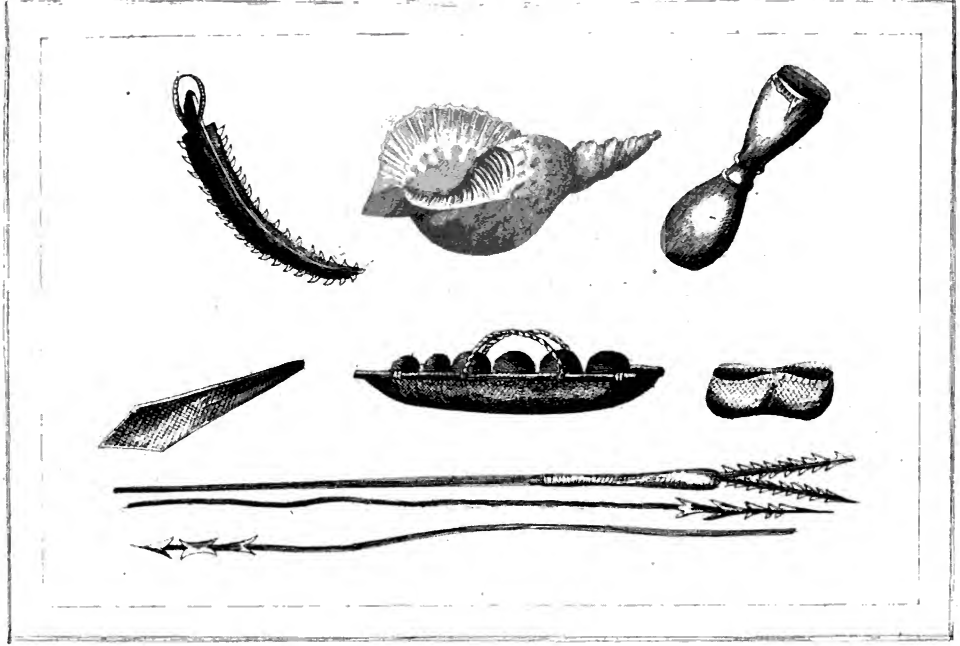
Dann kommen Ligiep, Irigup, Kawen oder Araktſchejeff oder Saltikoff, eine der bevölkertſten, Otdia oder Romanzoff, Arno, Mediuro und Mille, das ein unabhängiger Häuptling beherrſcht. Ailü, die ärmſte und wichtigſte der Inſelkette, welche dieſe Gruppe bildet, iſt die Reſidenz Lamuris, des Tamon oder Königs von allen dieſen Inſelhaufen. Ueberdieß findet man dort die Miadi-Inſeln (Neujahrs-Inſeln Kotzebue's), die Weihnachtsinſel (Oſtrov-Rojeſtva-Chriſtova Kotzebue's), Temo und vielleicht einige andere.

Die Otdia-Gruppe wurde zum Erſtenmal von dem Kapitän Gilbert und Marshall im Jahr 1788 entdeckt, welche ſie Chatam-Inſeln nannten. Sie waren ſeit dieſer Zeit beinahe vergeſſen, und wurden im Jahr 1817 von Otto v. Kotzebue, dem Sohn des Dichters, unterſucht; er nannte ſie Romanzoff-Inſeln, bemerkte aber, die Eingebornen nennen ſie nach dem Namen der Hauptinſel Otdia-Gruppe. Wir werden nach unſerer Gewohnheit den Namen der Eingebornen beibehalten. Sie hat 30 Meilen Ausdehnung von Oſten nach Weſten, iſt 13 Meilen breit, enthält 65 niedere und bewaldete Inſelchen, und erſtreckt ſich von 9° 21′ bis 9° 34′ nördl. Breite, und von 167° 28′ bis 167° 58 öſtl. Länge.

Die kleine Gruppe der Mulgrave-Inſelchen, welche ſüdlich von den Radak-Inſeln liegen, muß unter dieſen lezteren begriffen werden. Sie liegt zwiſchen 5° 50 und 6° 20′ nördlicher Breite, und zwiſchen 169° 28′ und 170° 14′ öſtlicher Länge. Nach Paulding ſind ſeine Bewohner ſanft, gutmüthig, zutrauungsvoll, und die Männer haben mehrere Frauen.



Das Innere eines Hauses auf der Insel Radak.



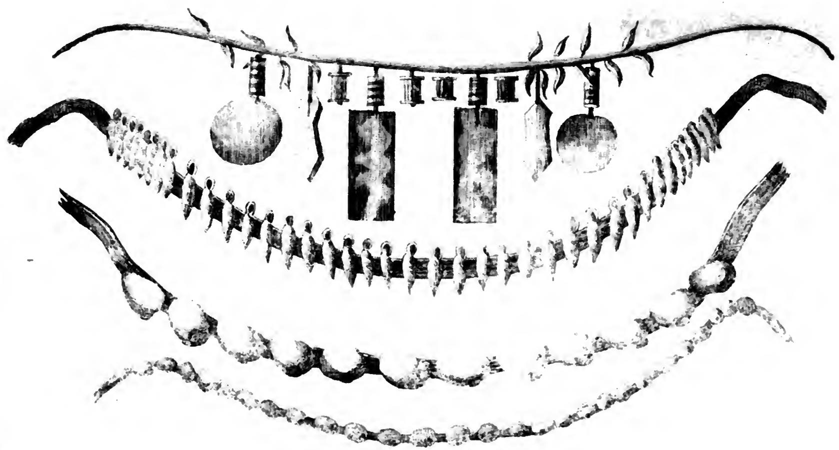
Waffen und Kriegsgeräthschaften.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht. v. d. Insel Radak.

INSEL RADAK (CAROLINEN)



Einige Reiſende ſetzen in den Oſten dieſer Inſel San Pedro und die Inſel Basker; ſie ſcheinen uns wenigſtens zweifelhaft zu ſeyn.

Beſchreibung der Sitten und Gewohnheiten auf der Radak-Gruppe, beſonders auf den Neujahrs- und Weihnachts-Inſeln.

Die Häuptlinge genießen auf Radak, wie in ganz Polyneſien, eine große Macht. Ob man ihnen gleich keine beſondere Ehrfurcht bezeigt, ſo können ſie doch nach Willkür über das Eigenthum verfügen. „Wir ſelbſt," ſagt Chamiſſo, „ſahen oft Häuptlinge, denen wir Geſchenke gemacht hatten, ſie vor den Blicken der mächtigſten verbergen. Sie ſcheinen mehrere Grade einer Hierarchie unter ſich anzuerkennen, die ſie aber nicht bezeichnen können. Rarik war der angeſehenſte Mann auf Otdia; ſein Vater, Saur-Aur, vielleicht der wahre Häuptling der Gruppe, reſidirte auf Aur. Rarik und ſein Sohn, ein Knabe von ungefähr 10 Jahren, trugen um den Hals mit Knoten befeſtigte Bänder von Pandanus, und dieſer Schmuck iſt eine Art Vorrecht. In den Häuſern der Häuptlinge findet man oft ſolche Bänder, welche heilige Gegenſtände zu ſeyn ſcheinen, ſo wie auch getrocknete Fiſchköpfe, grüne Kokosnüſſe, und gewiſſe Steine. Das Erbrecht geht nicht zunächſt vom Vater auf den Sohn, ſondern zuerſt von dem ältern Bruder auf die jüngeren, bis alle Brüder geſtorben ſind; dann wird der älteſte Sohn des Bruders auch zur Erbſchaft berufen; die Frauen ſind davon ausgeſchloſſen. Wenn ein Häuptling ſich einer Inſel nähert, ſo gibt man von ſeiner Pirogue aus ein Signal, und ſogleich beeilt man ſich, alle ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen. Dieſes Signal wird durch das Geſchrei eines vornen in der Pirogue ſtehenden Mannes gegeben, der zugleich ſeinen rechten Arm in die Höhe hebt. Wenn ruſſiſche Offiziere in Piroguen fuhren, ſo gebrauchen ſie häufig dieſes Signal, um ihre Wünſche und Bedürfniſſe ihnen anzuzeigen. Uebrigens zeichneten ſich die Häuptlinge auf den erſten Anblick von den anderen Eingebornen durch ungezwungenere und edlere Manieren aus.

„Wenn die Fürſten ihre Unterthanen zum Kriege aufrufen, ſo vereinigt der Häuptling einer jeden Gruppe ſein Heer mit ſeinen Piroguen. Sie ſuchen den Feind mit überlegenen Streitkräften zu überfallen; aber ſie kämpfen nie auf dem Lande. Die Frauen nehmen an dem Kampfe Antheil, nicht nur bei der Vertheidigung, ſondern auch bei den Angriffen; nur ſtellen ſich die mit Schleudern, Lanzen und Stöcken bewaffneten Männer in die erſte Linie.*) Die Frauen, welche in der zweiten Linien ſtehen, ſind theils beſchäftigt, die Trommel nach dem Kommando des Häuptlings zu ſchlagen, theils Steine zu werfen. Nach der Schlacht dienen ſie als Vermittlerinnen zwiſchen beiden Parteien; die gefangenen Frauen werden gut behandelt; Männer macht man nie zu Gefangenen. Jeder Krieger nimmt den Namen des Feindes an, den er in der Schlacht getödtet hat. Wenn eine Inſel erobert wird, werden alle Früchte geraubt, die Bäume aber verſchont.

„Die Ehe gründet ſich auf die freie Einwilligung beider Theile; ſie kann wieder aufgelöst werden, wie ſie geſchloſſen worden iſt. Ein Mann kann mehrere Frauen haben; die Frau iſt die Gefährtin des Mannes; ſie ſcheint ihm freiwillig und ohne Zwang, als dem Haupte der Familie,

*) S. Blatt 106.

zu gehorchen. Auf ihren Wanderungen geht der Mann als der Beſchützer voran; die Frau folgt ihm. Wird eine Sache verhandelt, ſo ſprechen die Männer zuerſt; die Frauen nehmen, wenn man ſie befragt, Antheil an der Berathung, und man hört ihre Anſicht aufmerkſam an. Die unverheiratheten Frauen haben volle Freiheit, nur müſſen ſie einen gewiſſen Anſtand beobachten. Das Mädchen fordert von ihrem Liebhaber Geſchenke; aber die innigen Beziehungen beider Geſchlechter bleiben immer in ein gewiſſes Geheimniß gehüllt.“

Chamiſſo bemerkte, daß die in ganz Polyneſien übliche Begrüßung durch Reiben der Naſen auf den Carolinen nur zwiſchen Männern und Frauen gebräuchlich ſey, und auch da nur dann, wenn kein Fremder Zeuge dieſes Beweiſes von geheimnißvoller Zuneigung ſeyn könne.

„Die Rechte einer innigen Freundſchaft zwiſchen zwei Männern,“ ſagt der eben genannte gelehrte Reiſende, „machen es dem einen zur Pflicht, dem andern im Nothfalle ſeine Frau abzutreten. Ein barbariſcher Gebrauch aber, den man bei dieſem Volke mit ſo ſanften Sitten nur mit Bedauern bemerken kann, verpflichtet jede Mutter, nicht mehr als drei Kinder zu ernähren; ſie muß alle, welche ſie noch weiter zur Welt bringt, lebendig begraben. Nur die Familie der Häuptlinge ſind dieſem grauſamen Geſetze nicht unterworfen, das Kadu durch die Unfruchtbarkeit des Bodens und den Mangel an Lebensmitteln rechtfertigen wollte.“

Die natürlichen Kinder werden auf dieſelbe Weiſe erzogen, wie die rechtmäßigen. Wenn ſie laufen können, ſo nimmt ſie der Vater mit ſich. Erkennt kein Mann das Kind an, ſo behält es die Mutter, und ſtirbt ſie, ſo beſorgt es eine andere Frau.

Die Leiber der Verſtorbenen werden mit Stricken in eine ſitzende Stellung gebunden. Die Häuptlinge werden in viereckigen, mit einer Steinmauer umgebenen und mit Palmbäumen beſchatteten Räumen beigeſezt. Die Leichname gewöhnlicher Leute werden in das Meer geworfen. Die Leichname der im Kampfe getödteten Feinde werden nach ihrem Range auf gleiche Weiſe behandelt. Ein in die Erde geſenkter Stock mit ringförmigen Einſchnitten bezeichnet das Grab der Kinder, welche nach den Landesgeſetzen nicht am Leben bleiben dürfen.

Das Meer liefert ihnen Bauholz für ihre Piroguen, indem es auf die Riffe, welche ihre Inſeln umgeben, Tannenſtämme wirft, die aus Norden kommen, Palmen- und Bambusſtämme, welche aus Süden kommen, und Reſte verunglückter europäiſcher Schiffe, an welchen ſie das Eiſen finden, das ihnen gänzlich mangelt. Sie haben zu Verfertigung ihrer Canots keine anderen Werkzeuge, als die, welche ſie ſich aus alten Eiſenſtücken gemacht haben.

Am 1. Januar alten Styls (13. n. St.) 1817 erblickte Kotzebue ein Land, deſſen Lage er auf 10° 5′ nördlicher Breite und 190° 20′ weſtlicher Länge des Meridians von Paris beſtimmte; da es ſehr ſpät war, als er ſich demſelben näherte, ſo hielt er während der Nacht die weite See. Die Inſel ſchien ihm klein; höchſtens zwei Seemeilen lang, anderthalb breit, niedrig und bewaldet zu ſeyn. Die Kokosnußbäume erhoben ſich über die anderen, man bemerkte aber keinen alten darunter.*)

Am 21. Januar a. St. (2. Februar n. St.) näherten ſich die Ruſſen

*) S. Blatt 109

bei guter Tageszeit der Inſel und bemerkten Rauch, was ihnen anzeigte, daß die Inſel bewohnt ſey. Wirklich ſahen ſie ſogleich nachher mehrere je mit 4 bis 5 Leuten bemannte Piroguen auf ſich zuſteuern. Sie kamen ohne die mindeſte Furcht an das Schiff heran, und indem ſie ihnen Freundſchaftszeichen machten, zeigten ſie ihnen Kokosnüſſe und Pandanusfrüchte, ſo wie mit ſüßem Waſſer gefüllte Kokosnußſchalen. Man warf ihnen Seile zu; ſie banden ihre Waaren daran, und boten ſie uns feil; man gab ihnen Glasſchmuck und Eiſen. Sie ſchienen keinen Werth auf Glasſchmuck zu legen, und bezeigten ein großes Verlangen nach Eiſen. Man erhielt von ihnen einigen Muſchelſchmuck und andere Zierrathen, welche ſehr zierlich gearbeitet waren, einige aus ſchlechtem Holz gemachte Lanzen, die einen unter der Spitze mit umgekehrten Haken verſehen, die anderen mit Haifiſchzähnen beſezt.

„Als wir an's Land gingen, ſegelten alle Piroguen, welche vor uns herangekommen waren, mit uns nach der Inſel; andere kamen uns entgegen. Ungefähr hundert Inſulaner, Männer und Kinder, hatten ſich am Ufer verſammelt. Die Weiber ſahen wir im Gebüſche verſteckt.“

„Eine Korallenbank erſtreckte ſich von der Küſte aus auf 100 Klafter in's Meer hinein; ſie war höchſtens 2 Fuß hoch mit Waſſer bedeckt, und an ihrem Ende auf der hohen See fanden wir mit einer 40 Klafter langen Leine kaum den Grund. Das Meer brach ſich an dieſer Klippe mit ſolcher Gewalt, daß wir es nicht verſuchen konnten, mit unſern Booten dorthin zu fahren.

„So freundſchaftliche Geſinnungen und ſo große Ehrlichkeit die Wilden gezeigt hatten, als ſie an Bord mit uns handelten, ſo treulos und unverſchämt wurden ſie, als ſie ſahen, daß wir in unſern Booten nur zu 15, und ſie um das Doppelte ſtärker waren. Sie verkauften uns Kokosnußſchalen, die mit Meerwaſſer ſtatt mit ſüßem Waſſer gefüllt waren, und wollten uns mit Gewalt die Pandanusfrüchte entreißen, die wir ihnen ſchon bezahlt hatten; andere machten ſich an unſere Canots, um das daran befindliche Eiſen wegzunehmen. Nun boten wir Allem auf, um ſie ferne zu halten, und da der Wind friſch wehte, ſo waren wir bald auf der hohen See.

„Wir nannten dieſe Inſeln Oſtrov Novaho Goda (Neujahrsinſeln). In der Folge erfuhren wir, daß die Inſulaner ſie Miadi nennen. Am 23. gegen Mittag ſahen wir Land; es beſtand aus mehreren kleinen mit Bäumen bedeckten Inſeln; nur auf einer einzigen ſahen wir alte Kokosnußbäume; einige erhoben ſich kaum über die Oberfläche des Meeres und beſtanden aus einem ſandigen Strich von blendender Weiße. Der Boden aller ragte nicht 5 bis 6 Fuß über das Meer, und beſtand durchweg aus Sand. Als wir am 24. dem Lande ſehr nahe gekommen waren, bemerkten wir, daß alle dieſe Inſeln, deren Zahl ſich ungefähr auf 60 belief, nur $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{4}$ Meile von einander entfernt ſeyen: zwiſchen einigen war auch nur ein kaum 100 Klafter breiter Raum, und verbunden waren ſie unter einander durch ein Riff, das ſich an mehreren Stellen der Oberfläche durch ſeine rothe Farbe bemerklich machte, und an welcher ſich das Meer brach. So bildeten dieſe Inſeln wirklich einen Ring. Wir bemühten uns, eine Durchfahrt durch das Riff in das Innere zu finden, wo das Waſſer, durch die Umgebung von Felſen geſchützt, vollkommen ruhig war, und ein 15 bis 16 Meilen langes Baſſin bildete. Bald erblickten

wir zu unſerer großen Freude unter dem Winde des Riffes drei Durchfahrten, welche beinahe 150 Klafter breit ſeyn konnten. Unſere Boote, welche die Tiefe dieſer Päſſe unterſucht hatten, fanden in dem nächſtgelegenen 19, 22 und ſogar 26 Klafter Waſſer. Außen ganz in der Nähe fand man den Grund nicht mit 100 Klaftern; im Innern erreichte man ihn mit 28. Die Tiefe des Waſſers auf dem von rothen Korallen gebildeten Riffe wechſelt häufig von 2½ bis auf 6 Klafter. Am 24. Dezember kamen wir mit Hilfe der Fluth glücklich hinein. Ueberall fanden wir 25 bis 28 Klafter, den Grund aus Madreporen und zahlreichen Korallenbänken beſtehend, die man von Ferne erkannte, weil das Meer darüber weiß erſchien. Wir näherten uns einer kleinen Inſel im Nord-Nord-Weſten der Gruppe, und da wir auf einem guten Sandgrunde 10 Klafter Tiefe fanden, ſo ließen wir den Anker fallen.

„Wir landeten auf der nächſten Inſel, welche wir Oſtrov-Rojeſtva-Chriſtova (Weihnachtsinſel) nannten. Das Ufer beſtand aus von Madreporen- und Korallenreſten gebildetem Sande, überall ſah man Kokosnuß- und Pandanusbäume. Die Inſel war kaum eine halbe Seemeile lang, die Vegetation ſichtbar kräftiger in dem Theile unter dem Winde, als in dem entgegengeſezten, wo die Pflanzen welk und niedrig waren.

„Eine große Pirogue, welche ein ungeheures dreieckiges Segel hatte, nahte ſich in Kurzem unſerem Schiffe. Alle kehrten ſogleich an Bord zurück und erwarteten mit Ungeduld den Beſuch der Inſulaner; aber ſie zogen das Segel ein und hielten zwei Flintenſchußweiten vom Schiffe. Jedoch zeigten ſie uns Kokosnüſſe und Pandanusfrüchte, und riefen oft Aidara. Später erfuhren wir, daß das Freund heiße. Wir riefen ihnen; aber ſie wollten nicht herankommen. Nun wurde ein kleines Boot zu ihnen geſchickt, das Tauſchhandel mit ihnen trieb. Glasſtücke nahmen ſie nicht gerne; dagegen tauſchten ſie ihre Früchte mit Vergnügen gegen Eiſen aus. Als der Handel geſchloſſen war, entfernten ſie ſich.

„Am 26. kam die nämliche Pirogue wieder zum Vorſchein; vergeblich bemühten wir uns, ſie zu bewegen, zu uns heranzukommen. Unſer Boot, in welchem ſich unſer Lieutenant Schiſchmareff und der Naturforſcher Chamiſſo befanden, fuhr gegen die Inſel, woher ſie gekommen war. Die Inſulaner der Pirogue ſtiegen an's Land; unſere Leute landeten und fanden auf dem Ufer nur drei Weiber und einige Kinder, welche beim Anblick der Fremden ſich in das Gehölz flüchteten, aber wieder zurückkamen, als ſie die Mannſchaft der Piroguen landen ſahen. Sie ſchienen ſehr furchtſam zu ſeyn; doch wurden ſie bald zutraulicher, als man ihnen einige Stücke Eiſen ſchenkte. Sie führten uns in ſehr reinliche Hütten, und boten uns Pandanusfrüchte, ſo wie eine Brühe von dieſer Frucht an, welche ſie in unſerer Gegenwart in große Muſcheln ausdrückten.

„Man gab ihnen verſchiedene Sämereien, unter anderen Melonen und Waſſermelonen, und belehrte ſie, wie man ſie ſäen müſſe, und bat ſie um friſches Waſſer. Sie zeigten uns eine Ciſterne, in welcher ſie das Regenwaſſer ſammelten, das ſich ſehr rein erhielt, aber einen ſtarken Geſchmack hatte. Unſere Boote kamen bald wieder nach Oſtrov-Rojeſtva-Chriſtova zurück, das wir ganz durchwandert, und wo wir nur 13 Perſonen getroffen hatten.

„Zwei Tage nachher gingen die Boote wieder an's Land; die Inſulaner waren nicht mehr dort; ſie hatten ſich auf ihren Piroguen eingeſchifft, und waren nach den im Südweſt gelegenen Inſeln gefahren. Wir ließen

auf der Inſel fünf Ziegen, ein Huhn und einen Hahn, und ſäeten verſchiedene Samen aus. Ratten gab es eine ungeheure Menge, und ſie ſchienen ſich nicht vor uns zu fürchten.

„Am 1. (13) Januar 1817 ſezten wir unſere Boote aus, und machten uns in der Abſicht auf den Weg, die Inſelgruppe aufmerkſamer zu unterſuchen und mit ihren Bewohnern Bekanntſchaft zu machen. An einem eine halbe Meile von unſerem Ankerplaze entfernten Inſelchen angekommen, ſahen wir mehrere Hütten, eine Pirogue war an's Land gezogen; ſie war 17 Fuß 7 Zoll lang, 1 Fuß 10 Zoll breit, 3 Fuß 7 Zoll tief. Der Maſt war 17 Fuß 6 Zoll, die Raa 23 Fuß 4 Zoll lang. Dieſe Pirogue war mit einem Balancirer verſehen, der mit dem Schiff im Waſſer geht und das Umſchlagen verhütet; ein anderer Balancirer dient nur zum Tragen der Lebensmittel.

„Eine Seite der Pirogue war ſenkrecht, die andere gebogen; die erſte iſt immer unter dem Winde, wenn man fährt, damit das Schiff nicht mit dem Strome treiben ſolle; denn Fahrzeuge von ſolcher Gattung ſollen nur gegen den Wind rudern; es war aus mehreren zuſammengefügten Brettern gemacht.

„Wenn die Inſulaner dem Schiff eine andere Richtung geben wollen, ſo haben ſie, wie wir ſpäter ſahen, nicht nöthig, das Schiff zu wenden; ſie dürfen nur das oben an der Maſt angebundene Segel drehen, und deſſen unteren Theil von einer Seite auf die andere bringen. Der große Balancirer iſt immer auf der Seite, woher der Wind kommt. Ein hinten an der Pirogue angebrachtes Steuerruder lenkt ihren Lauf.

„Wir brachten die Nacht auf dieſer Inſel zu, und am 2. (14.) gegen Mittag waren wir im Begriffe, unſere Reiſe fortzuſetzen, als wir zwei große Piroguen mit vollen Segeln auf uns zukommen ſahen. Bald zogen ſie ihr Segel ein, und hielten ſtill. Mehrere warfen ſich in's Meer und ſchwammen auf uns zu. Ein Greis, der ſchwächſte von allen, wagte es zuerſt, zu uns zu kommen. Er hielt eine lange Rede, in welcher er oft das Wort Aidara (Freund) ausſprach. Wir luden die andern ein, auch zu uns zu kommen, und ſchenkten ihnen viel Eiſen. Da ſie erfuhren, daß wir auch einen Häuptling hätten, zeigten ſie uns den ihrigen, den ſie Iri und Jerut nannten. Sie machten uns darauf aufmerkſam, daß bei ihm nicht bloß, wie bei ihnen, die Bruſt und der Rücken tätowirt ſeyen, ſondern auch die Seiten. Sie waren zu fünfzehn, lachten mit uns und betrachteten uns mit ſchüchterner Neugierde. Wir ſagten, daß wir auf die Inſel gehen wollten, wo ſie hergekommen ſeyen, und ſie ſchienen uns einzuladen. Als wir unſern Weg nach Süden nahmen, ſahen wir mehrere ſehr kleine Inſeln, alle mit jungen Kokosnuß- und Pandanusbäumen beſezt. Unter jeder Hütte erblickten wir eine Menge Ratten (!?), aber nicht einen einzigen Einwohner. Am 4. (16. Januar) kehrten wir an Bord zurück. Am folgenden Tage machten wir uns nach den Inſeln der entfernteſten Gruppe auf den Weg; aber häufige Stoßwinde ließen uns nicht weit kommen. Am 6. (18.) landeten wir auf einer Inſel, welche von allen, die wir bisher beſucht hatten, die meiſten Kokosnußbäume zu haben ſchien. Kaum waren wir am Lande, als acht mit Lanzen bewaffnete Männer auf uns zukamen. Ein Greis gab uns Kokosnüſſe und Pandanusfrüchte, ſo wie mehrere Brodfrüchte. Die Frauen hatten ſich im Gehölze verborgen, kamen aber bald zurück, und beſchenkten uns mit Guirlanden von Blumen

und Muſcheln. Im Ganzen ſahen wir 23 Perſonen. Am 7. (19.) gingen wir beinahe alle an's Land; die Inſulaner empfingen uns ſehr freundſchaftlich, und boten uns Kokosnußbrühe zu unſerer Erfriſchung. Wir fanden ein Grab, das 15 Fuß lang und 10 Fuß breit, und mit Steinen umgeben war, über welche Niemand ſchreiten durfte. Wie wir nun auf die durch das Grab gebildete Erhöhung ſteigen wollten, riefen uns plötzlich alle Inſulaner zu: Emo! Emo! Später erfuhren wir, daß dieſes Wort die nämliche Bedeutung habe, wie Tabu auf den anderen Archipeln des großen Ocean's."

Zu bemerken iſt, daß die Eingebornen die Ruſſen mit der größten Aufmerkſamkeit betrachteten. Beſonders wunderten ſie ſich darüber, daß ihre Bruſt nicht ſo ausſehe, wie ihr Geſicht und ihre Hände. Oft, wenn ſie die ruſſiſchen Uniformen betrachteten, riefen ſie aus: Irio! Irio! (bewunderungswürdig).

Arithmetik und Muſik.

Die Bewohner der Radak-Inſeln haben keine anderen Zahlennamen, als folgende:

1. Duon.	4. Emen.	7. Dildinin düon.
2. Ruo.	5. Lalim.	8. Edinü.
3. Dilu.	6. Dildinü.	9. Edinin düon.
		10. Tabatot.

Weiter zählen ſie nicht. Um 11, 12 u. ſ. w. auszudrücken, fangen ſie wieder mit 1, 2 u. ſ. w. an. Auf der Weihnachtsinſel begaben ſich Choris und zwei Offiziere in Hütten, welche am Ufer unter dem Winde lagen, ſo wie alle Wohnungen der Gruppen, welche ſie ſpäter ſahen. Sie trafen Männer und Frauen, welche ſangen, und hörten oft Mädchen die Trommel ſchlagen. Dieſes Tonwerkzeug iſt aus einem hohlen Stück Holz gemacht, und oben mit einer Haifiſchhaut überzogen; man ſchlug es zuerſt in drei gleichen Tempo's, und dann fing man wieder von vornen an. Die Eingebornen ſingen alle ihre Geſänge, welche Traditionen und die vornehmſten Ereigniſſe ihres Landes enthalten, nach Einer Melodie; doch haben ſie auch einige luſtige Melodieen.

Als die Ruſſen auf ihrer Rückkehr nach Europa auf dieſe Inſel zurückkamen, hatten die Eingebornen große Geſänge über ihren erſten Beſuch verfaßt; es war darin die Rede von der Größe des Schiffes, von der Menge Eiſens, das es enthielt, von den Kleidern, von allen Namen, welche ſie gehört hatten, und mehreren ruſſiſchen Worten. Sie ſangen dieſe Geſänge nach einer luſtigen, einigermaßen ehrfurchtsvollen Melodie. Alle bildeten den Chor, und ſo fuhren ſie mehrere Stunden nach einander fort. Dieſe Geſänge begleiten Bewegungen der Hände und Arme; die lebhafteſten Geſänge werden von ſchnellem Händeklatſchen begleitet. Stimmen ſie ihre Kriegsgeſänge an, ſo nehmen ſie ihre Lanzen in die Hand, bewegen ſie auf eine fürchterliche Weiſe hin und her; ihre Augen funkeln; die Weiber vereinigen ſich in Schreien mit den Männern, und Jedes ſucht es im Schreien dem Andern zuvorzuthun. Nach einer ſo gewaltſamen Anſtrengung bedürfen ſie mehrere Stunden Ruhe, um wieder ihre vorige Luſtigkeit gewinnen zu können.

Beſchreibung und Gebräuche der Inſel Otdia.

Am 8. Januar ankerte die von Kapitän Kotzebue kommandirte Expedition vor Otdia, der Hauptinſel dieſer Gruppe, von der ſie ihren Namen hat. „Da wir ſie zuerſt entdeckt hatten,“ ſagt Choris, „der Zeichner dieſer Expedition, ſo glaubten wir ihr den Namen des aufgeklärten Beſchützers der Künſte und Wiſſenſchaften, der die Koſten dieſer Expedition getragen hatte, geben zu können, und nannten ſie alſo Romanzoff-Inſeln. Otdia liegt unter 9° 28′ 28″ nördlicher Breite, und 189° 43′ 45″ weſtlicher Länge von Greenwich (192° 4′ 0″ von Paris). Als wir auf dieſer Inſel landeten, fanden wir beinahe 80 Einwohner beiderlei Geſchlechts, die Kinder mit eingeſchloſſen; dieß iſt die ſtärkſte Bevölkerung, welche wir auf dieſer Gruppe trafen. Nachher berechneten wir, daß ſie im Ganzen nur auf 150 Perſonen ſteige. Auf Otdia fanden wir den Häuptling, den wir am 5. Januar geſehen hatten, der auf dieſer Inſel reſidirt, und Harik heißt, welcher Name auch Larik ausgeſprochen wird. Die Gewohnheit, ſeinen Namen zum Zeichen der Freundſchaft zu wechſeln, findet ſich dort, wie auf dem größten Theile der Inſeln des großen Oceans. Larik vertauſchte ſeinen Namen mit Kotzebue; ein anderer Inſulauer, Namens Laghidiak, gab den ſeinigen Chamiſſo; eben ſo nahm jeder von uns den Namen des Inſulaners an, der ſich ſeinen Freund nannte. Es wäre z. B. eine große Unhöflichkeit geweſen, in Gegenwart Laghidiaks Chamiſſo'n ſeinen wahren Namen zu geben, und umgekehrt.

„Die Inſulaner hatten Stücke Eiſen; man fragte ſie, wie ſie ſich dieſelben verſchafft hätten; ſie antworteten, das Meer werfe oft an ihre Küſten Stücke Holz aus, an welchen Eiſen befeſtigt ſey. Wirklich ſahen wir auf unſern Ausflügen auf einer Inſel einen Holzblock, der zu einem Schiffe gehört zu haben ſchien; man ſah noch Eiſen daran; die Wellen hatten ihn an das Ufer geworfen.

„Die Inſel Otdia hat mehrere Ciſternen; man findet dort wie auf den andern, viele Ratten, welche die Bewohner Ghidirik nennen; den nämlichen Namen wendeten ſie auf die vierfüßigen Thiere an Bord an, und nannten ſie Ghidirik elip (große Ratten). Kotzebue überließ ihnen zwei Schweine.“

Nur nachdem die Ruſſen die Inſulaner zwei Tage lang zu wiederholten Malen eingeladen hatten, wagten ſie es, an Bord zu kommen. Was ſie am meiſten in Erſtaunen ſezte, war die Größe und Einrichtung des Schiffes, die großen eiſernen Kanonen und Anker. . . Das Eiſen nannten ſie Mel.

Mit vielem Vergnügen betrachteten die Eingebornen die Bouſſole, und lernten ihren Gebrauch ganz kennen; ſie drehten ſie nach allen Seiten, ſagten den ruſſiſchen Offizieren, daß ſich in dieſen Strichen noch 14 Inſelgruppen befinden, die der Otdiagruppe ähnlich ſeyen, und bezeichneten ihnen ihre Lage. Einer von ihnen, der der verſtändigſte zu ſeyn ſchien, erklärte ſeinen Landsleuten die Wichtigkeit der Bouſſole.

Die Europäer gaben ihnen viel Eiſen, konnten aber nur einige Kokosnüſſe und ſehr wenig Brodfrüchte dagegen eintauſchen; dagegen gaben ſie ihnen ſehr viele Pandanusfrüchte, welche ihre Hauptnahrung ausmachen. Die Ruſſen waren beſtändig in gutem Vernehmen mit den Eingebornen,

obgleich mehrere Diebſtähle bisweilen für einige Zeit die Ruhe unter ihnen ſtörten. Das Eiſen hatte für die Bewohner von Otdia einen ſo mächtigen Reiz, daß ſie der Verſuchung zu ſtehlen nicht widerſtehen konnten, ob man ihnen gleich ſehr viel gegeben hatte. Ja mit einem Stück Eiſen konnte man ſich ſogar die ſittſamſten Frauen gefällig machen. „Am 24." ſagt Choris, „machten wir eine kleine Reiſe nach den Inſeln der Gruppe, welche weſtlich von der Hauptinſel liegen. Wir fanden dort im Ganzen nur fünf Inſulaner, und davon kannten wir drei.

„Am 26. Januar (7. Februar) verließen wir die Otdia oder Romanzoff-Inſeln; kaum hatten wir zwei Meilen unter dem Winde dieſer Gruppe gemacht, als wir eine andere viel weniger beträchtliche erblickten; ſie enthält nur 13 bewaldete Inſelchen, und hat 10 Seemeilen im Umfange; ihre wenigen Bewohner nennen ſie Jrigub; wir nannten ſie Tſchitſchagoff-Inſeln zu Ehren des ruſſiſchen Admirals, welcher Marineminiſter geweſen war.

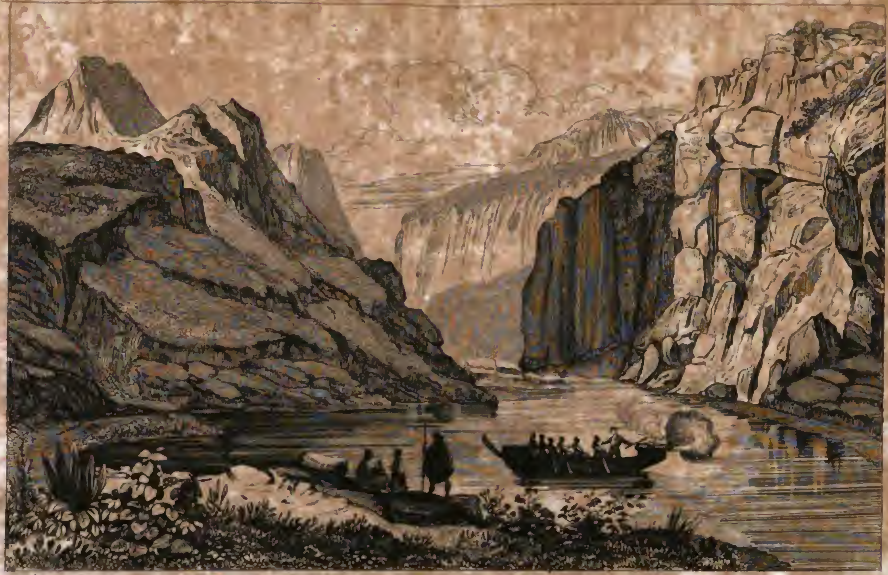
„Am 29. erkannten wir eine beträchtliche von den Inſulanern Kawen genannte Gruppe; ſie erhielt den Namen Saltikoff-Inſeln.

„Am 30. nahten wir uns derſelben. Sie iſt, wie Otdia und Jrigub; ein Kreis von Inſelchen, der unter dem Winde von mehreren Kanälen durchſchnitten iſt. Bald ſegelten große Piroguen auf uns zu; ihre Mannſchaft zeigte uns ſchreiend Kokosnüſſe, wagte aber nicht heranzukommen. Wir fuhren in die Gruppe hinein, welche ſehr beträchtlich iſt; alle Inſeln ſind mit ſchönen Wäldern von Kokosnußbäumen bedeckt. Kawen iſt die Hauptinſel; ſie liegt unter 8° 52′ 0″ nördlicher Breite, und 139° 11′ 30″ weſtlicher Länge von Greenwich, 191° 31′ 45″ von Paris. Wir ließen den Anker fallen.

„Am 31. Januar (12. Februar) nahte ſich eine große Pirogue; ſie trug 15 Mann; wir riefen ihnen; mehrere ſchwammen an Bord. Sie zeigten uns ihren Häuptling, der ſich durch ſeine Tätowirung auf den Seiten auszeichnete. Wir kauften von ihnen viel Pandanusfrüchte, wovon wir mehrere Spielarten bemerkten, eine große Menge Kokosnüſſe und Brodfrüchte; man gab ihnen Eiſen, welches ſie Allem vorzogen. Wir machten ihnen große Geſchenke, und ſchloßen mit mehreren einen Freundſchaftsbund, indem wir die Namen wechſelten. Bei dieſer Gelegenheit machten wir auf's Neue eine Bemerkung, welche von uns ſchon auf Otdia und auf allen Gruppen dieſes Archipels, die wir beſucht hatten, gemacht worden war: daß die Inſulaner ungeachtet aller Mühe, welche ſie ſich geben, das s nicht ausſprechen konnten. Gegen Abend verließ uns die Pirogue; mehrere Inſulaner, welche mit uns die Namen gewechſelt hatten, wiederholten mit ſtarkem Geſchrei diejenigen, welche ſie erhalten hatten.

„Am 2. (14.) Februar lichteten wir den Anker, und ſegelten auf die anderen unter dem Winde gelegenen Inſeln los. Wir ankerten neben der, welche die Eingebornen Tyan nennen, und landeten. Auf ihr gibt es viele Kokospalmen; auch ſieht man viele Häuſer; die der Häuptlinge ſind groß; das Innere iſt einfach, wie im Archipel der eigentlichen Karolinen.*) Die Ratten ſind daſelbſt ſehr läſtig. Im Gehölze ſahen wir mehrere Hühner laufen; die Inſel iſt ziemlich bevölkert. Die vegetabiliſche Erdſchichte iſt tiefer, als auf der Odtiagruppe, nämlich 2 bis 3 Fuß tief, ſo daß die

*) S. Blatt 107.



Digitized by Google

Inſulaner Taro pflanzen können, von welchem ſie zwei Spielarten haben, welche ſie Uat und Kadak nennen. Auch fanden wir mehrere Bananenbäume, welche man Kaïoaran nennt.

„Wie es ſcheint, leben dieſe Inſulaner in größerem Ueberfluſſe, als ihre Nachbarn; ſie haben Früchte in großer Menge, auch ſind ſie nicht ſo mager, als die Bewohner von Otdia.“

Die Ruſſen ſahen dort ſehr hübſche Frauen, deren Oberkörper beſonders ſchön war. Auch beſuchten ſie eine anmuthige Inſel Aïrik, welche ganz mit Kokosnüſſen bedeckt war. Sie ſahen dort das Oberhaupt der Gruppe, welches gewöhnlich auf Kawen reſidirt; es war ein großer ſchöner Mann von ſehr dunkelbrauner Farbe.

Die Ruſſen waren ans Land geſtiegen, um den Spielen der Einwohner beizuwohnen; aber gegen die Gewohnheit wurden ſie ſehr kalt empfangen. Die Wilden waren wenigſtens zu 80 verſammelt, ſämmtlich ſehr ſtarke Männer.

Mehrere ſtark bemannte Piroguen landeten auf verſchiedenen Punkten der Inſel, und beſonders zu beiden Seiten der europäiſchen Boote. Die Inſulaner, welche zuvor immer voll Achtung gegen ſie geweſen waren, fingen nun an, ohne Rückſicht ihre Taſchen zu durchſuchen, wo ſie wohl wußten, daß ſich immer Nägel und andere Sachen von Eiſen befänden. Hierauf ſammelten ſich alle auf ein Signal des Häuptlings, zugleich entfernten ſich die Weiber; dieſe Vorgänge beunruhigten die Mannſchaft, und ſie ſchiffte ſich ein, um an Bord des Schiffes zurückzukehren, das nur zwei Flintenſchußweiten von der Küſte entfernt war. Man feuerte einen blinden Kanonenſchuß ab, und ſogleich ertönte ein Geſchrei am Lande. Man brannte eine Rakete ab, welche ſich in einem feurigen Streifen auf die Inſel richtete. Nun ſtieg die Beſtürzung der Inſulaner aufs Höchſte, und ſie entfernten ſich allmälig von der Küſte. Zwei Stunden nachher hörte man einen großen Lärm auf der Inſel.

Am 9. Februar gingen die Ruſſen wieder ans Land. Ihr Feuer hatte einen großen Eindruck auf die Inſulaner gemacht. Früher kam ihnen Jedermann entgegen, wenn ſie landeten; nun aber ſahen ſie Niemand. Je weiter ſie vorrückten, um ſo mehr entfernten ſich die Eingebornen; ſie riefen einigen, die dann ſtehen blieben und ſie mit Furcht und Zittern erwarteten. Indeß wurde das freundſchaftliche Vernehmen wieder hergeſtellt; ſie baten nun die Fremden, kein Feuer mehr auf ihre Inſel zu ſchleudern, und blieben fortan mißtrauiſch. Endlich am 11. Februar verließ die ruſſiſche Expedition die Saltikoffinſeln, deren Bevölkerung ſie um das Dreifache höher als die der Romanzoffinſeln anſchlugen.

Abenteuer Kadu's, eines wilden Reiſenden.

Wir wiſſen dieſe Beſchreibungen nicht beſſer zu beſchließen, als mit den Abenteuern eines Wilden, der eine große Rolle bei dieſer Expedition ſpielte, die meiſten Gruppen des ungeheuren Carolinenarchipels durchreiſte und wahrſcheinlich mehr Länder beſuchte, als irgend ein Eingeborner Polyneſiens. Dieſer polyneſiſche Ulyſſes heißt Kadu; er verdiente und gewann die Zuneigung Kotzebue's, ſeiner Offiziere und ſeiner Mannſchaft.

Kaum hatte der von dem Kapitän Kotzebue kommandirte Rurik bei Aïrik Anker geworfen, als man von dem Maſte herunter im Südweſten eine von den Eingebornen Aur genannte Gruppe ſignaliſirte und daſelbſt

Anker warf. Einige Piroguen näherten ſich, und mehrere Inſulaner kamen an Bord. Sie waren alle tättowirt, mit Ausnahme eines einzigen, welcher nur auf ſeinem Arme Figuren von Fiſchen trug. Er machte Zeichen der Freundſchaft, und bat, ſich mit der ruſſiſchen Mannſchaft einſchiffen zu dürfen. Der Kapitän willigte nach einigem Bedenken ein; er ſchiffte ſich auf dem Rurik ein, hielt ſich lange bei den Ruſſen auf und gab ihnen eine Menge merkwürdiger Nachweiſungen. Kotzebue erzählte ihr erſtes Zuſammentreffen mit dem liebenswürdigen Caroliner folgendermaßen:

„Wir bemerkten zwei Wilde, welche ganz anders tättowirt waren, als die übrigen, und auch, wie Chamiſſo bemerkte, eine ganz andere Sprache redeten. Wir fragten ſie: ob ſie auf dieſer Inſel zu Hauſe ſeyen. Sie antworteten: nein! und erzählten uns eine lange Geſchichte in ihrer eigenen Sprache, von der wir aber nicht ein Wort verſtanden. Einer dieſer Fremden, ein Mann von 30 Jahren, von mittlerer Größe und angenehmer Bildung, gefiel mir ſehr. Nachdem ich den Häuptlingen meine Geſchenke gemacht hatte, gab ich ihm einige Eiſenſtücke, die er mit Dank annahm, ohne jedoch die nämliche Freude zu bezeigen, wie die übrigen Wilden. Er ſtand beſtändig neben mir. Als die Sonne unterging und unſere Gäſte Abſchied von uns nahmen, nahm er mich auf die Seite und drückte mir zu meinem großen Erſtaunen den Wunſch aus, bei mir zu bleiben und mich nie zu verlaſſen.

„Ich hielt es nur für eine vorübergehende Laune, war aber erſtaunt über die Zuneigung, welche er plötzlich für meine Perſon gefaßt hatte, und behielt ihn, in der Hoffnung, er werde uns manchen Spaß machen. Kadu hatte kaum meine Erlaubniß erhalten, als er ſich ſchnell gegen ſeine Kameraden wandte, welche ihn erwarteten, ihnen ſein Vorhaben erklärte, an Bord des Schiffes zu bleiben, und ſein Eiſen unter die Häuptlinge austheilte. Auf den Piroguen herrſchte das größte Erſtaunen; die Wilden bemühten ſich umſonſt, ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen; er blieb unerſchütterlich. Endlich kam ſein Freund Edock zu ihm, redete lange in einem ernſthaften Tone mit ihm, und als er ſah, daß alle Mittel der Ueberredung vergeblich waren, verſuchte er ihn mit Gewalt fortzuziehen; aber nun machte Kadu vom Rechte des Stärkeren Gebrauch, ſtieß ſeinen Freund weit von ſich, und die Piroguen entfernten ſich. Da mir ſein Entſchluß unerklärlich war, ſo kam mir der Verdacht, daß er vielleicht den Plan habe, während der Nacht einen Diebſtahl zu begehen und hierauf heimlich das Schiff zu verlaſſen; deßwegen ließ ich die Nachtwache verdoppeln und ſein Bett neben das meinige auf das Verdeck ſtellen, wo ich wegen der Hitze gewöhnlich ſchlief. Kadu fand ſich ſehr geehrt, neben dem Steuerruder ſchlafen zu dürfen; er ſprach wenig, ungeachtet man ſich bemühte, ihn zu zerſtreuen, aß von Allem, was man ihm anbot, und ſchlief friedlich. Ich will hier erzählen, was uns Kadu zu verſchiedenen Malen über ſeine Geſchichte mittheilte.

„Kadu war auf der Inſel Ulea (Juli) geboren, welche zu den Carolinen gehört, wenigſtens 1500 Meilen weſtlich von Aur liegen muß, und auf der Karte nur dem Namen nach durch den Bericht des P. Cantova bekannt iſt, der im Jahr 1733 von den Latronen (Marianen) als Miſſionär auf die Carolinen geſchickt wurde. Kadu ging mit Edock und zwei anderen Inſulanern auf einer Segelpirogue von Ulea ab, um auf einer entfernten Inſel zu fiſchen. Ein heftiger Sturm brachte die Unglücklichen von

ihrem Wege ab. Sie wurden ungefähr acht Monate lang auf dem Meere umhergeworfen und landeten endlich im beklagenswertheſten Zuſtande auf der Inſel Aur. Ihre Fahrt war größtentheils gegen die gewohnte Richtung des Nordoſtwindes gegangen: eine von Denjenigen wohl zu bemerkende Thatſache, welche bisher glaubten, das Südmeer ſey allmälig von Weſten nach Oſten bevölkert worden. Nach dem Berichte Kadu's hatten ſie während der ganzen Reiſe ihr Segel beſtändig aufgeſpannt, wenn es der Wind erlaubte, aber eingezogen, wenn der Wind von Nordoſt kam, in der Meinung, ſie ſeyen unter dem Winde ihrer Inſel. Das allein kann ihre Ankunft auf Aur erklären. Sie ſchätzten die Zeit nach Monden, indem ſie bei jedem Neumond einen Knoten an eine Schnur machten. Da das Meer ihnen viele Fiſche lieferte und ſie das Mittel, ſie zu fangen, gut kannten, litten ſie weniger Hunger als Durſt, denn ob ſie gleich, ſo oft es regnete, einen kleinen Vorrath von Waſſer zu ſammeln nicht verſäumten, ſo mangelte es ihnen doch oft an friſchem Waſſer. Kadu, welcher der beſte Taucher war, ſtieg oft auf den Meeresgrund, wo bekanntlich das Waſſer weniger ſalzig iſt, mit einer nur mit einer kleinen Oeffnung verſehenen Kokosnuß hinab; aber wenn dieſes Mittel ſie auch für den Augenblick erfriſchte, ſo trug es doch wahrſcheinlich noch mehr zu ihrer Entkräftung bei.

„Als ſie die Inſel Aur erblickten, erfreute ſie der Anblick des Landes nicht mehr; denn ſie hatten alles Gefühl verloren. Ihre Segel waren ſchon lange zerriſſen, ihre Pirogue war das Spiel der Winde und Wellen, und ſie erwarteten geduldig den Tod, als die Bewohner von Aur ihnen mehrere Piroguen zu Hülfe ſchickten und die ganz Empfindungsloſen ans Ufer brachten. Ein Tamol war in dieſem Augenblicke gegenwärtig; die Eiſengeräthſchaften, welche die Unglücklichen noch beſaßen, erregten das Gelüſte ihrer Retter, und ſie waren im Begriffe, ſie zu tödten, als Tigodien, der Tamol der Inſel Aur, glücklicherweiſe noch zu rechter Zeit ankam, um ihnen das Leben zu retten. Nachher, als Kadu ſeinem Befreier alle ſeine Schätze anbot, war dieſer edelmüthig genug, ſie auszuſchlagen; er nahm nur eine Kleinigkeit an und verbot ſeinen Unterthanen bei Todesſtrafe, den armen Fremden etwas Böſes zu thun. Kadu begab ſich mit ſeinen Gefährten in das Haus Tigodiens, der wahrhaft väterlich für ihn ſorgte und ihn beſonders wegen ſeines natürlichen Verſtandes und ſeiner Gutmüthigkeit lieb gewann. Nach ſeiner Berechnung befand er ſich ungefähr drei oder vier Jahre auf Aur. Kadu war gerade im Walde, als der Rurik im Angeſichte Aurs erſchien; die Inſulaner holten ihn ſogleich, denn ſie erwarteten von ihm die Erklärung einer ſo fremdartigen Erſcheinung, da er ja ein großer Reiſender war und überhaupt für einen Mann galt, der Viel wiſſe. Er hatte oft mit ihnen von Schiffen geſprochen, welche Ulea beſuchten; er erinnerte ſich ſogar an die Namen zweier Männer, Lewis und Marmol, welche von der großen Inſel Britannia gekommen ſeyen; auch hatte er bald unſer Schiff erkannt. Da er große Neigung für die Weißen hatte, ſo forderte er die Inſulaner dringend auf, an das Schiff zu gehen, dieſe aber weigerten ſich Anfangs; denn nach einer Tradition, welcher ſie Glauben ſchenkten, verzehrten die weißen Männer die ſchwarzen. Doch brachte er ſie endlich durch das Verſprechen, ihnen Eiſen zum Eintauſchen zu verſchaffen, dahin, an Bord zu gehen, und ſogleich faßte er den Entſchluß, bei uns zu bleiben, wie bereits erwähnt wurde. Die Vorſicht, ihn

zu bewachen; war nutzlos; er ſchlief die ganze Nacht ruhig und wachte bei Tagesanbruch fröhlich und zufrieden auf.“

Das Ende der Abenteuer des intereſſanten Reiſenden entlehnen wir von Choris.

„Abends beim Nachteſſen wurde Kadu eingeladen, uns in die Kajüte zu folgen; die Spiegel, die Teller und die verſchiedenen Geräthſchaften, deren wir beim Eſſen uns bedienten, ſchienen ihn nicht in Verwunderung zu ſetzen. Er wartete, bis wir uns bedient hatten, um unſer Beiſpiel nachzuahmen, kurz er benahm ſich wie ein Menſch, der immer an europäiſche Lebensart gewöhnt iſt. Er aß mit gutem Appetit, aber mäßig, von Allem, was wir ihm anboten; das geſalzene Fleiſch betrachtete er zuerſt und wagte es erſt, nach uns zu eſſen. Gezuckerten Reis liebte er ſehr und trank auch gerne ein Glas Madera. Er bewunderte die Durchſichtigkeit des Glaſes. Hierauf legte er ſich auf das Bett, das man für ihn bereitet hatte, und ſchlief ruhig. Von dieſem Tage an begleitete uns Kadu beſtändig; alle Inſulaner ſchienen viel Achtung und Liebe für ihn zu haben.

„Die lezteren ſagten uns, daß die Inſeln Otdia, Abirik, Medid, Kawen mit Aur gegen Arno, Meduro und andere verbündet ſeyen und Krieg gegen ſie führen. Die lezteren hatten im vorigen Jahre viele bewaffnete Piroguen ausgeſandt, welche Aur und die verbündeten Inſeln geplündert hatten; die Räuber, fügten die Inſulaner bei, hätten Alles zerſtört. Aber nun bewaffnet ſich unſer Bund, wir rüſten Vorräthe, wir bemannen unſere Piroguen. Lamari, der große Häuptling, beſucht alle ihm untergebenen Inſeln, um Krieger zu ſammeln.“

„Die Inſulaner luden uns endlich auch ein, am Kriege Theil zu nehmen, und baten uns um unſeren Beiſtand. Aur liegt unter 8° 18′ 42″ nördlich und 188° 51′ 30″ weſtlich von Greenwich (191° 11′ 45″ weſtlich von Paris).

„Am 15. (27.) verließen wir es, und am 17. Febr•ar (1. März) naheten wir uns einer Gruppe, welche die Inſulaner Aïlu nennen, und welche wir Kruſenſterninſeln nannten.

„Am 18. Februar (2. März) kamen wir glücklich mitten unter dieſen Inſeln an. Am Eingange der Durchfahrt, ſo wie bei anderen Inſeln, fingen wir viele Haifiſche und Boniten. Aïlu liegt unter 10° 13′ 52″ nördlich und 190° 17′ 30″ weſtlich von Greenwich (192° 37′ 45″ weſtlich von Paris).

„Die Inſulaner ſagten uns, daß alle Inſeln, welche wir beſucht hatten, nämlich: Jrigub, Otdia, Medid, Kawen, Aur, Aïlu, Arno, Meduro und noch drei andere den allgemeinen Namen Radakinſeln führen; daß eine ähnliche, aber beträchtlichere und reichere Gruppe im Südweſt liege und Ralikgruppe heiße. Dieß iſt wahrſcheinlich die von den Engländern Mulgraves-Range genannte Kette.

„Am 28. Februar (12. März) reisten wir mit Kadu von Aïlu ab. Nachmittags ſahen wir die zwei Inſelgruppen, welche wir im vorigen Jahre entdeckt, und denen wir die Namen Kutuſoff-Smolensky und Suvaroff gegeben hatten.

„Die Windſtöße, die Nebel, das ſchlechte Wetter erlaubten uns erſt am 1. (13.) März, uns den Kutuſoff-Smolensky-Inſeln zu nähern. Unſere Boote, welche, wie gewöhnlich, einen Paß zwiſchen den Riffen ſuchen wollten,

fanden nur 2, 2½, 3 oder 4 Faden Waſſer; wir mußten alſo auf die Einfahrt verzichten.

„Bald kamen mehrere Piroguen zu uns. Unter den Inſulanern befand ſich der oberſte Häuptling Lamari. Er beſchäftigte ſich auf dieſer Inſel mit Aufbietung von Mannſchaft, Piroguen und Vorräthen; in drei Wochen wollte er auf die andern Inſeln gehen, ſeine Flotte vereinigen und ſodann gegen den Feind ziehen.

„Man ſagte uns, daß zwei Tagreiſen weit nordweſtlich eine kleine Inſel ohne Kokosnußbäume und Waſſer liege, welche aber die Eingebornen beſuchen, um dort Schildkröten und Seevögel zu fangen: ſie heißt Bigar.

„Den 14. März verließen wir die Radakinſeln und ſteuerten auf die aleutiſchen Inſeln los.

„Kadu gewöhnte ſich bald an uns und benahm ſich ganz wie ein Europäer. Da er uns natürlich nachahmte, ſo machte er uns viel Spaß; in ſehr kurzer Zeit lernte er einige ruſſiſche Worte; und da wir viele Worte von den Radakinſeln behalten hatten, ſo konnten wir uns gegenſeitig verſtändlich machen.

„Er ſprach viel von Ulea, ſeinem Vaterlande, ſo wie von den benachbarten Inſeln, welche wir unter dem Namen des Carolinenarchipels kennen. Kadu hatte ſie alle bereist und ſogar die Peluinſeln beſucht. Aus ſeinen Berichten erfuhren wir, daß ſeine Landsleute kühne Schiffer ſind und oft große Seereiſen unternehmen; wirklich hörten wir auf den Marianen, daß die Bewohner der Carolinen jedes Jahr im Monat Mai eine Reiſe auf die Inſel Huaham machen, um bei den Spaniern ihre Piroguen und Muſcheln gegen Eiſen einzutauſchen.

„Kadu erzählte uns, daß ſeine Landsleute eine weite Reiſe auf eine Inſel machen, deren Namen er nicht kenne, um dort Eiſen zu holen; ſie werde von großen Schiffen beſucht, wie das unſrige ſey. Die Inſulaner nennen das Eiſen Lulu; ebenſo nennen es die Eingebornen von Guaham.

„Wir überzeugten uns, daß Kadu in der Kenntniß der Geſtirne ſehr bewandert ſey; aber er zog unſere Bouſſolen vor, denn er ſah, daß man ſelbſt bei nebeligem und trübem Wetter nach dieſem Inſtrumente ſeine Fahrt richten könne, während ſich die Bewohner der Inſeln, welche nur die Geſtirne zu Führern haben, in großer Verlegenheit befinden, wenn dieſe nicht ſichtbar ſind.

„Die Inſulaner von Radak ſind auch gute Seeleute; ihre Piroguen ſind, wie die caroliniſchen, ſo erbaut, daß ſie gegen den Wind fahren können, und haben viel Aehnlichkeit mit den lezteren.

„Nach den Berichten Kadu's und unſern eigenen Beobachtungen haben die Bewohner von Radak keinen öffentlichen Gottesdienſt. Indeß ſieht man gewöhnlich im öſtlichen Winkel ihrer Hütten verſchiedene Gegenſtände aufgehäuft, wie kleine Kieſelſteine, Kokosnußblätter, Kokosnüſſe, Fiſchköpfe. Wenn wir ſie berührten oder nur betrachteten, wurden die Inſulaner ungeduldig und riefen ſogleich: Emo! Emo! Daraus konnten wir ſchließen, daß es heilige Gegenſtände ſeyen. Mehrere Male ſahen wir um den Hals der Häuptlinge auf eigenthümliche Weiſe geknüpfte Schnüre von Pandanusblättern. *) Wie es ſchien, hatten ſie eine heilige Bedeutung. Endlich ſchien die Tättowirung auch einige Beziehung auf die Religion zu haben;

*) S. Blatt 1.

denn einige unſerer Reiſegefährten, welche ſich gerne dieſer Operation unterzogen hätten, konnten nicht dazu kommen, da die Häuptlinge immer einen neuen Vorwand fanden, dieſe Ceremonie aufzuſchieben. Kadu ſagte uns, daß es nicht ohne Erlaubniß der Gottheit geſchehen dürfe, und daß man ſie mehrere Nächte nach einander anrufen müſſe; alsdann höre man ein Pfeifen, das ein Zeichen der Billigung ſey. Indeß ſind die Männer über 20 Jahre alle tättowirt; die Weiber empfangen dieſen Schmuck beim Antritt des ſiebenzehnten Jahres; aber nur auf der Inſel Aur iſt die Tättowirung gebräuchlich.

„Nach dem Berichte Kadu's kann ein Mann mehrere Frauen heirathen; gewöhnlich begnügt er ſich mit einer einzigen; die Häuptlinge haben zwei. Die Frauen ſind ausnehmend fruchtbar, aber die Mutter tödtet ohne Barmherzigkeit alle Kinder, welche ſie zur Welt bringt, wenn ſie ſchon drei hat; ebenſo entledigt ſie ſich derjenigen, welche ſchwach und mißgeſtaltet ſind.

„Wie bei den meiſten Völkern in der Kindheit der Civiliſation ſind Schamhaftigkeit und Keuſchheit dieſen Inſulanern fremde Begriffe; ein Mann kann ohne Schande einem andern die Gunſt ſeiner Frau anbieten; ein Vater übergibt ohne Erröthen ſeine Töchter den Umarmungen eines Fremden.

„Jedoch ſind ſie nicht ſo ausſchweifend als die Bewohner der Sandwichinſeln. Wir fanden bei ihnen keine ſyphilitiſchen Krankheiten; jedoch ſagte uns Kadu, daß eine dieſer ſehr ähnliche Krankheit vorkomme. Wenn der von ihr Befallene nicht ſchnell ſich an die Greiſe wendet, welche die Eigenſchaften der Heilkräuter kennen, ſo ſtirbt er in wenigen Tagen.

„Gewöhnlich herrſcht mit Ausnahme der Inſel Ulea, wo ewiger Frieden wohnt, Krieg auf den Carolinen. Die unruhigſte iſt Yap; ſie iſt unter mehrere kleine Häuptlinge getheilt.

„Umſonſt verſuchten wir mehrere Wochen lang, von Kadu ſeine Vorſtellungen von der Gottheit zu vernehmen; er bemühte ſich aufs Aeußerſte, ſich uns verſtändlich zu machen, aber vergeblich. Endlich gelang es ihm; ſein Geſicht flammte, ſein ganzer Körper zitterte. „Ah! rief er, ihr wollt den Namen Desjenigen wiſſen, den wir weder ſehen, noch hören;“ zugleich hielt er ſich Augen und Ohren zu; „ſein Name iſt Tautup.“ Als man ihn fragte, wo er wohne, zeigte er gen Himmel.

„Kadu hielt viel auf die magiſche Kraft gewiſſer Geſänge, die Winde zu beruhigen. Wie groß war ſein Erſtaunen, als wir auf dem Wege nach den aleutiſchen Inſeln in die Meere im Norden des Wendekreiſes gelangten, und er ſah, daß die Winde ungeachtet ſeiner langen Balladen, der Gebärden, womit er ſie begleitete, um ihnen zu zeigen, von welcher Seite ſie blaſen ſollten, ungeachtet ſeines häufigen Ausſpeiens, ihm nicht gehorchten! Er konnte von ſeinem Erſtaunen kaum zurückkommen. „Oh!“ ſagte er zu uns, „auf den Inſeln, von welchen wir kommen und in meinem Vaterlande können die Winde nicht länger dauern, als ein Geſang.“ Die Behauptung des Inſulaners war nicht ganz grundlos; denn, wie bekannt iſt, dauern die Windſtöße zwiſchen den Wendekreiſen im Allgemeinen nur einige Minuten oder höchſtens einige Stunden.

„Die Kälte war Kadu'n ſehr unbehaglich, ſo wie auch uns ſelbſt; das Thermometer zeigte 18 Grade, und wir waren genöthigt, unſere leichten Kleider, die wir unter den Tropen getragen hatten, gegen andere wärmere zu vertauſchen. Kadu war auch ſehr warm gekleidet; als wir unter 50°

nördlich waren, ſah er zum erſten Male Schnee fallen; dieſe Erſcheinung verſezte ihn in großes Erſtaunen.

„Als wir ihn an Bord nahmen, ſagten wir ihm, daß wir zwei Monate lang auf dem Meere ſeyn würden, ohne Land zu ſehen; er ſchien davon nicht betroffen zu ſeyn; da aber mehrere Wochen hingingen, ohne daß er es ſah, ſo traute er unſern Reden nicht mehr; er glaubte, wir ſeyen durch den Wind weit vom Lande getrieben worden, wie er, und ſuchen es vergeblich. Da er indeß bemerkt hatte, daß wir ruhig waren und nichts an Bord fehlte, ſo ließ ſeine Unruhe bald nach.

„Um ſeinen Hals trug er eine Schnur, an welcher er mit Knoten die Zeit bemerkte; indeß war ſeine Rechnung nicht genau. Einen großen Werth legte er auf ſein Halsband von Muſcheln. Er erzählte uns, daß er im lezten Kriege, als die Inſulaner von Arno Aur geplündert hätten, am Kampfe Theil genommen habe. Er hatte einen Feind beſiegt und ſchickte ſich an, ihm den Hals mit einer Muſchel abzuſchneiden: da eilt plötzlich ein Mädchen in Thränen herbei, wirft ſich ihm zu Füßen und bittet um Gnade für ihren Vater. Gerührt von ihren Thränen, verſchont Kadu das Leben des Vaters. Das Mädchen, außer ſich vor Freude, ihren Vater gerettet zu ſehen, bat Kadu, zum Beweis ihrer Dankbarkeit ihr Halsband anzunehmen; Kadu nahm es gerne an. Der Vater machte ihm den Vorſchlag, ſeine Tochter zu heirathen und auf Arno zu bleiben, wo er ſein Sohn heißen ſollte. Obgleich Kadu'n das Mädchen ſehr gut gefiel, wollte er doch mit den Feinden Radaks keine Gemeinſchaft haben, verſprach aber, das Halsband ſein ganzes Leben hindurch zu tragen.

„In den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes an Bord konnte die Neugierde des guten Karoliners kaum befriedigt werden; er wollte Alles ſehen. Bald aber war er ſo von Neuigkeiten geſättigt, daß er Alles mit Gleichgültigkeit betrachtete.

„Kadu war luſtig und dienſtfertig; er machte ſich bei Offizieren und Matroſen beliebt. Er war ſtolz auf ſeine weiten Reiſen. Oft ſang er alle Geſänge, welche er wußte; beſonders gerne ſang er eine Melodie von der Inſel Guap, welche viel Aehnlichkeit mit einer Melodie von Radak hat. *) Dieſe Melodie, ſagt Choris, ertönte oft auf den Schneegebirgen von Unalaſchka im amerikaniſchen Rußland; Kadu brachte ganze Stunden damit hin; dann rührte ihn die Erinnerung an ſein Vaterland und ſeine Reiſen bis zu Thränen.“

Große Gilpert-Gruppe.

Dieſe Gruppe, die wir zu dem großen Carolinenarchipel rechnen mußten, und die aus den zwei Gruppen Scarborough und Kingsmill beſteht, enthält die kleinen niedrigen Inſeln Chaſe und Francis, die Inſel Drummond, die Sydenhaminſeln, die Hendervilleinſeln, die Inſeln Woodle, Hopper und Hall, die Inſeln Gilbert und Marſhall, die Inſeln Knox, Charlotte, Matthews und Pitt, ein wenig öſtlich von den Gilbertinſeln die Inſel Byron, und ein wenig weſtlich von denſelben die Inſel Ocean, die Inſel Pleaſant und die Inſel Atlantique. Dieſe drei leztern ſind beinahe ganz unbekannt.

Geht man von Norden nach Süden, ſo ſieht man die kleinen niedrigen

*) S. Blatt 1 über Oceanien, S. 80, Muſik, Nro. 6.

Inſeln Chaſe und Francis. Die erſte liegt unter 2° 28′ ſüdlicher Breite und 174° öſtlicher Länge, die zweite unter 1° 40′ ſüdlicher Breite und 173° 15′ öſtlicher Länge. In dieſen Strichen empfindet man wieder die Windſtillen der Linie und ihren nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit der Seeleute.

Die Inſel Drummond wurde im Jahr 1799 von Bishop entdeckt, und im Jahr 1824 von Duperrey wieder geſehen. Der gelehrte Seemann d'Urville ſagt in ſeinem Tagebuch des Coquille Folgendes über ſie:

„Leicht konnten wir mehrere Eingeborne mit ihren Frauen, Weibern und Kindern und Hunden am Ufer entdecken, welche uns aufmerkſam betrachteten. Indeſſen boten ungefähr 15 Piroguen mit Segeln und Rudern zugleich Allem auf, um uns zu erreichen; ſie waren je mit 3 bis 9 Perſonen bemannt; auch bewegten ſie aus der Ferne Matten hin und her und machten uns ſo ein Zeichen, ſie zu erwarten. Zwei oder drei derſelben, welche bis auf eine halbe Kabeltaulänge bis hinten an das Schiff gekommen waren, brauchten noch lange, bis ſie uns einholten, ungeachtet wir kaum 3 Meilen in der Stunde machten, ein Beweis, daß ihre Fahrzeuge nicht ſehr ſchnell gehen. Endlich hielten wir an, und eines von ihnen, mit 3 Eingebornen bemannt, legte nach kurzem Bedenken am Schiffe an. Dieſe Männer waren von mittlerer Größe, hatten eine ſehr dunkelbraune Farbe, und ihre Haut war mit Ausſatzſchuppen bedeckt.

„Ihre Kleidung beſtand in kleinen Röcken von einer groben Matte, welche um den Hals gelegt waren, und in Mützen vom nämlichen Stoffe. Ihre Züge waren nicht angenehm, ihr Wuchs war ziemlich hager und ihre Sprache von den polyneſiſchen Idiomen gänzlich verſchieden. Ihre Piroguen und Segel waren ſehr grob gearbeitet. Keiner von ihnen war tättowirt und ſie brachten keine andere Vorräthe, als einige Mollusken vom Weihkeſſelmuſchelgeſchlecht, welche ſie gegen Meſſer und Angeln eintauſchten. Sie verriethen ſehr wenig Verſtand, und alle unſere Bemühungen, die Namen ihrer Inſel von ihnen zu erfahren, waren rein vergeblich. Nach einer halben Stunde verließen ſie uns und kehrten auf die Inſel zurück.“

Der Kapitän Paulding erzählt uns, er habe einige Eingeborne von Drummond an Bord züchtigen laſſen, weil ſie mehrere auf der See unentbehrliche Gegenſtände geſtohlen hätten.

„Die Bewohner der Inſel Byron“, ſagt Paulding, „ſind groß, lebhaft und gut gewachſen. Alle ſind nackt und mit Narben bedeckt; einige tragen Mützen, welche aus einer Art Gras gemacht ſind und Halsbänder von kleinen Scheiben aus Kokosnuß. Ihr Schmuck iſt grob, und es wird nur ſelten ſolcher von ihnen getragen. Er beſteht aus Muſcheln und Halsbändern, die man aus etwas macht, was Walfiſchknochen ſehr ähnlich iſt, und die einige um den Gürtel, andere um den Hals tragen. Ihre Haare ſind lang und geflochten und ihre Farbe ſehr dunkel; ihr Bart iſt nicht ſehr ſtark und am Kinn gekräuſelt, wie bei den Negern. Es kamen nur wenige Frauen in den Piroguen mit: ihre Bildung iſt grob, und ſie ſchienen beinahe eben ſo ſtark zu ſeyn, als die Männer. Un; die Lenden trugen ſie eine kleine, einen Fuß breite Matte, welche unten mit einer Franze geziert war. Wenige Männer waren, und zwar nur ſparſam tättowirt. Ihre Piroguen ſind geſchickt gearbeitet und aus einer Menge Holzſtücken zuſammengeſezt, die durch Schnüre von Kokoswolle zuſammengehalten werden; aber ſie ließen von allen Seiten Waſſer eindringen, und ein Mann war

beſtändig beſchäftigt, ſie auszuſchöpfen. Sie waren an der Spitze jedes Endes ſehr eng und an einer Seite mit einer Plateforme verſehen, um ſie aufrecht zu halten. Die Piroguenſegel ſind auf allen dieſen Inſeln von Stroh- oder Grasmatten.“

Die Inſel Byron iſt eine Kette niedriger, bewaldeter und ſtark bevölkerter Inſelchen, welche auf einem gemeinſchaftlichen Riffe liegen; ſie liegt unter 1° 18′ ſüdlicher Breite und 175° 0′ öſtlicher Länge.

Die Sydenhaminſeln wurden im Jahr 1799 von Bishop entdeckt und im J. 1824 von Duperrey wieder erkannt. Nach d'Urville gleichen die Bewohner ganz den Eingebornen von Drummond. Was ihm am meiſten auffiel, war, daß ſie Weſten und Hoſen von ſtark geflochtenen Kokosnußfaſern trugen.

Die Hendevilleinſeln wurden im Jahr 1788 von den Kapitänen Gilbert und Marſhall entdeckt. Dieſe Inſulaner, ſagt der leztere, ſcheinen eine ſchöne Menſchenraſſe zu ſeyn. Sie ſind kupferfarbig, ſtark und gut gewachſen; ihre Haare ſind lang und ſchwarz, und ſie haben ſehr ſchöne Zähne. Bei mehreren war das Geſicht weiß bemalt. Nach ſeinem Berichte ſind ſie verſtändig, lebhaft und erfahren. Der Kapitän Duperrey, welcher im Jahr 1824 bei den Hendevilleinſeln anhielt, fügt noch bei, daß die Weiber nur eine kurze Schürze tragen und ihr Schmuck in Leda-Eiern und kleinen rothen Kammmuſcheln beſtehe, welche um den Hals gehängt werden.

Die Hendevillegruppe beſteht aus niedrigen und bewaldeten Inſelchen, von welchen die größte ſechs Meilen lang und höchſtens eine halbe Meile breit iſt. Die ganze Gruppe hat nur fünfzehn bis zwanzig Meilen im Umfang; ihre nördliche Breite iſt 0° 6′, ihre öſtliche Länge 171° 23′ (ſüdliche Spitze).

Ungeachtet des verdienten Lobes, das man den meiſten Bewohnern dieſer Gruppen und überhaupt allen Eingebornen des ungeheuren Carolinenarchipels ertheilt, muß man geſtehen, daß einige Caroliner finſter und treulos ſind. Sie gebrauchen Bogen und Pfeile, welche mit Fiſchknochen beſezt und bisweilen vergiftet ſind, was auf Polyneſien ſelten iſt. Auch haben ſie Meſſer, mit Haifiſchzähnen beſezt, welche gräßliche Wunden machen. Sie durchbohren ſich die Ohren und verlängern ſie bedeutend, um dieß furchtbare Meſſer hineinzuſtecken.

Religion, Schiffbau, Schifffahrt der Bewohner der niedrigen Inſeln des Carolinenarchipels.

Die Bewohner der niedrigen Inſeln dieſes Archipels hegen große Ehrfurcht für die Geiſter. Ein Genius, den ſie Hanno oder Hannulappe nennen, herrſcht auf jeder Inſelgruppe; er verſorgt ſie mit allen ihren Bedürfniſſen. Uebrigens iſt er, den Eingebornen zufolge, einem unendlich höheren Weſen untergeordnet. Wenige nur genießen das Vorrecht, dieſen Geiſt zu ſehen, ihn zu hören und ſeine Befehle zu erkennen, und verdanken es nur der Verwendung ihrer in der Jugend geſtorbenen Kinder: übrigens haben ſie weder beſondere Rechte, noch werden ſie beſonders geachtet. Mertens, welcher uns die vorzüglichſten Thatſachen dieſes Kapitels liefert, erzählt uns, dieſe Auserwählten ſeyen bisweilen den Angriffen eines böſen Geiſtes ausgeſezt, der in den Korallen wohne, auf welchen ihre Inſeln ruhen und ſie um die Gunſt beneide, die heitere Stirne Hanno's zu

eintritt, ſo ſuchen ſie durch Beobachtung des Windes ihre Bahn einzuhalten; dieſer iſt zwiſchen den Wendekreiſen zuweilen ſo beſtändig, daß er auf einer kurzen Ueberfahrt wohl als Bouſſole dienen kann; indeß kann er ſich doch auch ändern. Dann vornehmlich kommt es vor, daß ſie ſich verirren; in dieſem Falle laviren ſie gegen den Wind, indem ſie an irgend einer Inſel zu landen ſuchen, um einen neuen Ausgangspunkt zu haben; haben ſie ſich orientirt, ſo treten ſie von Neuem ihre Reiſe an. Wenn ſie aber unglücklicher Weiſe keine Inſel finden, ſo bleibt ihnen nichts übrig, als auf dem Meere umzukommen oder an irgend eine unbekannte Küſte oft auf eine beträchtliche Entfernung verſchlagen zu werden. So landet, Kadu, dieſer Ulyſſes Polyneſiens, nach einer langen Seefahrt auf Radak 760 Meilen weſtlich von ſeinem Vaterlande, das er vergeblich ſuchte. Dieſe langen, gegen den Wind gemachten Reiſen laſſen ſich leicht durch die große Schnelligkeit der Piroguen erklären, wenn ſie dicht beim Winde ſegeln, ohne daß es, wie wir von Kadu geſagt haben, einer achtmonatlichen Fahrt bedarf, was beinahe unglaublich iſt. Es iſt wohl zu entſchuldigen und ſehr natürlich, wenn dieſer unglückliche Reiſende in der tödtlichen Angſt und Unruhe, die er, zwiſchen Leben und Tod geſtellt, fühlen mußte, ſieben oder acht Wochen für eben ſo viele Monate gehalten hat.

Wenn ein Caroliner eine Pirogue erbauen will, ſo ſucht er zuerſt auf der ganzen Inſel einen Baum, den er ſich von dem Eigenthümer gegen Matten, Seile oder andere Induſtriegegenſtände eintauſcht. Er kann auf den Beiſtand ſeiner Landsleute rechnen, welche ihm ſogleich den Stamm ſo nahe als möglich an der Wurzel umhauen helfen. Damit ihnen das gelinge, greifen ſie ihn von allen Seiten an und hauen ihn im Kreiſe herum bis auf das Herz an, eine Vorſicht, die ſie für unerläßlich halten, damit ſich der Baum beim Falle am Fuße nicht ſpalte, was ihn zum Schiffbau untauglich machen würde. Da ſie kein Eiſen haben und ihre Beile für eine ſolche Arbeit nicht geeignet ſind, ſo können ſie troß aller Anſtrengungen nur langſam vorrücken und müſſen lange Pauſen bei ihrer Arbeit machen, um ſich von der Anſtrengung zu erholen. Sie arbeiten einen Tag und an den beiden folgenden ruhen ſie aus. Sie wachen ſorgfältig darüber, daß der Baum im Fallen die ihn umgebenden nicht beſchädige, denn ſie müßten dieſelben dem Eigenthümer bezahlen. Iſt der Baum umgehauen, ſo wird er mit Seilen an das Ufer neben das öffentliche Haus geſchleppt, wo man ihn mehrere Monate lang, nur mit einigen Zweigen bedeckt, den Sonnenſtrahlen ausſezt, damit das Holz recht trocken ſey, ehe man es gebraucht: und nun beginnt die Arbeit.

Auf der Murilögruppe findet man nur 3 Baumeiſter für Canots. Derjenige, welchen man wählt, hält zuerſt öffentlich eine Rede, welche gewöhnlich ſehr lang iſt, hernach mißt er vermittelſt eines Kokosſtieles den Stamm aus, beſtimmt die Länge des Kieles und bezeichnet die Grenzen. Er leitet die Arbeit und wacht darüber, daß jeder Arbeiter ſeine Schuldigkeit thue. Sobald das Aeußere des Stammes ins Grobe gearbeitet iſt, beginnt die Aushöhlung deſſelben, was ſehr ſchnell vor ſich geht, weil bisweilen mehr als 30 Menſchen mit dieſer Arbeit beſchäftigt ſind. Eine Ruderbarke iſt gewöhnlich das Werk eines Tages. Das Vorder- und Hintertheil der Piroguen oder Canots, das mit beſonderer Aufmerkſamkeit gearbeitet ſeyn muß, wird beſonders verfertigt und erfordert die größte Sorgfalt. Manchmal haut man mehrere Bäume vergeblich um, ehe man einen

findet, der zu dieſem Zwecke taugt. Für die Seiten des Canots, an deren Bearbeitung man hierauf geht, verwendet man eine andere Holzart. Aus dieſen näheren Angaben kann man auf die Schwierigkeit und Dauer der Arbeit ſchließen, beſonders wenn man die elenden Werkzeuge betrachtet, deren ſich dieſe induſtriöſen Inſulaner bedienen und welche für alle ihre Unternehmungen ausreichen müſſen. Auch ſteigt die Freude aufs Höchſte, wenn man bis auf dieſen Punkt gekommen iſt, und große Gaſtmähler finden bei dieſer Gelegenheit Statt; Männer, Weiber, Kinder, Alles, was arbeiten kann, eilt, Fiſche zu fangen und beſchäftigt ſich mit Zubereitung der bei ihnen gewöhnlichen Speiſen, welche aus Kokosnüſſen, Brodfrüchten und Arrowroot u. ſ. w. beſtehen. Von dieſer Zeit an kommt man überein, nur bis um die Mitte des Tages zu arbeiten; nun wird das Eſſen aufgetragen und man ſezt junge Kokosfrüchte unter die Pirogue als Opfergabe für Hanno. Dieſe Ceremonie wiederholt ſich täglich, bis die Barke ganz vollendet iſt. Erſt jezt iſt es erlaubt, Fiſche zu ſpeiſen, welche man zwiſchen heißen Steinen gekocht hat und in gut verſchloſſenen Löchern aufbewahrt. Das Vorder- und Hintertheil werden nun mit Blumenguirlanden verziert und man wartet nur auf eine günſtige Gelegenheit, das nun vollendete Canot vom Stapel laufen zu laſſen; es erbt den Namen von irgend einem andern außer Gebrauch gekommenen; denn man bewahrt immer irgend einen Theil davon auf, den man in das neue einfügt. Der Erbauer des Canots wird für ſeine Mühe gewöhnlich durch reiche Geſchenke an Matten, Früchten oder anderen Gegenſtänden entſchädigt.

Ich bedaure unendlich, ſagt Mertens, nur unbeſtimmte Nachrichten über die Art der Ausrüſtung der Seefahrer auf dieſen Inſeln, wenn ſie eine große Seereiſe unternehmen, zu haben. Näheres kann ich nur über die Reiſen von Rua auf die hohe Inſel Ruch oder Ulea mittheilen, was kaum eine Entfernung von 80 Seemeilen iſt. Für dieſe Reiſe, welche gewöhnlich in einem Tage ausgeführt wird, nehmen ſie zwölf geröſtete Brodfrüchte mit; überdieß bereitet man eine Speiſe aus der Brodfrucht, welche in Muſcheln aufgetragen wird. Auch Kokosnüſſe und Fiſche werden nicht vergeſſen, wenn man ſich ſolche verſchaffen kann.

Mertens fügt noch bei, daß unter den hauptſächlichſten Erforderniſſen zu den Reiſen, welche ſie unternehmen, auch das Mar (eine Art gegorner, aus der Brodfrucht bereiteter Teig, der beinahe die einzige Nahrung den Winter über iſt), Kleidungsſtücke und einige Küchengeräthſchaften gehören. Wenn ſie auf Ulea angekommen ſind, ſo begeben ſie ſich zu einem Gaſtfreunde, bei dem ſie einer herzlichen Aufnahme gewiß ſeyn dürfen. Dieſer erſtattet ſogleich nach ihrer Ankunft einen Bericht an den Tamol, der ihnen ſagen läßt, daß ſie bis zu ihrer Abreiſe von der Inſel ihre Segel bei ihm niederlegen ſollen; eine Ceremonie, welche ihnen den Schutz der Geſetze ſichert. Der gegenſeitige Austauſch ihrer Erzeugniſſe findet noch am nämlichen Abend Statt. Die Gegenſtände des Handels der Bewohner der niederen Inſeln ſind Canots, Segel, Ruder, Seile, Lanzen, Keulen, Körbe, Matten aus Pandanusblättern, Geräthſchaften u. ſ. w., welche ſie gegen Mäntel, Gürtel und andere Kleidungsſtücke, die meiſtens aus den Faſern des Bananenbaums und des Hibiscus, welche bei ihnen gar nicht vorkommen, gemacht ſind, eintauſchen; Mar, Tek, ein aus einem Bananenge-

Iſt der Markt geſchloſſen, ſo laſſen ſie ihre gewöhnlichen Kleidungsſtücke ſchwarz färben, was umſonſt geſchieht. Die folgenden Tage bringen ſie mit Beluſtigungen hin und begnügen ſich während derſelben mit Speiſen, welche aus Brodfrüchten, Kokosnüſſen und aronähnlichen Wurzeln bereitet ſind.

Produkte, Nahrungsmittel, Krankheiten und Klima. *)

Mehrere Produkte der hohen Inſeln, z. B. die Yams, eine Art Wurzel, welche der Kartoffel gleicht, die Orangen, die Bananen, die koſtbare Frucht der Cratbva und das Zuckerrohr, ſo wie Fiſche, welche dort ſehr häufig vorkommen, ſind den Bewohnern der niederen Inſeln verboten, und ſie beobachten dieſes Verbot ſehr gewiſſenhaft, weil ſie glauben, der Dämon, der in dem Regenbogen reſidire, würde ſie bei ihrer Rückkehr verſenken, wenn ſie ſich eines Ungehorſams ſchuldig machen würden. Bei ihrer Abreiſe von der Inſel werden ihre Canots mit Koie, einer aus einer geringeren Art von Brodfrucht bereiteten Speiſe, beladen; dieſes Koie iſt ſehr nährend und ein wichtiges Hülfsmittel in der Hungersnoth, welche im Winter auf den niedrigen Inſeln ſehr häufig eintritt; man fordert *nie etwas* für dieſe Speiſe. Die Rückreiſe erheiſcht wenigſtens fünf Tage, weil ſie gegen den Wind fahren müſſen; nun muß ſich das Talent des Steuermanns entwickeln, damit er durch Laviren die Richtung von Rua nicht verliere. Wenn ſie von einer ſolchen Reiſe zurückkommen, ſo wird dem Steuermann ſogleich ein Eſſen bereitet, das man Oeddere nennt, und woran durchaus Niemand ſonſt Theil nehmen darf. Ehe der Steuermann, der in ihrer Sprache Apalla heißt, ſein Mahl beginnt, ſpricht er einige Worte, wie es ſcheint, eine Dankbezeigung gegen Hanno. Beinahe die ganze Bevölkerung, welche bei Bereitung des Gaſtmahles mitgewirkt hat, iſt gegenwärtig, wenn er die Speiſen koſtet, die man ihm darbietet, und welche immer in großem Ueberfluſſe vorhanden ſind. Alles, was er nicht ißt, wird für ihn aufgehoben; man trägt es ſogleich in ſein Haus, und Dieß iſt die einzige Belohnung, welche er für ſeine Reiſen erhält, aber man darf auch nicht vergeſſen, daß die meiſten dieſer Seefahrten im gemeinſchaftlichen Intereſſe der Inſel und nicht von Privatleuten unternommen werden. Das Amt eines Steuermanns gehört zu den ausgezeichnetſten. Man kann leicht denken, in welchem Anſehen dieſe Piloten ſtehen, wenn man hört, daß es nur zwei auf Rua gibt; der eine iſt der alte Tamol ſelbſt, der andere der Sohn ſeiner Schweſter.

Wir ſahen oben, daß es eine Art Kalk gibt, welchen man bei Erbauung der Piroguen gebraucht, um die Bretter feſt zu verbinden. Mertens gibt nähere Nachweiſungen über die Art ſeiner Zubereitung, woraus man ſehen kann, daß die verſchiedenen, auf der Erde verbreiteten Völkerſtämme ſich der nämlichen Mittel bedienen, um aus den mannigfachen Produkten, welche ihnen die Natur geliefert hat, Nutzen zu ziehen. Zur Bereitung dieſes Kalks ſuchen die Inſulaner zuerſt große Maſſen von Sternkorallen und bringen ſie an einen beſtimmten Ort am Ufer; dort machen ſie ein ziemlich tiefes Loch, das mit einem engen zur Seite gegrabenen Kanal in Verbindung ſteht, und zünden ein Holzfeuer an, um es recht zu erhitzen; dann legen ſie die Korallen hinein, bedecken ſie mit einer Schichte

*) Wir entnehmen dieſes Kapitel aus einer kleinen trefflichen und beinahe unbekannten Denkſchrift des Dr. Mertens, der uns nur zu wenig nähere Nachweiſungen über den intereſſanten Carolinenarchipel gegeben hat, und deſſen frühen Verluſt Reiſende und Gelehrte bitter betrauern müſſen.

Kokosblätter, über welche ſie alte Matten, oder Alles, was gerade bei der Hand iſt, legen. Nach dieſer Vorkehrung häufen ſie das Loch ganz mit Sand und Erde u. ſ. w. auf. Durch den Kanal, der ſich neben dem Loche befindet, laſſen ſie ſo viel als möglich Waſſer hineintreten und verſtopfen ſodann die Oeffnung, damit die aus der Maſſe aufſteigenden Dämpfe dort zurückgehalten werden. So bleiben die Korallen einige Monate liegen, worauf das Loch ſorgfältig geöffnet wird und man die Korallen in eine weiße, ſehr ätzende Maſſe verwandelt findet, von der ſie mit Hülfe von Muſchelſchalen kleine Quantitäten herausnehmen; dieſe tragen ſie nach Hauſe, reiben ſie auf einem Brette, um die darin befindlichen kleinen Steine herauszubringen, vermiſchen ſodann dieſen Kitt mit aus der Blumenſcheide oder der faſerigen Hülle alter Kokosfrüchte gezogener Kohle, und nun iſt er zur Verarbeitung fertig. Indeſſen muß man ihn ſogleich verwenden, ſonſt wird er hart, und man kann ihn nicht mehr gebrauchen.

Man bedient ſich der lederartigen Blätter des Callophyllum, um dieſen Kalk an die verſchiedenen Orte zu bringen, wo man ihn verwenden will. Hat man denſelben aufgetragen, ſo bedeckt man ihn ſorgfältig mit Blättern, damit er an der Sonne nicht zu ſehr austrockne. Wenn die Eingebornen Feuer machen wollen, ſo nehmen ſie gewöhnlich ein Stück Holz von beliebiger Größe von dem Hibiscus populneus. Dieſes Holz iſt ausnehmend leicht; ſie machen in daſſelbe der ganzen Länge nach eine Art Einſchnitt und legen es auf die Erde, während ein anderer ein Stäbchen vom nämlichen Holze macht und ſpitzig ſchneidet, es ſenkrecht in dieſen Einſchnitt bringt und mit beiden Händen von einem Ende zum andern hin- und herreibt, und zwar mit aller nur denkbaren Kraft und Schnelligkeit. Der Erfolg hängt ganz von der Geſchicklichkeit im Reiben und der Trockenheit des Holzes ab; oft genügt ein einziges Reiben, um Feuer hervorzubringen, das man mit den Faſern der Frucht der Bamingtonia speciosa, die man vorher getrocknet hat, unterhält. Ein anderes Mal vergehen mehrere Stunden, ehe man das gewünſchte Reſultat erhält.

Das Kawa, dieſes auf allen Inſeln des großen Oceans ſo allgemein angenommene Getränke, iſt auf der Inſel Rua nicht gebräuchlich; auch erzeugen die Morileninſeln die Frucht nicht, woraus es bereitet wird. Floyd verſicherte den gelehrten Dr. Mertens, daß man es eben ſo wenig auf Otto oder Ruch kenne, was zu verwundern iſt, denn auf Ualan iſt der piper methysticum, die Pflanze, aus der man dieſes Getränke bereitet, ſo gemein und ſo geſucht, daß dieſer Pfeffer das einzige Einkommen der Häuptlinge der Inſel bildet.

Die Caroliner der niedrigen Inſeln und beſonders der kleinen Murilögruppe genießen eine ſehr gute Geſundheit, ſind aber doch nicht von Krankheiten frei. Eine Art Blattern, Rup genannt, herrſcht bei ihnen; ſie iſt oft ſehr gefährlich. Dieſen Namen geben ſie auch einer andern Krankheit, welche große Verheerungen anrichtet; ſie greift zuerſt die Handflächen und Fußſohlen an. Zuerſt zeigt ſich eine trockene Aufſchürfung der Haut; eine Menge faulen Fleiſches löst ſich ab und muß auf der Stelle geätzt werden, um den Folgen vorzubeugen, welche ſich daraus ergeben würden, wenn man dieſe Vorſicht verſäumte. Wenn man zu rechter Zeit dieſes gewaltſame Hülfsmittel gebraucht, ſo wird dieſe gräßliche Krankheit ſicher geheilt. Eine dritte Krankheit endlich, welche auch Rup heißt, iſt gänzlich unheilbar; es iſt eine Art Ausſatz (herpes exedens), der ſchnell den Organismus

zerſtört und dem Unglücklichen, der davon befallen wird, ein ſcheußliches Ausſehen gibt. Auch herrſcht daſelbſt die Elephantiaſis: Mertens ſah mehrere Häuptlinge, welche ſtark daran litten. Ein markiges Fleiſchgewächs (fungus hömotodes) bricht auch gerade, wie bei uns, durch die Augenhöhle der Kinder. Blinde ſind nicht ſelten und man findet ſolche von jedem Alter ohne Unterſchied. Den Namen Mack geben die Inſulaner einer Art Gliederweh; manchmal ſchwellen die Gelenke auf; ein andermal aber ſtellen ſich große Schmerzen ein, ohne daß man eine Geſchwulſt bemerkt; dieſe Schmerzen ſind beinahe immer periodiſch. Will man einen davon befallenen Kranken heilen, ſo wendet man die Nadelpunktirung an; man befeſtigt unten an ein Stäbchen einen der Zähne, welche ſich unten an dem Schwanze einer Fiſchart, aspisurus genannt, befinden, und zwar ſo, daß er mit dem Stäbchen einen rechten Winkel bildet; er wird auf die kranke Stelle geſezt und durch ſchwache Schläge auf das Stäbchen hineingetrieben. Die Schuppenkrankheit iſt auch ſehr gewöhnlich; man nennt ſie Epiſa, und den, der davon befallen iſt, Meidome. Anfangs hat dieſe Krankheit keine weiteren Folgen; der Patient beklagt ſich über keinen Schmerz oder Unbehaglichkeit, mit Ausnahme eines beinahe fortwährenden Juckens. Sobald dieſes Symptom eintritt, unterſagt man den Kranken den Fiſchfang und den Gebrauch der Bäder, weil die Einwirkung des Meerwaſſers ſeine Schmerzen verdoppeln würde. Die Haut des Kranken wird rauh und ſchält ſich fortwährend ab, ſo daß ſie wie Fiſchſchuppen ausſieht und Figuren bildet, welche mäandriſchen Madreporen ausnehmend viel gleichen. Die Kinder ſind auch der Mundfäule unterworfen; dieſe Krankheit rafft in den erſten Wochen nach der Geburt viele Kinder weg.

Es gibt Individuen auf dieſen Inſeln, welche im Beſitz des Geheimniſſes ſind, verſchiedene Krankheiten heilen zu können; man befragt ſie immer, aber ſie hüllen ihre Verordnungen in ein tiefes Geheimniß. Man entſchädigt ſie für ihre Mühe freigebig durch Geſchenke an verſchiedenen Produkten der Inſel. Was zu dieſen Mitteln kommt, iſt gänzlich unbekannt. Floyd, der ſich gerne auch auf die Heilkunde gelegt hätte, weil er vorgeblich einige Kenntniſſe in derſelben beſaß, war niemals ſo glücklich, auch nur das Geringſte über die Mittel zu erfahren, welche ſie bei Heilung ſo mancher Krankheiten gewöhnlich anwenden; ſie waren ſehr ſtolz auf ihre Kuren. Mehrere Inſulaner ſind auch ziemlich gewandt in einigen leichteren chirurgiſchen Operationen; ſie können zur Ader laſſen, die Nadelpunktirung ausführen, das Moxa *) anwenden, äzen, Kliſtiere beibringen, Verrenkungen, ja ſogar Beinbrüche wieder einrichten.

Das Klima dieſer Inſeln iſt gewöhnlich köſtlich; die tropiſche Hitze wird durch friſche Winde und das nahe Meer gemildert. Während des Sommers herrſchen lange Windſtillen, aber alsdann gewähren der Thau und der heitere Himmel Erfriſchung. Der viele Regen, welcher in dieſer Jahreszeit fällt, macht ſie oft unangenehm; ſolche ſtarke Regen dauern bisweilen 24 Stunden und oft mehrere Tage nach einander. Uebrigens ſind dort Platzregen in keiner Jahreszeit ſelten, es vergehen keine fünf oder ſechs Tage, ohne daß ein ſolcher fällt: ob ſie gleich ſo häufig vorkommen, ſo ſind die Eingebornen doch ſehr empfindlich dagegen, und beſonders die

*) Die Caroliner dürften den Gebrauch des Moxa und der Nadelpunktirung von den Chineſen und Japaneſen gelernt haben.

Frauen und Kinder fürchten ſie auf merkwürdige Weiſe. Nur wenn es junge Brodfrüchte gibt, dann könnte kein Guß ſie zurückhalten; handelt es ſich darum, ſolche Früchte zu holen, dann gibt es keine Hinderniſſe mehr, und ein ſolcher Genuß verdient es auch wohl, daß man ſich einige Mühe darum gibt.

Die Zeit, welche bei ihnen unſeren Monaten Januar und Februar entſpricht, iſt die unangenehmſte des Jahres; alsdann wehen ſehr häufig heftige Winde. Um dieſe Zeit verlaſſen die Inſulaner niemals die Inſel, auch ſind ſie dann durch Donner (bat) und Blitze (fi-fi) in lebhafte Unruhe verſezt, Erſcheinungen, die neben großem Schrecken zugleich eine tiefe Scheu einflößen. Wenn ſie ſich an einem Feinde rächen wollen, ſo begeben ſie ſich während des Sturmes zu den auserwählten Alten, und bringen ihnen Opfergaben, welche in Matten, Früchten u. ſ. w. beſtehen, und bitten ſie, den Blitz zu beſchwören, daß er ihren Feind niederſchmettere. Doch hieße es dieſem gutmüthigen Volke Unrecht thun, wenn man nicht auch zugleich erwähnte, daß ſie einige Stunden nachher mit neuen noch werthvolleren Opfergaben zurückkommen, und ſie bitten, den Sturm und ihren Feind zu beruhigen.

Wahrſcheinlich ſind dieſe Inſeln auch Erdbeben ausgeſezt, denn große Spalten, die man in dem Riffe, auf welchem die Uleaigruppe ruht, entdeckt, beweiſen es deutlich, daß ſie nicht frei davon ſind.

Die häufigen Regen, und noch mehr ein kleiner ſchwarzer Käfer, richten großen Schaden an den Dächern der Hütten an, ſo daß die Inſulaner ſie regelmäßig alle Jahre zweimal erneuern müſſen; noch beſſer aber würden ſie thun, ſie viermal zu erneuern. Die Dächer ſind aus Kokosnußblättern gemacht. Bei jeder neuen Errichtung bereiten die Weiber der Werkleute, unter welchen der Eigenthümer immer der erſte iſt, ein artiges kleines Mahl.

Ratten ſind auch eine große Plage für dieſe Inſeln; ſie ſind in ungeheurer Menge vorhanden und vernichten alle Vorräthe der Eingebornen. Man erzählte dem Dr. Mertens, auf Olla hätten die Ratten eine beträchtliche Menge Mar geſtohlen, und in eine unterirdiſche Höhle getragen, was zu großer Freude der Einwohner einige Kinder entdeckten. — Um die Stiche des Tauſendfußes, der ſehr häufig auf dieſen Inſeln vorkommt, mit Erfolg zu heilen, verordnet man eine Aderläſſe an der Stelle des Stiches ſelbſt. Während der Regenzeit ſind die Muskito's ſehr häufig. Um ſich Nachts vor ihnen zu ſchützen, machen die Eingebornen ſehr große Säcke, die nur auf einer Seite offen ſind, und bedecken ſich ganz damit.

Ueberſicht der Geſchichte der Entdeckungen in dieſem Archipel.

Der ſpaniſche Seemann Lazeono entdeckte im Jahr 1686 im Süden Guaham's eine große Inſel, welche er zu Ehren des Königs Karl II Karolina nannte. Nach ſeinem Berichte wandten Andere, welche andere Inſeln trafen, und der Meinung waren, es ſeye die nämliche, welche Lazeono entdeckt habe, den nämlichen Namen auf ſie an, der ſich ſo allen in dieſem Theile des großen Oceans gelegenen Inſeln mittheilte.

Die Jeſuitenmiſſionäre des Kollegiums von Manilla waren die erſten, von denen man erfuhr, daß dieſe Inſeln von einem gutmüthigen und menſchlichen Volke bewohnt ſeyen, das ſich mit Handel und Schifffahrt

beſchäftige. Dieß war genug, um den Eifer dieſer Mönche zu erwecken, und ihnen den Wunſch einzuſtößen, das Licht der Religion einem Volke, welches ſo ſchöne Hoffnungen gab, zu bringen. Der Pater Juan Antonio Cantova, der auf Guaham wohnte, machte mit Karolinern, welche im Jahr 1721 auf die Küſten dieſer Inſel verſchlagen worden waren, Bekanntſchaft, und ſammelte von ihnen genaue Nachweiſungen ſowohl über die Lage, als die Regierung und Sitten dieſer Inſeln. Im folgenden Jahre beſuchte ſie Cantova und wiederholte von da an häufig ſeine apoſtoliſchen Beſuche; mit welchem Erfolge, weiß man nicht. Endlich im Jahr 1731 gründete er eine Miſſion auf der Inſel Falalep (Uluthy-Gruppe), und kurze Zeit hernach wurde er auf der benachbarten Inſel Mogmog getödtet, was dem Verkehr der Spanier mit den Karolinen ein Ende machte.

Die von den Miſſionären geſammelten Nachweiſungen, denen wir die Ueberſicht entnehmen, ſagt Lütke, die Charten, welche man auf die Angaben der Miſſionäre hin entwarf, und hauptſächlich die Charte Cantova's waren beinahe ein Jahrhundert lang die einzigen Wegweiſer der europäiſchen Geographen. Wenn gleich die Miſſionäre ziemlich genaue Berichte über die Zahl und gegenſeitige Lage der Inſeln enthielten, ſo konnten ſie doch nicht mit der nämlichen Genauigkeit ihre Größe und ihre gegenſeitige Entfernung beſtimmen. Daher kam es, daß dieſe Inſeln, welche kaum auf dem Waſſer ſichtbar ſind, aber doch ſo gut als die großen immer jede ihren Namen hatten, von ihnen als einige Meilen umfaſſend bezeichnet wurden, und daß Gruppen von 10 bis 15 Meilen im Umfang einen Raum von einigen Graden einnahmen: woraus auf ihren Charten ein unergründliches Labyrinth entſtand, und dieſes Labyrinth ging in ſeiner urſprünglichen Form auf alle Seecharten über. Die Schiffer mieden es, wie die Scylla und Charybdis; einige, die kühner waren als die anderen und es nach allen Richtungen durchkreuzten, wunderten ſich, nicht einmal die Anzeichen eines Landes da zu finden, wo ſie ganze Archipele zu treffen erwarteten; und die, welche zufällig Inſeln entdeckten, freuten ſich, anſtatt ſich um die Erforſchung ihrer urſprünglichen Namen zu bemühen, um die Identität ihrer Entdeckung mit früheren herzuſtellen, über die Gelegenheit, den Namen einiger ihrer Freunde oder ihren eigenen anbringen zu können, indem ſie ihn auf die Charte ſezten; ſie fügten neue Inſeln hinzu, ohne die alten wegzuſchaffen, was die Verwirrung nur vermehren mußte. Die indiſchen Namen, welche man mehreremale wiederholt antrifft, und welche oft unverſtändlich ſind wegen der Verſchiedenheit der Ausſprache auf den verſchiedenen Gruppen des Archipels, und weil ſie durch die ungleiche Schreibart der Reiſenden entſtellt werden, vermiſchten ſich mit europäiſchen Namen, die bisweilen eben ſo fremdartig ſind als die erſteren. Aus allem Dieſem entſtand ein ſolches Chaos, daß die gründlichſten Geographen verzweifelten, es entwirren zu können, und einige ſich entſchloſſen, der Schwierigkeit durch Zerhauung des gordiſchen Knotens zu entgehen, indem ſie in der Ueberzeugung, daß die meiſten derſelben gar nicht vorhanden ſeyen, ſie gar nicht auf ihre Charten ſezten. Sie verfielen ſo auf das entgegengeſezte Extrem; aber es wäre ſchwer, das eine oder das andere Extrem zu vermeiden.

Dr. Chamiſſo war der Erſte, der einiges Licht über dieſes Chaos verbreitete. Sein glückliches Zuſammentreffen mit dem von Uleaï gebürtigen Kadu und ſpäter mit Don Luis Torres zu Guaham ſezten ihn in den Stand, die Identität einiger neueren Entdeckungen mit den alten

Namen zu erkennen; aber, ſagt Lütke, der Mangel an beſtimmten Nachweiſungen ließ immer ein weites Feld für Vermuthungen offen, in welchen der gelehrte Reiſende nicht immer glücklich war: ſo iſt z. B. ſeine Vergleichung der Gruppe von Uleaï mit der von Lugunor gänzlich unrichtig; denn die Namen der erſteren kommen kleinen Inſeln zu, welche eine kleine Gruppe bilden, und die lezten ſind die Namen abgeſonderter Gruppen, wovon einige größer ſind, als ganz Uleaï. Die Charte, welche er herausgegeben hat, ſo wie die Charte Cantova's haben der Geographie nicht viel Nutzen gebracht. Während Chamiſſo ſeine intereſſante Denkſchrift über die Karolinen ſchrieb, durchkreuzte die franzöſiſche Corvette Uranie dieſen Archipel von Süden nach Norden, und unterſuchte drei dieſer Inſeln, Soug, Puluot und Fanadik, auf welche nun ihre wahre Namen angewendet wurden, ob ſie gleich ſchon vorher von europäiſchen Seeleuten geſehen worden waren. Während ſeines zweimonatlichen Aufenthaltes auf Guaham, konnte der Kapitän Freycinet in viel höherem Grade, als ſein Vorgänger Chamiſſo, die Tagebücher und mündlichen Berichte des Don Luis benutzen, und hatte überdieß Gelegenheit, von Karolinern, welche ſich auf den Marianen befanden, mehrere Nachweiſungen zu erhalten. Das Kapitel über die Karolinen in der Reiſe der Uranie enthält viele ſehr merkwürdige ethnographiſche Nachrichten: aber es fehlt noch an einer ſoliden Baſis, um die geographiſchen Kenntniſſe dieſer Inſulaner in ein allgemeines geographiſches Syſtem zu bringen, und darum war die dieſer Reiſe angehängte Charte noch unvollſtändig.

Einige Jahre nachher durchſchiffte der Kapitän Duperrey den Archipel von Oſten nach Weſten, und beſtimmte die Lage einiger Inſeln und Gruppen, und unter anderen von Hogolen (Rug auf der Charte Lütkes), Satual (oder Sotvan) und Byghella. Hernach kam der Kapitän d'Urville, der die Inſel Guap unterſuchte, und von den Eingebornen von Eliol Nachweiſungen über ihre Inſeln ſammelte.

Dieß war der Zuſtand, in welchem ſich die Geographie des Karolinenarchipels befand, als der Seniavine ſeine Unterſuchungen begann.

Wir können nicht beſſer ſchließen, als mit Aufführung der trefflichen Bemerkungen des Kapitän Lütke über die Geſammtheit des Archipels und ſeine eigenen Arbeiten.

„Die Nachrichten und Unterſuchungen, von denen wir ſo eben geſprochen haben,“ ſagt der gelehrte und wahrheitsliebende ruſſiſche Seemann, „erleichterten unſere Arbeit um Vieles, indem ſie uns ſo zu ſagen als Abſteckpfähle dienten, auf welche wir unſere eigenen Arbeiten, und beſonders die nach und nach an verſchiedenen Orten unter den Inſulanern geſammelten Nachweiſungen zurückführen konnten, und mit Hilfe derer unſere Fahrt ſo gerichtet werden konnte, daß ſo wenig als möglich Inſeln unbeſtimmt gelaſſen wurden. So haben die geographiſchen Kenntniſſe der Karoliner, die, obgleich unzureichend für die Wiſſenſchaft, doch für Wilde ausgedehnt ſind, und eine ſo große Verwirrung in die Charten gebracht hatten, ſelbſt zu ihrer eigenen Aufklärung gedient.

„Wenn man die den zahlreichen Namen von Inſeln, Bänken, Untiefen u. ſ. w., die zu verſchiedenen Zeiten geſammelt wurden, entſprechenden Punkte gefunden haben wird, ſo kann man für die Zukunft ſicher ſeyn, daß es im Karolinenarchipel keine unbekannten Gefahren mehr gibt; denn man kann mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die Karoliner alle dieſe

Punkte in ihrem Archipel kennen. Es gibt nur ſehr wenige unter dieſen Namen, über welche die Geographen ungewiß waren, denen wir nicht ihre Stelle angewieſen hätten. Indem wir das Nähere unſerer Unterſuchungen über dieſen Punkt für den geographiſchen Theil vorbehalten, wollen wir hier nur zwei oder drei der Vornehmſten erwähnen.

„Wir hörten an mehreren Orten von der hohen Inſel Arao ſprechen; ſie war Floyd'n bekannt, und iſt in der Liſte Luïtu's aufgeführt; man kann alſo an ihrem Vorhandenſeyn nicht mehr zweifeln. Dieſe Inſel liegt nach der Ausſage der Karoliner zwiſchen dem Oſten und Südoſten Puynipet's, in einer Entfernung von 6 bis 8 Tagreiſen: ſie iſt kleiner und niedriger, als dieſe leztere, und zwiſchen beiden befinden ſich einige kleine und niedere Gruppen, auf denen man anhält, um auszuruhen. Folgt man dieſer Beſchreibung, welche der gegenſeitigen Lage von Puynipet und Ualan vollkommen entſpricht, noch bei, daß ſie ſonſt von keiner anderen hohen Inſel im Oſten Pyunipet's ſprechen, und daß ihnen wahrſcheinlich Ualan nicht bekannt iſt, ſo wird wohl nicht mehr an der Identität dieſer beiden Inſeln zu zweifeln ſeyn. Aber folgender Umſtand hindert nicht, daß ich mich beſtimmt über dieſen Punkt ausſpreche. Floyd erzählte, daß fünf Jahre vor ſeiner Ankunft auf Rua eine Pirogue von dieſer Inſel durch einen Weſtwind auf Pyunipet verſchlagen worden ſey, deſſen Bewohner ihre Gäſte ſehr gut aufgenommen hätten, und daß ſie mit einander nach Arao gegangen ſeyen, wo ſie eine Ladung von der Wurzel, welche das gelbe Pulver gibt, eingetauſcht hätten. Floyd fügte bei, die Puynipeter ſtehen in beſtändigem Verkehre mit Arao, um ſich dieſe Wurzel, die bei ihnen ſelten iſt, ſo wie Matten und Gewebe, zu verſchaffen. Wenn dieß Alles wahr iſt, ſo kann Arao nicht Ualan ſeyn, weil wir in dieſem Falle, wie es ſcheint, einige Spuren dieſes Verkehrs hätten finden müſſen. Alle Bemühungen aber, zu erfahren, ob den Ualaneſern einige andere Inſeln bekannt ſeyen, waren immer vergeblich. Man ſagte auch, daß es anderen Inſulanern, welche nach Arao kommen, nicht erlaubt ſey, die Inſel frei zu durchwandern; Dieß läßt ſich auf Ualan gleichfalls nicht anwenden. So iſt das alſo eine Frage, welche noch unentſchieden bleiben muß, bis die Zeit ſie aufklären wird.

„Kadu ſpricht von der niederen Gruppe Tarva, und wir hörten auch auf Lugunor und an anderen Orten davon ſprechen. Wir können aber nicht einmal annähernd ihre Lage beſtimmen, und wiſſen bloß, daß ſie ſüdlich von der Inſel Arao liegt.

„Wir haben ſchon von der Inſel oder Gruppe Pyghiram geſprochen. Nach den auf Lugunor erhaltenen Nachweiſungen liegt ſie gerade ſüdlich von dieſer lezteren Gruppe, und ſüdweſtlich $\frac{1}{4}$ weſtlich von Muguor; alſo unter 206° $\frac{1}{4}$ Länge, und ungefähr 2° 20′ nördlicher Breite.

„Die Lage der Inſelchen Pig und Orolong iſt beinahe bekannt; die erſtere liegt zwiſchen Fanadik und Pyghella, und die leztere weſtlich von der Morileugruppe; es wird alſo nicht ſchwer ſeyn, ſie zu finden.

„Wenn alle dieſe Inſeln einmal unterſucht ſind, ſo kann man die Entdeckung des Karolinenarchipels als vollſtändig beendigt anſehen. Ohne die Inſeln Yap und Pally zu rechnen, bis auf welche ſich unſere Unterſuchung nicht erſtreckt hat, beſteht der Karolinenarchipel aus 46 Gruppen

und enthält gegen 400 Inſeln.*) Auf zwei Fahrten hat der Seniavine 26 Gruppen oder abgeſonderte Inſeln unterſucht, wovon 10 bis 12 neue Entdeckungen ſind: gewiß ein beträchtlicher Archipel! — Erſcheint es da nicht ſeltſam, wenn man ſagt, daß, wenn man, die hohen Inſeln Ualan, Puynipet und Rug ausgenommen, alle anderen vereinigen und ſie oben auf die Spitze von Petropaulofsky ſtellen würde, ſie ganz St. Petersburg und ſeine Vorſtädte kaum bedecken würden! Von dieſer Art iſt die Formation der Koralleninſeln. Wären alle dieſe Inſeln (die Riffe ungerechnet) der Länge nach in einander gefügt, ſo würden ſie 25 deutſche Meilen einnehmen; wenige ſind über 100 Toiſen breit, die Hälfte aber erreicht dieſes Maß nicht. Nimmt man das mittlere Maß von 100 Toiſen an, ſo wird man eine Oberfläche erhalten, welche nicht einmal eine deutſche Quadratmeile erreicht.

„Es iſt hier wie überall ſchwer, die Bevölkerung zu beſtimmen. Eine annähernde Berechnung kann indeß nicht ohne Intereſſe ſeyn, wegen des großen Unterſchiedes, der zwiſchen der hier auf einer Geviertmeile enthaltenen Bevölkerung und derjenigen beſteht, welche man darauf in anderen Ländern findet. Die Bevölkerung der niedrigen Inſeln ſchlagen wir folgendermaßen an:

	Erwachſene Männer.
Mortlock	300
Ngarik	30
Namoluk	40
Namonuïto	150
Namurrek und Elato	100
Olimarao	20
Ifaluk	150
Eurypyk	30
Uleaï	350
Farroïlap	60
Murileu	150
Fananu	150
Faïs	100
Uluthy	100
Inſeln, welche wir nicht geſehen haben:	
Palelap und die anſtoßenden Inſeln	60
Die von dem Kapitän Freycinet geſehenen Inſeln	120
Luazap	80
Sataual	40
Sorol	30
Nuguor	200
Pyghiram	150
Summa	2490.

„Dieſe Berechnung iſt weit entfernt, ſowohl von den Angaben des karoliniſchen Häuptlings Luito, als von der von dem Kapitän Freycinet

*) Wegen der Ausdehnung, welche wir dieſem Archivel gegeben haben, indem wir die Inſel Pellu mit ihren Zugehörden, ſo wie die Gruppen Ralik und Radak und die große Gilbertgruppe dazu rechnen, finden wir ungefähr 600.

in den Archiven der Stadt Agagna gefundenen Notiz, und gründet ſich auf die Angaben eines anderen Häuptlings, weil jene beide übermäßig hoch ſind. Der erſtere gibt z. B. der einzigen Gruppe Namurrek 1400, und der lezteren 2000 Seelen; während die drei angränzenden Gruppen zuſammengenommen weniger als einen Quadratwerſt einnehmen, und gewiß nicht mehr als 30 Familien ernähren können. Was die Hauptgruppen, wie Lugunor, Iſaluk, Uleaï, Murileu u. ſ. w., ſo wie die Inſel Faïs betrifft, ſo iſt unſere Berechnung gewiß nicht weit von der Wahrheit entfernt.

„Die Bevölkerung der anderen haben wir annähernd berechnet, entweder nach der Zahl der Piroguen, welche wir geſehen haben, oder nach der Vergleichung ihres Umfangs mit andern Orten. So können alſo alle niedrigen Inſeln von Ualan bis Mogmog 2500 erwachſene Männer, und von beiden Geſchlechtern ungefähr 5000 Seelen, die Kinder ungerechnet, enthalten. Auf Ualan zählten wir 800 Individuen beiderlei Geſchlechts, auf Puynipet ungefähr 2000. Ueber die Bevölkerung Rug's haben wir keine Nachweiſung. Nach ſeiner Größe kann man ſie nicht auf 2000 Seelen ſchätzen. So betrüge alſo die Bevölkerung des ganzen Karolinenarchipels (Yap und Pally ausgenommen) ungefähr 9000 Seelen.

„Die Bevölkerung der Inſeln ſcheint auf den erſten Anblick über allem Verhältniß mit der großer Inſeln zu ſtehen, da ſie 5000 Seelen auf die Geviertmeile beträgt. Das überſteigt um Vieles die bevölkertſten Theile von Europa. Aber die Bevölkerung der Koralleninſeln kann auf keine Weiſe mit der Bevölkerung eines Feſtlandes verglichen werden. Hier nimmt man nach dem gewöhnlichen Grundſatze politiſcher Arithmetik 2 Drittheile des Gebiets, die als unfruchtbar und unbewohnbar betrachtet werden, nicht mit in Berechnung, und troz deſſen nimmt man nur an, daß eine Quadratmeile 3000 Individuen nähren könne. Es gibt auf den Koralleninſeln keine unfruchtbaren Stellen. Der ſchmale Streifen, der eine Inſel bildet, iſt mit Pflanzen und Fruchtbäumen ganz bedeckt. Das Meer beſpült den Fuß der Kokospalmen, deren mit Früchten beladene Gipfel oft einige Toiſen weit über das Waſſer herhangen. Was wir einen Moraſt nennen würden, iſt der beſte Boden für verſchiedene Pflanzen, deren Wurzeln eine mehlartige Subſtanz geben (arum esculentum and macrorhizon, tacca, pinatifida u. ſ. w.). Das Mißverhältniß wird alſo minder groß. Nehmen wir aber die hohen Inſeln hinzu, wovon nur drei in dieſem Raume bekannt ſind, ſo ändert ſich das Verhältniß gänzlich. Die Inſel Ualan umfaßt 1½, Puynipet 6 Quadratmeilen. Der Umfang von Rug iſt nicht genau bekannt; aber man kann annehmen, daß die beiden Inſeln 1½mal größer ſind, als Puynipet, alſo 9 Quadratmeilen umfaſſen; alle zuſammen geben 16½, und mit den niedrigen Inſeln 17½ Quadratmeilen, oder 500 Individuen auf eine Quadratmeile, was weniger iſt, als in allen Staaten Europa's, Rußland und Schweden ausgenommen. Das kommt daher, daß auf den hohen Inſeln nur die Meeresufer bewohnt ſind, und das Innere ein undurchdringlicher Wald iſt.“

Bemerkungen des Kapitän Lütke über die Abſtammung und den Charakter der Karoliner.

Die Bewohner nicht bloß des eigentlichen Karolinenarchipels, ſondern auch des Radakarchipels, der weiter öſtlich liegt, und vielleicht auch der

Marianen, ſind, wie eine Vergleichung ihrer Sprache zeigt, die Sprößlinge einer und derſelben Raſſe. Alle Reiſenden und Ethnographen ſind übrigens, ſo viel ich weiß, über dieſen Punkt einig, nur ſind ihre Meinungen hinſichtlich des Stammes, aus dem ſie hervorgegangen ſind, getheilt. Dr. Chamiſſo glaubt, ſie gehören, wie alle Stämme des öſtlichen Polyneſiens, der nämlichen malaiſchen Raſſe an, und hierin ſtimmt ihm auch der gelehrte Balbi bei. Ein allgemein geſchäzter Reiſender, Leſſon, rechnet ſie dagegen zur mongoliſchen Raſſe, und macht aus ihnen einen beſondern Zweig, den er den mongolo-pelagiſchen nennt.

Dieſe Meinung ſtüzt ſich hauptſächlich auf zwei Betrachtungen: die phyſiſche Konſtitution der Bewohner (die ſchiefe Richtung der Augen, die hellgelbe oder Citronenfarbe des Körpers) und die Spuren einiger Gebräuche und Künſte; die Macht der Häuptlinge, die Unterdrückung der geringeren Klaſſen, die Hüte von chineſiſcher Form, die Gewebe, die Bouſſole, der Firnißüberzug an den Piroguen. Der gelehrte Reiſende, dem man dieſe Beobachtungen über die Karoliner verdankt, hat ſie hauptſächlich auf der Inſel Ualan gemacht, auf deren Bewohner ſie in der That zum Theil anwendbar ſind. Auch wir bemerkten unter den Männern dieſer Inſel einige mit engen und ſchiefen Augen (wie z. B. Nena, von dem in unſerem Berichte ſo oft die Rede iſt); aber die meiſten hatten eine ganz andere Phyſiognomie, und unter den Weibern finden wir nicht eine einzige mongoliſche Geſichtsbildung. Die Häuptlinge bringen ihr Leben in Unthätigkeit und Trägheit zu Hauſe hin, und ſetzen ſich nur ſelten den Sonnenſtrahlen oder kalten Winden aus; daher iſt ihre Körperfarbe nicht ſo dunkel, als die ihrer Vaſallen, deren kaſtanienbraune Haut ſich in Nichts von anderen Hautfarben Oceaniens unterſcheidet. Wir haben auch an ſeinem Orte von der Unterwürfigkeit der Ualaneſer gegen ihre Häuptlinge geſprochen. Wären nun aber die Bemerkungen Leſſon's in Bezug auf alle Bewohner von Ualan nach ihrem ganzen Umfange richtig, ſo wäre gleichwohl die Frage doch nur zur Hälfte gelöst: denn wollen wir ſie auf andere Karoliner anwenden, ſo werden wir große Unterſchiede finden. Ihre großen hervorſpringenden Augen, ihre dicken Lippen, ihre aufgeſtülpte Naſe bieten einen auffallenden Kontraſt mit der Geſichtsbildung der Japaneſen und Chineſen, und eine große Aehnlichkeit mit den Geſichtsbildungen der Bewohner der Tonga- und Sandwichinſeln dar: eine Aehnlichkeit, die ſich, wie wir fanden, über das ganze Aeußere erſtreckt. Die kaſtanienbraune Farbe ihres Körpers verbirgt ſich ſogar nicht unter der Schichte gelber Farbe, womit ſie ſich reiben.

Die lärmende Luſtigkeit, welche im allgemeinen Alle kund geben, die Gleichheit, welche unter ihnen herrſcht, die äußerſt beſchränkte Macht der Tamol's, geſtatten nicht, auch nur eine Spur des mongoliſchen Sklavenſinnes zu entdecken.

Die Art, wie ſie ihre Zeuge bereiten, iſt von der im öſtlichen Oceanien gebräuchlichen gänzlich verſchieden, und zeugt unbeſtreitbar davon, daß ſie von einem Volke abſtammen, bei welchem die Künſte blühten; dieſes Volk aber könnte eben ſo gut von indiſcher als mongoliſcher Raſſe ſeyn. Ihre kegelförmigen Hüte gleichen ſehr viel den chineſiſchen, und man kann beinahe nicht umhin, zu glauben, ſie hätten dieſelben von ihnen entlehnt; ſie beweiſen aber eben ſo wenig ihren chineſiſchen Urſprung, als ihre den Poncho's der Südamerikaner ähnlichen Mäntel dafür ſprechen, daß ſie von

der Raſſe der Araucano's abſtammen, oder als die Helme und Mäntel der Sandwichinſulaner beweiſen würden, daß ſie Abkömmlinge der Römer ſeyen. Ebenſo kann man von den langen Nägeln, welche wir bei einigen lugunoriſchen Häuptlingen bemerkten, ſagen, daß ſie dieſe chineſiſchen Gewohnheiten von den Philippinen, auf welchen ſehr viele chineſiſche Auswanderer wohnen, oder ſogar von Chineſen ſelbſt entlehnt haben ſollten, welche zufällig auf ihre Inſeln verſchlagen wurden. Ebenderſelbe Reiſende ſpricht von der bei den Karolinern gewöhnlichen Bouſſole. Hätten die erſten Europäer, welche ſie beſuchten, dieſes Inſtrument bei ihnen gefunden, ſo wäre man allerdings zu dem Schluſſe berechtigt, daß ſie von den Chineſen abſtammen, welche es wohl vor den Europäern kannten; indeß kennen noch jezt die Karoliner, welche jährlich die europäiſchen Kolonien und die Fahrzeuge beſuchen, welche vor ihren Inſeln vorüberfahren, den Gebrauch der Bouſſole durchaus nicht, und wiſſen nur dadurch etwas von ihrer Exiſtenz, weil ſie ſie auf dieſen Schiffen ſehen. Der Glanz, welchen die Karoliner ihren Piroguen zu geben wiſſen, wird auch als eine Spur chineſiſcher oder japaneſiſcher Kunſt angeſehen, und man muß in der That geſtehen, daß ihre leichten, hübſchen Piroguen weit mehr dem gefirnißten Geſchirr der lezteren gleichen, als ihren häßlichen und ſchwerfälligen Jonken. — Wäre aber Japan die Wiege der Karoliner, ſo könnte man nicht begreifen, wie alle Spuren ihrer urſprünglichen Sprache ſo vollſtändig ſich verwiſcht haben ſollten. In unſerer Sammlung karoliniſcher Wörter aus verſchiedenen Dialekten fanden ſich nur zwei, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit japaneſiſchen Worten haben; nämlich Li-ti, Brüſte (im Japaneſiſchen tſi-tſi), und Fuenmas, Orangenblatt, das mit kſu-nen-bo Aehnlichkeit hat, was im Japaneſiſchen Orange bedeutet. Dagegen findet man mehr als 20 Wörter, welche entweder dieſelben ſind, wie auf den Tongainſeln, oder viel Aehnlichkeit mit denſelben haben. Unter den 10 Namen der Hauptzahlen in dieſer leztern Sprache gibt es ebenſo 7, welche die nämlichen ſind, wie die entſprechenden Namen in den karoliniſchen Dialekten; und merkwürdig iſt, daß ſie theils mit ualaneſiſchen, theils mit lugunoriſchen Namen mehr Aehnlichkeit haben. Kadu, der auf Ulea'i geboren war, konnte ſich, nachdem er einige Tage mit den Bewohnern der Sandwichinſeln verkehrt hatte, leicht mit ihnen unterhalten. Dieſe Betrachtungen führen uns auf die Ueberzeugung, daß die Dialekte der Karoliner aus der nämlichen Wurzel ſtammen, wie die Sprachen der Freundſchafts-, Sandwich- und anderer Inſeln, d. h. aus der malaïſchen Wurzel.

Die Piroguen, die Werkzeuge, ſogar mehrere Gewohnheiten und Gebräuche, und ebenſo das äußere Ausſehen erinnern an die Inſulaner des öſtlichen Polyneſiens. Beide Piroguen haben auf einer Seite einen Balancirer, ſind mit einem dreieckigen Mattenſegel und mit Pagayen verſehen, ihr Hinter- und Vordertheil iſt gleich; und wenn die einen ihre Piroguen mit erhabenen Figuren, die anderen mit einem Firniß verzieren, wenn die einen zwei Piroguen zuſammenbinden, damit ſie eine größere Anzahl von Kriegern faſſen können, während die anderen ſie ſo ausrüſten, daß ſie weite Reiſen unternehmen können: ſo werden wir offenbar den Grund dieſer Verſchiedenheit in der verſchiedenen Richtung ſuchen müſſen, welche ihre Civiliſation genommen hat. Die einen beſchäftigen ſich ausſchließlich mit dem Kriege, die anderen mit dem Handel und der

Schifffahrt; bei den einen iſt der Ruhm der vorherrſchende Gedanke, bei den anderen der Gewinn; daher die Verſchiedenheit der Sitten, und vielleicht auch der merkwürdige Umſtand, daß, da die Karoliner den auf den anderen Archipeln ſo gewöhnlichen Götzendienſt nicht kennen, ihre friedlichen Unternehmungen, an denen die Leidenſchaften keinen Antheil haben, dem höchſten Weſen nur angenehm ſeyn können, und keine blutigen Opfer fordern; der Erfolg hängt von ihrer eigenen Geſchicklichkeit ab, und ſie haben alſo nicht nöthig, zu blutigen Wahrſagereien ihre Zuflucht zu nehmen, um das Schickſal zu befragen. Die nämlichen Stein- und Muſchelbeile, die nämlichen Angeln, der Tol der Karoliner und der Maro der öſtlichen Oceanier, die ſehr ähnlichen pantomimiſchen Tänze, die gleiche Art, ſich Feuer zu verſchaffen, das Kochen der Früchte unter der Erde, das Seka auf Ualan und das Kava auf Taïti und anderen Inſeln, beides aus der Wurzel einer Pfeffergattung bereitet, ſollten alle dieſe Züge von Aehnlichkeit nur ein Werk des Zufalls ſeyn? Man könnte noch viele Beiſpiele anführen, allein es ſcheint hinlänglich damit bewieſen zu ſeyn, daß die Völker, von denen wir ſprechen, aus Einem Stamme entſprungen ſind. Wir müſſen nur noch bemerken, daß die Karoliner ſowohl ihrem äußeren Anſehen nach, als in anderen Beziehungen, mehr Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Tongainſeln, als mit anderen Inſulanern Polyneſiens haben. Auf den Tongainſeln gibt es in den der Gottheit geweihten Häuſern keine unförmlichen Götzenbilder; ihre Prieſter bilden keine abgeſonderte Klaſſe, ſondern ſind mit den anderen Klaſſen vermiſcht; das Andenken an die verſtorbenen Häuptlinge erhält ſich unter ihren Abkömmlingen, und ihre Gräber werden heilig geachtet; die Männer behandeln die Frauen rückſichtsvoll und überladen ſie nicht mit Arbeiten; die Weiber zeichnen ſich durch ihre Keuſchheit und Anhänglichkeit an ihre Ehegatten aus, und beide Geſchlechter durch eine Sittenreinheit, welche auf den Geſellſchafts-, Freundſchafts- und anderen Inſeln nicht einheimiſch ſind; in ihren Unterhaltungen beobachten ſie einen beſondern Anſtand und viel Höflichkeit; alle dieſe Punkte der Verſchiedenheit zwiſchen den Tonga-Inſulanern und den anderen ſind eben ſo viele Züge von Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und den Karolinern. Dazu kann man auch noch die Ceremonien nehmen, welche auf Tonga beim Trinken des Kava, und auf Ualan beim Trinken des Seka beobachtet werden.

Eine umſtändliche Unterſuchung ihres politiſchen Zuſtandes, ihrer religiöſen Ideen, ihrer Ueberlieferungen, ihrer Kenntniſſe und Künſte, könnte uns ſicherer auf die Entdeckung ihres Urſprungs leiten; aber es fehlt uns bis Jezt an einer genügenden Grundlage zu einer ſolchen Unterſuchung. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Neigung zu weiten Seereiſen, oft mit der ganzen Familie, und ohne einen andern Zweck, als ſich auf einer andern Inſel zu unterhalten, die für ſolche Unternehmungen unentbehrliche Beobachtung der Geſtirne, die Eintheilung des Horizontes, die Beobachtung der Mondszeiten, es iſt nicht wahrſcheinlich, ſage ich, daß alles Dieß ſeinen erſten Urſprung unter Völkerſchaften gehabt habe, welche auf weit von einander getrennte Koralleninſelchen zerſtreut ſind, die zu ihrer Exiſtenz wenig beitragen konnten. Wir ſind überzeugt, daß ſie von einem Volke, bei dem die Civiliſation ſchon große Fortſchritte gemacht hatte, von einem handeltreibenden und ſeefahrenden Volke abſtammen müſſen;

und hier deutet die Wahrſcheinlichkeit von Neuem eher auf die reiſeluſtige indiſche Raſſe, als auf die Chineſen und Japaneſen, welche ihren Heerd niemals verlaſſen. *)

Die Seereiſen der Karoliner ſind wirklich bewunderungswürdig. Außer einer großen Kühnheit, ſogar Tollkühnheit, erfordern ſie eine genaue Ortskenntniß. Die Inſulaner beſtimmen mit überraſchender Genauigkeit die gegenſeitige Lage aller Inſeln ihres Archipels, wie wir aus mehreren Erfahrungen uns überzeugen konnten; was aber die Entfernungen betrifft, ſo ſind ihre Angaben viel unbeſtimmter: wie denn alle Völker, die noch in der Kindheit der Civiliſation ſtehen, dafür nur ein ungewiſſes und veränderliches Maß, die Dauer der Reiſe, haben. Von Uleaï nach Faïs beträgt die Entfernung in gerader Linie 410 Meilen; bei einem guten Winde rechnen ſie zwei, und bei einem ſchwachen Winde drei Tagreiſen; 4 Tage für die Rückfahrt, weil man laviren muß; von Mogmog fünf Tagreiſen; von Uleaï nach Namurrek 150 Meilen, zwei Tagreiſen. Jede Entfernung unter 50 Meilen wird für eine Tagreiſe gerechnet, wäre die eine auch zwei bis dreimal geringer, als die andere; Unfälle ſind weniger häufig, als man bei einer ſolchen Art von Schifffahrt erwarten ſollte; ſie finden beſonders in den Monaten Statt, in welchen es keine Brodfrüchte gibt, und welche den Wintermonaten in der nördlichen Hemiſphäre entſprechen. Heftige Stürme kommen nur zwei oder dreimal des Jahres vor; aber dann werden gewöhnlich mehrere Piroguen die Opfer derſelben. Im November wüthete ein ſolcher Sturm; er fing im Süden an, und ging über Weſten nach Norden über die große Murileugruppe und ihre Nachbarſchaft; er riß ſehr viele Brodbäume nieder und verſchlug mehrere Piroguen. In dieſer Jahreszeit gehen die Karoliner nur auf großen Piroguen auf's Meer, im Sommer aber in kleineren, welche höchſtens 4 Menſchen faſſen. Für ihre Fahrt wählen ſie beſtändiges Wetter und Mondſchein. Nachts ſteuern ſie nach den Sternen und dem Monde, bei Tag nach der Sonne. Bedeckt ſich der Himmel mit Wolken, ſo richten ſie ſich nach dem Winde, bis ſich das Wetter wieder aufhellt; hiebei verirren ſie ſich ſehr oft. Sie haben keine ſicheren Vorzeichen für das Wetter, ſtatt deſſen aber Zauberer, welche durch Singen und Schütteln eines an einen Stock gebundenen Grasbündels die Wolken zerſtreuen können. Dieſe Mittel genügen ihnen gewöhnlich, weil ihre Fahrt bei günſtigem Winde nur ſehr ſelten länger als drei Tage dauert; da ſie gegen den Wind laviren, ſo ſind ſie weniger in Gefahr, den Ort ihrer Beſtimmung zu verfehlen; und wenn ſie auch über ihn hinausſegeln, ſo gerathen ſie früher oder ſpäter auf irgend eine andere Inſel, wo ſie ſich alsdann von Neuem orientiren. Wenn ſie aber unglücklicherweiſe bis zur Lugunorgruppe auf keine Gruppe ſtoßen, und auch vollends über dieſe hinausſegeln, ſo können ſie, Gott weiß wohin, kommen, weil die Inſeln öſtlich von dieſer Gruppe ſehr zerſtreut ſind. Durch einen ſolchen Zufall wurde Kadu bis nach Radak geführt. Indeß mußte er darum nicht acht Monate unterwegs bleiben, wie er erzählt. Rechnet man, wie viel Zeit ſie von Mogmog nach Uleaï brauchen, wenn ſie laviren, ſo würde

*) Der ehrenwerthe Lütke begeht hier einen doppelten Irrthum. Die Geſetze Manu's verbieten den Hindu's, ihr Land zu verlaſſen. Die Chineſen dagegen reiſen in ganz Aſien und vornehmlich in Malaiſien, wo ſie ſich ungeachtet der kaiſerlichen Verbote niedergelaſſen haben. Die Japaneſen hatten einſt häufigen Verkehr mit den Philippinen, mit Polyneſien und einem Theile Microneſiens, das ſie vielleicht koloniſirt haben, und deſſen Bewohner zur Zeit, als die Regierung dieſes Landes die Chriſten verfolgte, nach Japan zurückgekehrt ſeyn mögen.

zu einer Reiſe von Uleaï nach Radak weniger als ein Monat erfordert. Es ſcheint mir phyſiſch unmöglich zu ſeyn, ſich acht Monate lang ohne alle Hülfsmittel auf dem Meere halten zu können. Allein es darf nicht befremden, daß Kadu'n in der Lage, in welcher er ſich befand, acht Wochen als ebenſo viel Monate vorkommen konnten.

Ihre Mundvorräthe beſtehen in friſchen und gegorenen Brodfrüchten (Huro) und in jungen Kokosnüſſen. Das Huro nehmen ſie nur für den Fall mit, daß ſie ſich verirren und auf eine Inſel verſchlagen werden ſollten, wo es keine Brodbäume gäbe; denn ihr Vorrath an friſchen Brodfrüchten iſt für die ganze Dauer ihrer Fahrt berechnet. Wenn ſie dieſelben kochen wollen, ſtellen ſie mitten in die Pirogue mit Sand gefüllte Körbe, in welchen ſie das Feuer anzünden. Sie nehmen nur wenig ſüßes Waſſer in Kokosnußſchalen mit. Die Piroguen haben weder Maſte, noch Raaen im Vorrath; ihre Mattenſegel ſind ſo ſtark, daß eher die Raa brechen würde, als daß das Segel zerriſſe. Bei heftigen Winden machen ſie das Segel kürzer. Sie gebrauchen keinen Anker irgend einer Gattung: ſoll die Pirogue feſtgehalten werden, ſo wird ſie mit Seilen an Steinen angebunden; da wo ſich keine Steine über der Oberfläche des Waſſers befinden, tauchen ſie unter und binden ſie an unter dem Waſſer befindliche Steine, wenn die Tiefe es erlaubt. Floyd wollte ihnen dieſe Vorkehrung erleichtern, und rieth ihnen, Steine anſtatt des Ankers zu gebrauchen; er wollte ſie eine Schleife machen lehren, allein ſie blieben immer bei ihrem alten und mühſamen Verfahren. Auf kurzen Reiſen legen ſie ſich niemals zum Schlafen nieder; dauert aber die Fahrt einige Tage, ſo ſchlafen ſie, auf kleinen Piroguen je einer, auf großen je zwei, aber nie mehr, unter dem Dache, das den Balancirer bedeckt. Das Steuern der Pirogue erfordert eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit. Ihre Häuptlinge ſind gewöhnlich die erſten Piloten; darum nannten ſie auch, wenn ſie ſich auf europäiſche Weiſe ausdrücken wollten, ihre Häuptlinge Pulot (Pilote).

Anſicht des Verfaſſers über Urſprung, Charakter und Sprache der Karoliner, und ihre Aehnlichkeit mit den Polyneſiern.

Die Karoliner bilden eine Geſammtheit von Völkerſtämmen, welche durch die nämlichen Künſte und Gewohnheiten, durch zwar verſchiedene, aber in ihrem Grunde ähnliche mit der Dayaſprache von Kalemantan oder Borneo nahe verwandte Dialekte, ſo wie durch großen Handel- und Schifffahrtsbetrieb unter einander verbunden ſind. Sie ſind friedliche und ſanfte Völker, haben keinen Götzendienſt, leben von den Gaben der Erde, ohne Hausthiere zu beſitzen, und bringen die Erſtlinge der Früchte, von denen ſie ſich nähren, unſichtbaren Göttern dar. Ihre Tänze und ſogar ihre Hütten gleichen denen der Daya's. Sie erbauen ſehr kunſtreiche Piroguen, und machen mit Hilfe ihrer genauen Kenntniß der Paſſatwinde, der Strömungen und Geſtirne weite Reiſen.

Unterſcheiden kann man den Theil des Karolinenarchipels, welcher ſich von den Mortlockinſeln bis zur Ulevigruppe erſtreckt, und eigentlich von einem ſeefahrenden und handeltreibenden Volke bewohnt iſt. Die andern öſtlicher wohnenden von derſelben Raſſe haben keinen regelmäßigen Verkehr mit ihnen, und die, welche weiter gegen Weſten wohnen, unternehmen, obgleich Fremde zu ihnen kommen, doch ſelbſt keine Reiſen. Was die Bewohner von Puynipet betrifft, ſo gehören ſie zur Papua-Raſſe.

Die Bewohner der Radak- und Raliſkgruppen, ſo wie der großen Gilbertgruppe, gehören zu der nämlichen Raſſe, und unterſcheiden ſich nicht mehr von den Karolinern *), als die Bewohner der verſchiedenen in dem Raume, den wir beſtimmt haben, begriffenen Inſeln ſich von einander unterſcheiden.

Wir haben theils durch Das, was wir in dem allgemeinen Gemälde von Oceanien und in der Ueberſicht von Polyneſien vorgebracht haben, theils durch unſern Auszug aus der Reiſe des Seniavine, bewieſen, daß die Aehnlichkeit der Karoliner und anderer Polyneſier ebenfalls unbeſtreitbar iſt. Wirklich findet man auf den Karolinen, wie im übrigen Polyneſien die Tätowirung, die nämliche Art Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen, einige Beiſpiele von Menſchenfreſſerei, die gleiche Begrüßungsweiſe, den Dienſt der Geiſter, und ſelbſt das Tabu, auf Ulea unter dem Namen Tapu, auf den eigentlichen Karolinen unter dem Namen Penaut, auf Guap unter dem Namen Matemat, auf den Radakinſeln unter dem Namen Emo, auf der Inſel Buc unter dem Namen Tabui, wie Kotzebue und Choris verſichern. Die Häuſer der Karoliner **) haben eine gleiche Bauart. Die große Gewalt der Häuptlinge, die Eintheilung in Klaſſen, ihre Geräthſchaften und Waffen, der Umſtand, daß ſie Bogen und Pfeile nicht kennen, ihr Tol, der dem Maro der öſtlichen Polyneſier gleicht, die beinahe gleichen pantomimiſchen Tänze, die nämliche Art, Feuer anzumachen, das Kochen der Früchte in der Erde, der Gebrauch des berauſchenden Getränkes, welches bald Kava, bald Seka heißt, gewiſſe Etiquettegeſetze u. ſ. w., Alles beweist uns, daß die Karoliner und Polyneſier vom nämlichen Urſprunge ſind, und dieſen Urſprung haben wir ihnen bei den Daya's angewieſen, deren urſprüngliche Gebräuche ihnen, ſo wie allen übrigen Polyneſiern, die Bugis gebracht haben, mit dem Unterſchiede jedoch, daß die Karoliner minder abergläubiſch, grauſam und ausſchweifend, als die meiſten Polyneſier, und nach unſerer Anſicht das ſanfteſte und friedlichſte Volk ſind, nicht bloß auf den Inſeln des großen Ocean's, ſondern vielleicht auf der ganzen Welt.

Roggeweenarchipel.

Bis uns die Namen bekannt werden, welche die Eingebornen den vornehmſten Ländern geben, die an die eben beſprochenen Inſeln gränzen, glaubten wir ſie in einen Bündel gruppiren und ihnen den Namen dieſes alten Seefahrers geben zu dürfen. Unſer Roggeweenarchipel wird aus folgenden Inſeln beſtehen: Malden, Starbuck, Karoline, Flint, Penrhyn, Pescado, Humphrey, Rearſon, Suwaroff, Danger, Solitaire, Clarence, York, Sidney, Birney, Mary, endlich den Gardner- und Arthurinſeln, und mehreren anderen, von denen wir nur eine kurze Beſchreibung geben werden, weil einige nicht wieder gefunden, und die meiſten nicht beſucht wurden.

Die Inſel Malden wurde am 29. Juli 1825 durch den Kapitän Byron entdeckt. Sie iſt niedrig, bewaldet, und in ihrem ganzen Umfang von 12 bis 15 Meilen von Riffen umgeben; zur Zeit ihrer Entdeckung war ſie wüſte, man bemerkte aber Spuren von früheren Bewohnern. Man ſah dort ungeheure, viereckige Plateformen, die aus von Menſchen behauenen

*) S. Blatt 264. **) S. Blatt 265.

Korallen in Schichten aufgemauert waren, mit einem Stein in der Mitte, welcher wahrſcheinlich einen Altar vorſtellte. Ihre Geſtalt erinnerte an die Moraïs von Nukahiva und Taïti. Die Inſel liegt unter 4° ſüdlicher Breite und 157° 30′ weſtlicher Länge. Ein amerikaniſches Verzeichniß mehrerer Inſeln des großen Oceans ſezt gerade auf die Hälfte des Weges zwiſchen Madden und Nukahiva eine Inſel, deren Daſeyn zweifelhaft iſt.

Die Inſel Starbuck wurde im Jahr 1823 von dem Kapitän dieſes Namens entdeckt, als er Rio-Rio und ſeine Gattin, den König und die Königin der Ha-uaïinſeln nach England überführte. Byron ſah ſie wieder im Jahr 1825. Der leztere verſichert, daß ſie unfruchtbarer ſey, als Madden, und nur einen einzigen Baum habe. Sie liegt unter 5° 58′ südl. Breite und 157° 26′ weſtl. Länge.

Die Inſel Karoline entdeckte Broughton im Jahr 1795. Arrowſmith behauptet, ſie ſey wenige Jahre ſpäter von Baß wieder geſehen worden. Paulding landete dort im Jahr 1825, und ihm verdankt man die beſte Beſchreibung. Die Inſel Karoline iſt ein niedriges Land, von geringer Ausdehnung und mit Klippen umgeben, iſt 6 bis 7 Meilen lang, aber nicht ſehr breit. Man ſieht dort mehrere große Bäume, aber viel mehr dichtes Geſtrüpp; überall zeigen ſich Spuren einer wilden Induſtrie. Sie liegt unter 9° 55′ ſüdlicher Breite und 152° 20′ weſtlicher Länge. Es iſt die nämliche Inſel, der mehrere Wallfiſchfänger den Namen Thornton gegeben haben.

Der gelehrte Admiral Kruſenſtern glaubt, die Inſel Flint ſey im Jahre 1801 entdeckt worden, und ſezt ſie unter 11° 30′ ſüdlicher Breite und 154° 30′ weſtlicher Länge. Einige Geographen glaubten, es ſey die alte Peregrino von Quiros.

Der Kapitän Sever, Kommandant der Lady Penrhyn, ſah zuerſt die Inſeln, welche den Namen ſeines Schiffes empfingen; Kozebue aber beſuchte ſie im Jahr 1816 und verkehrte mit den Einwohnern. Die Gruppe beſteht aus verſchiedenen niedrigen Inſeln, welche mit Kokospalmen und anderen Bäumen bedeckt ſind und auf einer Korallenbank ruhen. Der ruſſiſche Seemann ſezte ihren Mittelpunkt unter 9° 2′ ſüdlicher Breite und 159° 55′ weſtlicher Länge.

„Am 30. April,“ ſagt Kozebue, „erblickten wir die Penrhyninſeln, welche beinahe einen Zirkel bilden und durch Korallenriffe mit einander verbunden ſind. Da wir ſie für unbewohnt gehalten hatten, wurden wir angenehm überraſcht, als wir an mehreren Stellen Rauchſäulen aufſteigen ſahen, welche uns von unſerm Irrthum überzeugten. Mit Hilfe unſerer Fernrohre unterſchieden wir wirklich Menſchen am Ufer. Als wir uns am folgenden Tage bis auf zwei Meilen genähert hatten, ſahen wir viele je mit 12 bis 15 Mann beſezte Canots auf uns zukommen; mitten in jedem Canot bemerkte man einen Greis, welcher die Ruderer zu befehligen ſchien und in der Hand einen Palmzweig, das Symbol des Friedens bei allen Inſulanern des Südmeeres, hielt. Als die Wilden beinahe auf zwanzig Klafter ſich dem Rurik genähert hatten, hielten ſie an und ſtimmten einen kläglichen Geſang an; ſodann näherten ſie ſich uns ganz, ohne jedoch an Bord ſteigen zu wollen. Nun begann ein Tauſchhandel zwiſchen ihnen und uns. Lebensmittel hatten ſie keine, aber Geräthſchaften und Waffen verkauften ſie uns gegen Nägel und Eiſenſtücke. Wir warfen ihnen zu dieſem Behufe ein Seil zu, an welches ſie zutrauensvoll knüpften,

was ſie hatten, und geduldig erwarteten, was wir ihnen auf dieſelbe Weiſe zuſchickten. Indeß wurden ſie nach und nach kühner; ſie wollten Alles ſtehlen, was ſie erlangen konnten, ohne ſich um unſere Vorſtellungen zu bekümmern, und bedrohten uns ſogar. Ein in die Luft abgefeuerter Flintenſchuß hatte die gewünſchte Wirkung. Alle Wilden warfen ſich ins Meer, und blieben ziemlich lang unter dem Waſſer, ſo daß plötzlich das tiefſte Stillſchweigen auf ihr Geſchrei folgte, und das Meer ſie verſchlungen zu haben ſchien. Jedoch nach einigen Sekunden zeigten ſie ſich wieder nach einander, als ſie ſich überzeugt hatten, daß der Donner, der ſie erſchreckt, keinen von ihnen beſchädigt habe. Von dieſem Augenblick an wurden ſie zurückhaltender.

„Dieſe Inſulaner haben die Größe der Bewohner der Nukahiva-Inſeln, aber eine dunklere Farbe. Sie tätowiren ſich nicht, machen ſich aber auf Bruſt und Rücken lange rothe Streifen, welche ihnen ein wahrhaft gräßliches Ausſehen geben. Die meiſten gehen ganz nackt, nur einige tragen um den Leib eine Art Gürtel vom grobem Zeuge. Allem Anſchein nach hat ihre Sprache einige Aehnlichkeit mit der Sprache auf den Freundſchaftsinſeln, denn mehrere Worte dieſer lezteren, womit wir ſie anredeten, verſtanden ſie. Bei einer geringen Mannſchaft und der großen Anzahl Inſulaner, von der wir umgeben waren, hielt ich es nicht für rathſam, eine Landung zu verſuchen; auf 26 Canots zählte ich gegen 400 Mann. Nachdem wir zwei Tage vor Anker gelegen waren, verließen wir die Penrhyninſeln, deren Bewohner uns ein wenig begleiteten und uns auf jede Weiſe verſtändlich zu machen ſuchten, daß ſie uns wiederzuſehen wünſchten.“

Hören wir auch noch den Bericht des Zeichners der Expedition Kotzebue's, Choris:

„Bei Sonnenuntergang erblickte man auf einem ſandigen Punkte der nördlichen Küſte der Penrhyngruppe Menſchen. Am folgenden Tage näherte man ſich, und bald ruderten 14 Piroguen, auf welchen man je 6 bis 13 Mann zählte, gegen uns heran. Sie waren ganz nackt, mit Ausnahme eines aus Kokoswolle gemachten Blattes, das ihre Schamtheile bedeckte und mit einer Schnur um den Leib gebunden war.

„Der älteſte jeder Pirogue, welcher ihr Häuptling zu ſeyn ſchien, hielt, wie es ſchien, eine lange Rede an uns, während er die Hände, in welchen er einen Kokoszweig hatte, in der Luft bewegte, und jenen hin- und herdrehte, als hätte er uns zeigen wollen, daß er keine Waffen trage. Um den Hals hatten die Indianer ein Palmblatt offenbar als Friedenszeichen geknüpft; jedoch war jede Pirogue mit Piken und langen Lanzen verſehen. Die Piroguen waren aus mehreren Stücken Holz zuſammengefügt und hatten Balancirer.

„Ihre Farbe war hellbraun. Der älteſte jeder Pirogue war viel fetter, als ſeine Gefährten; einige hatten an jedem Daumen Nägel, welche beinahe ſo lang waren, als dieſer Finger ſelbſt.

„Endlich kamen ſie an das Schiff heran, und der Tauſchhandel begann; ſie gaben uns Kokosnüſſe für Eiſen, beſonders für Nägel; auch verkauften ſie Angeln von Perlmutter, ganz wie die auf den Sandwichsinſeln. Endlich gaben ſie ſogar ihre Waffen weg, wenn ſie gegen das Metall, welches das Ziel ihrer Wünſche war, nichts Anderes mehr einzutauſchen hatten.

„Mehrere machten ſich daran, das Eiſen, das an dem hinten am

Schiffe angebundenen Canot war, wegzureißen; ſie hatten ſich ſogar des Boothakens bemächtigt. Man wollte ſie zurückhalten, indem man ſich des Wortes Tabu bediente, um ihnen begreiflich zu machen, daß ſie Nichts berühren dürften; da dieſe Vorſtellung vergeblich blieb, ſo mußte man zwei blinde Schüſſe abfeuern; ſogleich ſtürzten ſich alle ins Waſſer, und warfen weg, was ſie genommen hatten; ſie erholten ſich aber wieder von ihrem Schrecken, als ſie ſahen, daß es ihnen Nichts geſchadet hatte, und wollten uns die Gegenſtände, für welche ſie ſchon den Kaufpreis erhalten hatten, uns nicht mehr zuſtellen. Die Brandung am Ufer war ſo ſtark, das Wetter ſo veränderlich und die Windſtöße ſo häufig, daß wir den Plan, zu landen, aufgaben; wir fuhren ab; mehrere Piroguen folgten uns lange, endlich aber kehrten ſie, da ſie uns nicht einholen konnten, auf die Inſel zurück. Da es angefangen hatte zu regnen, ſo bedeckten ſich die Inſulaner die Schultern mit kleinen aus Kokosnußblättern geflochtenen Mänteln, welche ſo kurz waren, daß ſie kaum bis auf die Hälfte des Rückens herabfielen.

„Dieſe Indianer waren nicht tätowirt; einige jedoch hatten auf Bruſt und Armen regelmäßige, parallellaufende Linien eingeſchnitten; andere hatten einen Kopfſchmuck von Federn des Fregattvogels, ſehr kurze Haare und einen ziemlich ſtarken Bart.“

Arrowſmith hat die Inſel Pescado auf ſeiner Charte beibehalten; wir betrachten ſie aber als zweifelhaft.

Die Inſeln Humphrey und Rearſon könnten leicht mit der erſten verwechſelt werden. Beide Inſeln wurden von Patrickſon entdeckt, der ſie im Jahr 1822 ſah, und als niedrige und bewohnte Inſeln bezeichnete, welche unter 10° 32′ ſüdlicher Breite und 163° 10′ weſtlicher Länge liegen. Die Suwaroffinſeln, denen der Lieutenant Lazareff den Namen ſeines Schiffes gab, ſind eine Gruppe kleiner Inſeln, welche unter 13° 2′ ſüdlicher Breite und 165° 5′ weſtlicher Länge liegen.

Die Dangerinſeln, im Jahr 1765 von Byron geſehen, ſcheinen mit der Inſel Solitaire, welche von Mendana im Jahr 1595 bemerkt wurde, identiſch zu ſeyn. Sie bilden eine Gruppe von drei niedrigen, gut bewaldeten, bevölkerten, und mit gefährlichen Riffen, welche ſich auf mehr als 4 Lieues von der Weſtküſte aus erſtrecken, umgebenen Inſeln. Nach dieſem Kapitän, der übrigens mit den Eingebornen nicht verkehren konnte, liegen dieſe Inſeln unter 10° 15′ nördlicher Breite und 168° 18′ weſtlicher Länge; aber vielleicht iſt dieſe Angabe ungenau.

Die Inſel Clarence wurde im Jahr 1791 von dem Kapitän Edwards entdeckt, der nicht dort landete, und im Jahr 1825 von dem amerikaniſchen Lieutenant, nun Kapitän, Paulding beſucht. Sein Schiff Dolphin hielt im Angeſichte der Inſel an, und war bald von einem Haufen Piroguen umgeben, deren jede 4 bis 8 Mann trug.

D'Urville gab folgenden Auszug aus dem Berichte Pauldings:

„Als eine Pirogue nahe herangekommen war, warf man ihr vom Schiffe aus ein Tau zu, damit ſie an Bord anlegen konnte. Die Wilden ergriffen das Ende des Taus; aber anſtatt ſich deſſelben für den bezeichneten Zweck zu bedienen, zogen ſie ſo viel an ſich, als ſie konnten, und hieben es ſodann ab: Dieß hieß mit einem kecken Diebſtahle auftreten. Ohne ſich darum zu bekümmern, wie man die Sache aufnehmen würde, ruderten ſie immer wieder gegen das Schiff heran und forderten ein neues Tau;

und da man es ihnen förmlich verweigerte, ſtieg ein Wilder, ein unerſchrockener und kräftiger Mann, auf das Verdeck. Man umringte ihn, und wollte mit ihm ſprechen; er aber bekümmerte ſich um Nichts, ging ſeinen Abſichten nach, wie wenn das Schiff verlaſſen wäre, lief in das Hintertheil, und gab ſeiner Pirogue ein Zeichen, ſich auf Wurfweite zu nähern; ſodann ergriff er Alles, was er ſah, Körbe, Seile, Geräthſchaften, Eiſen, Platten, Lebensmittel, Werkzeuge, und warf es ohne Umſtände ſeinen Gefährten zu, die es auffingen und in das Fahrzeug ſtellten. Einige Matroſen wollten den unverſchämten Dieb zurückhalten, worüber er ſehr ärgerlich wurde, und nur noch eifriger als zuvor in ſeinem Beginnen fortfuhr. Nun glaubte Paulding einſchreiten zu müſſen; er ſchlug den frechen Indianer leicht mit ſeiner Muskete; dieſer aber ergriff, ohne aus der Faſſung zu kommen, den Lauf der Flinte; und da Paulding ihm Widerſtand leiſtete, ſo faßte er ihn um den Leib, und würde ihn, Mann und Muskete, ins Meer geworfen haben, wenn die Mannſchaft ihn nicht gepackt hätte, dennoch aber entwiſchte der Dieb; er warf ſich ins Meer, gelangte wieder zu ſeiner Pirogue und ſezte ſich triumphirend auf ſeine Beute. Dieſes Beiſpiel lockte die anderen Inſulaner. Auf allen Punkten wurden die frechſten Spitzbubenſtreiche begangen. Hier hatte man von einem Boote das eiſerne Steuerruder genommen, das der Kapitän wieder in ſeine Hände bekam, und neben ſich ſtellte; im Augenblick aber, als er ſich umdrehte, war es aufs Neue weggeſchnappt, und der Dieb ſprang mit ſeiner Beute ins Meer. Dort war das Senkblei bedroht, das man von Zeit zu Zeit der Sicherheit wegen auswerfen mußte. Weder Drohungen, noch Bitten fruchteten; man mußte das Senkblei jedesmal mit der Beſorgniß auswerfen, Blei und Schnur einzubüßen.

„Unter Feindſeligkeiten und gegenſeitiger Beobachtung ging der ganze Morgen hin. 100 Piroguen umringten immer das Fahrzeug, und die darauf befindlichen Inſulaner ſchleuderten von Zeit zu Zeit Keule und Kokosnüſſe an Bord; ſodann ſtießen ſie ein gellendes und betäubendes Geſchrei aus. Eine ſehr ſchwere Nuß traf den Chirurgen; ohne ſeinen Hut wäre er ſchwer verwundet worden. Erſt um 1 Uhr zog ſich die tobende Menge zum Theil zurück; ein Boot, das die Umgebungen unterſuchen und einen Ankerplatz auffinden ſollte, war ausgeſezt worden, und bei ſeinem Anblick waren die Piroguen in verſchiedenen Richtungen geflohen. Das Geſchäft wurde nicht geſtört; aber als das Canot zum Schiffe zurückkehren wollte, wurde es von einer Menge Piroguen umzingelt, die Mannſchaft wurde der Ruderſtangen beraubt, und die Inſulaner ſchwangen ihre Keulen über ihnen. Ihre Lage war kritiſch; aber ein Piſtolenſchuß befreite ſie. Ein Wilder wurde an der Hand verwundet, und der Knall genügte, die anderen zu verjagen. Das Boot kam wieder an das Schiff zurück. Ungeachtet dieſes Vorfalles ſtellte ſich das Vertrauen doch wieder her. Die Piroguen kamen wieder, und der Verwundete ſtieg an Bord, wo er verbunden und mit Geſchenken überhäuft wurde. Nun entſtand ein kleiner Tauſchhandel. Die Wilden tauſchten gut gearbeitete Matten, Angeln, Zierrathen von Muſcheln und Knochen gegen Eiſenſtücke oder alte Nägel aus. Aber nicht immer waltete Ehrlichkeit auf dieſem Markte, und mehr als Ein Inſulaner hatte noch Gelegenheit, ſeine Gewandtheit in der Taſchenſpielerei an den Tag zu legen. Die Inſulaner waren beinahe alle bewaffnet, theils mit langen Lanzen, theils mit einer andern kürzeren Waffe, die wie ein Säbel

leicht gekrümmt war. Die Lanzen waren 8 bis 12 Fuß lang; einige hatten 2 oder 3 Spitzen, welche auf 1 oder 2 Schuh weit mit Reihen von Haifischzähnen, die mit Schnüren von Kokoswolle fest angemacht werden, besezt waren. Die Säbel waren auf dieselbe Art besezt; die Wunden davon werden gräßlich und oft tödtlich. Nur wenige waren mit Guirlanden von trockenen Kokosblättern geschmückt. Ihre Kleidung bestand aus einem Gürtel von geflochtenen Blättern, und aus einer 2 bis 3 Fuß breiten und 4 Fuß langen Matte. Unten hatte diese Matte eine Franze, welche theils als Zierde, theils als Schutz gegen die Muskito's diente, deren es auf diesen Inseln sehr viele giebt. Die Insulaner, welche eine kupferartige Farbe haben, sind kräftig und gut gewachsen, und daß sie Lanze und Säbel häufig gebrauchen, davon zeugen die Narben, womit sie bedeckt sind. Ihre Haare sind lang und in häßliche Locken geflochten. Ihr Bart ist im Allgemeinen weder lang, noch kraus."

Kapitän Paulding sagt uns, daß Clarence eine Gruppe niedriger und bewaldeter Inselchen sey, welche auf einem Riffe liegen, das eine große Ausdehnung zu haben scheint. Als er auf der Insel, die ihm am nächsten lag, landete, erblickte er die entferntesten kaum. Die Gruppe liegt unter 2° 12′ südlicher Breite und 173° 50′ westlicher Länge.

40 Meilen nordöstlich von der vorhergehenden ist die Insel York, entdeckt im Jahr 1765 von Byron. Er fand sie verlassen, und versah sich daselbst mit Kokosnüssen. Edward sah sie wieder im Jahr 1791, und Paulding besuchte sie im Jahr 1825. Damals bewohnte sie eine den Bewohnern der Clarencegruppe ähnliche, aber minder starke, kränklichere und also ärmere Rasse. Die Gruppe ist eine Kette niedriger und bewaldeter Inselchen, die auf einem gemeinschaftlichen Riffe, das ungefähr 12 Lieues im Umfange hat, ruhen.

Nach Purdy wurde die kleine Insel Sidney im Jahr 1823 von Emmant entdeckt, und wieder gesehen im Jahr 1828 von Tromelin. Sie ist unbewohnt, ziemlich niedrig, und liegt unter 4° 27′ südlicher Breite und 73° 4′ westlicher Länge.

Auch die kleine Insel Birney wurde nach Purdy von dem nämlichen Seemanne und zur nämlichen Zeit entdeckt; sie liegt unter 3° 21′ südlicher Breite und 173° 50′ westlicher Länge.

Die kleine Gruppe Mory wurde neuerdings von einem Schiffe dieses Namens entdeckt; sie ist ein Haufen Inselchen von 20 Lieues im Umkreise, hat in ihrem Innern eine Lagune, und liegt unter 2° 48′ südlicher Breite und 174° 30′ westlicher Länge. Die Inseln Gardner und Arthur endlich sind ebenso zweifelhaft, als ihre Angabe.

Nukahiva=Archipel.

Die Nukahiva=Inseln sind ungefähr 600 Lieues von Ha=uaï entfernt, sie liegen zwischen 8° und 10° südlicher Breite und 140° und 142° westlicher Länge. Sie nehmen einen Raum von ungefähr 60 Seemeilen von Nord=Nord=West nach Süd=Süd=Ost, und eine Breite von beinahe 15 Lieues ein, die Hauptinsel des Archipels ist Nukahiva, deren wahrer Name uns zuerst durch den russischen Kapitän, nun Admiral Krusenstern enthüllt wurde. Seine größte Länge von der südöstlichen bis zur westlichen Spitze beträgt 17 Meilen. Die erste, von Hergest Martinspitze genannt,

liegt nach den Beobachtungen des ruſſiſchen Seemanns unter 8° 57′ ſüdl. Breite und 139° 32′ 30″ weſtlicher Länge; das ſüdöſtliche Ende unter 8° 58′ 40″ ſüdlicher Breite und 139° 49′ 00″ weſtlicher Länge. Die Königin dieſes Archipels, das lachende Nukahiva, wurde von Ingraham Federal Island genannt; von Marchand Inſel Baux; von Hergeſt Sir Henry Martin's Island, und von Roberts Adams Island. Wie gewöhnlich werden wir ihr, ſo wie dem ganzen Archipel, den Namen geben, welchen ihm die Eingebornen beilegen. Seine Bevölkerung begreift ungefähr 16,000 Bewohner, welche in Stämme getheilt ſind.

18 Meilen von der Martinſpitze Nukahiva's liegt die Inſel Uahuga; ihre Richtung iſt Oſt-Nord-Oſt und Weſt-Süd-Weſt; ihre ganze Länge beträgt 9 Meilen; ihre weſtliche Spitze liegt unter 8° 58′ 15″ ſüdlicher Breite, und unter 139° 13′ 0″ weſtlicher Länge. Marchand kannte dieſe Inſel nicht. Ingraham nannte ſie Waſhington; Hergeſt Riu's Island, und Roberts Maſſachuſetts Island.

Das nordweſtliche Ende von Ua-Pua iſt 24 Meilen davon entfernt und liegt gerade unter 139° 39′ 00″ weſtlicher Länge. Die Offiziere des Solide nannten ſie Inſel Marchand; Ingraham Adamsinſeln; Roberts Jeffersoninſel, und Hergeſt Trevanion. Sie iſt hoch und bevölkert, und hat 20 Meilen im Umfang.

Südöſtlich von der Südſpitze von Ua-Pua, in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Meilen, liegt eine kleine flache Inſel von ungefähr 10 Meilen im Umkreiſe, welche Marchand flache Inſel, Ingraham Lincoln, Wilſon Lewel und Roberts Revolutionsinſel nannte. Sie liegt unter 9° 29′ 30″ ſüdlicher Breite. Nach Marchand iſt es ein mit anderen Riffen verbundenes Riff. Die Eingebornen geben dieſen Inſeln den Kollektiv-Namen Mottuaity; ihre gegenſeitige Lage iſt öſtlich und weſtlich, und ſie ſind durch einen ungefähr eine Meile breiten Kanal getrennt. Sie liegen im Nordweſt $\frac{1}{4}$ Weſt, und 30 Meilen von der ſüdlichen Spitze Nukahiva's. Die Bewohner der benachbarten Inſeln beſuchen ſie des Fiſchfangs wegen. Sie liegen nach Hergeſt unter 8° 37′ 30″ ſüdlicher Breite und 140° 20′ 00″ weſtlicher Länge. Ingraham hatte ſie Franklin-Island, und Roberts Blake-Island genannt.

Hidu und Fatuhu ſind zwei unbewohnte Inſeln; die erſte iſt 8 Meilen lang und 2 Meilen breit; nach den Beobachtungen Hergen's und des Aſtronomen Gooch liegen ſie unter 7° 59′ ſüdlicher Breite und 140° 13′ weſtlicher Länge. Dieſe landeten dort, und fanden Kokospalmen in großer Menge. Die Mitte von Fatuhu, welches rund und viel kleiner iſt, liegt unter 7° 50′ ſüdlicher Breite und 140° 6′ weſtlicher Länge. Beide Inſeln liegen im Nord-Nord-Weſten der weſtlichen Spitze Nukahiva's und 60 Meilen davon entfernt. Die Bewohner der andern Inſeln holen dort Kokosnüſſe und Vogelfedern zu ihrem Schmucke. Ingraham nannte ſie Knox- und Hancock-Islands; Marchand Muſſe und Chanal; Roberts Freemantle und Langton; Hergeſt Roberts-Islands.

Otahi-Hoa, Santa-Magdalena Mendana's, iſt eine Inſel, welche nur 15 bis 20 Meilen im Umkreiſe hat; ſie iſt hoch, und hat eine, im Verhältniß zu ihrem geringen Umfang große Bevölkerung.

Nach der Charte Stewarts liegt im Süd-Oſten Otahi-Hoa's ein kleines Inſelchen, welches Motu-Nao heißt.

10 Meilen von Otahi-Hoa liegt die kleine Inſel Motane, San-

Pedro Mendana's; ſie hat nur eine ſchwache Bevölkerung, und auf einigen Charten iſt im Süden der Inſel eine große Bank angezeigt. Im Weſten liegt die Inſel Tao-Wati Kruſenſterns, Santa-Chriſtina Mendana's, Waï-Tao Marchands. Sie hat 50 Meilen im Umfang, und ihre Bevölkerung beträgt 10,000 Seelen.

Ohiva-Hoa, Dominica Mendana's, liegt unter 9° 42′ ſüdlicher Breite und 141° 22′ weſtlicher Länge, und hat ungefähr 14 bis 15 Lieues im Umkreiſe. Ihre Oberfläche iſt, wie bei den andern Inſeln, von Hügeln und Thälern durchſchnitten. Die Einwohnerzahl wird auf 7000 geſchäzt.

6 oder 7 Lieues nordöſtlich von der vorhergehenden findet man Fetugu, die Inſel Hood Cooks; ſie iſt ein hohes, wenig bekanntes Inſelchen, und hat 8 bis 10 Meilen im Umfang.

Eine Bai dieſer Inſeln wurde von Kruſenſtern Tſchitſchagoffbai genannt. *)

Klima, Erzeugniſſe, Einwohner. — Krankheiten.

Die Nukahivainſeln haben zwar ein heißes, aber doch ſehr geſundes Klima, was aus dem Geſundheitszuſtande der Inſulaner und aller Schiffsmannſchaften, welche ſich dort aufgehalten haben, zu erſehen iſt. Aus der Reiſe Marchands ſieht man, daß der Thermometer im Hafen Madre de Dios auf der Inſel Santa-Chriſtina im Monat Juni 27 Grade über Null ſtand. Kruſenſterns Thermometer ſtieg im Hafen Anna Maria (Nukahiva) bis auf 25; aber gewöhnlich zeigte er 23 oder 24 Grad. Auf dem Lande mag er 2 Grade höher ſtehen. Wie in allen tropiſchen Gegenden iſt der Winter hier die Regenzeit; aber die Regen ſind weder häufig, noch anhaltend; bisweilen vergehen mehrere Monate, bis ein Regentropfen fällt, was oft eine Hungersnoth auf dieſen Inſeln herbeiführt.

Die Naturerzeugniſſe des Nukahiva-Archipels ſind ebenſo wenig mannigfaltig, als auf den andern Inſeln Polyneſiens, und die Vegetation iſt mit wenigen Ausnahmen beinahe dieſelbe. Die Inſeln ſind im Allgemeinen vulkaniſch; die obere Erdſchichte iſt ein aus vegetabiliſchen Reſten beſtehender Boden; man findet die Kokospalme, den Bananenbaum, die Ananas, den Hibiscus mit faſeriger Rinde, den Artocarpus, den Papiermaulbeerbaum, den Drachenblutbaum, das Zuckerrohr, den Tabak, das Bambusrohr, den piper methysticum, woraus das Kava bereitet wird, die Caſuarina, die Gardenia mit wohlriechenden Blumen, die Eugenia, die Acazie, den Wunderbaum, den Inophyllus, die Arums, den Pandanus, den Inocarpus, der eine nahrhafte Kaſtanie liefert, die Aleuriten, deren Kern Oel gibt, und eine große Menge Farrenkräuter von einer Höhe und Kraft, wie man ſie nur in den tropiſchen Gegenden findet. Auch iſt dort unter dem Namen Lebenskava ein mineraliſches Waſſer von ſehr angenehmem Geſchmacke bekannt, und ein wirkſames Heilmittel in verſchiedenen Krankheiten.

Beinahe alle Inſeln der Gruppe ſind hoch, gebirgig und bewaldet, obgleich vulkaniſch: jedoch gibt es keinen Krater in Thätigkeit. Die Küſtenſchifffahrt iſt ſicher, weil ſich die Zweige der Korallenbänke nicht weit in die See hinaus erſtrecken. Nur das Landen iſt ſchwierig, weil an der Küſte oft plötzliche Windſtillen eintreten, und das Schiff ein Spiel der Strömungen wird, welche es gegen das Ufer treiben.

---

*) S. Blatt 156.

Hühner und Vampyre gibt es in Menge; von vierfüßigen Thieren kannte man auf Nukahiva, wie in ganz Polyneſien, vor der Ankunft der Europäer nur das Schwein, den Hund und die Ratte.

Die Bewohner oder vielmehr die liebenswürdigen Kinder von Nukahiva verdankten es dem Wohlwollen mehrerer dankbaren Seemänner, daß mehrere nützliche Thiere bei ihnen einheimiſch gemacht wurden; aber nur die Katze ſcheint ſich fortgepflanzt zu haben. Die Eingebornen ſchreiben ihre Einführung einem Gotte Namens Jtaïti zu, der ſie vor 60 Jahren nach Tao-Wati brachte, von wo aus ſie ſich auf dem ganzen Archipel verbreitete. Dieſer Gott kam in einer Pirogue ſo groß wie eine Jnſel, und tödtete während ſeines Aufenthaltes einen Mann. Dieſe Tradition bezieht ſich offenbar auf Cook, der im Jahr 1773 Tao-Wati beſuchte. Wirklich wurde ein Eingeborner während ſeines Aufenthaltes getödtet, und der Name Jtaïti, den man dem Seemanne gibt, iſt eine Verwechslung mit Taïti, das er beſucht hatte, und deſſen Name ohne Zweifel oft von ſeiner Mannſchaft ausgeſprochen wurde.

Fiſche gibt es ſehr viele in dieſem Archipel, und zwar mehrere Gattungen von vortrefflichem Geſchmacke; auch Muſcheln von ausgezeichneter Schönheit in Form und Farbe in großer Menge, und ſie gewähren eine angenehme Nahrung.

Den Kapitän Kruſenſtern, einen ſtrengen und keineswegs enthuſiaſtiſchen Beobachter, und beſonders den Kapitän Waldegrave, der die Nukahivier mehr mißhandelt, als lobt, ausgenommen, entwarfen alle Seemänner, welche den Nukahiva-Archipel beſucht haben, das ſchmeichelhafteſte Bild von den phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften ſeiner Bewohner. Sie wieſen ihnen ſogar ohne Bedenken unter den Jnſulanern, welche die unzähligen Jnſeln Polyneſiens bewohnen, den erſten Rang an. Beſonders die Frauen ſind der Gegenſtand ihrer glänzendſten Lobſprüche. Der Berichterſtatter über die Reiſe Mendana's ſchließt, nachdem er lange von ihnen geſprochen hat, folgendermaßen: „Mit Einem Worte, ſie haben den Vorzug vor unſern reizendſten Frauen zu Lima *).“ Die Beſchreibung, welche Porter von dieſen Jnſeln und den Sitten ihrer Bewohner entwirft, ſcheint Alles zuſammenzufaſſen, was je über dieſen Gegenſtand geſagt worden iſt; auch dürfte ihr ſein langer Aufenthalt unter ihnen mehr Glaubwürdigkeit verleihen, als die Berichte der Seemänner oder Reiſenden haben, die nur einen Augenblick auf dem lachenden Nukahiva-Archipel verweilten. Er entwarf folgendes Bild von den Eingebornen. Er ſagt:

„Die Nukahivier wurden mit dem Namen von Wilden gebrandmarkt; niemals aber wurde ein Ausdruck falſcher angewendet, denn ſie nehmen auf der Stufenleiter des menſchlichen Geſchlechts eine erhabene Stelle ein, mag man ſie nun nach ihren phyſiſchen oder moraliſchen Eigenſchaften betrachten. Wir fanden ſie tapfer, edel, ehrlich, wohlwollend, fein, geiſtreich, verſtändig; die Schönheit und die regelmäßigen Verhältniſſe ihres Körpers entſprechen ihren geiſtigen Eigenſchaften. Sie haben mehr als mittlere Größe, indem ſie nur ſelten weniger als 5 Fuß 11 Zoll (engliſch), gewöhnlich aber 6 Fuß und 2 bis 3 Zoll meſſen. Ihr Geſicht und ihre ſchelmiſchen und durchdringenden Augen ſind von merkwürdiger Schönheit; ihre

*) S. Blatt 131.

Männliche u. weibliche Portraits von Nuka-hiwa

Zähne ſind weiß und ſchöner als Elfenbein; auf ihrem offenen und ausdrucksvollen Geſichte malen ſich alle ihre Gemüthsbewegungen, und ihre Beine, die ebenſo kraftvoll als ſchön ſind, könnten unſeren Bildhauern zum Modelle dienen *). Die Haut der Männer iſt von dunkler Kupferfarbe, die der jungen Leute und Frauen aber nur leicht braun. Die Frauen ſind nicht ſo ſchön als die Männer; ihre Arme und beſonders ihre Hände ſind bewunderungswürdig; ſonſt aber iſt ihr Wuchs nicht ſehr zierlich, und ihre Füße grob, weil ſie ohne Beſchuhung gehen. Uebrigens ſind ſie verſchmizt, kokett, und halten nicht viel auf Treue; der erſte Fehler zeugt von einem feinen und bildungsfähigen Geiſte; der zweite iſt nicht bloß den Nukahiverinnen eigen; die Treue aber ſcheint ihnen nicht nothwendig zu ſeyn, und ihre Gatten entbinden ſie davon. Man ſah ſie in ihren Wohnungen, und man wird Zeuge ſeyn von der aufrichtigen, gegenſeitigen Liebe der Ehegatten, der Kinder und Eltern: außerhalb derſelben betrachtet man einander als gänzlich fremd; alle Bande ſcheinen verſchwunden zu ſeyn; jede Frau verfügt über ſich in Dem, was ihr geziemt, nach ihrer Einſicht.

Die meiſten Wohnungen ſind mit menſchlichen Haaren, Zähnen und Schädeln geſchmückt, welche die Nukahivier gerne als Trophäen ihrer Tapferkeit aufbewahren; einige haben ſogar Fächerſtiele, Ringkrägen und Waffen aus den kleinen Knochen ihrer getödteten Feinde; auch macht man ſogar Götzenbilder daraus, und ſtellt ſie auf, wo es ſich thun läßt. Aus den dickſten ſchneidet man mit zierlicher Arbeit geſchmückte Harpunen.“

Zu voreilig hat man ihnen vielleicht die abſcheuliche Gewohnheit, Menſchenfleiſch zu eſſen, beigelegt. Kein Reiſender hat es je geſehen, und die eingebornen Häuptlinge wieſen dieſen Vorzug immer von ſich. Kruſenſtern iſt der Erſte, der davon geſprochen hat, und zwar auf die Ausſage von zwei Männern hin, welche zwar ſchon mehrere Jahre in inniger Verbindung mit den Eingebornen gelebt hatten, deren Zeugniß aber, wie ich glaube, doch noch der Beſtätigung bedarf. Ebenfalls auf ihre Ausſage hin ſezt er noch bei, daß die Männer bei einer Hungersnoth Frauen, Kinder und Greiſe tödten, ihr Fleiſch braten und verzehren.

Obgleich die Nukahivier im Allgemeinen mit günſtigen Farben geſchildert werden, ſo ſcheint es nach den neueren Nachrichten, welche man über dieſen Archipel erhalten hat, gewiß zu ſeyn, daß ſie ſich ſeit einigen Jahren in Folge der Herausforderungen und der Habſucht einiger europäiſchen und amerikaniſchen Matroſen ſogar erlaubt haben, Schiffe wegzunehmen und zu plündern. Eine große Tugend dieſer Menſchen, welche ſo ungerechter Weiſe Wilde genannt werden, iſt aber ihr Patriotismus und ihre in der Welt vielleicht einzige Anhänglichkeit an das Land, wo ſie das Leben empfangen haben, und wo die Gebeine ihrer Väter, Gattinnen und Kinder ruhen.

Die gewöhnlichen Krankheiten des ganzen Archipels ſind Hautausſchläge, Abſceſſe, Augenübel, ſodann die Waſſerſucht, Lungen- und Leberübel, welche, wie die Eingebornen ſagen, von dem Genuſſe tabuirter oder verbotener Früchte herrühren. Was die Augenkrankheit betrifft, ſo rührt ſie von der Bezauberung des davon befallenen Individuums durch einen Feind

*) S. Blatt 133.

her. Um dieſen Zauber zu bewirken, ſucht man ſich ein wenig von ſeinem Speichel zu verſchaffen, welchen man in einem auf eigenthümliche Weiſe eingehüllten Pack Bindfaden niederlegt. In Folge dieſer magiſchen Operation verſchwindet das Geſicht nach und nach und hört endlich ganz auf, wenn man nicht ſo glücklich iſt, den Gegenſtand zu finden, welcher den Zauber bewirkt; iſt dieß der Fall, ſo erlangt der Bezauberte ſeine natürliche Sehkraft wieder. In Folge dieſes allgemein verbreiteten Glaubens, daß jede Krankheit die Folge eines Zaubers ſey, ſind die Tahua's oder Prieſter erſter Klaſſe die einzigen Aerzte, welche man zu Rathe ziehen darf; nur ihnen ſteht die Macht zu, den böſen Geiſt zu verjagen, obgleich dieſer ihren myſtiſchen Befehlen nicht gehorcht; aber ſie benützen die Unfehlbarkeit, welche man ihnen beilegt, dazu, Diejenigen, welche ihren Zorn auf ſich geladen haben, ihrer Rache zu opfern. Ihr gewöhnlichſtes Heilverfahren beſteht darin, daß ſie den Patienten ins Waſſer ſetzen, und ihn mit kleinen Dornzweigen hauen. Dieß kann, wie man ſieht, in manchen Fällen gut ſeyn. Auch mit chirurgiſchen Operationen geben ſich die Tahua's ab; ſie verbinden die Wunden und richten Knochenbrüche ein; ja ſie ſollen ſogar vermittelſt eines Haifiſchzahnes die Trepanation vornehmen.

Die Sprache Nukahiva's iſt ein polyneſiſcher Dialekt, der ſich mehr dem ha-uaï'ſchen als taïtiſchen nähert; übrigens iſt er bis jezt noch zu wenig erforſcht worden, als daß man eine genaue Nachweiſung über dieſen Punkt geben könnte. Sie haben die Decimalrechnung, und die Worte für die 10 erſten Kardinalzahlen ſind die nämlichen, wie auf den anderen Archipeln Polyneſiens.

Religiöſe Ueberlieferungen und Religion. Chriſtliche Miſſionäre.

Nach den Traditionen der Eingebornen waren im Jahr 1812 zwanzig Menſchenalter hingefloſſen, ſeit ein Gott, Namens Haïï, alle Inſeln des Archipels beſuchte, und Schweine und Vögel dorthin verpflanzte. Er erſchien zuerſt in der Bai von Hatantua, die auf der öſtlichen Küſte liegt, und wo er Waſſer einnahm. Der Baum, unter dem er während ſeines Aufenthaltes ruhte, wird von den Nukahiviern heilig gehalten, und erhielt von ihnen den Namen Haïï. Uebrigens können ſie nicht ſagen, ob er auf einem Schiffe oder Boote gekommen iſt, und auch nicht, wie lange er bei ihnen verweilt hat. Wahrſcheinlich iſt dieſer Haïï ein Schiffer, der vor 400 Jahren in dieſe Gegenden kam. Da man aber von keiner Reiſe weiß, welche Europäer zu dieſer Zeit in dieſem Theile des großen Oceans machten, ſo wäre es verlorne Mühe, wenn man in dem Namen, welchen ihm die Eingebornen geben, den ſeinigen ſuchen wollte. Jedoch iſt es vielleicht nicht unmöglich, die Nation zu entdecken, der er angehört. Die Eingebornen nennen das Schwein buarko oder vielmehr puarko, ein Name, den ſie wahrſcheinlich auch von dem Schiffer entlehnten, der es ihnen brachte. Suchen wir in den europäiſchen Sprachen ein denſelben entſprechendes, ſo finden wir es in dem ſpaniſchen porco, deſſen Ausſprache ſich von der der Eingebornen nicht viel unterſcheidet. Um ſo wahrſcheinlicher aber wird der Schluß, den wir daraus ziehen können, wenn wir bedenken, daß die Spanier dieſe Meere zuerſt beſchifften.

Die Bewohner dieſes intereſſanten Archipels bewahren über den Urſprung des Kokosnußbaumes eine der vorigen ähnliche Ueberlieferung. Ein Gott,

Namens Tao, brachte ihn von der Inſel Utupu nach Nukahiva. Nach ihrer Meinung liegt dieſe Inſel nebſt noch mehreren anderen weſtlich von ihrem Archipel, und zwar glauben ſie ſo feſt daran, daß ſchon manche Reiſe dahin unternommen wurde. Der Großvater Gattaneua's, ein ausgezeichneter Häuptling, zog mit vier großen Piroguen, welche reichlich mit Waſſer und Vorräthen aller Art, ſo wie mit Schweinen, Geflügel und jungen Pflanzen verſehen waren, auf die Entdeckung dieſes Landes aus. Er wurde von mehreren Familien begleitet, man erfuhr aber nie, wo er landete. Tamatipi, der Häuptling eines Stammes, welcher befürchtete, durch andere benachbarte Stämme aus ſeinem Bezirke vertrieben zu werden, ließ mehrere große doppelte Piroguen bauen, in welchen er mit ſeinen Unterthanen das Thal, das er beherrſchte, verlaſſen, und Inſeln aufſuchen wollte, die ihm mehr Ruhe verſprachen. Da aber der Frieden geſchloſſen wurde, ſo wurden die Fahrzeuge abgetakelt und unter einem zu dieſem Behufe erbauten Schoppen untergebracht, wo ſie für künftige Fälle bereit liegen.

Wilſon verſicherte Portern, er habe erfahren, daß mehr als 800 Männer, Weiber und Kinder die Ufer von Nukahiva und andere Inſeln des Archipels verlaſſen hätten, und auf andere Länder losgeſteuert ſeyen. Die Eingebornen gaben Porter'n in dieſer Hinſicht folgende Nachweiſung: 4 Canots reiſten von Nukahiva ab, und landeten auf den Robertinſeln (Hidu und Fatahu), welche nordweſtlich liegen, und woher die Eingebornen alle Jahre die Federn und den Schwanz des Tropikvogels bringen. Nur ein Canot blieb dort; die anderen ſezten ihre Reiſe fort, und überließen ſich dem Spiel der Winde. Von der ganzen Mannſchaft dieſes Canots blieben nur ein Mann und eine Frau auf dieſen Inſeln zurück, deren einzige Nahrungsquellen Kokospalmen und einige andere Bäume ſind. Sie erbauten ſich dort eine Hütte. Die andern ſchifften ſich wieder nach Nukahiva ein; man hörte aber nie wieder etwas von ihnen; der Mann ſtarb nach einiger Zeit, und die Frau kehrte mit Eingebornen, welche die Inſel beſuchten, in ihr Vaterland zurück. Wie es ſcheint, bleiben die Prieſter dieſen ſo ſeltſamen Auswanderungen und dieſer Aufſuchung eingebildeter Länder nicht fremd. Bisweilen ſind ſie mehrere Tage abweſend, und bei ihrer Rückkehr verkündigen ſie, daß ein neues an Brodfruchtbäumen, Kokospalmen und Schweinen reiches Land entdeckt worden ſey; nun folgen ihnen die Eingebornen, und richten ihre Fahrt nach dem ſo ſehr erſehnten Ufer; aber leider ſehen dieſe Abenteurer, welche ſich ſo unvorſichtig dem Meere anvertrauen, ihr ſüßes Vaterland nie wieder.

Die Religion von Nukahiva hat viel Aehnlichkeit mit der taitiſchen und ha-uaiſchen.

Die Nukahivier verehren die Gottheit des Morai (Begräbnißortes). Ueberdieß haben ſie Hausgötter, ſo wie kleine Götterbildchen, gewöhnlich aus Menſchenknochen, welche ſie um den Hals hängen. Die gemeinen Gottheiten ſind auf ihren Fächerſtielen, ihren Stelzen, ihren Stöcken und beſonders auf ihren Keulen grob ausgehauen. Dieſen aber erweist man nicht viel Ehrfurcht; man verkauft, vertauſcht und gibt ſie mit der nämlichen Gleichgültigkeit hin, wie jeden andern Gegenſtand; ſelbſt ihre koſtbareren Reliquien, die Schädel und Gebeine der Geopferten, werden nicht viel ehrfurchtsvoller behandelt. Uebrigens ſind ſie, was die Religion betrifft, noch wahre Kinder: die Moraïs ſind ihre Vergnügungsplätze, und die Götter ihr Spielzeug. Ich ſah, ſagt Porter, Gattaneua (einen

Häuptling der Inſel), ſeine Söhne und mehrere andere Rukahivier ganze Stunden lang vor einigen kleinen hölzernen Götzen, welche in kleinen für dieſen Zweck errichteten Häuſern eingeſchloſſen und mit Zeugſtücken verziert waren, daſitzen, in die Hände klatſchen und ſingen. Dieſe kleinen 10 Fuß langen und 18 Zoll hohen Häuschen waren ſo erbaut, wie es auch Kinder hätten machen können; es waren nicht weniger als je 10 bis 12 in eine Gruppe vereinigt, und ſie ſahen aus, wie ein kleines Dorf. Auf jeder Seite befanden ſich mit ihren Rudern verſehene Canots, in welchen Netze, Harpunen und andere Fiſchfangsgeräthſchaften lagen, und das Ganze war mit einer Leine umgeben, womit angedeutet wurde, daß der Ort Tabu ſey.

Die Prieſter, ſtark durch die Scheu, welche das Tabu einflößt, ſind im Beſitze einer großen Gewalt. Nach Stewart beſteht die Perſonenklaſſe, welche das Tabu mit ſeinem geheimnißvollen Einfluſſe bedeckt, aus 4 abgeſonderten Kaſten. Die erſte ſind die Atuas, die zweite die Tahua's, die dritte die Fahuna's und die vierte die Uhu's.

Das Brauſen des Sturmes, das Rauſchen der Wogen, das Liſpeln der Blätter, und das Summen der Inſekten ſind die Zeichen, wodurch gewiſſe Götter ihre Gegenwart kund geben. Die Götter bilden die Kaſte der Atua's, welche um ſo zahlreicher iſt, als ſie alle übernatürlichen Weſen in ſich begreift, welche die Einbildungskraft der Inſulaner erſonnen hat, und als ihre ſchon ſehr ausgedehnte Namenliſte durch alle Häuptlinge vermehrt wird, wenn ſie geſtorben ſind. Wenn ein Mann die Elemente beſänftigt, oder durch ſeinen Muth die Menge in Erſtaunen geſezt hat, alsdann iſt für ihn die Macht eines Atua auf Erden gewonnen, und er wird zugleich der Gegenſtand einer ehrfurchtsvollen Scheu. Er lebt ganz zurückgezogen von der Welt, beſchäftigt mit den Betrachtungen, welche der Charakter der Heiligkeit, womit er nun umgeben iſt, ihm auferlegt, und Schrecken herrſcht um ſeine Wohnung. Die Zahl dieſer menſchlichen Gottheiten iſt übrigens ſo klein, daß jede Inſel höchſtens eine beſizt.

Im Jahr 1797 hatte der Miſſionär Crook Gelegenheit, einem dieſer merkwürdigen Weſen nahe zu kommen. „Es iſt ein Mann von hohem Alter,“ ſagt er, „welcher ſeit ſeiner Jugend zu Hana-Teiteina eine große mit einem Zaune umgebene Hütte, in welcher ein Altar errichtet iſt, bewohnt. An den Balken ſeines Hauſes und an den Zweigen der nahen Bäume hangen menſchliche Skelette. Dieſe Höhle betritt kein Menſch, als ſeine Schlachtopfer, was ſehr häufig vorkommt, denn man bringt ihm mehr Opfer, als jedem anderen Gotte. Oft ſezt er ſich auf eine Plateforme gegenüber von ſeiner Hütte, und fordert da zwei oder drei Opfer. Zahlreiche Opfergaben werden ihm von allen Seiten aus zugeſandt, um ihn für Gewährung der an ihn gerichteten Bitten günſtig zu ſtimmen. Der Atua trägt bei gewiſſen Gelegenheiten, jedoch ſelten, die außerordentlichen Vorrechte, in deren Genuß er ſteht, auf ſeine Kinder über.“

Der Tahua überbringt dem Volke die Befehle der Götter oder Atua's. Er kennt alle die Zauberkünſte und alle die ſinnreichen Erfindungen, wodurch die Prieſter Chaldäa's und anderer Länder leichtglaubigen Menſchen imponirten. Mit veränderter Stimme hört man ihn Frage und Antwort vortragen, worin er ſich nach einiger Uebung leicht Gewandtheit erwirbt. Bald verſchwindet er, ſchüttelt das Gebüſch, kommt wie wüthend wieder zurückgerannt, ſeine Glieder bewegen ſich konvulſiviſch, und ſeine Augen

rollen fürchterlich; plötzlich ſteht er ſtill, ſagt, ſein Gott habe ihn durch das Dach hinaufgehoben und durch die Thüre zurückgeführt, fordert Menſchenopfer für ihn, und kündigt mitten in dieſer burlesken Pantomime den Tod ſeiner Feinde an. Die Tahua's, welche weit zahlreicher und wenigſtens ebenſo einflußreich ſind, als die Atua's, ſind gewöhnlich zu ihren Nachfolgern auserſehen; bei ihrem Tode werden ſie Götter, und gewöhnlich iſt ihre Vergötterung von Menſchenopfern begleitet. Auch iſt dieſe Ceremonie immer das Signal zu Feindſeligkeiten, wenn man keine Opfer dazu vorräthig hat. Auch die Weiber können tahua werden; indeß beſchränken die Entbehrungen, welche man ihnen auferlegt, ihre Zahl ſehr.

Das Noviziat iſt die Kaſte der Tahuna's, welche unter der Tahuakaſte ſteht. Das unterſcheidende Zeichen dieſer Stellung iſt ein Hut von Kokosblättern; derſelbe wird mit einem Zweige deſſelben Baumes, der zugleich ein Halsband bildet, unter dem Kinn feſtgebunden. Die Tahuna's ſind die Hauptgehilfen der Prieſter in den Morais; ſie leiten und verrichten die Opfer und Leichenceremonien, ſingen die Hymnen, und ſchlagen das Tamtam des Tempels; bei Ausübung dieſer Verrichtungen iſt es durchaus erforderlich, daß ſie ihren Hut und ihr Halsband tragen.

Die vierte tabuirte Kaſte iſt die der Uhu's, in die man erſt dann aufgenommen werden kann, wenn man einen Feind mit der Keule (Uhu) getödtet hat; daher kommt auch ihre Benennung. Die Uhu's ſind auch Gehilfen der Tahua's; indeß dürfen ſie nur untergeordnete Dienſte im Tempel leiſten. Jedoch dürfen ſie den Feſten der Tahana's und ſogar der Tahua's beiwohnen, ein Vorrecht, das den übrigen Inſulanern in keinem Falle zukommt.

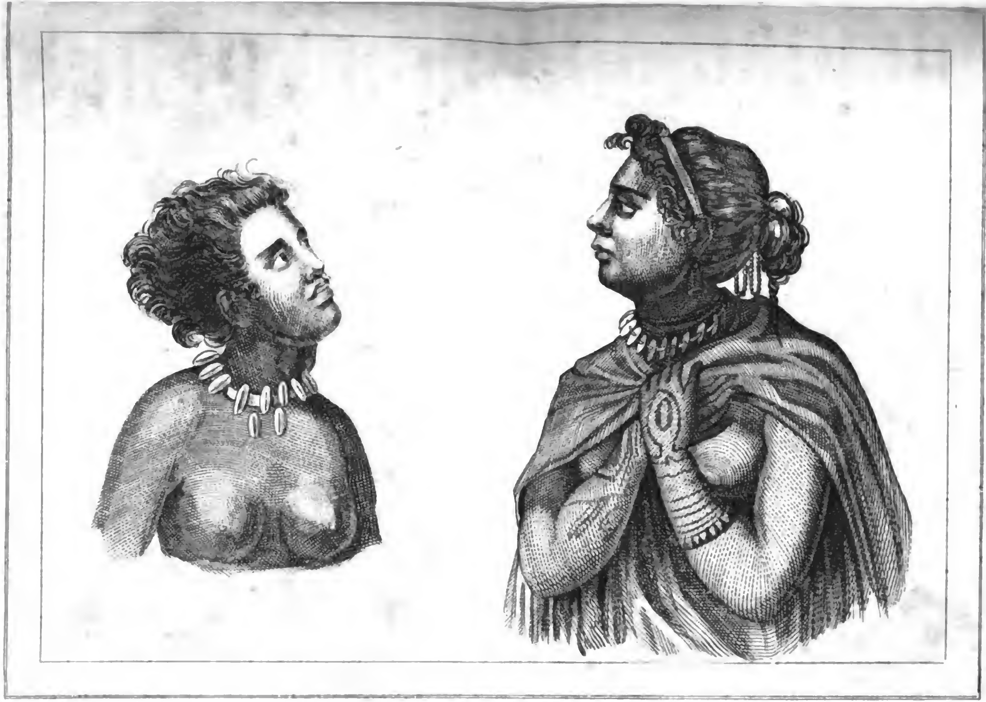
Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts verſuchte man zum Erſtenmal das Licht des Chriſtenthums auf dieſe Inſeln dringen zu laſſen. Ein Kapitän Namens Wilſon erhielt den Auftrag, Miſſionäre, welche auf den verſchiedenen Inſeln Polyneſiens ihren Beruf ausüben wollten, dahin zu bringen. Er kam im Jahr 1797 in der Bai la Madre de Dios an und ſtieg ans Land, um ſich mit einem Häuptlinge zu verſtändigen. Dort fand er Tenaï, den Enkel und Nachfolger des Henu von Cook. Tenaï zeigte die wohlwollendſten Geſinnungen, und verſprach, die Miſſionäre unter ſeinen Schutz zu nehmen. Crook, einer von ihnen, landete ſogleich; der andere aber entſchloß ſich erſt dazu, nachdem er ſich einige Tage beſonnen hatte. Dieſer arme Mann, Namens Harris, mochte vielleicht ein Vorgefühl der Scenen haben, welche mit ihm vorgehen ſollten. Tenaï, welcher eine Reiſe in das Innere machen mußte, ſchlug ſeinen Gäſten vor, ihn zu begleiten; Crook allein nahm den Vorſchlag des Häuptlings an; Harris aber, aus Furcht, die Bai und das Schiff, das ihn hergeführt hatte, aus dem Geſichte zu verlieren, zog es vor, zu Hauſe zu bleiben. Nun mußte er aber die Verrichtungen eines Feueranzünders des Königs ausüben, ein ſeltſames Vorrecht, das die Aufmerkſamkeit Kruſenſterns auf ſich zog, und worüber wir ſpäter ſprechen werden. Der Häuptling glaubte ihm ſo die Einſamkeit, in welcher er ihn zurückließ, zu erheitern; die Gattin Tenaïs aber hatte, wie gewöhnlich, dieſe Abtretung, die bei dem Miſſionär ſchon ein Gefühl des Abſcheus erregt hatte, ernſtlich aufgenommen, und da ſie die Gründe der Enthaltſamkeit, womit er ihre dringenden Aufforderungen beantwortete, nicht begreifen konnte, ſo bekam ſie Zweifel über ſein Geſchlecht, der arme Miſſionär wird Nachts von der Königin und mehreren

Frauen, die ebenſo neugierig waren als dieſe, überfallen und zum Gegenſtand einer Unterſuchung gemacht, welche ſie über ihre Zweifel aufklärte. Dieſer neuen Unterſuchung entronnen, entflieht der neue heilige Antonius an das Ufer, und ſucht das Schiff, welches ihn weit von dieſem abſcheulichen Lande wegführen ſollte, aber vergeblich. Als er mit der Kiſte, worin ſeine Habſeligkeiten waren, am Meeresufer angekommen war, konnte er ſich dem Schiffe nicht vernehmlich machen, und ward bald von einer Menge Eingeborner umgeben, welche ihm ſein leichtes Gepäck wegnahmen. Voll Verzweiflung und aus Furcht, wieder in die Hände jener Bachantinnen zu fallen, flüchtete er ſich in den Wald, wo man ihn einige Tage nachher in einem beklagenswerthen Zuſtande antraf. Dieſes traurige Ereigniß gleich nach der Landung entmuthigte jedoch ſeinen unternehmenden Mitbruder nicht. Indeß ſollte der Zuſtand von Wohlbehagen und Ruhe, in welchem er lebte, auch ſein Ende haben. Er ſah ſich bald genöthigt, dieſes Land zu verlaſſen, ungeachtet des Schutzes eines mächtigen Häuptlings, auf den er ſich ſtützte, und landete auf Nukahiva, wo er auch nicht mehr ausrichten konnte. Seitdem ſcheint man keine neue Verſuche dieſer Art gemacht zu haben.

Eine der eigenthümlichen religiöſen Gewohnheiten der Nukahivier iſt das Tabu, das ſelbſt die Häuptlinge nicht zu verletzen wagen. Aus der Scheu, ſagt Kruſenſtern, welche die Eingebornen vor dieſem Worte haben, folgt, daß ſein Urſprung für ſie von einem Gefühle herrührt, deſſen Quelle außer ihnen ſelbſt liegt. Nur die Prieſter können ein allgemeines Tabu ausſprechen; jeder Privatmann aber hat die Macht, ſein Eigenthum mit dem Tabu zu belegen, was ganz einfach mit der Ankündigung geſchieht, daß der Geiſt eines Häuptlings oder irgend einer anderen Perſon darauf ruhe, und Niemand wagt es mehr zu berühren. Der Mann, welcher ſo unvorſichtig iſt, ein Tabu zu verletzen, wird Kikino genannt, und ſie ſind es, welche in den Schlachten immer zuerſt fallen. Wenigſtens verſtändigt man ſich darüber, und die Prieſter ſcheinen dieſem grauſamen Gaukelſpiel nicht fremd zu ſeyn. Die Perſon der Häuptlinge und der Glieder ſeiner Familie ſind von Geburt Tabu. Weiß iſt die Farbe oder das Symbol des Friedens; eine weiße Fahne bezeichnet die tabuirten Orte, zu welchen, wie auf ganz Polyneſien, dem Volke der Zutritt verſagt iſt.

Die Särge werden in ein ſtarkes Stück weißen Holzes, wie ein Trog, und genau ſo groß wie der Leichnam, ausgehauen. Sie werden polirt und mit der größten Sorgfalt gearbeitet, ein Beweis von der großen Achtung der Nukahivier für die Ueberreſte ihrer Geliebten. Wenn ein Individuum ſtirbt, ſo wird ſein Leichnam in den Sarg gelegt, den man auf einen hervorragenden Hügel entweder in ein dazu beſtimmtes Haus, oder vor ein tabuirtes Haus in ein kleines Gebäude, das gerade ſo groß iſt, daß es denſelben faſſen kann, geſtellt. Die erſte Ceremonie wird hauptſächlich bei Frauen beobachtet, die zweite bei Männern; zur Bewachung und zum Schutze derſelben wird ſodann ein Wächter aufgeſtellt. Hat ſich das Fleiſch von den Knochen abgelöst, ſo werden dieſe ſorgfältig gereinigt; ein Theil davon wird als Reliquie aufbewahrt, und der andere in den Morais niedergelegt.

Digitized by Google



Frauen von Nuka-Hiva

Digitized by Google

Regierung und Geſetze.

Als die drei erſten Schiffer den Nukahiva-Archipel beſuchten, lebten die Bewohner deſſelben unter der ganz patriarchaliſchen Regierung gewiſſer Häuptlinge oder Heakikis, deren Einfluß ſogar ganz perſönlich war, obgleich ihre Würde eine erbliche war. Die einzige der ihrigen gleiche Würde war die des Tao, des Anführers der Krieger, deſſen Anſehen übrigens überall, das Schlachtfeld ausgenommen, wenig geachtet wurde. Jeder wirkte zur Vertheidigung des Bodens nach Gutdünken mit.

So war es auch noch im Jahr 1812, denn Porter, dem die Nukahivier viele Dienſte geleiſtet hatten, macht folgende Bemerkung: „Es erſcheint wunderbar, daß ein Volk ohne eine Regierungsform, ein Volk, deſſen Häuptlinge keine Gewalt haben, es nicht zur Arbeit zwingen und es nicht ſtrafen können, mit Blitzesſchnelligkeit die Werke, welche uns in Erſtaunen ſezten, unternehmen und ausführen kann.“ Weiter unten ſezt er noch bei: „aber ſie haben Patriarchen, die ſie regieren, wie ein ſanfter und wohlwollender Vater ſeine Kinder leitet.“

Sitten, Gebräuche und Kleidung.

Die Nukahivier haben, ſo wie die meiſten Bewohner Polyneſiens, durch ihren Verkehr mit den Europäern, und beſonders mit einer Menſchenklaſſe (den Matroſen), deren Sitten nichts weniger als tadellos ſind, mehr verloren, als gewonnen. Die Art, wie man ihre Gaſtfreundſchaft mißbraucht hat, benahm ihnen viel von ihrer frühern Naivetät und Dienſtfertigkeit. Nun ſind Gewaltthätigkeit und Mißbrauch der Uebermacht dort nicht mehr unbekannt, wie ſonſt.

Im Allgemeinen iſt die Ehe unter den Nukahiviern ein Verhältniß, deſſen Bande ſehr leicht ſind, und wobei man ſich beinahe zu Nichts verbindlich macht, und die Parteien haben ſogar die Freiheit, ſich wieder zu trennen, wenn ſie nach Verlauf einiger Zeit keine Kinder bekommen. Die einzige dabei gebräuchliche Ceremonie iſt ein Feſt, wobei das Gaſtmahl die Hauptſache iſt. Indeß verleihen bei den Häuptlingen die Folgen, welche aus einer Heirath entſpringen, derſelben eine große Bedeutung. Ein Ehebündniß bringt einer durch den Krieg verheerten Gegend den Frieden, und vereinigt Feinde, welche man für unverſöhnlich hielt. Als ſo der Häuptling der Taïpis und der Häuptling Keata-Nerei, ſein beſtändiger Feind, ſich entſchloſſen hatten, ihre Kinder mit einander zu verbinden, brachte ein reiches Canot die Tochter des erſtern zu ihrem Verlobten. Die ganze Meeresfläche, über welche ſie fuhr, und welche beide Thäler trennten, war eben dadurch mit dem Tabu belegt; ins Künftige wurde jede an dieſem Orte begangene Feindſeligkeit ein Verbrechen, und ewig mußte dort Friede herrſchen, denn der Geiſt der Prinzeſſin, welche nach ihrem Tode atua genannt worden war, verewigte auch jenſeits des Grabes die Macht des Tabu. Ein ähnlicher Vorfall hatte zwiſchen dem Stamme des Thales Tiao-Hea und einem andern Stamme im Innern ewigen Frieden geſtiftet.

Die Mädchen verheirathen ſich ſelten vor dem achtzehnten oder zwanzigſten Jahre. Bis dahin können ſie über ihren Leib frei verfügen; davon machen ſie auch meiſtens Gebrauch, und führen das ausſchweifendſte Leben. Sobald ſie aber eine Verbindung eingegangen haben, ſteht das Recht über

ſie zu verfügen, nur ihrem Ehegatten zu. Wir haben ſchon geſehen, wie wenig ſchwierig leztere in dieſer Hinſicht ſind. Die Frauen bleiben bis in ein ziemlich hohes Alter ſchön. Sie haben keine ſchwere Arbeit zu verrichten; nur häusliche Geſchäfte. Die Verfertigung der Kleider und die Sorge für das Haus und die Kinder liegen ihnen ob.

Die Männer gehen gewöhnlich nackt, ſelbſt die Häuptlinge nicht ausgenommen; denn ein ſchmales Stück Baumrinde, womit ſie ihre Hüften bedecken, kann man keine Kleidung nennen. Sie haben zwei Benennungen für dieſen Gürtel; der von feinerem Zeuge heißt tatu, der von gröberem tchiabu. Nicht alle Männer tragen dieſen Gürtel.

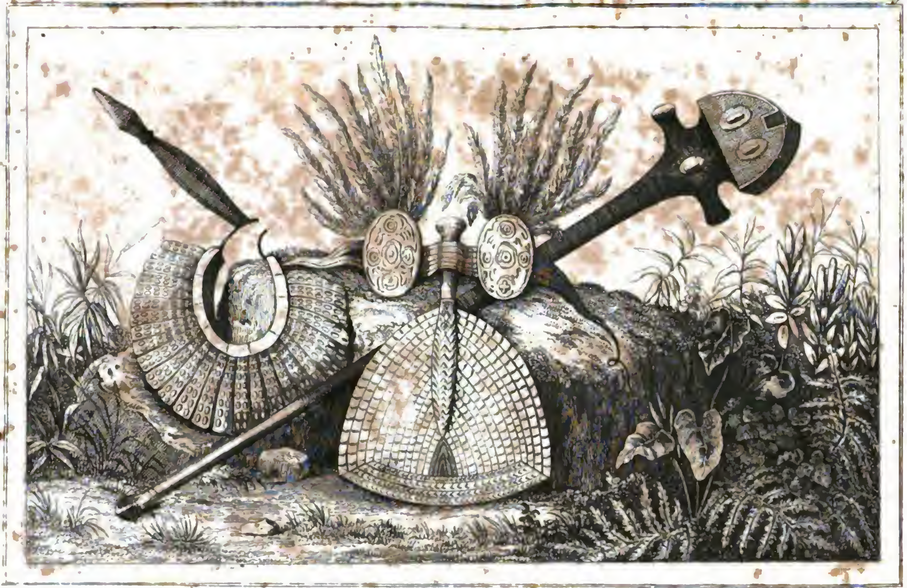
Die Frauen ſcheinen mehr Kleidungsſtücke zu haben, als die Männer, aber ſie ſind nicht mehr bekleidet. Ein Stück Zeug aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, welches ihre Lenden umgibt, und wie ein Rock bis über das Knie herabfallen ſoll, fällt ſelten ſo weit herab; ein anderes nachläſſig über die Schultern geworfenes Stück Zeug, das lang genug wäre, um bis auf die Ferſen herabzureichen, und ihren Buſen, welcher gewöhnlich Jedermanns Blicken ausgeſezt iſt, bedecken ſollte, verhüllt den Körper ſo, daß nach einem Kunſtausdruck der Maler die Drapperie nicht hindert, das Nackte zu ſehen. Wie Amphibien bringen ſie einen Theil des Tages im Waſſer zu, und ſcheinen hier ebenſo in ihrem Elemente zu ſeyn, wie wenn ſie auf einer Raſenbank lägen oder auf einem Federbette ſpielten. Ihr Kopf iſt nicht mit Zierrathen überladen; ſie überlaſſen ihr ſchönes und ſchwarzes Haar dem Spiel der Winde: nur wenn ſie im Freien ſind, dient ihnen ein breites Palmblatt als Sonnenſchirm, und ſchüzt ihr Geſicht vor der zu großen Hitze; bisweilen, und beſonders wenn ſie aus dem Waſſer gehen, verhüllen ſie ſich den Kopf mit einem Zipfel des Zeuges, von dem man glauben ſollte, daß ſie ihn zu ihrer Bedeckung hätten. Bei der Ankunft Marchands trugen ſie Halsbänder von ſchwarzen Körnern, zwiſchen welchen kleine Muſcheln ſich befanden; bald aber vertauſchten ſie dieſelben mit unſern Glasperlen, welche ſie ſehr gerne haben. Obgleich ihre Ohren, wie bei den Männern, durchbohrt ſind, ſo tragen ſie doch nur ſehr ſelten Ohrgehänge, hängen aber von europäiſchen Spielereien daran, was ſich daran hängen läßt. *)

Jedoch iſt die Kleidung der Weiber nicht in allen Bezirken gleich. Kruſenſtern ſah welche in lange Shawle aus gelbem Zeuge gehüllt; beſonders aber zeichneten ſie ſich durch eine Art Turban von weißem Zeuge aus, der mit Geſchmack um den Kopf geſchlungen war, was ihnen vortrefflich ſtand.

Sehr gewöhnlich iſt es bei ihnen, ſich den Leib mit Kokosöl zu ſalben, was ihrem Körper einen Glanz gibt, den ſie für eine große Schönheit halten; auch ſalben ſie ſich die Haare damit, wie wir es in Indien, Malaiſien, bei den Karolinern und anderen Völkern fanden.

Die Nukahivier haben Zierrathen verſchiedener Gattung; jedoch gibt es keine, welche die Großen ausſchließlich tragen dürften. Schweinszähne und rothe Beeren ſpielen die erſte Rolle bei ihrem Schmuck. Ihr Kopfſchmuck iſt ein großer Helm von ſchwarzen Hahnenfedern, oder eine Art Diadem oder Treſſe von Kokosnußſchalen mit Perlenſchleifen beſezt, oder nur einfach ein biegſamer Baumzweig, an welchen man eine Reihe Schnüre hängt. Bisweilen befeſtigen ſie in ihren Haaren große Blätter. Ihre

*) Siehe die Reiſe des Solide im Jahr 1791, von Marchand, Bd. I, p. 129.



Keule, Halsband &c.

Digitized by Google

rgehänge ſind dicke runde Muſchelſchalen, mit einer feſten ſandigen Sub-
nz angefüllt; durch ſie geht ein durchbohrter Schweinszahn, den ſie in
s Ohrläppchen ſtecken; ein kleiner Holzpflock, welcher in das Loch des
hnes geſteckt wird, verhindert, daß er herausfällt. Die meiſte Sorgfalt
er verwenden ſie auf ihren Halsſchmuck. Sie tragen nämlich eine Art
lskragen in Form eines Halbmondes, der aus weichem Holze gemacht
und auf welchen mehrere Reihen rother Beere aufgeleimt ſind. Uebri-
ns ſcheint dieſer Schmuck beinahe ausſchließlich den Prieſtern vorbehalten
ſeyn. Die andern Inſulaner haben dagegen einen ſehr ſeltſamen Hals-
muck; es iſt eine Reihe an eine Schnur von Kokosnußfaſern gebundener
hne. Auch tragen ſie einzelne Zähne, welche man im Barte anbringt,
er Kugeln von der Größe eines Apfels, die ganz mit rothen Beeren
eckt ſind. *)

Die Nukahivier ſind ſehr reinlich, Männer wie Frauen, und beſonders die
teren, welche oft ganze Tage im Waſſer zubringen; auch haben die Rei-
den auf dieſen Inſeln keine Hautkrankheiten beobachtet, die in tropiſchen
imaten ſo gewöhnlich ſind. Die fortwährende Ausdünſtung des Körpers
thigt zu fortwährenden Abwaſchungen, um die Poren der Haut freizu-
achen. Die Weiber ſchmieren den ganzen Körper und ſogar die Haare
it Kokosöl ein, um ihnen einen Glanz zu geben, auf den ſie viel halten.
ie eitelſten reiben ſich mit Papaſaft, um ihren Leib gegen den Einfluß
r Luft zu ſichern, und ſeine weiße Farbe zu erhalten. Die Wohnungen
nd ſehr reinlich. Der Kapitän Chanal, ein Gefährte Marchands,
ohnte mehreremale ihren Mahlzeiten bei, welche Männer, Weiber und
inder zweimal des Tages, um Mittag und gegen Abend, halten, und be-
erkte dabei immer viel Reinlichkeit und Ordnung. Der berühmte For-
er hatte ſchon geſagt, daß ſie reinlicher ſeyen als die Taïtier. Zwar be-
ulдigte Kapitän Cook die Bewohner von Santa-Chriſtina der Unreinlich-
it, aber er that es offenbar zu ſchnell und auf die Beobachtung zweier
hatſachen hin, wovon die eine ein einzelnes Individuum, die andere aber
ir Kinder betraf.

Man ſollte kaum glauben, welchen hohen Werth die Inſulaner auf
allfiſchzähne legen. Kein Edelſtein, wie hohen Werth er auch haben
ag, wird in Europa halb ſo hoch geſchätzt, als von ihnen ein Zahn dieſes
eethieres. Das ſchönſte und beſtgearbeitete Elfenbein halten ſie niederer; nur
e unteren Klaſſen tragen es; auch geben ſie ihm die Geſtalt dieſes
ahnes, welcher der Gegenſtand ihres Ehrgeizes iſt. **)

Ihre Fächer, welche ſie nach Art der Matten aus einer Art harten
raſes oder aus Palmblättern flechten, ſind von überraſchender Zartheit; ihre
eſtalt iſt halbzirkelförmig. Die Stiele werden aus 4 Götterfiguren ge-
ldet, welche ſich je zu zwei mit den Rücken aneinanderlehnen und über
nander geſtellt werden. Sie werden aus Sandel- oder Toaholz, aus Elfenbein
der Menſchenknochen gemacht, und mit großer Geſchicklichkeit geſchnitzt. Die
ukahivier legen großen Werth auf ihre Fächer, und ſparen keine Mühe,

*) S. Blatt 139.

**) Man kann ſich aus folgender Berechnung Porters leicht einen Begriff von ihrem Werthe machen: „Ein Schiff von 300 Tonnen,“ ſagt er, „könnte für 10 Walfiſchzähne auf Nukahiva ſeine ganze Ladung in Sandelholz einnehmen, wobei die Eingebornen noch das Holz in den entfernteſten Gegenden hauen und bis zum Einſchiffungsplatz ſchleppen würden: was ſich in China mit 5 Mill. Franken verwerthen würde.“

um ſie rein zu erhalten, indem ſie dieſelben von Zeit zu Zeit mit Kalk oder irgend einer ähnlichen Subſtanz bleichen.

Marchand bemerkte, daß die Bewohner von Nukahiva ſich der Stelzen bedienen; er erklärt ſich dieſen Gebrauch aus den Ueberſchwemmungen, denen dieſe Inſeln in der Regenzeit ausgeſezt ſind; und dieß iſt um ſo eher anzunehmen, als ſehr viele Wohnungen in den niedrigen Theilen auf ſehr hohen Plateformen erbaut ſind. Porter ſpricht von dieſem Werkzeuge, ohne eine nähere Nachweiſung über ſeinen Gebrauch zu geben, und Kruſenſtern erwähnt deſſelben gar nicht. Der Tritt an dieſen Stelzen iſt beinahe immer ſorgfältig ausgeſchnizt. Seine Höhe wechſelt je nach den Stellen, welche man damit überſchreiten muß. Die Eingebornen bedienten ſich ihrer mit vieler Gewandtheit.

Tättowirung. — Haarkultur.

Die Tättowirung wird mit einem Werkzeuge vollzogen, das die Geſtalt eines einfachen Kammes hat. Soll ſie ausgeführt werden, ſo taucht man die Spitze der Zähne in eine Miſchung von Waſſer und Kokosnußkohlenpulver, und ſchlägt ſie mit einem Stück Holz, das als Hammer dient, in das Fleiſch hinein. Dieſe Operation muß, wie man ſieht, äußerſt ſchmerzhaft ſeyn; aber ſo mächtig iſt die Herrſchaft der Mode, daß Diejenigen, welche ſich dieſer Operation unterwerfen, ſich auf den Boden feſtbinden laſſen, damit die Qualen, welche ſie erdulden, den Operateur nicht unterbrechen.

Mit der Tättowirung beginnt man bei den Männern, ſobald ſie im Stande ſind, den Schmerz zu ertragen, was gewöhnlich im achtzehnten oder zwanzigſten Jahre der Fall iſt; die Operation wird aber vor 15 Jahren nicht vollendet.

Bei den Frauen fängt man im nämlichen Alter an; aber die Operation dauert nicht ſo lange, weil der ſo beliebte Schmuck nur auf den Armen, Händen und Beinen, den Ohrläppchen und Lippen angebracht wird; übrigens wird ſie hier mit außerordentlicher Sorgfalt und Zartheit ausgeführt.

Jeder Stamm iſt auf verſchiedene Weiſe tättowirt, und jede Linie hat ihre beſtimmte Richtung, welche bei Feſten Dem, der ſie trägt, gewiſſe Vorrechte verleiht.

Die Häuptlinge und die Glieder ihrer Familien, und die Oberprieſter ſind die Einzigen, welche ſich den Körper vom Kopfe bis zu den Füßen tättowiren; ſelbſt auf dem Geſichte, den Augen und dem Theile des Kopfes, von dem die Haare weggeſchoren ſind, bringt der geſchickteſte Tättowirer Zierrathen an. Auch die Krieger ſind ganz damit bedeckt. Da aber die Individuen aus niedrigeren Klaſſen nur wenig, manche auch gar nicht tättowirt ſind, ſo glauben wir, daß die Tättowirung ein Vorrecht der höheren Klaſſen auf den meiſten polyneſiſchen Inſeln iſt, und aus Hieroglyphen beſteht, welche nur für die Häuptlings- und Prieſterkaſten verſtändlich ſind.

Obgleich die Tättowirung keine bedenklicheren Folgen nach ſich zieht, ſo wird doch der Patient erſt mehrere Wochen nach der Operation wieder hergeſtellt.

Die Nukahivier ſcheeren ſich den Kopf; ihre Barbiere bedienen ſich dazu eines Haifiſchzahnes, einer Muſchel, öfter aber eines Stückes von

Ein Nukahiwier tätowirt eine Frau.

Digitized by Google

einem Eiſenringe, der ſo ſcharf iſt, daß die Operation beinahe ohne Schmerzen ausgeführt werden kann. Manchmal brennt man auch die Haare mit einem Feuerbrand weg. Der Bart der jungen Leute und das Haar, das ſich unter den Achſelhöhlen befindet, wird bei Perſonen beiderlei Geſchlechts mit Muſchelſchalen abgenommen, und die Frauen achten an gewiſſen Theilen des Körpers, welche die Natur abſichtlich verhüllt hat, ihr Werk keineswegs. Bei einigen Gelegenheiten bedecken ſich die Frauen die Haare; bei andern laſſen ſie dieſelben herabfallen oder ſchneiden ſie ſehr kurz, oder bisweilen ganz ab; den Grund davon konnte aber keiner der Reiſenden, welche Nukahiva beſucht haben, erfahren. Ihr Haarputz wird auf ſehr verſchiedene Weiſe geordnet; am gewöhnlichſten aber iſt es, daß man die Haare in zwei Theile ſcheidet, und ſie zu beiden Seiten vom Kopfe herabfallen läßt, wo ſie mit einem Streifen weißen Zeuges feſtgehalten werden; dieß Alles geſchieht mit einer Sorgfalt und Eleganz, der es gleich zu thun unſern Haarkünſtlern ſehr ſchwer ſeyn würde.

Der Kapitän Chanal und der Wundarzt Roblet, Reiſegefährten Marchands, ſprechen von einem bei allen männlichen Bewohnern dieſer Inſel ſtändigen Gebrauche, von dem die ſpaniſchen und engliſchen Reiſenden Nichts erwähnen, und der, wie man weiß, auch bei den Stämmen Neuſeelands zu Hauſe iſt, nämlich das Ende eines gewiſſen Theiles ihres Körpers mit einer Binde zu umwickeln, was beweiſen ſoll, daß ſie nicht beſchnitten ſind. Hat dieſe Binde nicht den Zweck, den empfindlichſten Theil des Körpers gegen die Stiche der Inſekten zu ſchützen, und ihn durch die angebrachte Umhüllung gegen jede Verletzung zu ſichern, ſo könnte man, da es bekannt iſt, wie wollüſtig ſie ſind, glauben, dieſer Gebrauch ſey nur eine Erfindung raffinirter Wolluſt, die keinen andern Zweck habe, als an dem immer bedeckten Theile fortwährend die größte Reizbarkeit zu erhalten.

Kriegswesen.

Der nukahiviſche Krieger, wie ihn uns Porter abgebildet hat, hat etwas Phantaſtiſches und Auffallendes in ſeinem Aufzuge. Sein Körper iſt mit zahlloſen Tättowirungen von wahrhaft bewunderungswürdiger Eleganz bedeckt. Er ſchmückt ſich mit einer Menge Federn von Hähnen und Kriegsmännern (eine Art Vogel), mit langen Federn aus dem Schwanze des Tropikvogels, ſo wie mit großen, runden oder ovalen Ohrgehängen von Wallfiſchzähnen, Elfenbein oder einer Art leichten Holzes, welches mit Kalk weiß gefärbt wird. Dicke Haarbüſchel hangen an ſeinem Gürtel, ſeinen Knöcheln und Lenden. Um die Schultern iſt mit ſeltener Zierlichkeit ein Mantel von Papiermaulbeerbaumrinde geworfen, der oft roth, gewöhnlich aber weiß iſt. An ſeinem Hals hängen Wallfiſchzähne, ſehr ſchön polirte Muſcheln, und ein Stück ſehr ſtarken Papiermaulbeerbaumzeuges, deſſen eines Ende, wie ein Schurz, herabfällt, und ſich um ſeine Lenden windet. Auf der Schulter trägt er eine 12 Fuß lange Lanze, oder eine reich geſchnizte Keule. *)

Die Kriegführung der Nukahivier beſteht bloß in beſtändigen Scharmützeln. Die kriegführenden Parteien ſtellen ſich auf dem Abhange von

*) S. Blatt 152.

zwei entgegenſtehenden Hügeln auf, und laſſen in der Mitte einen Kampfplatz von einiger Ausdehnung. Ein oder zwei koſtbar aufgepuzte, mit Muſcheln, Haarbüſcheln, Ohrgehängen u. ſ. w. geſchmückte Krieger rücken unter einem Hagel von Lanzen und Steinen tanzend gegen das feindliche Heer vor und fordern ihre Gegner zum Kampfe heraus. Sogleich werden ſie von einer Abtheilung feindlicher Krieger verfolgt, und wenn ſie auf ihrem Rückzuge von einem Steine getroffen fallen, tödtet man ſie vollends mit Lanzenſtößen und Keulenſchlägen, und trägt ſie ſodann im Triumphe weg.

Die Nukahivier haben zwei Arten von Lanzen, welche mit vieler Sorgfalt gearbeitet ſind, und niemals von ihnen abgegeben werden: die eine iſt ungefähr 14 Fuß lang, und wird aus einem harten, ſchwarzen Holze, Toa genannt, gemacht, welches eine ſehr ſchöne Politur annimmt; die andern, welche aus der Ferne geworfen werden (die Inſulaner ſind ſehr gewandt damit), iſt viel kleiner und von leichterm Holze. Auf eine gewiſſe Entfernung von der Spitze werden drei runde Löcher hineingebohrt, damit ſie um ſo leichter in der Wunde durch ihr eigenes Gewicht abbrechen, und es um ſo ſchwerer ſey, ſie herauszuziehen. Die Schleudern, welche aus den Faſern grüner Kokosnüſſe geflochten werden, ſind oval, gut polirt und wiegen ein halbes Pfund. Sie werden in einem am Gürtel hangenden Netze getragen. Da ſie die Nukahivier mit Schnelligkeit und Geſchicklichkeit weithin werfen, ſo iſt ihre Wirkung ſo mörderiſch, als unſer Infanteriefeuer. Davon kann man ſich leicht überzeugen, wenn man die vielen Individuen ſieht, welche mit Narben bedeckt oder deren Arme oder Beine gebrochen ſind, ob ſie gleich dieſen Wurfwaffen mit großer Gewandtheit auszuweichen wiſſen. *)

Jeder Stamm hat ein oder mehrere befeſtigte Dörfer, eine Art Citadellen, welche auf den unzugänglichſten Bergen, beinahe wie die Pahs der Neuſeeländer, oder auch in einer Ebene am Eingange der bedeutendſten Engpäſſe gebaut werden. Die Befeſtigungen bilden große 40 Schuh lange Baumſtämme, welche auf ein Ende geſtellt, und durch andere Holzſtücke, die man feſt damit verbindet, feſt gehalten werden. Das Ganze bildet eine Bruſtwehr oft von beträchtlicher Ausdehnung, welche bisweilen unüberſteiglich iſt, und nur durch europäiſche Artillerie zerſtört werden könnte. Hinter dieſer Mauer erhebt ſich ein Gerüſte, auf welches man eine Plateforme ſtellt, die die Krieger auf Leitern beſteigen, und von wo aus ſie eine Menge Lanzen und Steine auf ihre Feinde werfen.

Induſtrie.

Die Nukahivier ſind ſehr gewerbſam, und da ſie wenige Bedürfniſſe haben, ſo kennen ſie im Grunde alle Mittel, ſie zu befriedigen. Ihre gewöhnlichen Beſchäftigungen ſind der Ackerbau, der Fiſchfang, die Erbauung von Canots und Wohnungen, und die Verfertigung von Zeugen zu Kleidern. Sie haben verſchiedene Handwerke; keines aber iſt auf den Grad von Vollkommenheit gebracht, auf welchem die Tättowirung und die Fabrikation von Ohrgehängen ſteht, Gewerbe, auf welche ſich beſondere Männer

*) Die Keulen ſind ungefähr 5 Fuß lang und aus Caſuarinaholz gemacht; ſie ſind ſehr ſchön polirt und ſehr ſchwer, denn ſie wiegen nicht weniger als 10 Pfund. An dem einen Ende befindet ſich ein ausgeſchnizter Menſchenkopf.

Ganz tatuirte Krieger.

Digitized by Google

legen, die ſie mit größter Sorgfalt vervollkommnen. Ebenſo verhält es ſich mit den Barbieren. Was die Heilkunde betrifft, ſo befindet ſich dieſe Wiſſenſchaft, wie wir ſahen, in den Händen jener Klaſſe von Prieſtern, welche Tahuna's heißen. Die Gegenſtände zum gewöhnlichen Gebrauche, welche man in allen Hütten antrifft, ſind Matten von vorzüglicher Arbeit, Kürbisflaſchen, Körbe, Kavaſchalen von Kokosnuß; Kinderwiegen, welche aus einem mit vieler Sorgfalt ausgehöhlten Baumſtamme beſtehen; einige kleine Kiſten, ebenfalls aus ausgehöhlten Holzſtücken mit Deckeln; hölzerne Mulden aus Brettern, welche ſo geſtellt ſind, daß die Ratten nicht dazu kommen können. Die Calebaſſen und Geſchirre aus Kokosſchalen ſind gewöhnlich mit Bein, das von den Armen oder Fingern ihrer Feinde genommen wird, verziert.

Das einzige Ackerbauwerkzeug, deſſen ſie ſich bedienen, iſt ein ſpitziger Pfahl, womit ſie den Boden umgraben.

Ein runder Holzblock und ein Schlägel iſt Alles, was ſie zur Verfertigung der Zeuge brauchen, womit ſie ſich bekleiden, und die nur in geſchlagener Baumrinde beſtehen. Dieſe beiden Werkzeuge werden aus dem nämlichen Holze gemacht wie die Keulen. Der Schlägel iſt ungefähr achtzehn Zoll lang; der Handgriff iſt rund, das übrige iſt viereckig und der ganzen Länge nach zierlich ausgekehlt. Wird der Zeug bereitet, ſo klopft man ihn auf dem Holzblocke, und mit der andern Hand erhält man ihn feucht und dehnt ihn leicht aus. Dieſes Geſchäft verſehen gewöhnlich alte Weiber, welche in Einem Tage gewöhnlich drei Cahu's oder Ueberkleider verfertigen können. Dieſe Art von Zeug iſt ſehr reinlich und regelmäßig, ſo ſtark als baumwollenes oder leinenes Tuch; aber nur kann es das Bleichen noch nicht ertragen; dazu bereitet man es vor, daß man es eine Woche trägt, worauf es gebleicht und von Neuem geklopft wird, damit es Glanz und Feſtigkeit erhalte. So kann ſich eine Frau bei mäßiger Anſtrengung in Einem Tage Kleider auf ſechs Wochen machen. Iſt das Kleidungsſtück beſchädigt worden, ſo braucht man nur die Ränder des Riſſes zuſammenzubringen und darauf zu klopfen, daß ſie vereinigt werden. Dieſes ſo bequeme Verfahren, die Verwüſtungen der Zeit oder die Folgen der Nachläſſigkeit wieder auszubeſſern, hat ihnen die Nadel, welche ihnen übrigens auch unbekannt iſt, ſelbſt bei der Verfertigung von Kleidungsſtücken entbehrlich gemacht, die gewöhnlich aus vier viereckigen Stücken zuſammengeſezt ſind.

Fiſchfang, Piroguen und Canots.

Die Nukahivier beobachten ein Verfahren beim Fiſchfang, das ihnen eigenthümlich iſt. Sie ſchneiden die Wurzel einer Pflanze, welche auf den Felſen wächst, in Stücke, und dieſe ſtreut ſogleich ein Taucher auf dem Meeresgrunde aus. Sie hat die Wirkung auf die Fiſche, daß dieſe in kurzer Zeit halb todt auf der Oberfläche des Waſſers erſcheinen und leicht gefangen werden können. Ein ähnliches Verfahren beobachtet man auch auf Taiti.

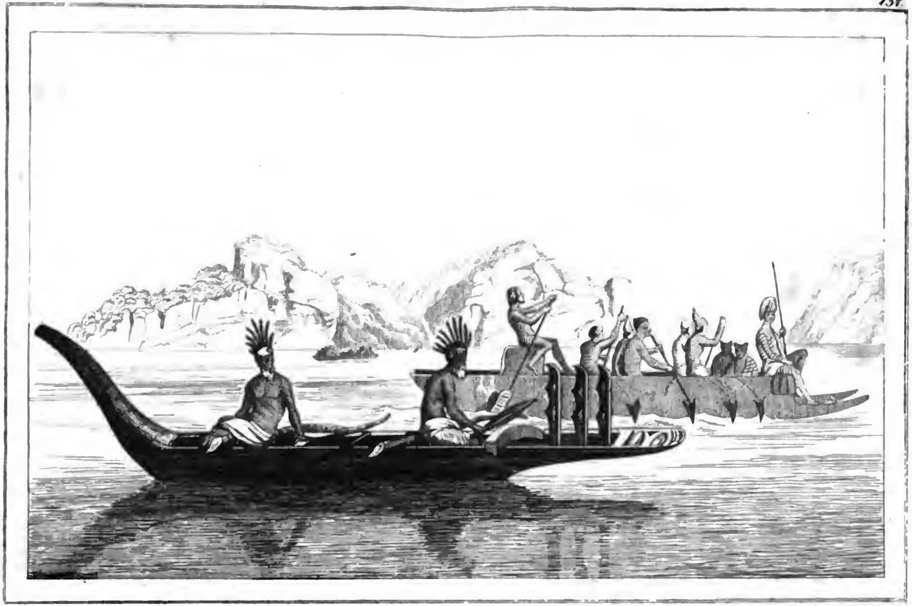
Jedoch haben ſie auch Netze, deren ſie ſich aber, wie es ſcheint, ſelten bedienen.

Drittens fangen ſie Fiſche auch mit der Angel, welche aus Perlmutter ſehr künſtlich gearbeitet iſt. Die Leine und alle Seile, die ſie bei ihren Piroguen brauchen, werden aus der Rinde des Fau gemacht. Auch

verfertigen ſie eine Art gut geflochtenes und ſehr ſtarkes Seil aus den Faſern der grünen Kokosnuß. Uebrigens iſt der Fiſchfang eine Beſchäftigung, die Jeder verachtet, der ein zu ſeinem Unterhalte ausreichendes Stück Land beſizt, ſo daß nur die Aermſten ſich auf denſelben legen.

Die Canots ſind gewöhnlich vierzig Fuß lang, dreizehn Zoll breit und achtzehn Zoll tief. Sie werden aus Brodbaumholz, welches in Bretter geſchnitten wird, die man durch Faſern von grünen Kokosnüſſen an einander befeſtigt, erbaut. Die Fugen werden innen und außen mit Bambusſchienen bedeckt, die am Ende eines jeden Brettes befeſtigt und mit Werg, das man aus grünen Kokosnüſſen macht, umwunden werden; deſſen ungeachtet faſſen ſie ſo viel Waſſer, daß beſtändig zwei Perſonen mit dem Ausſchöpfen deſſelben beſchäftigt ſeyn müſſen. Der Kiel iſt aus einem einzigen Stücke Holz gemacht, das von einem Ende des Canots bis zum andern reicht, ſeine Geſtalt bekommt und es in fortwährender Spannung erhält. Drei Brettſtücke theilen das Canot in vier Theile und erhalten es in der Geſtalt, welche man ihm gegeben hat. Damit es nicht umſchlage, was bei ſeiner geringen Breite leicht geſchehen könnte, bringt man quer über hinten, in der Mitte und vornen drei durch zwei andere verbundene Stücke Holz an, welche ſo eine Art Rahmen bilden, der in zwei Theile getheilt iſt und als Balancirer dient. Das platte Vordertheil des Canots iſt mit dem grob ausgeſchnizten Kopfe irgend eines Thiers verziert. Bisweilen verbindet man damit ein kleines von einer auf dieſelbe Art ausgehauenen Menſchenfigur getragenes Brett. Das Hintertheil bildet einen acht Fuß weit vorwärts reichenden Vorſprung. Die Pagaien ſind ſehr künſtlich aus ſchwarzem und hartem Holze, das ſehr ſchön polirt wird, gearbeitet. Der Stiel derſelben iſt kurz und der platte Theil oval und am untern Theile, welcher in einen Falkenſchnabel ausläuft, breiter. Dieſe Fahrzeuge ſind nie mit Segeln verſehen.

Die Kriegscanots unterſcheiden ſich wenig von den eben beſchriebenen, ausgenommen, was ihre Größe betrifft; auch ſind ſie reich verziert. Sie ſind ungefähr fünfzig Fuß lang, zwei Fuß breit und verhältnißmäßig tief. Jedes dazu gehörige Stück, ſelbſt die Pagaien nicht ausgenommen, hat ſeinen Eigenthümer. Einem gehört das lange Stück, das vom Hintertheile aus hervorragt, einem Andern das Vordertheil, und wenn ein Canot aus einander gelegt iſt, ſo ſind ſeine Beſtandtheile in einem ganzen Bezirke zerſtreut und befinden ſich bisweilen in den Händen von zwanzig Familien. Jedes kann über das ihm gehörige Stück nach Gutdünken verfügen, und ſoll es zuſammengeſezt werden, ſo bringt er es ſammt Allem herbei, was man zu ſeiner Befeſtigung braucht. Und doch geht alles Dieß mit der nämlichen Ordnung und Regelmäßigkeit vor ſich, welche die Eingebornen bei allen ihren Arbeiten beobachten. Uebrigens gehören die Kriegscanots nur reichen Familien, und man bedient ſich ihrer nur bei Kriegszügen, bei Feierlichkeiten oder wenn ein Häuptling einem andern einen Beſuch abſtattet. In dieſem Falle ſchmückt man ſie reichlich mit Menſchenhaarbüſcheln, worunter man andere Büſchel von grauen Barthaaren miſcht. Sie legen einen großen Werth darauf, und die lezteren beſonders werden von ihnen ſo hoch geſchäzt als bei uns die reichſten Federn. Der Patron des Canots ſizt, mit Federn geſchmückt, auf einem mit Palmblättern und weißen Zeugen verzierten Sitze. Der Häuptling hat ſeinen Plaz auf einer Erhöhung mitten im Canot, und ein anderes phantaſtiſch gekleidetes Individuum,



Pirogen der Insel Nuka-hiwa

Digitized by Google

das verſchiedene Zierrathen von Perlmuſcheln, die an Kokosnußzweigen hängen, trägt, hält ſich im Vordertheile auf. Die Ruderer ſitzen zu zwei und zwei, und verſehen ihr Geſchäft mit vieler Regelmäßigkeit; von Zeit zu Zeit ſtoßen ſie ein Geſchrei aus, um einander zu ermuthigen und ihren Bewegungen Einheit zu geben. Eine Flotte dieſer Kriegscanots mit ihren Ruderern, die ſich mit ihrem durchdringenden Geſchrei ermuntern, hat etwas Glänzendes, Regelmäßiges und Etwas von militäriſchem Prunke. *)

Die Canots zum Fiſchfang ſind noch größer als die Kriegscanots, indem ſie oft ſechs Fuß breit und eben ſo tief ſind. Die Pagaien haben die Geſtalt unſerer Ruder und werden auf dieſelbe Weiſe, nur ſenkrecht, gehandhabt.

Auch haben ſie kleinere Canots, die oft nichts Anderes ſind, als die ausgehöhlten Kiele großer Canots, von denen die Einfaſſung hinweggenommen iſt; man gebraucht ſie zum Fiſchfang in der Nähe der Häfen. Die Canots, welche man zur Ueberfahrt von einer Inſel auf die andere gebraucht, ſind den größeren Fiſchercanots ähnlich, aber zu zwei an einander befeſtigt, wie ihr Name: doppelte Canots anzeigt; wie es ſcheint, dauern ſie lange auf dem Meere aus. Sie ſind mit einem Mattenſegel verſehen, welches dem, das unſere Seeleute das dreieckige Bramſegel nennen, ähnlich iſt; aber es iſt in umgekehrter Stellung angebracht, denn die Großſeite iſt unten. Weht kein Wind, ſo gebrauchen ſie die Räder. Die Fahrzeuge, auf welchen man auf die Entdeckung neuer Länder ausgeht, ſind noch feſter gebaut, jedoch auf ebendieſelbe Weiſe zugerichtet.

Was wir bisher geſagt haben, geht nur die vorzüglicheren Fahrzeuge an, die auf Nukahiva ebenſo zahlreich als mannigfaltig ſind.

Wohnungen.

Ihre Häuſer ſind lang und ſchmal, aus Bambus und Stämmen des Faubaumes erbaut, die mit Kokosblättern und Farnkraut durchflochten werden. Die hintere Mauer iſt höher als die vordere, ſo daß das Dach nur auf einer Seite herabgeht; es iſt einen halben Schuh dick und wird aus trockenen Brodbaumblättern gemacht. Das Innere des Hauſes iſt durch einen auf dem Boden der ganzen Länge nach hinlaufenden Balken abgetheilt; der vordere Theil iſt gepflaſtert; der hintere iſt mit Matten bedeckt, welche der Familie und den Dienſtboten ohne Unterſchied des Geſchlechts zum Lager dienen. In einer kleinen an einem Ende angebrachten Abtheilung werden die koſtbarſten Möbel verſchloſſen. Ihre Calebaſſen, Beile, Waffen, Trommeln u. ſ. w. hangen an den Mauern und Dächern. Um die Federn und andere Gegenſtände, auf welche ſie Werth legen, vor der Gefräßigkeit der Ratten zu ſichern, legt man ſie in Körbe, die ſo geflochten ſind, daß das Ungeziefer ſie nicht durchbeißen kann. Die ungefähr drei Fuß hohe Thüre befindet ſich in der Mitte des Gebäudes: die Familien ſitzen gewöhnlich im Kreiſe um ſie herum.

In einer Entfernung von 20 bis 25 Toiſen von dieſem Hauſe befindet ſich ein anderes, deſſen Inneres ebenſo abgetheilt iſt; nur iſt es anderthalb bis zwei Fuß über dem Boden erhoben. Einige Fuß von dieſem Gebäude erhebt ſich eine aus großen Steinen errichtete Plateform von

*) S. Blatt 151.

zehn bis zwölf Fuß, die eben ſo lang als dieſes iſt; ſie dient als Speiſeſaal. Indeß haben ſie nur die Häuptlinge, ihre Verwandte, die Prieſter und einige ausgezeichnete Krieger; denn ſie ſezt einen gewiſſen Reichthum voraus, indem der Eigenthümer immer eine große Anzahl von Gäſten haben muß. Dieſe bilden eine beſondere Geſellſchaft, die er ſelbſt in den Zeiten der größten Hungersnoth ernähren muß. Die Glieder dieſes Klubbs erkennen einander an gewiſſen tättowirten Zeichen. Die Weiber wohnen dieſen Geſellſchaftsmahlen nie an; ſogar das Haus, wo das Gaſtmahl Statt findet, iſt immer tabu für ſie.

Zehn bis fünfzehn Schritte von den Wohnungen ſieht man immer eines oder mehrere mit Steinen ausgemauerte und mit Zweigen oder Blättern bedeckte Löcher, worin die Vorräthe aufbewahrt werden. Darunter gehört eine Art Pudding oder Teig aus Brodfrüchten und Tarowurzeln; es hält ſich in jenen Löchern mehrere Monate. Die Küche der Nukahivier iſt ſehr einfach. Außer dem Schweinefleiſch, das ſie wie die Taitier lieben, nähren ſie ſich hauptſächlich von einem aus Brodfrüchten und Tarowurzeln bereiteten Teige, der ſich in den eben beſprochenen Kellern mehrere Monate lang hält, und der nach Porter wie eine ſtark gezuckerte Apfeltorte ſchmeckt. Auch eſſen ſie Ignamen, Taro, Bananen und Zuckerrohr, und überhaupt nehmen ſie mehr vegetabiliſche als animaliſche Nahrung zu ſich. Ihre Speiſen werden auf Bananenblättern gekocht, die ihnen auch als Platten dienen. Die Fiſche eſſen ſie gewöhnlich roh und nur in Salzwaſſer eingetaucht. Die Weiber dürfen mit den Männern eſſen, aber nur in ihren Häuſern. Das Schweinefleiſch iſt ihnen zwar nicht verboten, aber man gibt ihnen nur ſelten welches.

Das gewöhnliche Getränke der Nukahivier iſt Kokosmilch. Die Einwohner von Santa-Chriſtina trinken Meerwaſſer, ohne eine Beſchwerde davon zu empfinden. Der Kapitän Manhand ließ ihnen Wein geben, der ihnen jedoch nicht ſo zu behagen ſchien als der Branntwein, den man ihnen anbot. Kruſenſtern bemerkt, daß ſie das Kava ſehr mäßig trinken. Porter hat jedoch dieſe Bemerkung nicht beſtätigt.

Muſik, Geſänge, Tänze.

Kruſenſtern, der ein ungünſtiges Vorurtheil gegen die Nukahivier hatte, ſuchte eine Analogie zwiſchen ihrer Muſik und ihrem Charakter zu finden. Wie es ſcheint, iſt ſie aber von der Muſik der anderen Polyneſier nicht verſchieden. Ihre Trommeln ſind ungeheuer groß und haben einen hohlen und dumpfen Ton. Wollen ſie den Takt ſchlagen, ſo ſtützen ſie den linken Arm gegen den Körper und ſchlagen mit der rechten hohlen Hand auf die linke hohle, was einen ſchallenden Ton gibt, der ihnen ausnehmend gefällt.

Ihr Tanz beſteht in einem Hüpfen auf derſelben Stelle, wobei ſie von Zeit zu Zeit die Hände in die Höhe heben und die Finger ſchnell bewegen. Ihre Geſänge ſind weiter Nichts als ein Geheul.

Geſchichte.

Einige im Gedächtniß dieſer Inſulaner Jahrhunderte durch aufbewahrte Traditionen ſind die einzigen Urkunden, welche wir über ihren Urſprung haben. Oataïa, ihr gemeinſchaftlicher Vater, und Oranova, ſeine Frau,

kamen, ſagen ſie, von einer Inſel, Namens Vavao, welche in einiger Entfernung unter Nukahiva liegt. Sie brachten verſchiedene Pflanzenarten mit ſich, von welchen ihre vierzig Kinder, eines (Po oder die Nacht) ausgenommen, ihre Namen erhielten. Dieſe Erzählung ſcheint uns nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn. Wirklich heißt die größte der Tongainſeln Vavao und liegt unter Nukahiva, wenn man den Parallelkreis betrachtet, der durch dieſe leztere geht, denn ihre Richtung iſt West-Süd-West. Auch ſind ihre Produkte von den Erzeugniſſen unſers Archipels nicht viel verſchieden.

Im Jahr 1567 ſandte der Vicekönig von Peru Don Alvaro de Mendoza und Don Alvara Mendana de Neyra auf eine Entdeckungsreiſe im ſtillen Ocean aus. Nach dreimonatlicher Fahrt entdeckte man mehrere große Inſeln, welche Salomoninſeln genannt wurden, in der Meinung, hier ſey das Ophir Salomons und hier gebe es Gold im Ueberfluß. Nach ſeiner Rückkehr richtete Mendana mehrere Denkſchriften über dieſen Gegenſtand an den ſpaniſchen Hof. Dieſer, die ganze Wichtigkeit dieſer neuen Länder anerkennend, befahl im Jahr 1594 dem Don Garcia de Mendoza, Statthalter von Peru, die Galione St. Hieronymus und drei andere Schiffe ausrüſten und hinreichend verproviantiren zu laſſen; auf dieſen Schiffen wurden ſodann zugleich alle unnützen Männer und Weiber von Peru eingeſchifft, die den Kern einer Kolonie bilden ſollten. Das Kommando über dieſe Flottille wurde Mendana anvertraut. Ungefähr tauſend Meilen weſtlich von Lima, unter dem 10° ſüdlicher Breite, entdeckte man eine Inſel, deren Bewohner, nachdem ſie die Spanier ſehr übel empfangen hatten, doch ihre Landung zu wünſchen ſchienen. Nachdem ſie weiter gefahren waren, entdeckten ſie drei andere Inſeln, die man San-Pedro, Santa-Magdalena und Santa-Dominica nannte. Die leztere war größer als die erſteren; ein klarer und tiefer, eine Meile breiter Kanal trennte ſie von einer vierten, welche man Santa-Chriſtina nannte. So wurde der Nukahiva-Archipel entdeckt. Jedoch bilden dieſe fünf Inſeln nur den ſüdlichen Theil. Mendana gab ihnen den Collektivnamen Marqueſas de Mendoza, zu Ehren der Gemahlin des Vicekönigs. Da ihm die hohl gehende See nicht geſtattet hatte, auf Dominique zu landen, wie er gewünſcht hatte, ſo ſandte er am folgenden Morgen, dem Feiertage des heiligen Jakobs (25. Juli), einen Offizier mit zwanzig Soldaten ab, um einen Hafen und einen Ort, wo man Waſſer holen könnte, zu ſuchen. Dieſer landete auf der weſtlichen Küſte in einem ſchönen Hafen, den man Puerto de la Madre de Dios (Mutter-Gottes-Hafen) nannte und der nun Tao-Uti heißt. Sie landeten unter Trommelſchlag, und das freundſchaftliche Verhältniß, welches ſich bald zwiſchen beiden Theilen entſpann, wäre wahrſcheinlich nie geſtört worden, wenn man nicht einige allzu freche Diebe mit Flintenſchüſſen hätte beſtrafen müſſen. Dieſer Vorfall war übrigens vergeſſen und am 28. ſtieg der Kommandant mit ſeiner Gattin aus Land. Er ließ dort eine Meſſe leſen, welche die Eingebornen auf den Knieen, friedlich und in tiefer Stille anhörten. Aber kaum war Mendana auf ſein Schiff zurückgekehrt, als die ſchlechte Aufführung der Spanier Streitigkeiten veranlaßte, welche ſich mit einem Gefechte endigten, worin ſich die ganze Ohnmacht ihrer Gegner kund gab. Hierauf wurde aufs Neue Frieden geſchloſſen, und man verließ ſie als die beſten Freunde. Den 5. Auguſt gingen die Schiffe unter Segel und ſteuerten immer gegen Weſten, um die Inſeln aufzuſuchen, wohin ihre Fahrt gerichtet war.

Der Nukahiva-Archipel ſchien gänzlich vergeſſen zu ſeyn, als Cook auf ſeiner zweiten Reiſe im Jahr 1774 dieſe Inſeln beſuchte. Außer denjenigen, welche Mendana entdeckt hatte, fand er die Inſel Hood, welche die Eingebornen Tatugu nennen. Nachdem er nach einander die Inſeln San-Pedro, Dominica und Santa-Chriſtina aufgefunden hatte, fuhr er an der ſüdöſtlichen Küſte der zweiten hin und ankerte in dem Hafen de la Madre de Dios, den er Revolutionsbai nannte. Die Schiffsmannſchaft wurde von den Eingebornen ebenſo aufgenommen und behandelt wie der ſpaniſche Seemann. Nur mußte man ihnen wiederum vermittelſt der Feuerwaffen den Grundſatz der politiſchen Oekonomie verſtändlich machen, daß die Auswechslungsgegenſtände beim Tauſchhandel ſo ziemlich von gleichem Werthe ſeyn müſſen; denn häufig nahmen ſie Alles, was man ihnen gab, ohne Etwas dagegen zu geben. Die Beſchreibung der Entdeckungen Mendana's, welche wir haben, ließ, ob ſie gleich in gewiſſen Beziehungen vollſtändig iſt, doch in Hinſicht der Beſtimmungen der aſtronomiſchen Lage Vieles zu wünſchen übrig. Dieſer Umſtand beſtimmte den Kapitän Cook, mehrere Tage hier zu verweilen, um alle Zweifel in dieſer Beziehung zu löſen, während zugleich die Naturforſcher Forſter und Sparzmann die geographiſche Beſchreibung des Landes vervollſtändigten. Als der Kapitän am 9. April ans Land geſtiegen war, hatte er eine Zuſammenkunft mit einem Häuptling, Namens Honu, der ſich unter dem Titel eines Heakiki für den König der ganzen Inſel ausgab; indeß ſchien ſich ſein Anſehen bei ſeinen vorgeblichen Unterthanen beinahe auf Nichts zu beſchränken. Er erſchien in großem Putze, der aus einem Mantel von Papiermaulbeerbaumzeug, aus großen Ohrgehängen, einem Halskragen und vielen Menſchenhaarbüſcheln beſtand; auf ſeinem Kopfe trug er eine Art Diadem. Da man ſah, daß man auf dieſer Inſel keine hinreichende Quantität von Erfriſchungen für eine Mannſchaft bekommen könne, welche ſeit fünf Monaten nur von Eingeſalzenem lebte, ſo ſteuerte die Revolution zwei Tage nachher auf Taiti los.

Fünfzehn Jahre nachher, im Jahr 1791, entdeckte der Kapitän Ingraham von Boſton Das, was den gewiſſenhaften Nachforſchungen Cooks entgangen war, nämlich die nördlichen Inſeln des Archipels; indeß gab er bloß die Lage davon an. Uebrigens war er nur einen Monat vor Marchand dort geweſen, der am 12. Juni deſſelben Jahrs auf dem Schiffe Solide, welches ein Haus von Marſeille für eine Handelsreiſe nach der nordweſtlichen Küſte Nordamerika's ausgerüſtet hatte, dort ankam. Kaum hatte das Fahrzeug Anker geworfen, als es von einer Menge Canots, die mit Eingebornen, welche von der Inſel ſelbſt und vom Dominica herkamen, angefüllt waren, umgeben wurde. Auch dieſes Mal eröffnete ſich der Verkehr auf ebenſo freundſchaftliche Weiſe als mit Mendana und Cook. Als man ſich gegen ihre erſtaunliche Gewandtheit im Stehlen geſichert hatte, erlaubte man ihnen an Bord zu kommen, und der Tauſchhandel begann. Durch dieſen verſchaffte man ſich eine beträchtliche Menge Kokosnüſſe, Bananen, Brodfrüchte und Fiſche, ſo wie verſchiedene Geräthe der Inſulaner. Während der Kapitän und die Offiziere mit dieſem Handel beſchäftigt waren, entſpann ſich ein Verkehr anderer Art zwiſchen der Mannſchaft und den hübſchen Inſulanerinnen, deren Gunſt unſere jungen Matroſen in vollem Maße gewonnen hatten. Indeſſen artete derſelbe ſo aus, daß man ſich genöthigt ſah, Ordnung zu ſtiften.

Nachdem man einige Anordnungen getroffen hatte, um jedem Ueberfall von Seiten der Eingebornen zuvorzukommen, ſtiegen die Kapitäne Marchand und Chanal ans Land. Dort begrüßte ſie ein Greis, den ſie für den Häuptling eines Diſtrikts hielten, auf polyneſiſche Weiſe, d. h. indem er mehrere Male ſeine Naſe ſehr gravitätiſch an den ihrigen rieb. Nach dieſem Empfang, welcher von den wohlwollendſten Geſinnungen zeugte, führte man ſie in einen mit vier bis fünf Fuß hohen Steinmauern eingeſchloſſenen Platz, den die Frauen nicht betreten durften. Man lud die Fremden ein, unter einem großen Baum, der den ganzen Platz beſchattete und ſie gegen die Sonnenſtrahlen ſchützte, niederzuſitzen. Die Eingebornen ſtellten ihnen nun einen Mann von kleinem Wuchſe und ſehr hohem Alter vor, dem ſie den Titel Otouh (Atua?) gaben, was, wie ſie glaubten, König oder Häuptling bedeuten dürfte; denn ſie gaben ihn auch dem Kapitän Marchand, ſobald ſie in ihm den Kommandanten des Schiffes erkannt hatten. Dieſer kleine Greis war ausnehmend häßlich, und weit entfernt, die Zuverſicht zu zeigen, welche die Würde verleiht, ſchien er eher gewiſſermaßen furchtſam zu ſeyn; auch konnten unſere Reiſende kaum glauben, daß ein ſo erbärmliches Weſen der Häuptling eines Bezirks ſeyn ſolle. Sein Gefolge, vielleicht ſeine Miniſter, ließen ihn zwiſchen den zwei Kapitänen niederſitzen. Nach einander wurden vier Schweine herbeigebracht, und jeder der Eigenthümer legte, nachdem er eine kurze Anrede gehalten hatte, ſeine Gabe zu den Füßen der Fremden nieder. In den folgenden Tagen beſchäftigte man ſich mit einer allgemeinen Beſichtigung des Landes und mit Waſſerholen; das Schiff blieb bis zum 21. an der Küſte, worauf es in Folge gewiſſer Anzeichen in der Atmoſphäre, welche ein Land in geringer Entfernung von den Marquiſen ankündigten, ſeine Reiſe fortſezte. Wirklich entdeckte man bald ein hohes Land, dem die Offiziere des Solide einſtimmig den Namen Inſel Marchand gaben. Man nahm im Namen der franzöſiſchen Nation Beſitz von derſelben. Darauf erblickte man nach und nach die Inſel Baux, die Zwei-Brüder-Inſelchen, die Inſel Maſſe und die Inſel Chanal. Der ganze Archipel erhielt den Namen Revolutionsinſeln zu Ehren des großen Ereigniſſes, welches das Schickſal Frankreichs umgeſtaltet hatte. Der Kapitän Marchand gab uns zahlreiche Nachweiſungen über den Nukahiva-Archipel, und es wäre ungerecht, ihm die Ehre der Entdeckung aller eben von uns genannten Inſeln zu verſagen, da er, wie es auch in der That war, Nichts von der Entdeckung Ingrahams wiſſen konnte, der in Nichts einen Vorzug vor ihm hat, als daß er einige Tage vor ihm gekommen iſt.

Am 30. März 1792 ſah der Lieutenant Hergeſt, welcher der von Vancouver kommandirten Flottille die nöthigen Lebensmittel überbringen ſollte, die nördlichen Inſeln wieder, unterſuchte ſie ſorgfältig, nahm Karten davon auf, beſchrieb ſie genauer als irgend ein Reiſender und gab ihnen neue Namen, da er noch nicht wußte, daß Dieß bereits von ſeinen beiden Vorgängern geſchehen ſey. Alles Dieß hätte ſich bei der Abfaſſung der Beſchreibungen leicht vereinigen laſſen, da die Entdeckung des amerikaniſchen Seemannes zu der Zeit, als ſie verfaßt wurden, ſchon bekannt war; aber ſo trat von beiden Seiten die Eigenliebe mit ins Spiel, und die Sachen blieben im vorigen Stande. So wurde die Wiſſenſchaft, anſtatt einfacher zu werden, von Tag zu Tag mehr verwirrt.

Einige Monate nach Hergeſt fuhr der Kapitän Brown, Kommandant des Schiffes Butterworth, zwiſchen dieſen Inſeln hindurch, ohne ihnen jedoch Namen zu geben, eine Ehre, die ihnen ſchon einmal widerfahren war. Der Lezte endlich, der dieſe Gruppe entdeckte, war Joſeph Roberts, Kapitän des amerikaniſchen Schiffes Jefferſon, und der Name Waſhington, den Ingraham der Inſel Uahonga allein gegeben hatte, wurde von ihm der ganzen Gruppe gegeben.

Im Jahr 1797 brachte Kapitän Wilſon die proteſtantiſchen Miſſionäre, welche beſchloſſen hatten, die verſchiedenen Archipele Polyneſiens zu civiliſiren, auf dem Schiffe Duff dahin.

Kruſenſtern beſuchte den Nukahiva-Archipel zu Anfang des Monats Mai 1804. Kaum hatten die Matroſen Anker geworfen, als das Schiff von mehreren hundert Canots umringt wurde. Auf einem derſelben befand ſich ein Engländer, Namens Roberts, den man auf den erſten Anblick unmöglich von den Eingebornen unterſcheiden konnte, da er ganz in ihrem Aufzuge erſchien. Er ſagte, es befinde ſich auch noch ein anderer Europäer, ein Franzoſe, Namens Cabri, auf Nukahiva. Dieſe beiden Männer, welche einen großen Einfluß auf dieſem Theile der Inſel gewonnen hatten, waren alte Feinde, und ſchienen am Ende der Welt den Haß zu repräſentiren, der damals ihr Vaterland entzweite; Kruſenſtern bemühte ſich umſonſt, ſie mit einander auszuſöhnen. Beide ließen ſich tättowiren. Cabri *) wurde ein großer Krieger; aber er konnte ſich niemals entſchließen, Menſchenfleiſch zu eſſen: gegen einen Gefangenen tauſchte er immer ein Schwein ein. Uebrigens leiſteten ihm dieſe beiden Männer ſehr wichtige Dienſte; denn da er die Landesſprache gar nicht verſtand, ſo hätte er nur ſehr unſichere Vermuthungen über Nukahiva aufſtellen können. Roberts hatte eine Verwandte des Königs geheirathet; dieſe Verbindung gab ihm großes Anſehen und ſezte ihn in den Stand, dem ruſſiſchen Seemanne wichtige Dienſte zu leiſten.

Kurze Zeit nachdem das Schiff Anker geworfen hatte, kam auch der König mit ſeinem ganzen Gefolge an Bord. Es war ein Mann von 40 bis 45 Jahren, gut gewachſen, kräftig, mit dickem Halſe und von brauner, beinahe ſchwarzer Farbe. Er war ganz tättowirt, aber durch Nichts vor ſeinen Unterthanen ausgezeichnet. Kruſenſtern machte ihm ſo wie ſeinem Gefolge einige Geſchenke; da aber nach zwei oder drei ſolchen Beſuchen ein Mißverſtändniß von ſeiner Seite Streitigkeiten hätte herbeiführen können, glaubte er, ſich zu ihm begeben zu müſſen, um ihn von ſeinen wohlwollenden Geſinnungen gegen ihn zu überzeugen. Laſſen wir dieſen Reiſenden ſelbſt weiter reden:

„Der Kapitän Liſianskoi begleitete mich; wir verließen das Schiff um acht Uhr Morgens, nachdem wir eine Stunde vorher unſere Schaluppen an den Waſſerplatz geſchickt hatten. Vierzig Mann ſtark, worunter zwanzig Bewaffnete waren, ſtiegen wir ans Land; wir ſelbſt waren auch mit Waffen verſehen. Ueberdieß hatten die beiden Fahrzeuge, welche Waſſer holen ſollten, je zwei kleine einpfündige Kanonen und achtzehn Mann unter dem Kommando zweier Lieutenants. Alſo konnten wir der ganzen Inſel Trotz bieten, wenn man Luſt hatte, uns anzugreifen. Bei unſerer Landung

*) Cabri, der aus dem ſüdlichen Frankreich gebürtig iſt, iſt dahin zurückgekehrt.

befand ſich Niemand am Ufer. Die ganze vorige Nacht hatten wir Feuer an verſchiedenen Orten geſehen, und des Morgens brachten die Inſulaner nicht wie gewöhnlich Kokosnüſſe; wie es ſchien, waren die Gemüther noch nicht ganz beruhigt. Wir gingen gerade auf das eine Meile entfernte, in einem Thale gelegene Haus des Königs zu. Der Weg führte durch ein Gehölz von Kokosnuß-, Brodfrucht- und Mayobäumen. Das Gras war ſo hoch und dick, daß es uns bis an die Kniee ging und unſern Marſch verzögerte; endlich kamen wir zu einem Fußpfade, auf welchem wir die Spuren einer taitiſchen Gewohnheit fanden, die kein Beweis von der Reinlichkeit der Nukahivier iſt. Ein einen Fuß tiefer Waſſergraben führte uns auf einen gut unterhaltenen Weg. Sodann kamen wir in einen prächtigen Wald, der ſich, wie es ſchien, bis zu der den Horizont begrenzenden Bergkette erſtreckte. Die ſiebenzig bis achtzig Fuß hohen Bäume des Waldes waren hauptſächlich Kokosnuß- oder Brodbäume, die man an den Früchten, womit ſie beladen waren, leicht erkannte. Die Bäche, welche ſich von den Bergen herabſtürzten, beſpülten die Wohnungen im Thale; wo Felſenmaſſen ihren Lauf unterbrachen, bildeten ſie rauſchende und maleriſche Waſſerfälle. Neben den Häuſern ſah man große Pflanzungen von Taro- und Maulbeerbäumen, in ſchönſter Ordnung gereiht und mit hübſchen Zäunen von weißen Balken umgeben, ein Anblick, der von großen Fortſchritten in der Kultur zeugte. Dieſer wahrhaft entzückende Anblick unterdrückte für einige Augenblicke das Gefühl, uns in der Mitte eines Kannibalenvolks zu befinden, das den empörendſten Laſtern ergeben war.

„Der König kam uns auf einige hundert Schritte von ſeiner Wohnung entgegen und empfing uns aufs Herzlichſte. Wir fanden ſeine ganze Familie um ihn verſammelt; ſie war ſehr erfreut über unſern Beſuch, denn Jeder von uns brachte ein Geſchenk. Die Königin war aufs Höchſte entzückt, als man ihr einen kleinen Spiegel ſchenkte. Ich bat den König, mir offen zu ſagen, Was ihn bewogen habe, ein Gerücht zu verbreiten, das das gute Vernehmen, welches glücklicherweiſe zwiſchen uns geherrſcht habe, habe ſtören müſſen und zu blutigen Scenen, die wohl nicht zu ſeinem Vortheil ausgefallen wären, hätte Veranlaſſung geben können. Er erklärte mir, er habe nie Etwas von mir befürchtet; aber der Franzoſe habe ihm geſagt, ich würde ihn gewiß in Ketten werfen laſſen, wenn das Schwein nicht ſogleich an Bord gebracht würde. Ich ſah hieraus, daß mein Verdacht gegen Cabri nur zu ſehr gegründet war. Ich machte dem König und ſeiner Familie ſchöne Geſchenke und bat ihn, überzeugt zu ſeyn, daß ich, wenn ich nicht dazu genöthigt würde, gegen Niemand, und am wenigſten gegen ihn, den ich als meinen Freund betrachte, Gewalt brauchen würde.

„Nachdem wir ausgeruht und uns mit Kokosmilch erfriſcht hatten, beſahen wir unter der Führung Roberts einen Morai; ehe wir aber das Haus verließen, ſtellte man uns die Enkelin des Königs vor, welche, wie alle Kinder und Enkel der königlichen Familie, als Atua (göttliches Weſen) behandelt wird. Sie hatte ihr eigenes Haus, das mit Ausnahme ihrer Mutter, Großmutter und ihrer nächſten Verwandten Niemand betreten durfte. Für alle übrigen Inſulaner war es tabu. Der jüngſte Bruder trug dieſe kleine Gottheit, welche ein Kind von acht bis zehn Monaten war, auf ſeinen Armen. Ich fragte, wie lange die Mütter ihre Kinder ſäugen. Man antwortete mir, daß es gewöhnlich gar nicht geſchehe.

Sobald ein Kind auf die Welt kommt, nimmt es eine der nächſten Verwandten, unter welchen gewöhnlich ſich ein Streit darüber erhebt, mit ſich nach Hauſe und nährt es mit Früchten und rohen Fiſchen. So werden dieſe Inſulaner alſo nicht geſäugt, und doch ſind ſie von koloſſalem Körperbau.

„Endlich machten wir uns auf den Weg nach dem Morai und kamen bei einer Mineralquelle vorbei, deren es viele auf dieſer Inſel gibt. Der Morai befindet ſich auf einem hohen Berge, den wir nur mit großer Mühe beſtiegen, da die Sonne beinahe ſenkrecht auf unſere Köpfe brannte. Mitten in einem dichten Walde, der ſo mit Lianen durchſchlungen war, daß er undurchdringlich ſchien, fanden wir eine Art Gerüſte, auf welchem ein Sarg mit einem Leichnam ſtand, von welchem man nur den Kopf erblickte. Der Morai war außen mit hölzernen Säulen verziert, welche menſchliche Figuren vorſtellten; die Arbeit war aber von einem ungeſchickten Künſtler. Neben dieſen Statuen erhoben ſich Säulen, welche mit Kokosblättern und weißem baumwollenem Tuche umhüllt waren. Wir hätten ſehr gerne erfahren, was dieſe Umhüllungen zu bedeuten hätten; man ſagte uns aber weiter Nichts, als daß dieſe Säulen tabu ſeyen. Neben dieſem Morai befand ſich das Haus des Prieſters, welcher gerade abweſend war. Jede Familie hat ihren eigenen Morai; der, den wir ſahen, gehörte der Familie des Prieſters; und ohne Roberts, der mit dieſer Familie ſo gut als mit der königlichen verwandt iſt, hätten wir ihn vielleicht nicht beſuchen können, denn die Nukahivier erlauben es nicht gerne. Die Morai's ſind gewöhnlich auf den Bergen in der Mitte des Landes: dieſer macht eine Ausnahme, denn er iſt nicht weit vom Ufer entfernt. Sobald Tileſius ſeine Zeichnung vom Morai vollendet hatte, kehrten wir zu unſeren Booten zurück.“ *)

Während ſeines Aufenthaltes beobachtete Kruſenſtern mehrere Gebräuche, die ſeinen Vorgängern entgangen waren; z. B. jenes neue Cicisbeat, das bei den Häuptlingen herkömmlich iſt und darin beſteht, daß ſie einen Stellvertreter bei ihren Gattinnen laſſen, der alle ihre Rechte genießt und den man den Feueranzünder des Königs nennt. Wir ſahen oben den ſeltſamen Vorfall und die beklagenswerthen Folgen, welche es für den Miſſionär Harris hatte.

Die denkwürdigſte Epoche der Geſchichte Nukahiva's war aber der Aufenthalt des amerikaniſchen Kapitäns Porter im Jahr 1813. Er hatte die Gruppe der Gallapagosinſeln verlaſſen, wo die Niederlage der zahlreichen Priſen von engliſchen Walfiſchfängern war, die er in dieſem Theile des großen Oceans während des lezten Krieges zwiſchen England und den Vereinigten Staaten gemacht hatte.

Porter landete auf Nukahiva am 25. Oktober 1813. Er fand dort einen Engländer, Namens Wilſon, und einen Amerikaner, Namens John Maury, der kurze Zeit vor ſeiner Ankunft durch ein Schiff der Vereinigten Staaten dort gelaſſen worden war, um für daſſelbe eine Ladung Sandelholz zu beſorgen. Der Engländer, der ſeit mehreren Jahren auf verſchiedenen Inſeln des Archipels ſich aufgehalten hatte, ſprach die Landesſprache ſo gut als die ſeinige, und unterſchied ſich nur durch die weiße Farbe von den Inſulanern, deren Geberden und Manieren er ſämmtlich angenommen

---

*) S. Blatt 138.

hatte. Obgleich Porter Anfangs vor ihm gewarnt worden war, glaubte er doch, einen guten und ehrlichen Mann an ihm zu finden, der bereit wäre, ihm alle möglichen Dienſte zu leiſten; bald aber ſah er, daß er es nur mit einem vollendeten Heuchler zu thun habe. Uebrigens leiſtete er durch ſeine genaue Kenntniß der Idiome und Gebräuche der Eingebornen dem amerikaniſchen Kapitän bei ſeinem Verkehr mit denſelben wichtige Dienſte.

Die Berge, welche das Thal umgeben, wo man landete, waren mit zahlreichen Gruppen von Eingebornen bedeckt. Sie waren bereit, den Angriff eines kriegeriſchen Stammes zurückzuſchlagen, der Happah hieß, jenſeits der Berge wohnte und der ſchon ſeit mehreren Wochen Krieg mit den Bewohnern des Thales führte, in das er eingefallen war und wo er die Häuſer zerſtört, Pflanzungen verwüſtet und viele Brodfruchtbäume umgehauen hatte. Jedoch ſchien ihr neuer Einfall durch die Ankunft der fremden Schiffe verzögert worden zu ſeyn. Porter ſchickte eines der lezteren an ihn ab, und ließ ihnen ſagen, daß er Streitkräfte genug habe, um ſie von der Inſel zu verjagen, daß er ein Truppenkorps gegen ſie ausſenden würde, wenn ſie in das Thal eindrängen, um ſie zurückzuſchlagen; daß überhaupt alle Feindſeligkeiten aufhören müßten, ſo lange er ſich auf Nukahiva befinde, und daß ihnen alle Sicherheit und Erleichterung gewährt ſeyn ſollte, wenn ſie Schweine und Früchte vertauſchen wollten.

Nach dieſer vorbereitenden Eröffnung wurde ein Bote an Gattaneua (Keata-Nui Kruſenſterns), den Häuptling des ſchönen Thales Tieuhoy, deſſen ſchönſte Felder tabuirt waren, geſchickt; er befand ſich damals in einer ſeiner Citadellen, kam aber ohne Verzug herbei. Porter ließ ihm, um ihm ſeine ganze Achtung für ſeine Perſon und ſeine friedlichen Geſinnungen zu beweiſen, ein engliſches Mutterſchwein anbieten. Da die Eingebornen beſonders gern Schweine aufziehen, ſo war Dieß, einen Walfiſchzahn etwa ausgenommen, das ſchmeichelhafteſte Geſchenk, das man ihm machen konnte. Der Häuptling erwiderte ſeinen Beſuch an Bord, und ehe er ihn verließ, bat er ihn um ſeinen Beiſtand in dem Kriege, in den er verwickelt war, was ihm auch verſprochen wurde, jedoch nur in dem Fall, daß die Happahs in das Thal einfallen würden.

Da dieſe gegen alle Vorſtellungen taub waren, alle Vorſchläge zurückgewieſen und ſich ſogar Thätlichkeiten erlaubt hatten, ſo begannen die Feindſeligkeiten. Jedoch ſchob Porter den Anfang derſelben noch ſo lange hinaus, als es ſeine Lage und die Sicherheit ſeiner Verbündeten erlaubte. Eine ſechspfündige Kanone wurde von den Eingebornen mit wahrhaft außerordentlicher Gewandtheit auf den Gipfel eines hohen Berges gebracht, während das auf der Küſte errichtete Lager zugleich Verſtärkungen erhielt und mit zwei Artillerieſtücken verſehen wurde. Am 28. Morgens begab ſich der Lieutenant Downes an der Spitze einer Abtheilung und von Eingebornen begleitet an die bedrohten Orte. Die Happahs wurden aus allen Stellungen vertrieben und flüchteten ſich in ein Fort, das bald in die Gewalt ihrer Gegner fiel. Man fand dort eine große Menge Tamtams, Matten und andere Hausgeräthſchaften, Schweine, Kokosnüſſe und andere Früchte. Die Feinde verloren fünf Mann und unterwarfen ſich ohne Verzug dem amerikaniſchen Kapitän, der dieſes glückliche Ereigniß durch einige Geſchenke beſiegelte. Dem Beiſpiele der Happahs folgten bald die angrenzenden Stämme, und auf die Bitte der Häuptlinge beſchloß Porter, den

Plan zu einem Dorfe zu entwerfen, das ſich wie durch Zauber unter den Händen von 4 bis 5000 Eingebornen erhob, welche zu Ausführung dieſes Werkes herbeigekommen waren. Bei dieſer Gelegenheit konnte man die Ordnung, welche die Nukahivier bei Allem, was ſie unternahmen, einhalten, nicht genug bewundern. Ohne daß ſie ein Häuptling leitete, führten ſie Das, was man von ihnen verlangte, mit Ordnung, Eifer, Schnelligkeit und großer Einſicht aus. Als das Dorf vollendet war, erhielt es den Namen Madiſonville, und auf einem Hügel, der es beherrſcht, errichtete man ein Fort,*) wo die Fahne der Vereinigten Staaten aufgepflanzt wurde.

In Folge dieſes Zuges faßte er nachfolgendes Aktenſtück über die Beſitznahme der ganzen Inſel Nukahiva im Namen der Union ab, obgleich zwei Stämme noch nicht unterworfen waren.

„Durch Gegenwärtiges thue ich Jedermann kund, daß ich, David Porter, Schiffskapitän im Dienſte der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kommandant der Fregatte Eſſex, im Namen der beſagten Vereinigten Staaten die Inſel in Beſitz genommen habe, welche von den Eingebornen Nuhiva (Nukahiva) genannt wird, allgemein unter dem Namen Henry Martin bekannt iſt, nun aber Madiſon heißt; daß ich auf die Bitte und mit der Hülfe der Bewohner des Thales Tieuhoy ſo wie der Gebirgsſtämme, welche wir bezwungen und unſerer Flagge unterworfen haben, das Dorf Madiſonville habe erbauen laſſen, welches aus ſechs ſchönen Häuſern, einer Seilerwerkſtatt, einer Bäckerei und anderen Zugehörden beſteht; daß ich zur Vertheidigung des Dorfes und zum Schutze der verbündeten Eingebornen ein Fort errichtet habe, das ſechszehn Kanonen aufnehmen kann, daß ich vier Geſchütze dort aufgeſtellt und es Fort Madiſon genannt habe.

„Unſere Rechte auf dieſe Inſel, die ſich auf die nicht zu läugnende Priorität der Entdeckung, Eroberung und Beſitznahme gründen, können nicht beſtritten werden. Ueberdieß haben die Inſulaner, um den ihnen nöthigen Schutz von uns zu erhalten, den Wunſch geäußert, in die große amerikaniſche Familie aufgenommen zu werden, deren republikaniſche Regierung viel Aehnlichkeit mit der ihrigen hat. Darum habe ich, geleitet von dem Wunſche, zu ihrem Vortheil und Glück Etwas beizutragen, und zugleich unſere Rechte auf eine in ſehr vielen Beziehungen ſehr wichtige Inſel unbeſtreitbar zu machen, es über mich genommen, ihnen zu verſprechen, daß ſie von den Vereinigten Staaten angenommen werden ſollten, und unſer Oberhaupt auch das ihrige ſeyn ſollte. Ihrerſeits haben ſie mich verſichert, daß ſie diejenigen ihrer amerikaniſchen Brüder, welche ſie fernerhin beſuchen würden, gaſtfreundlich aufnehmen, daß ſie ihnen im Ueberfluß alle Vorräthe liefern würden, welche die Inſel beſitze, daß ſie ihnen gegen alle ihre Feinde beiſtehen und, ſo weit es in ihrer Macht ſtehe, verhindern würden, daß die Unterthanen Großbrittaniens auf ihrer Inſel landen, bis der Friede zwiſchen beiden Ländern geſchloſſen ſey.

„Während unſers Aufenthalts auf dieſer Inſel erhielten wir reiche Geſchenke von allen Stämmen: hier die Liſte der lezteren:

„Sechs Stämme im Thale Tieuhoy, genannt die Taihs; nämlich: die Hvatta's, die Mauhs, die Uniahs, die Pakeuhs, die Hekuahs, die Harru's.

„Drei Stämme Mamatuahs: die Mamatuahs, die Tinhs und die Kahala's.

---

*) S. Blatt 267.

„Zwei Stämme Attatokahs: die Takiahs, die Paheutahs.

„Ein Stamm Niki's.

„Zwölf Stämme Taïpi's; die Poheguahs, die Naeguahs, die Attuegeyahs, die Cahunukoahs, die Tomacáhinahs, die Tieheymaues, die Muakahs, die Atterhau's, die Atteſtapughunahs, die Attehacues, die Attetomohoy's und die Attaka-Kaha-Neuahs:

„Welche größtentheils den Wunſch geäußert haben, unter unſern Schutz geſtellt zu werden und uns geneigt ſchienen, um jeden Preis ein Bündniß zu ſchließen, das ihnen ſo großen Nutzen verſpricht.

„Aus dieſen Gründen und auch, daß der Beſitz dieſer Inſel uns in der Folge nicht ſtreitig gemacht werden könne, habe ich in einer am Fuße des Forts Madiſon eingegrabenen Bouteille eine Abſchrift der gegenwärtigen Urkunde nebſt mehreren Münzen mit dem Stempel der Vereinigten Staaten niedergelegt. Zu Beurkundung Dieſes habe ich meine Unterſchrift beigeſezt.

19. November 1813.

David Porter."

Die Beſitznahme erſtreckte ſich ſo über die ganze Inſel. Obgleich die Taipi's und ihre Verbündeten nicht unterworfen waren, ließ ſie Porter auffordern, ſich als Unterthanen der Vereinigten Staaten anzuerkennen; da ſich die Taipi's aber nicht ſehr beeilten, dieſe Anerkennung auszuſprechen, und andere Stämme ihrem Beiſpiele folgten, ſo glaubte Porter, in Unterhandlung mit ihnen treten zu müſſen, und ließ ihnen andeuten, daß ſie entweder den Frieden zu wählen hätten, indem ſie einen Tribut bezahlten, oder den Krieg, wenn ſie ſeiner Freundſchaft entſagen wollten. Die verſöhnenden Vorſchläge, die man ihnen deßhalb machte, wurden mit einer übermüthigen Ausforderung beantwortet. „Die Bewohner des Thales Tieuhoy und ihr König Keata-Nui ſind Feige," ſagten ſie; „die Happahs ſind geſchlagen worden, weil es auch Feige ſind. Porter und ſeine Gefährten aber ſind weiße Eidechſen, welche bei der erſten Strapaze umfallen werden, welche weder die Berge erſteigen, noch den Waſſermangel ertragen, noch ihre Waffen werden tragen können. Und doch fordern dieſe Feinde die Taipi's heraus, die ſchon ſo oft ſiegten und denen ihr Gott immer den Sieg verſprochen hat! Mögen ſie kommen, dieſe weißen Eidechſen; wir fordern ſie heraus; mögen ſie kommen, wir fürchten ihre Buhi's (Flinten) nicht, die höchſtens Feige wie Taihs, Happahs und Chumene's erſchrecken können."

Um das Beginnen der Feindſeligkeiten ſo weit als möglich hinauszuſchieben, ließ Porter, um ſie einzuſchüchtern, eine furchtbare Rüſtung machen; allein anſtatt daß dieſes Mittel die gewünſchte Wirkung gehabt hätte, erfolgten Angriffe des rebelliſchen Stammes auf die Happahs, Taihs und Chumene's. Endlich am 3. November erſchienen zwei Fregatten und zehn Kriegscanots vor dem Landungsplatze der Taipi's, wohin ſich die Taihs und Happahs bereits begeben hatten. Ihre vereinigten Streitkräfte konnten ſich auf 5000 Mann belaufen. Da ſich die Amerikaner auf ein Terrain eingelaſſen hatten, das ſie nicht kannten, ſo erhielten ſie eine Schlappe, und ſchifften ſich um ſo unwilliger wieder ein, als Dieß in den Augen ihrer Verbündeten einigen Schatten auf ſie werfen mußte. Der unerſchrockene Kommandant wurde indeß dadurch keineswegs entmuthigt und beſchloß, ſeinen Feinden einen Schlag beizubringen, der ihnen eine

hohen Inſeln und mehreren Inſelchen; das Inſelchen Crescent, Pit Deno, Eliſabeth und Ducie, das davon entfernt iſt, das wir aber dieſem Archipel rechnen müſſen, weil es die Spitze der überſeeiſchen iſt, welche die Grundlage der von Korallen gebildeten Pomotuinſeln bil Bird, Hood, Langsford, Whitſunday, Queen-Charlotte, Egmont, Heïu oder de la Harpe, Dua-Hidi, eine Kette niedriger und Inſelchen, Croker, Chaine oder Anaa, Cockburn, Osnabruck, die Bligh, Barrow, Clermont-Tonnere, Serles, eine Gruppe niedriger San-Pablo, Narciſſe, Lanciers, Tehai, eine Gruppe von Inſelchen, ceſter, San-Miguel, Margaret, Turnbull, Britomart, Cumberland, William Henry, eine Kette kleiner Inſeln, Marakau, eine Inſ Buyers, niedrige und nahe bei einander liegende Inſeln, Manoa, Saint-Quentin, Humphrey, Honden, Desappointement, Predpriatie, tchieff, Wolkonsky, Barklay, Good-Hope, Nigeri, Holt, Philips, Adventure, Tchitchagoff, Sacken, Raraka, Wittgenſtein, San-Diego, Carlshoff, Palliſer, vier abgeſonderte Gruppen enthaltend, Romanzoff, eine Kette niedriger Inſeln, Tiukea, eine andere Gruppe niedriger Wilſon, Waterland Vliegen, Kruſenſtern, Lazareff und Matia.

Alle dieſe Inſeln ſind niedrige von Korallen gebildete Inſeln Ausnahme Pitcairns und der Gambiergruppe, in welcher das Inn hohen Inſeln, wie Peards und einiger anderen, vulkaniſchen Urſpr iſt. Sie haben Ueberfluß an Fruchtbäumen und Kokospalmen. Küſten einiger dieſer Inſeln, wovon mehrere unbewohnt ſind, Perlmuſcheln.

Die Bevölkerung des ganzen Archipels mag ſich auf 20,000 belaufen. Die Bewohner gehören zur polyneſiſchen Raſſe; ſie ſind ungebildeter als die Bewohner von Taiti, ihre Nachbarn, und die ner der Inſel Tiukea in den Strichen, wo man Perlen fiſcht, ſind, ſcheint, zum Theil noch Menſchenfreſſer, obgleich der andere Th Chriſtenthum ſich bekennt.

Geographiſche Beſchreibung.

Die Inſel oder vielmehr die Gruppe Gambier wurde im Jah von Wilſon entdeckt, der ſie aber nicht betrat; auch ſcheint Beechey, der im Jahr 1826 dahin kam, nicht von Anderen worden zu ſeyn. Er war in den erſten Tagen genöthigt, mit den bornen Krieg zu führen, und gebrauchte ſeine Artillerie zu ihrer werfung.

Die ganze Gruppe beſteht aus einem beinahe zirkelförmigen Ri vierzig Meilen im Umfang; in ſeiner Mitte erheben ſich fünf oder mäßig hohe Inſeln und auf ſeiner innern Kette mehrere ziemlich Inſelchen. Die größte der hohen Inſeln, die Inſel Peard, iſt vier lang und beinahe eine halbe Meile breit. Ein doppelter Pick, der Duff genannt, erhebt ſich dort auf 1100 Fuß.

Alle niedrigen Inſeln und das Ufer der hohen Inſeln ſind rallen gebildet, das Innere dieſer lezteren aber iſt vulkaniſchen Ur Die Felſen ſind im Allgemeinen von poröſer baſaltiſcher Lava und gen Orten findet man ſehr regelmäßige Kryſtalle von dichtem Beechey fand dort Zeolithen, kohlenſauren Kalk, Chalcedone, Olivin Jaſpiſſe von verſchiedenen Farben. Nirgends bemerkte man einen

Inſeln prangten mit dem bewunderungswürdigſten Grün. Die Pflanerde ſcheint dort nicht ſehr tief, aber ſehr fruchtbar zu ſeyn. Ihre odukte und Bewohner ſind ganz polyneſiſch, nur ſtehen die lezteren auf er niedrigern Stufe der Kultur und Civiliſation. Dagegen ſind ſie ſittner als auf den anderen Gruppen. Die Frauen ſchienen nicht geneigt, den Fremden anzubieten. Beechey ſchäzt die Bevölkerung der ganzen uppe auf 1500 Seelen. Den Berg Duff, welcher ihr Mittelpunkt iſt, er unter 23° 8′ ſüdl. Breite und 137° 15′ weſtl. Länge.

Die Bewohner der Gambierinſeln ſind gut gewachſen, aber nicht ſo ß und ſtark als die der Geſellſchaftsinſeln; ihre Farbe iſt viel weißer Frauen ſind ſehr hübſch und bedecken ſich mit einem Mattengürtel. Männer gehen ganz nackt. Ihre Begrüßung beſteht darin, daß ſie Naſen an einander reiben und ſich ſtark anhauchen. Sie haben weder oguen noch Waffen, eine Art Lanze ausgenommen. Häufig ſind auf Gruppe die Kokospalme, der Brodfruchtbaum und die Platane. Von rfüßigen Thieren gibt es nur Ratten, welche zahm zu ſeyn ſcheinen; h trifft man einige Hühner. Die Inſulaner ſind ſchamloſe Diebe, vor em aber greifen ſie nach dem Eiſen.

Die Inſel Hood wurde im Jahr 1791 von Edwards entdeckt, im hr 1797 von Wilſon und im Jahr 1826 von Beechey wieder geſe, welcher ſie unter 21° 31′ ſüdl. Breite und 137° 54′ weſtl. Länge lte (Weſtſpitze).

Carysford wurde im Jahr 1791 von Edwards entdeckt und im hr 1826 von Beechey wieder geſehen, der ein Boot abſandte, um ſie unterſuchen. Beim Landen wäre der Naturforſcher der Geſellſchaft beihe ertrunken. Unter den Bäumen fand man drei Brunnen, einige Hüt und ein ſeit langer Zeit verlaſſenes ſteinernes Grabmal. Beechey t ſie unter 20° 45′ ſüdl. Breite und 140° 43′ weſtl. Länge.

Neben Carysford findet ſich auf den Karten eine Inſel Duff, welche ilſon im Jahr 1797 geſehen zu haben glaubt; mehrere Male wurde umſonſt geſucht, und wir glauben, daß ſie, wie ſo viele andere, nicht rklich vorhanden iſt.

Die Inſel Withſunday wurde im Jahr 1767 von Wallis entdeckt, ein Boot ans Land ſchickte; man fand Hütten und Piroguen, aber e Bewohner; ſie waren gegen Weſten geflohen. Withſunday liegt un 19° 24′ ſüdl. Breite und 140° 57′ weſtl. Länge (nordweſtliche Spitze). e iſt vier Meilen lang und drei Meilen breit.

Die Lage von Queen-Charlotte ſezte Beechey unter 19° 17′ ſüdl. eite und 141° 4′ weſtl. Länge. Sie iſt ſechs Meilen lang und eine ile breit.

Ueber Queen-Charlotte ſahen wir Egmont, eine kleine, bewohnte, drige und bewaldete Inſel. Sie hat ſechs Meilen im Umfang und liegt ter 19° 24′ ſüdl. Breite und 141° 36′ weſtl. Länge. Wallis entdeckte im Jahr 1767.

Zweihundert Toiſen davon entfernt iſt die Inſel Tui-Tui, entdeckt von rteret im Jahr 1767, der ſie Glouceſter nannte, und wieder geſehen Beechey, der ſie unter 19° 8′ ſüdl. Breite und 143° 0′ weſtl. ige ſezt.

Die Inſel Heïu beſteht aus ſehr ſchmalen Korallenzungen, welche auf Windſeite mit Bäumen bedeckt, unter dem Wind aber ganz nackt ſind.

Sie iſt ungefähr dreißig Meilen lang und fünf Meilen breit. Bougainville entdeckte ſie im Jahr 1768 und nannte ſie wegen ihrer Geſtalt Inſel la Harpe. Cook ſah ſie im folgenden Jahre und gab ihr aus demſelben Grunde den Namen Bow. Der Kapitän Duperrey ſah ſie im Jahr 1823; Beechey endlich ſezte ſie im Jahr 1826 unter 18° 26′ ſüdl. Breite und 142° 59′ weſtl. Länge (Mitte).

Alle niedrigen Inſeln der Gruppe la Harp (Bow oder Heiu), welche ſo genannt werden, weil ſie beinahe die Form einer Scheere haben, beſtehen aus einem Korallenriff, das ſich an den höchſten Stellen ſelten über zehn Fuß über den Meeresſpiegel erhebt und deſſen mittlere Breite 150 bis 200 Schritte beträgt. Innerhalb dieſes Riffes iſt eine Lagune, welche an einigen Stellen gänzlich abgeſchloſſen iſt, öfter aber mit dem Meere in Verbindung ſteht. Die Bewohner dieſer Inſeln haben keine anderen Nahrungsmittel als Fiſche, eine nicht ſehr nahrhafte Frucht und Kokospalmen, die aber nicht einmal auf allen Inſeln vorkommen. Gewöhnlich laſſen die Eingebornen die Nüſſe nicht reif werden und ſchlagen ſie ſchon frühe herab, um ihr Waſſer zu trinken. Auf allen niedrigen Inſeln gibt es einen Baum, deſſen Blätter zu Verfertigung der Matten und zur Bedeckung der Häuſer dienen. Die ovale, acht Zoll lange und fünf Zoll breite Frucht beſteht aus vielen kegelförmigen Schnitzen, die ſich losmachen, wenn die Frucht reif iſt. Der angewachſene Theil hat eine ſchöne gelbe Farbe und einen ſehr ſüßen Geſchmack, und das Ganze beſteht aus ſehr zarten Faſern; innen ſind ein oder zwei Mandeln von gutem Geſchmack. Die Eingebornen verzehren eine große Menge dieſer Früchte, und die Frauen zerſchlagen ſie oft mit ſchweren Steinen, um die Mandeln zu bekommen, nachdem ſie den minder faſerigen Theil ausgeſaugt haben. — Damit ſich die Fiſche aufbewahren laſſen, werden ſie zwölf bis fünfzehn Stunden geräuchert und, nachdem die Gräten herausgenommen ſind, an der Sonne gut getrocknet; ſo halten ſie ſich mehrere Tage. — Schildkröten gibt es in Menge auf der Inſel la Harpe. Wie es ſcheint, iſt ſie ein heiliges Thier bei den Eingebornen; die Weiber bekommen nie davon, außer wenn ſie ſonſt Nichts zu eſſen haben.

Der Kapitän eines Handelsſchiffes, das von Valparaiſo nach den Taitiinſeln ſegelte, landete im November 1831 auf dieſen Inſeln. Von den Bewohnern entwirft er folgendes Gemälde, das wir den Seeannalen (19. Jahrgang, 1834) entnehmen:

„Die Bewohner der Gruppe la Harpe ſind ſehr kräftig und lebhaft; ſie ſind nackt bis auf eine Matte, welche von den Lenden bis auf die Mitte der Schenkel herabgeht. Indeß fangen ſie an, auch Zeuge zu ſchätzen. Sie ſind ſehr ſanft gegen einander, leben nach patriarchaliſcher Sitte und theilen ihre Nahrung mit einander. Ihre Kinder ſcheinen ſie ſehr zu lieben. Ihre Häuſer gewähren den erbärmlichſten Anblick; ſie ſind aber ungefähr zwölf Fuß lang, fünf Fuß breit und vier Fuß hoch und mit groben Matten bedeckt, wodurch ſie vor dem Regen geſchüzt ſind. Ihr Bett beſteht aus einer Matte und ihr Kopfkiſſen aus einer kleinen hölzernen Bank. Jede Haushaltung hat eine kleine Pirogue mit einem Balancirer und einem Mattenſegel; dieſe Pirogue beſteht aus mehreren Stücken, welche mit Seilen und Schnüren, die aus der Hülle der Kokosnuß gemacht werden, zuſammengebunden ſind. Jeder Mann hat eine zehn bis zwölf Fuß lange Lanze, womit er den Fiſch verfolgt und durchbohrt, ſo wie auch

in Netz und Angeln von Holz, Perlmutter oder Eiſen. Der König hat nehrere Frauen und lebt ein wenig bequemer als die Anderen; er hat ine große doppelte Pirogue, welche 36 Fuß lang iſt. Alle Eingebornen ind voll von Läuſen, die ſie einander ſuchen und verzehren; trotz aller Vorſicht konnten wir uns ſelbſt von dieſem Ungeziefer nicht rein erhalten. Die Eingebornen ſind ſehr luſtig und ſingen ganze Stunden lang. Sie haben einige religiöſe Begriffe; der Ort, wo ſie die Schalen der Schildkröten, die ſie fangen, niederlegen, iſt heilig; auch hängen ſie dieſe Schalen o wie die Gebeine an Bäume. Man weiß nicht, ob ſie einen Tempel ind religiöſe Gebräuche haben. Großen Werth legten ſie auf ein Buch iber die Schifffahrtskunde, das ſie uns genommen hatten, und auf einen leinen Spiegel, in dem ſie ſich mit Wohlgefallen betrachteten."

Dua-Hidi iſt eine Kette niedriger, bewaldeter und bevölkerter Inſelchen, cht bis zehn Meilen breit, wahrſcheinlich im Jahr 1769 von Bougainille entdeckt, im folgenden Jahr von Cook geſehen und unter ſeinen Two-Groups begriffen. Er erblickte von Weitem die Einwohner, die ihm ut gewachſen und mit Lanzen bewaffnet zu ſeyn ſchienen. Beechey ſezte ie im Jahr 1826 unter 18° 12′ ſüdl. Breite und 144° 38′ weſtl. Länge Mitte).

Die Inſel Bird (Vogel) iſt niedrig, unbewohnt und hat höchſtens ier Meilen im Umfang. Sie wurde im Jahr 1768 von Bougainville ntdeckt, der ſich aber nicht die Mühe nahm, ihr einen Namen zu geben, m folgenden Jahre von Cook geſehen, der ihr dieſen Namen gab, im Jahr 1826 von Beechey, der ſie unter 17° 48′ ſüdl. Breite und 145° weſtl. Länge (Südſpitze) ſezte.

Die Inſel Croker iſt eine kleine, niedrige, ſechs bis ſieben Meilen ange und eine Meile breite Inſel. Bougainville hatte ihr im Jahr 768 ebenfalls keinen Namen gegeben. Beechey nannte ſie Croker. D'Urville*) glaubt, daß ſie die St. Quentin des Spaniers Bonechea ey, der ſie in den Jahren 1772 und 1774 ſah. Sie liegt unter 17° 26′ üdl. Breite und 145° 47′ weſtl. Länge.

Die Inſel Anaa wurde im Jahr 1769 von Cook entdeckt, der ſie hain nannte; er ſah ſie wieder im Jahr 1773, beſuchte ſie aber nicht. s iſt ohne Zweifel dieſelbe, welche Bonechea im Jahr 1772 Todos los antos nannte. Beechey ſah ſie auch im Jahr 1826 und ſezte ſie unter 7° 26′ ſüdl. Breite und 147° 50′ weſtl. Länge (Mitte). Dieſer gelehrte Seemann beſuchte ſie nicht, fand aber auf einer kleinen Inſel ſüd-ſüd-weſtich von Tui-Tui, das er Byam nannte, vierzig Eingeborne, welche von naa gebürtig und zum Chriſtenthum bekehrt waren. Die Auswanderung atte folgende Urſache: Anaa iſt Taiti zinsbar, von dem es jedoch 200 Meilen entfernt iſt, und hatte den Häuptling Tuwari und 150 Eingeborne bgeſandt, um auf dieſer Inſel den jungen Pomare zu begrüßen, der ben den Thron beſtiegen hatte. Im Angeſichte Taiti's zerſtreuten und rjagten die Weſtwinde die Piroguen; zwei gingen unter; eine dritte kam, achdem ſie auf der Inſel Barrow gelandet hatte, nach Byam, verlor aber inen Theil ihrer Mannſchaft. Da fand ſie nun Beechey; auf ihre Bitten nahm er Tuwari an Bord und führte ihn in ſein Vaterland zurück.

*) Wir haben von dieſem großen Seemanne einen Theil des Verzeichniſſes dieſer kleinen Inſeln entlehnt, das er ſelbſt ſorgfältig aus den von den benannten Seemännern angegebenen Lagen ausgezogen hatte.

Dieſe von Taiti abhängige Inſel iſt nun ganz chriſtlich, und liefert bereits Miſſionäre auf andere Punkte des Pomotu-Archipels. Sie heißt auch Ketteninſel. Wegen des unternehmenden und diebiſchen Charakters ihrer Bewohner kann man ſie die Flibuſtier dieſes Theils Oceaniens nennen.

Die Inſel Cockburn iſt eine kleine, niedrige und unbewohnte Inſel und hat in ihrem Innern eine Lagune. Sie wurde im Jahr 1826 von Beechey entdeckt; ſie iſt vier Meilen lang und drei Meilen breit, und liegt unter 22° 12′ ſüdl. Breite und 141° weſtl. Länge (nordöſtliche Spitze).

Die Inſel Osnabruck, eine Gruppe niedriger, bewaldeter und unbewohnter Inſelchen, hat in ihrem Innern eine ſehr große Lagune. Sie wurde im Jahr 1767 von Carteret entdeckt und war Zeuge von dem Schiffbruche des Walfiſchfängers Matilda im Jahr 1792. Beechey, der ſie im Jahr 1826 beſuchte, fand noch die Ueberreſte dieſes Schiffbruches. Sie ſcheint keine anderen Bewohner gehabt zu haben als Seevögel, Eidechſen, Krabben und Schildkröten. Ihre Länge beträgt fünfzehn Meilen von Oſten nach Weſten und ihre Breite ſieben Meilen von Norden nach Süden. Lage: 21° 50′ ſüdl. Breite und 141° 5′ weſtl. Länge (Oſtſpitze).

Die Inſel Lagon de Bligh, ein niedriges, bewaldetes und bewohntes Inſelchen, mit einer Lagune. Sie wurde im Jahr 1792 von Bligh entdeckt und im Jahr 1826 von Beechey geſehen. Die Eingebornen ſind beinahe nackt und von ſehr dunkler Farbe. Sie tragen ihre Haare in einen Knoten auf den Kopf gebunden. Als Beechey erſchien, empfingen ſie ihn mit Lanzen, Keulen und Steinen. Südl. Breite 21° 38′, weſtl. Länge 142° 58′ (Nordſpitze).

Die Inſel Barrow, klein, niedrig und bewaldet, hat vier bis fünf Meilen im Umfang und eine Lagune. Beechey, der ſie im Jahr 1826 entdeckte und beſuchte, fand daſelbſt Spuren, daß ſie kürzlich noch bewohnt geweſen. Kokosnußbäume, Pandanus, Scevola, Caſuarina, Pemphis, Tournefortia und mehrere andere Bäume bedecken die ganze Inſel. Südl. Breite 20° 45′, weſtl. Länge 144° 24′.

Die Inſel Clermont-Tonnere, niedrig und bewaldet, mit einer Lagune. Entdeckt i. J. 1822 von dem Kapitän der Minerva, Bell, wurde ſie im Jahr 1823 von Duperrey wieder geſehen, deſſen Schiff ſich in der Nacht ſehr nahe an ihren Klippen befand. Wieder geſehen im Jahr 1826 von Beechey. Die Bewohner waren beinahe nackt; einer von ihnen hatte die Farbe eines afrikaniſchen Negers. Sie zeigten ſich argwöhniſch und immer bewaffnet. Die ganze Gruppe iſt zwölf Meilen lang von Nordweſt nach Südweſt und drei bis vier Meilen breit. Südl. Breite 18° 28′, weſtl. Länge 138° 47′ (Nordſpitze).

Die Inſel Serles, eine Gruppe niedriger und bewaldeter Inſeln, mit einer Lagune, entdeckt im Jahr 1767 von Wilſon; man ſah dort einen Morai und einige Spuren von Bevölkerung. Im Jahr 1823 ſah ſie Duperrey von Weitem; Beechey ſah ſie im Jahr 1826 in der Nähe, und berichtet uns, ihre Bewohner ſeyen den Eingebornen der Inſel Lagon de Bligh ähnlich. Serles iſt achthalb Meilen lang und zwei Meilen breit. Südl. Breite 18° 22′, weſtl. Länge 139° 17′ (ſüdöſtliche Spitze).

Die Inſel San-Pablo; man findet ſie auf den alten ſpaniſchen Karten; die neueren Seefahrer aber haben ſie nicht wieder aufgefunden.

Die Inſel Narciſſe, niedrig, bewaldet, bevölkert, mit einer Lagune, geſehen im Jahr 1822 von den Kapitänen Clarke und Humphrey, im Jahr 1823 von Duperrey. Dieſe Inſel iſt acht Meilen lang von Oſt-Nordoſt nach Süd-Südweſt und eine bis zwei Meilen breit. Südl. Breite 17° 20′, weſtl. Länge 140° 48′ (Mitte).

Die Inſel Lanciers, niedrig, rund und bewaldet. Entdeckt wurde ſie im Jahr 1768 von Bougainville, der ſie ſo nannte, weil er die Bewohner mit Lanzen bewaffnet ſah; ein Jahr hernach ſah ſie Cook, der ſie Thrumb-cap nannte; Beechey fand ſie im Jahr 1826 unbewohnt. Sie hat drei bis vier Meilen im Umfang und liegt unter 18° 30′ ſüdl. Breite und 141° 30′ weſtl. Länge (Nordweſtſpitze).

Die Inſel Tehai, eine Gruppe niedriger, bewaldeter und bewohnter Inſelchen, mit einer Lagune. Bougainville ſah ſie zuerſt von Weitem und nannte ſie les quatre Facardins; im folgenden Jahre gab ihr Cook den Namen Lagon. Beechey verkehrte im Jahr 1826 mit den Wilden, die ihm eine merkwürdige Raſſe zu ſeyn ſchienen. Von athletiſchem Wuchſe, mit gelockten und buſchigen Haaren und hellerer Farbe als die Bewohner der benachbarten Inſeln, waren ſie, ganz das Gegentheil von den Anderen, ehrlich und freundſchaftlich in ihrem Verkehr mit uns. Einer von ihnen hatte einen Knebelbart und eine ſo weiße Haut, daß man ihn für einen Europäer hätte halten können. Uebrigens waren ſie weder geſchmückt noch tättowirt. Die Männer trugen den Moro, bisweilen auch eine Matte über die Schultern und Federn auf dem Kopfe. Die Frauen verhüllten ihre Lenden mit einer Matte; ſie ſchienen hier mehr Rechte zu haben als in jeder andern Gegend Polyneſiens. Wenn die Männer mit einigen eingehandelten Gegenſtänden aus Land zurückkehrten, nahmen ſie ihnen die Frauen weg. Die Gruppe hat acht bis zehn Meilen im Umfang; ihre ſüdl. Breite iſt 18° 43′, ihre weſtl. Länge 141° 10′ (Gehölz im Weſten).

Die Inſel Glouceſter, niedrig, ſandig und unbewohnt. Mit den drei folgenden zuſammen bildet ſie die Gruppe, welche Quiros Quatro Coronados nannte. Carteret ſah ſie wieder im Jahr 1767; der Margaret im Jahr 1803; Beechey im Jahr 1826. Auf der Südoſtſpitze befand ſich damals ein ſteinernes Morai. Lage: 20° 37′ ſüdl. Breite, 145° 23′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel San-Miguel, entdeckt von Quiros im J. 1606; wieder geſehen von Carteret im Jahr 1767, der daraus eine der Glouceſterinſeln machte. Lage: 20° 33′ ſüdl. Breite, 145° 41′ weſtl. Länge.

Die Inſel Margaret, eine kleine, niedrige, bewaldete und bewohnte Inſel, entdeckt im Jahr 1803 von Margaret. Turnbull verkehrte mit ihren Bewohnern. Ihre Farbe iſt dunkel, ihre Haare geflochten und lang; ſie erſchienen mit Lanzen bewaffnet. Lage: 20° 24′ ſüdl. Breite und 145° 34′ weſtl. Länge.

Die Inſel Turnbull, niedrig und bewohnt, entdeckt von Margaret im Jahr 1803; drei Meilen lang. Lage: 20° ſüdl. Breite, 145° 39′ weſtl. Länge.

Die Inſel Britomart, entdeckt im Jahr 1822, ob man ſie gleich für die Inſel San-Pablo von Quiros halten könnte. Lage: 19° 52′ ſüdl. Breite, 147° 44′ weſtl. Länge.

Die Inſel Cumberland, niedrig und bewaldet, entdeckt von Wallis im Jahr 1767, wieder geſehen von Beechey im Jahr 1826; ſie iſt acht

Meilen lang von Weſt-Nord-Weſt nach Oſt-Süd-Oſt und zwei Meilen breit. Lage: 19° 11′ ſüdl. Breite, 143° 35′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Byam iſt niedrig, hat acht Meilen im Umfang und eine Lagune; ſie wurde im Jahr 1826 von Beechey entdeckt. Lage: 19° 48′ ſüdl. Breite, 142° 45′ weſtl. Länge (nordweſtliche Spitze).

Die Inſel William Henry, eine Gruppe niedriger und bewaldeter Inſelchen, auf Einem Riffe gelegen, das ſich auf acht Meilen von Weſt-Nord-Weſt nach Oſt-Süd-Oſt erſtreckt; entdeckt von Wallis im Jahr 1767; wieder geſehen von Duperrey im Jahr 1823 und von Beechey im Jahr 1826. Lage: 18° 45′ ſüdl. Breite, 144° 11′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Marakau, eine der Two groups, entdeckt von Cook im Jahr 1769 und wieder geſehen von Beechey im Jahr 1826. Es ſind niedrige, bewaldete und bewohnte Inſeln und erſtrecken ſich auf zwölf bis dreizehn Meilen von Nord-Nord-Weſt nach Süd-Süd-Oſt. Cook fand auf dieſer Inſel Eingeborne von brauner Farbe, gut gewachſen, nackt und mit in ein Netz gebundenen Haaren. Lage: 18° 4′ ſüdl. Breite und 144° 36′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Bugersinſeln, niedrig und nahe bei einander liegend, entdeckt von Margaret im Jahr 1803. Nach d'Urville liegen ſie unter 18° 7′ ſüdl. Breite und 145° 24′ weſtl. Länge (Mitte); aber Morenhout leugnet ihr Daſeyn.

Die Inſel Monu, entdeckt im Jahr 1774 von Bonechea, der ſie Las Animas nannte; wieder geſehen im Jahr 1819 von Bellinghauſen, der ſie Moller nannte; im Jahr 1823 von Duperrey, im Jahr 1826 von Beechey. Eine Kette bewaldeter und bewohnter Inſeln, die auf einem Riffe liegen, das ſich auf ſiebenzehn Meilen von Nordoſt nach Südweſt erſtreckt und ſieben Meilen breit iſt. Lage: 17° 50′ ſüdl. Breite und 143° 7′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Towere, entdeckt im Jahr 1772 von Bonechea, der ſie St. Simon und St. Judas nannte; wieder geſehen von Cook im Jahr 1773 und von ihm Inſel Revolution genannt; wieder gefunden im Jahr 1826 von Beechey. Im Jahr 1774 ſchlugen die Bewohner eine Landung von Spaniern mit den Waffen ab. Die Inſel iſt niedrig und bewaldet und fünf Meilen lang. Lage: 17° 22′ ſüdl. Breite, 143° 47′ weſtl. Länge (ſüdöſtliche Spitze).

Die Inſel St. Quentin, entdeckt im Jahr 1772 von Bonechea, wieder geſehen von ihm im Jahr 1774; ſie war wahrſcheinlich auch die Inſel Doubtful Cooks; endlich ſah ſie Beechey wieder im Jahr 1826. Die Inſel iſt niedrig und ziemlich bewaldet. Lage: 17° 19′ ſüdl. Breite und 144° 58′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Humphrey, entdeckt von dem Kapitän des Goode-Hope, Humphrey, im Jahr 1822; eine niedrige und ziemlich unbekannte Inſel. Lage: 16° 48′ ſüdl. Breite, 143° 58′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Honden, entdeckt im Jahr 1616 von Schouten, der ſie ſo nannte, weil er Hunde dort antraf, welche nicht bellen. Sie wurde im Jahr 1816 von Kotzebue wieder geſehen, der ſie zweifelhafte Inſel nannte und damit andeuten wollte, daß er nicht glaube, daß es die Inſel Honden Schoutens ſey. Es iſt eine niedrige, unbewohnte, bewaldete

Inſel mit einer Lagune; ihr Umfang beträgt fünfzehn bis achtzehn Meilen. Lage: 14° 50′ ſüdl. Breite, 146° 6′ weſtl. Länge.

Die Inſel Desappointement, entdeckt von Byron im Jahr 1765, zwei niedrige, bewaldete, bevölkerte und durch einen zehn Meilen breiten Kanal von einander getrennte Inſelgruppen. Behende, lebhaft und mit Lanzen bewaffnet, widerſezten ſich die Eingebornen der Landung Byrons. Die Inſeln ſind mit ſchönen Kokospalmen bedeckt; die kleinſte hat fünf Meilen im Umfang. Lage: 14° 6′ ſüdl. Breite und 143° 16′ weſtl. Länge (Nordſpitze der größten).

Die Inſel Predpriatie, entdeckt im Jahr 1824 von Kotzebue, der ſie von einer kräftigen und olivenfarbigen Raſſe bewohnt fand. Hübſche Hütten von Schilfrohr zeigten ſich hie und da unter Bäumen. Die hohle See und die Haltung der Eingebornen geſtatteten keine Landung. Die Inſel iſt niedrig und bewaldet und hat eine Lagune; ſie erſtreckt ſich auf vier Meilen von Oſt-Nord-Oſt nach Weſt-Süd-Weſt. Lage: 15° 58′ ſüdl. Breite und 142° 32′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Araktchieff, entdeckt im Jahr 1819 von Bellinghauſen und wieder geſehen im Jahr 1824 von Kotzebue; ſie iſt niedrig, unbewohnt und hat eine Lagune. Sie erſtreckt ſich fünfthalb Meilen von Nordoſt nach Südweſt. Lage: 15° 49′ ſüdl. Breite und 143° 12′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Wolkonsky, entdeckt von Bellinghauſen im Jahr 1819; wieder geſehen von Kotzebue im Jahr 1824; niedrige Inſel, ruhend auf einem Riffe, das von Norden nach Süden 21 Meilen lang iſt. Lage: 15° 46′ ſüdl. Breite und 144° 29′ weſtl. Länge.

Die Inſel Barclay, entdeckt von Bellinghauſen im Jahr 1819; eine Kette niedriger Inſeln, auf Einem Riffe liegend, das von Nord-Nord-Oſt nach Süd-Süd-Weſt 11½ Meilen lang iſt. Lage: 16° 6′ ſüdl. Breite, 144° 43′ weſtl. Länge.

Die Inſel Good-Hope, entdeckt im Jahr 1822 von dem Kapitän des Good-Hope, Humphrey; niedrige Inſel. Lage: 16° 48′ ſüdl. Breite, 143° 58′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Nigeri, entdeckt im Jahr 1819 von Bellinghauſen. Sie iſt niedrig und erſtreckt ſich auf ſieben Meilen von Norden nach Süden. Lage: 16° 42′ ſüdl. Breite 145° 5′ weſtl. Länge.

Die Inſel Holt, entdeckt im Jahr 1803 vom Margaret, wieder geſehen im Jahr 1819 von Bellinghauſen, der ſie Yermoloff nannte; eine Gruppe niedriger Inſeln auf Einem Riffe, das ſich auf 15½ Meilen Nord-Nord-Weſt nach Süd-Süd-Oſt erſtreckt. Lage: 16° 22′ ſüdl. Breite und 145° 28′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Philips, entdeckt vom Margaret im Jahr 1803. Turnbull ſah ihre Einwohner; er beſchreibt ſie als Wilde, mit denen man nicht umgehen könne. Sie waren nackt bis auf den Gürtel, der mit dem Maro bedeckt iſt; den Häuptling allein zeichnete ein Halsband von Perlenmuſcheln aus. Bellinghauſen ſah im Jahr 1819 dieſe Gruppe wieder; die Länge des Riffs, auf dem ſie ruht, berechnet er auf 32 Meilen von Weſt-Nord-Weſt nach Süd-Süd-Oſt. Sie erſtreckt ſich von 16° 28′ bis 16° 42′ ſüdl. Breite und von 145° 48′ bis 146° 22′ weſtl. Länge. D'Urville glaubt, ſie ſey die Inſel Holt des Margaret und die vorhergehende eine Entdeckung Bellinghauſens.

Die Inſel Furneaux, entdeckt im Jahr 1773 von Cook; niedrige und bewohnte Inſel mit einer Lagune von ſechszig Meilen im Umfang. Lage: 17° 6′ ſüdl. Breite, 145° 24′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Adventure, niedrig, von Cook entdeckt im Jahr 1773; Niemand ſah ſie ſeitdem wieder. Südl. Breite 7° 4′, weſtl. Länge 145° 38′ (Mitte).

Die Inſel Tchitchagoff, entdeckt von Bellinghauſen im J. 1819; eine Gruppe niedriger Inſeln auf einem Riffe, das von Oſt-Nord-Oſt nach Weſt-Süd-Weſt eilf Meilen lang und vierthalb Meilen breit iſt. Lage: 16° 51′ ſüdl. Breite, 147° 12′ weſtl. Länge.

Die Inſelgruppe Sacken, entdeckt von Bellinghauſen, auf einem Riffe ruhend, das ſich auf 13½ Meilen von Nordweſt nach Südoſt erſtreckt. Lage: 16° 29′ ſüdl. Breite, 146° 36′ weſtl. Länge.

Die Inſel Baraka, entdeckt im Jahr 1831 von dem Kapitän Ireland; eine niedrige Inſel von fünfzehn bis zwanzig Meilen Ausdehnung. Lage: 16° 6′ ſüdl. Breite, 147° 16′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Wittgenſtein, entdeckt im Jahr 1819 von Bellinghauſen; eine auf einem Riffe, das von Nordweſt nach Südoſt 32 Meilen lang und 9½ Meilen breit iſt, liegende Kette. Lage: von 16° 3′ bis 16° 32′ ſüdl. Breite und von 147° 43′ bis 148° 5′ weſtl. Länge.

Die Inſel San-Diego, eine hohe Inſel, deren Daſeyn zweifelhaft iſt, und die der Kapitän des Begleitungsſchiffes Bonechea's ungefähr unter 16° 50′ ſüdl. Breite und 149° 30′ weſtl. Länge ſetzt.

Die Inſel Greig, entdeckt von Bellinghauſen im Jahr 1819; eine Gruppe niedriger und unbewohnter Inſeln, welche auf einem Riffe liegen, das ſiebenzehn Meilen Umfang hat. Lage: 16° 11′ ſüdl. Breite und 148° 41′ weſtl. Länge.

Die Inſel Carlshoff, entdeckt im Jahr 1722 von Roggeween und wieder geſehen im Jahr 1824 von Kotzebue; eine niedrige Inſel mit einer Lagune, bewaldet und unbewohnt, erſtreckt ſich auf zehn Meilen von Oſten nach Weſten und iſt vier Meilen breit. Lage: 15° 27′ ſüdl. Breite und 147° 48′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Palliſerinſeln, entdeckt im J. 1722 von Roggeween, der ſie verderbliche Inſeln nannte, weil eines ſeiner Schiffe dort unterging und die beiden anderen nur mit größter Schwierigkeit ſich retteten. Die Eingebornen waren von hohem Wuchs; ihre Haare lang, ihr Körper mit allerlei Farben bemalt, die Geſichtsbildung roh und wild. Cook ſah dieſe Inſeln wieder im Jahr 1774 und nannte ſie Palliſerinſeln; Wilſon ſah ſie auch im Jahr 1797; neuerdings wurden ſie unterſucht von Bellinghauſen im Jahr 1819 und von Kotzebue im Jahr 1824. Es ſind vier abgeſonderte Gruppen: die erſte im Norden hat ſechszig Meilen im Umfang und liegt unter 15° 17′ ſüdl. Breite und 148° 53′ weſtl. Länge (Mitte); die zweite im Nordoſten iſt vierzehn Meilen lang und neun Meilen breit und liegt unter 15° 28′ ſüdl. Breite und 148° 29′ weſtl. Länge (Mitte); die dritte im Südoſten, Eliſabeth genannt, iſt neunzehn Meilen lang von Weſt-Nord-Weſt nach Oſt-Süd-Oſt und ſechs Meilen breit, und liegt unter 15° 55′ ſüdl. Breite und 148° 20′ weſtl. Länge (Mitte); die vierte endlich im Südweſten erſtreckt ſich auf ungefähr zwanzig Meilen von Oſt-Süd-Oſt nach Weſt-Nord-Weſt und liegt unter 15° 46′ ſüdl. Breite und 149° 5′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Romanzoff, entdeckt und beſucht im J. 1816 von Kotzebue; eine niedrige, unbewohnte, gut bewaldete Inſel von acht bis neun Meilen im Umfang. Lage: 14° 55′ ſüdl. Breite und 146° 56′ weſtl. Länge.

Die Inſeln Ura und Tiukea, entdeckt im J. 1616 von Schouten, der ſie Zondergrond nannte, um damit anzudeuten, daß er bei ihnen keinen Grund gefunden habe. Die Eingebornen ſind diebiſch und hinterliſtig und griffen mit ihren Keulen die Holländer an, welche genöthigt waren, Feuer auf ſie zu geben. Männer und Weiber, Alles vertheidigte ſich, Jene mit Lanzen, welche mit Fiſchgräten beſezt waren und mit Schleudern, die Weiber nur mit ihren Händen, indem ſie den Fremden an den Hals ſprangen. Dieſe Inſulaner waren groß, gut gewachſen, mit Stumpfnaſen und durchbohrten Ohren. Das Eiſen ſchäzten ſie ſehr, und ſuchten Alles, was ſich an Bord fand, wegzunehmen. Byron ſah dieſe Gruppe im Jahr 1765 wieder und nannte ſie King-Georges-Inſeln. Er landete mit Gewalt daſelbſt und verſchaffte ſich einige Kokosnüſſe. Die Piroguen der Eingebornen, welche ſie mit Gewandtheit lenkten, trugen bis gegen dreißig Mann. Byron fand auf dieſer Inſel das Steuerruder einer Schaluppe und verſchiedene Gegenſtände von Eiſen und Kupfer, augenſcheinlich Trümmer eines Schiffbruches. Cook erſchien wiederum auf dieſen Inſeln im Jahr 1774. Die Eingebornen wagten nichts Feindliches gegen die Europäer zu unternehmen; aber ſie zeigten ſich ſo aufdringlich und unverſchämt, daß der Kapitän aus Furcht vor einem Ueberfall ſich zurückzog und ihnen als Abſchiedsgruß eine Artilleriesalve zuſandte. Die Eingebornen waren ſchwärzer und kräftiger als die Taitier; ihre Tättowirung beſtand nur in Fiſchfiguren. Die Männer trugen nur den Maro; aber die Frauen hatten mehr Kleider. Sie kannten den Naſengruß und hatten Hunde wie die taitiſchen, nur mit langem und weißem Haare. „Sie gebrauchten,“ ſagt Forſter, „eine Art Löffelkraut, das ſie Jeu nannten, um die Fiſche zu berauſchen, indem ſie es mit gewiſſen Schaalthieren fein reiben.“ Der Boden beſteht nur aus einer ganz dünnen Lage auf einer Korallenbank. Die Sprache dieſer Wilden gleicht der taitiſchen, ob ſie gleich mehr Kehllaute hat. Auch die Morai's ſind die nämlichen wie auf Taiti. Dieſe Inſeln wurden ſpäter von Kotzebue wieder geſehen, wenigſtens die ſüdliche, welche er Spiridof nannte, indem er glaubte, ſie ſey noch nicht bekannt. Er ſah ſie wieder im Jahr 1824 und ſcheint auf ſeiner Meinung beharrt zu haben.

Tiukea iſt eine Gruppe niedriger, bewaldeter und bevölkerter Inſeln, hat ungefähr dreißig Meilen im Umfang und liegt unter 14° 27′ ſüdl. Breite und 147° 11′ weſtl. Länge.

Ura, das auch eine Kette niedriger, bewaldeter und bevölkerter Inſeln iſt, erſtreckt ſich auf zehn bis zwölf Meilen von Nordoſt nach Südoſt; ſie liegt unter 14° 39′ ſüdl. Breite und 147° 27′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Wilſon, entdeckt von Wilſon im Jahr 1797, der ſie für Tiukea hielt; wieder geſehen von Turnbull im Jahr 1803; eine Gruppe niedriger Inſeln, welche auf einem Riffe von zwanzig bis dreißig Meilen Umfang liegen. Lage: 14° 28′ ſüdl. Breite und 148° 30′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Waterland, entdeckt im Jahr 1616 von Schouten, der keine Bewohner dort fand; wieder geſehen im Jahr 1797 von Wilſon,

der ſie für Ura hielt, und im Jahr 1803 von Turnbull. Eine Gruppe niedriger Inſeln auf einem Riffe von zwanzig bis dreißig Meilen Umfang. Lage: 14° 36′ südl. Breite und 148° 45′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Vliegen, entdeckt im Jahr 1616 von dem Kapitän Schouten und ſo genannt wegen der unzähligen Muskitos, die er dort fand. Schouten ſah dort fünf oder ſechs Wilde. Roggeween ſah dieſe Gruppe wieder im Jahr 1722 und nannte ſie Labyrinth wegen der Riffe, welche ſie umgeben. Was er von einem Lande von dreißig Lieues Länge, das er 25 Meilen von den verderblichen Inſeln fand, ſagt, läßt ſich wenigſtens auf dieſe Inſeln anwenden. Wie Dem auch ſeyn mag, der Kapitän Byron ſah ſie wieder im Jahr 1765; er nannte ſie Prinz-Wallis-Inſeln und fuhr an der nördlichen Küſte hin; der Margaret nannte ſie im J. 1803 Dean-Inſeln; Kotzebue kam im Jahr 1816 an denſelben vorbei und überzeugte ſich, daß ſie eine Kette bewaldeter Inſeln bilden, welche ſich auf mehr als ſiebenzig Meilen von Oſt-Süd-Oſt nach Weſt-Nord-Weſt erſtrecken und wenigſtens zwanzig Meilen Breite und eine Lagune in ihrem Innern haben. Lage: von 14° 49′ bis 15° 21′ südl. Breite und von 149° 18′ bis 150° 18′ weſtl. Länge.

Die Inſel Kruſenſtern, entdeckt von Kotzebue im Jahr 1816 und wieder geſehen von Bellinghauſen im Jahr 1819. Es iſt eine Kette niedriger Inſeln mit einer Lagune, in deren Mitte ſich eine bewaldete Inſel erhebt. Die Gruppe erſtreckt ſich auf fünfzehn Meilen von Nord-Nord-Oſt nach Süd-Süd-Weſt. Lage: 15° 00′ südl. Breite und 150° 34′ weſtl. Länge (Mitte).

Die Inſel Lazareff, klein und unbewohnt, entdeckt im J. 1819 von Bellinghauſen, iſt von Oſten nach Weſten ſechsthalb Meilen lang. Dieſe Inſel iſt die weſtlichſte des Pomotu-Archipels. Lage: 14° 56′ südl. Breite und 151° 5′ weſtl. Länge.

Inſel Matia. Sie wurde Cook im Jahr 1769 von dem Taitier Tupaïa bezeichnet, der ſie unter dem Namen Matechiva oder Matea kannte. Bonechea hörte von ihr im Jahr 1774 durch einen Piloten von Taiti; aber Turnbull iſt der Erſte, der ſie im Jahr 1803 ſah. Er beſchreibt ſie als eine ſehr hohe, auf ſechs bis ſieben Lieues Entfernung ſichtbare und mit einer reichen Vegetation bedeckte Fläche. Der Margaret ankerte in einer ſchönen Bai unter dem Winde, und ſein Verkehr mit den Eingebornen war friedlich. Die Sitten, die Gebräuche, die Kleidungen, die Hütten, die Piroguen hatten viel Aehnlichkeit mit den taitiſchen; nur war Alles gröber und minder künſtlich. Man traf auf der Inſel eine Pirogue, die vor einiger Zeit von Taiti gekommen war, um den Tribut einzuziehen. Ein Miſſionär iſt der Meinung, man ſollte dieſe Inſel eher zu Taiti rechnen als zu Pomotu. Bellinghauſen, der ſie im Jahr 1819 wieder ſah, ſchätzt ihren Umfang auf vier Meilen. Sie liegt unter 15° 53′ südl. Breite und 150° 39′ weſtl. Länge.

Inſel Ducie. Der Spanier Quiros, der ſie zuerſt 1666 ſah, nannte ſie Incarnacion. 1791 fand ſie der Engländer Edwards wieder und nannte ſie Ducie. Der gelehrte Kapitän Beechey kam im Jahr 1826 ſehr nahe an ihr vorbei, ſezte ſie unter 24° 40′ südl. Breite und 127° 6′ weſtl. Länge und unterſuchte ſie genau. Ihm zufolge iſt ſie ein kleines, niedriges, unbewohntes und mit zwölf bis fünfzehn Fuß hohem Geſtrüpp

bedecktes Inſelchen, zwei Meilen lang und eine Meile breit. In ihrem Mittelpunkte befindet ſich eine Lagune oder ein kleines Baſſin von Meerwaſſer, das tief zu ſeyn ſcheint, zu welchem der Zugang aber äußerſt ſchwierig iſt. Auf der Korallenbank, welche die Inſel wie ein Gürtel umgibt, gibt es Fiſche und beſonders Haifiſche in Menge. Ducie iſt wahrſcheinlich das Ende der unterſeeiſchen Kette, welche den vulkaniſchen und den von Korallen gebildeten Inſeln Taiti's zur Unterlage dient.

Die Inſel Eliſabeth iſt eine Meile breit und fünf Meilen lang; ihre durch das Meer unterhöhlten Küſten ſind ungefähr fünf Fuß hoch. Ihr Boden iſt Korallenkalk wie die Bank, auf welcher ſie ruht. Wahrſcheinlich verdankt ſie ihr Daſeyn einem unterſeeiſchen Vulkan. In einer Entfernung von hundert Klaftern vom Ufer findet man den Grund auf 25 Faden; hernach erreicht ihn aber das Blei auf 200 Faden Tiefe nicht mehr. Die Widerſee macht die Landung beinahe unmöglich. Sie iſt mit ſehr niedrigem, aber dichtem und undurchdringlichem Gebüſche bedeckt, daß man nur mit größter Mühe auf den Gipfel der Hügel kommen kann; die höchſten Bäume der Inſel ſind die Pandanusbäume; ſonſt ſieht man nur Strauchwerk, Geſtrüpp, Farrnkräuter und Schlingpflanzen. Eßbare Früchte gibt es hier nicht.

Die Inſel Eliſabeth wurde im J. 1606 von Quiros entdeckt, der ſie Jan-Juan-Baptiſta nannte; Kruſenſtern ſchreibt ihre Entdeckung dem Engländer H. King zu; Beechey, der zuerſt ihre Lage beſtimmte, nämlich unter 24° 21′ ſüdl. Breite und 130° 38′ weſtl. Länge, meint, ſie ſollte den Namen Henderſon führen, ob er gleich gern glauben möchte, daß ſie zuerſt von der verunglückten Mannſchaft des Eſſex entdeckt worden ſey, der im Jahr 1820 von einem Walfiſch zerſtört wurde. Die Sache verhielt ſich folgendermaßen: Pollard, der Kommandant des Walfiſchfängers Eſſex, befand ſich am 20. November 1820 neben dem Aequator und unter 120° weſtl. Länge. Seine Mannſchaft hatte zwei Walfiſche gefangen, welche ſie noch an den Harpunen hielt und welche die Boote verfolgten und ermüdeten, als plötzlich mitten am Tage ein ſolches Thier, wie wenn es die gefangenen hätte rächen wollen, auf das Schiff losſtürzte und ſo heftig gegen das Hintertheil anſtieß, daß es erſchüttert wurde. Indeß hatte die Brigg noch gehalten; aber nach Verlauf einer Stunde erneuerte der nämliche Walfiſch ſeinen Angriff, ſtieß noch wüthender gegen daſſelbe und machte einen ſo breiten Leck, daß ſich der Schiffsraum plötzlich füllte. Um der drohenden Gefahr zu entgehen, belud die Mannſchaft, die zwanzig Mann ſtark war, ſchnell die drei Schaluppen mit Waffen, Inſtrumenten und Lebensmitteln, und überließ ſich dem Meer und der Willkür der Winde. Die eine Schaluppe mit ſieben Mann wurde nie wieder geſehen; die beiden anderen landeten nach dreiwöchentlicher beſchwerlicher Fahrt auf der Inſel Eliſabeth, wo ſie Nichts als die von den Chineſen ſo geſuchten Seeſchwalbenneſter fanden.

Die unglückliche Mannſchaft des Eſſex ging wieder in See und ließ auf der Inſel Eliſabeth drei Männer auf ihr Verlangen zurück. Sie blieben drei Monate auf dieſem Felſen und lebten von Vögeln und Schildkröten. Ihr Obdach war eine Grotte, in welcher ſie acht menſchliche Skelette fanden. Da es auf der Inſel kein ſüßes Waſſer gibt, ſo mußten die Unglücklichen alle Qualen des Durſtes ausſtehen und einen Regen abwarten,

um ihren brennenden Durſt zu löſchen. Sie wurden von dem Surrey, Kapitän Montgommery, aufgenommen, der, nachdem er die Schiffbrüchigen der Schaluppen aufgefunden hatte, zu dem Ende auf die Inſel Eliſabeth geſchickt worden war. Dieſe lezteren hatten nicht weniger gelitten als ihre Gefährten. Sie erduldeten alle Qualen des Hungers und verzehrten zuerſt zwei ihrer Gefährten, welche aus Ermattung geſtorben waren; dann warfen ſie das Loos über einander, und da dieſes auf den Schiffsjungen gefallen war, ſo tödteten ſie dieſen Unglücklichen und aßen ihn; endlich verzehrten ſie auch noch den Leichnam eines Andern, der geſtorben war. Als man den beiden Booten begegnete, waren ſie von einander getrennt und die Mannſchaft glich Geſpenſtern.

Geſchichte der Empörer vom Schiffe Bounty.

Die engliſche Regierung machte im Jahr 1787 den Plan, auf einige ihrer Kolonien in Amerika den Brodbaum und andere Früchte und nützliche Erzeugniſſe des Südmeers zu verpflanzen. Im Monat Auguſt deſſelben Jahrs wurde der Schiffslieutenant William Bligh zum Kommandanten des Schiffes Bounty ernannt, welches 45 Tonnen hielt und vier ſechspfündige Kanonen, vier Steinböller und 46 Mann, den Kapitän mit inbegriffen, hatte. Es ging im Monat December von England ab und kam am 26. Oktober 1788 auf Taiti an.

Nachdem Bligh ſechs Monate auf dieſer Inſel verweilt und alle Brodfruchtpflanzen und Anderes im beſten Zuſtande eingeſammelt und eingeſchifft hatte, lichtete er am 4. April in größter Ordnung den Anker; ſeine Mannſchaft war vollkommen geſund, wohl verſehen und that ihren Dienſt mit jener ſtrengen Subordination, welche man auf engliſchen Kriegsſchiffen gewohnt iſt.

Vierundzwanzig Tage nach der Abfahrt von Taiti empörte ſich die Hälfte der Mannſchaft gegen ihren Kapitän, der, aber ohne Erfolg, von der andern Hälfte unterſtüzt wurde. Das in tiefſter Stille gereifte Komplott kam am 28. April 1789 zur Ausführung. Achtzehn Mann und der Kapitän wurden mit Gewalt in einer 22 Fuß langen Schaluppe eingeſchifft, welche mit 150 Pfund Zwieback verſehen und dann in das weite Meer hinausgeſtoßen wurde. Es begann nun eine wunderbar glückliche Fahrt, auf welcher die Mannſchaft eben ſo viel Hingebung zeigte, als der Kapitän Muth und Geſchicklichkeit entwickelte. Sie kamen, ohne einen Mann zu verlieren, auf Timor an, nachdem ſie in 48 Tagen 1206 Seemeilen zurückgelegt hatten. Was wurde nun aber, während der treue Theil der Mannſchaft des Bounty ſeine wundervolle Fahrt beendigte und ein halbeiviliſirtes Land betrat, aus den Meuterern, und was ſollten die Folgen eines ſo ſeltſamen und verbrecheriſchen Unternehmens ſeyn? Darüber gibt uns die Erzählung des Kapitäns Beechey Aufſchluß, der in den Jahren 1825 bis 1828, vierzig Jahre nach dem Ereigniſſe, Kommandant des königlichen Schiffes Bloſſom war und ſeine Gefährten vom Bloſſom allein überlebte. Sie lautet:

„Die Theilnahme, welche die Ankündigung erweckte, daß man von den Maſten des Bloſſom die Inſel Pitcairn erblicke, führte Alle auf das Verdeck und gab zu einer Reihe von Betrachtungen Veranlaſſung, welche unſern Wunſch, ſobald als möglich mit den Bewohnern in Verkehr zu treten, die Freuden ihrer kleinen Geſellſchaft zu ſehen und zu theilen und genauere,

ausführliche Nachrichten über das Bounty einzuziehen, noch mehr ſteigerten; aber der Einbruch der Nacht nöthigte uns, die Erfüllung unſerer Wünſche auf den folgenden Tag zu verſchieben. Wir fuhren nun, an der bereits von Carteret unterſuchten Inſel hin, hofften dort Anker werfen zu können, und hatten, während dieß geſchah, die Freude, ein Boot auf uns zuſegeln zu ſehen. Auf den erſten Anblick zweifelten wir, ob die Bemannung dieſes Fahrzeuges aus Inſulanern beſtehe, und vermutheten, ſie gehören zu einem Wallfiſchfänger auf der entgegengeſezten Küſte; aber bald wurden wir durch die merkwürdige Zuſammenſetzung ſeiner Mannſchaft überraſcht. Es war der alte Adams und alle Jünglinge der Inſel.

„Ehe die Inſulaner an Bord kamen, fragten ſie an, ob man ſie zulaſſen wolle. Als man ihnen die Erlaubniß dazu gegeben hatte, ſprangen ſie an Bord, und drückten einem jeden Offizier mit ſichtbarer Freude die Hand.

„Der alte Adams, der nicht ſo flink war, als die Anderen, kam zulezt an Bord. Er war ein Mann von 65 Jahren, von einer in dieſem Alter ſeltenen Kraft und Thätigkeit, ob er gleich ſehr dick war. Er trug ein Matroſenhemd, Hoſen, und einen niederen Hut, den er beſtändig in der Hand hielt, bis man ihn aufforderte, ſich zu bedecken. Troß dem behielt er die Manieren eines Matroſen, und verneigte ſich leicht mit dem Kopfe, ſo oft ihn ein Offizier anredete.

„Es war das erſte Mal ſeit der Meuterei, daß er ſich an Bord eines Kriegsſchiffes befand, und dieß brachte ihn einigermaßen in Verlegenheit, die noch durch die Erinnerung an die Scenen bei der Wegnahme des Bounty, und durch die Vertraulichkeit vermehrt wurde, mit der ſich Perſonen, denen er zu gehorchen gewohnt war, mit ihm unterhielten. Uebrigens hatte er keine Beſorgniß wegen ſeiner perſönlichen Sicherheit. Er hatte ſowohl von der brittiſchen Regierung, als von vielen anderen Perſonen zu viele Beweiſe von Wohlwollen erhalten, als daß er die geringſte Beſorgniß in dieſer Hinſicht hätte hegen ſollen, und da Jeder ihn zu beruhigen und zutraulich zu machen ſich bemühte, ſo war er bald wieder in ſeiner natürlichen guten Laune.

„Die jungen Inſulaner, zehn an der Zahl, waren von hohem Wuchſe, kräftig und geſund, und die Gutmüthigkeit, welche ſich in ihrem Geſichte ausſprach, würde ihnen überall eine freundſchaftliche Aufnahme verſchafft haben; ihr einfaches Benehmen und ihre Beſorgniß, etwas Unanſtändiges zu begehen, hätten nicht einmal den Gedanken an eine Beleidigung von ihrer Seite aufkommen laſſen. Mit größter Naivetät richteten ſie verſchiedene Fragen an uns, die ſich eher für Perſonen gepaßt hätten, welche aufs Innigſte mit ihnen vertraut geweſen wären, oder ſie erſt vor Kurzem verlaſſen hätten, als an Fremde. Sie fragten uns um Nachrichten von Schiffen und Leuten, von denen wir nie hatten ſprechen hören. Ihre Kleidung, Geſchenke von Kapitänen oder von der Mannſchaft von Handelsfahrzeugen, bildete vollſtändige Karikaturen. Die einen trugen einen langen ſchwarzen Rock und Hoſen, andere Hemde ohne Kleider, andere bloß Weſten; keiner hatte Schuhe oder Strümpfe, und nur zwei beſaßen Hüte, die ſie ihrem Zuſtande nach nicht mehr lange tragen konnten.

„Sie waren ebenſo neugierig, von uns über die einzelnen Theile des Schiffes belehrt zu werden, als wir begierig waren, von ihnen über den Zuſtand der Kolonie und das Schickſal der Empörer, welche ſich auf der

Inſel niedergelaſſen hatten, nähere Nachweiſungen zu erhalten, da die verſchiedenen Beſucher widerſprechende Nachrichten darüber mitgetheilt haben. Vor Allem wünſchten wir, den Bericht über dieſe Umſtände von Adams ſelbſt zu erhalten, und Nichts ſchien intereſſanter zu ſeyn, als dieſer Bericht von einem Manne, der dabei ſelbſt eine Rolle geſpielt hatte und der ſich nun als frei von den Strafen betrachtete, die er ſich zuvor durch ſein Verbrechen zugezogen hatte.

„Während der Ueberfahrt des Bounty von England nach Taiti hatte der Lieutenant Bligh wiederholte Mißverſtändniſſe mit ſeinen Offizieren, und die Mannſchaft hatte im Allgemeinen gerechte Urſache, ſich über ihn zu beklagen. Doch welche Geſinnungen auch die Offiziere gegen ihn gehabt haben mögen, unter der Mannſchaft war doch noch keine wirkliche Unzufriedenheit, und noch weniger der Gedanke aufgekommen, ſich gegen ihren Kommandanten aufzulehnen. Hinzufügen muß man jedoch, daß die Offiziere mehr Grund zu klagen hatten, als die Matroſen, beſonders der Schiffsmeiſter und Chriſtian; dieſer leztere war ein Schützling des Lieutenant Bligh und war ihm unglücklicherweiſe einiges Geld ſchuldig. So oft ſich ein Streit zwiſchen ihnen erhob, erinnerte ihn Bligh an dieſe Verbindlichkeit. Chriſtian, äußerſt aufgebracht über den beſtändigen Tadel, dem ſowohl er, als die anderen Offiziere ausgeſezt waren, konnte dieſes Uebermaß von Vorwürfen nicht länger ertragen, und in einer augenblicklichen Aufreizung erklärte er ſeinem Kommandanten, daß der Tag, an welchem er mit ihm rechnen würde, früher oder ſpäter erſcheinen würde.

„Am Tage vor der Empörung hatte Bligh mit ſeinen Offizieren einen der Veranlaſſung nach unbedeutenden Streit, der aber durch die Hitze, mit welcher er geführt ward, ernſtlicher wurde. Auf Chriſtian fiel das ganze Gewicht der Unzufriedenheit des Lieutenants, und er hatte die erlittenen Beleidigungen zu tief gefühlt, als daß er ſie vergeſſen konnte. Am 28. April 1789, in einer der herrlichen Nächte, welche der Seemann unter dem tropiſchen Himmel mit Bewunderung anſtaunt, ließ Chriſtian alle die Leiden, die ihn quälten, vor ſeiner Seele vorübergehen; dann dachte er an ſeine Liebe auf Taiti, und hingeriſſen von dieſer ſtillen Betrachtung, wobei er vielleicht noch ſeine Lage und die Täuſchungen der Zukunft, die ihm aufbehalten ſeyn könnte, übertrieb, verlor er allmälig die Sehnſucht, in ſein Vaterland zurückzukehren, und faßte, wie thöricht und gefährlich auch ein ſolcher Plan war, den Entſchluß, auf einem Floße zu fliehen und zu verſuchen, ob er nicht die Inſel Tofoo, eine der Freundſchaftsinſeln, in deren Süden der Bounty auf ſeiner Rückfahrt nach England gerade ſteuerte, erreichen könne.

„Er hatte ſchon alle zu Ausführung ſeines Vorhabens erforderlichen Maßregeln genommen, als ein junger Offizier, der nachher auf der Pandora angekommen iſt und dem er ſein Geheimniß anvertraut hatte, ihm davon abzurathen ſuchte, und ihm eine Empörung als ein leichteres und ſichreres Mittel darſtellte. Der kühne Chriſtian ergriff dieſen Plan, beſchloß, wenn er ſcheitern ſollte, ſich ins Meer zu ſtürzen, und um ſich jede Rettung unmöglich zu machen, band er ein Senkblei, das er unter ſeinen Kleidern verbarg, ſich um den Hals. Nachdem Chriſtian den Matroſen Quintal vorläufig für eine Unternehmung, die ihm ſeine Geliebte und die auf Taiti genoſſenen Freuden wieder geben ſollte, günſtig

geſtimmt hatte, vertraute er ihm ſeinen Plan; dieſer aber verweigerte ſeine Theilnahme an einer Unternehmung, deren Ausgang ihm zu zweifelhaft ſchien. Da Chriſtian in ihn drang, ihm ſeine Feigheit vorwarf, und ihm als Zeichen ſeines feſten Entſchluſſes das Blei zeigte, das er um ſeinen Hals gebunden hatte, forderte ihn Quintal auf, andere von der Mannſchaft zu erforſchen, um zu erfahren, ob die Ausführung wohl glücken könne, und bezeichnete ihm zuerſt Iſaac Martin, der in der Nähe ſtand. Martin antwortete, daß er bereit und daß dieß ſehr leicht auszuführen ſey. Ermuthigt durch dieſen Erfolg ſeines erſten Verſuches, machte er der ganzen Wachmannſchaft ſeine Vorſchläge, und ehe der Tag anbrach, ſtand der größte Theil der Mannſchaft zu ſeiner Verfügung.

„Adams ſchlief in ſeiner Hängmatte, als der Matroſe Sammer ihm ins Ohr ſagte, daß Chriſtian ſich des Schiffes bemächtigen und den Kapitän nebſt dem Schiffsmeiſter an's Land ſetzen wolle. Als Adams dieß hörte, begab er ſich aufs Verdeck, wo er Alles in Verwirrung fand. Weil er keinen Theil an der Sache nehmen wollte, war er eben im Begriff in ſeine Hängmatte zurückzukehren, als er Chriſtian an der Waffenkiſte erblickte, wie er eben Waffen austheilte. Aus Furcht, er möchte ſich auf Seite der ſchwächeren Partei befinden, änderte er ſchnell ſeinen Entſchluß und forderte einen Säbel.

„Chriſtian hatte alle ſeine Anhänger vereinigt und jedem ſein Geſchäft angewieſen, darauf bemächtigten ſich beide, er und der Waffenmeiſter, des Kommandanten Bligh und feſſelten ihn, die Hände auf den Rücken gebunden, an das Kompaßhäuschen. Die Vorwürfe, die ihnen der Unglückliche machte, wurden mit Spott und flachen Säbelhieben beantwortet, und da er Chriſtian der Undankbarkeit anklagte und ihn an die ihm geleiſteten Dienſte, ſo wie an Weib und Kinder erinnerte, erwiderte ihm Chriſtian trocken, er hätte ſelbſt früher daran denken ſollen. Indeſſen hatten Adams und die übrigen Meuterer ſich der Offiziere bemächtigt, ihnen aber die Freiheit wieder gegeben, ſobald man des Lieutenants Herr geworden war. Unterdeſſen hatte der Steuermann, ungeachtet ſeiner ſchweren Klagen über den Despotismus des Kapitäns, von dem er mit mehr Strenge als irgend ein anderer Offizier behandelt worden war, eine Partei zu ſammeln geſucht, um das Schiff wieder zu nehmen; aber man war ihm ſchnell zuvorgekommen, und von der Uebermacht überwältigt, mußte er als Gefangener in den Schiffsraum hinabſteigen.

„Kaum war ſo die Empörung beendigt, als die Meuterer ſchon unter ſich ſelbſt uneins wurden. Sie waren übereingekommen, die Beſiegten dem Spiele der Wellen zu überlaſſen; zu dem Ende, wollten Einige, ſolle man ihnen den Kutter geben, Andere ſtimmten für die Schaluppe. Da die Mehrheit für die leztere war, wurde ſie ins Meer hinabgelaſſen; Martin aber, der befürchtete, auf dieſem Fahrzeuge werde es den Offizieren möglich werden, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, und man würde ſodann von da aus die Empörer aufſuchen laſſen, widerſezte ſich lebhaft dieſem thörichten Zugeſtändniß. Seine Kameraden aber, die ihm nicht trauten, entzogen ihm die Bewachung des Käpitäns, und ſtellten Adams dazu auf, der, als ihm Bligh Vorwürfe machte, daß er ſich auch unter ſeinen Feinden befinde, antwortete, daß er nur wie die Anderen gehandelt habe.

„Indeß war die Schaluppe ausgeſezt worden, und alle Offiziere,

welche ihrem Kommandanten treu geblieben waren, wurden genöthigt, ſie zu beſteigen; man gab ihnen ein kleines Waſſerfaß, 150 Pfund Zwieback, einen kleinen Vorrath von Rhum und Wein, einen Atlas, einen Kompaß, einige Fiſchleinen, Tonnen, Segelgarn, Tuch und andere in ihrer Lage ihnen unentbehrliche Gegenſtände. Endlich ließ man den Kommandanten hineinſteigen. Da dieſer die Empörer bat, man ſolle ihm außer dem Mundvorrath auch einige Musketen geben, damit ſie ſich im Nothfall vertheidigen könnten, verweigerte man dieß, und gab der Mannſchaft der Schaluppe bloß einige Säbel. Bald befand ſich das Schiff zwei Meilen von Tofoo, man hieb das Seil der Schaluppe ab, und alle Empörer riefen einſtimmig: nach Taiti, nach Taiti! So befanden ſich nun in der Schaluppe neunzehn Perſonen: der Lieutenant, der Steuermann, der Wundarzt, der zweite Steuermann, der Botaniker, drei Offiziere, der Zahlmeiſter und acht Matroſen; auf dem Bounty befand ſich die Elite der Mannſchaft: Chriſtian, dem das Kommando übergeben war, die Marineaſpiranten Haywood, Young, Stewart, der Waffenſchmied und der Zimmermann, die man gegen ihren Willen zu bleiben genöthigt hatte, weil man ihrer Dienſte benöthigt ſeyn konnte, der Zahlmeiſter, der Gärtner und der Reſt der Matroſen, unter ihnen Martin, der mit der Schaluppe hatte abgehen wollen, aber durch Quintal, der ihm die Muskete auf die Bruſt ſezte, daran verhindert worden war. Vergleicht man die numeriſche Stärke der Empörer und der Beſiegten, ſo wird man ſich über das Gelingen der Verſchwörung wundern; aber der Plan war von Chriſtian zu gut angeſponnen, ſeine Anhänger waren zu gut ausgewählt, als daß er hätte ſcheitern können.

„Was das Schickſal Blighs und ſeiner Gefährten war, weiß man. Nachdem das Schiff einige Zeit Weſt-Nord-Weſt geſteuert war, um die Mannſchaft der Schaluppe über den Weg, den es einſchlagen wollte, zu täuſchen, lenkte es, ſobald der Wind es erlaubte, auf Taiti zu. Nachdem ſie einige Tage vergeblich ſich abgemüht hatten, dahin zu kommen, ſteuerten ſie auf die kleine Inſel Tubuai zu, welche beinahe 300 Meilen von der Stelle, wo ſie ſich befanden, entfernt war. Umſonſt verſuchten ſie es, ſich dort niederzulaſſen; die Eingebornen machten ihnen jeden Fuß breit Boden ſtreitig. Da ſie jedoch hofften, dort eine Niederlaſſung gründen zu können, wenn ſie den Eingebornen ihre friedlichen Abſichten begreiflich machen würden, ſo ſteuerten ſie nach Taiti, um dort Dolmetſcher zu holen. Nach achttägiger Fahrt kamen ſie auf dieſer Inſel an, wo ſie von ihren alten Freunden mit großer Güte aufgenommen wurden. Chriſtian und ſeine Gefährten erzählten ihnen eine Geſchichte, um ihnen jeden Verdacht einer Empörung zu benehmen; ſie ſagten, daß der Lieutenant Bligh, da er eine zu einer Niederlaſſung taugliche Inſel gefunden habe, dort mit dem Reſte der Mannſchaft gelandet ſey und ſie mit dem Schiffe abgeſandt habe, um ſich lebende Thiere zu verſchaffen, ſo wie Alles, was der neuen Kolonie von Nutzen ſeyn könnte, und auch die Inſulaner, welche ſie begleiten wollten, von Taiti mitzunehmen.

„Ihre Erzählung hatte die gewünſchte Wirkung; man gab ihnen Alles, was ſie nöthig hatten; ſie erhielten ſogar eine Kuh und einen Stier, die einzigen Thiere dieſer Gattung, welche ſich auf der Inſel befanden, und welche man den Häuptlingen von Taiti zur Beſorgung übergeben hatte;

auch verſtanden ſich eingeborne Frauen und Männer dazu, ſie nach der angeblichen Niederlaſſung, von der ſie geſprochen hatten, zu begleiten.

„Voll Hoffnung nun, daß die Erläuterungen ihrer Dolmetſcher ihren Aufenthalt auf Tobuai endlich erleichtern würden, und mit allen Bedürfniſſen wohl verſehen, ſteuerten ſie zum Zweitenmale nach dieſer Inſel. Allein der neue Verſuch war nicht glücklicher als der erſte; denn die Eingebornen, gegen deren Angriffe ſie ſich durch Errichtung eines mit einem Graben umgebenen Forts auf jeden Fall ſchützen zu müſſen glaubten, machten, weil ſie ſich einbildeten, in dieſem Graben ſollten ſie begraben werden, den Plan, ſie unverſehens zu überfallen, und die Meuterer wären ohne Zweifel verloren geweſen, wenn einer ihrer Dolmetſcher nicht den gräßlichen Plan entdeckt und ſie davon in Kenntniß geſezt hätte. Sie kamen nun den Eingebornen zuvor, griffen ſie am folgenden Tage an und trieben ſie, nachdem ſie einige getödtet oder verwundet hatten, ins Innere der Inſel zurück. Große Zwiſtigkeiten erhoben ſich darauf unter der Mannſchaft des Bounty. Einige wollten das Fort verlaſſen und nach Taiti zurückkehren, andere ſich nach den Nukahiva-Inſeln begeben; die Mehrheit aber war für den Augenblick der Meinung, Das zu vollenden, was ſie begonnen hatten, und alſo auf Tobuai zu bleiben. Endlich entſchloſſen ſie ſich, da ſie von den Eingebornen beſtändig beunruhigt wurden, gegen die Abſicht Chriſtians, der ihnen die ganze Thorheit dieſes Entſchluſſes und das Unglück, das ſich für ſie daraus ergeben könnte, vorſtellte, nach Taiti zurückzukehren, wo ſie mit der nämlichen Freundſchaft empfangen wurden, wie bei ihrem lezten Beſuche.

„Die Meiſten wollten auf dieſer Inſel bleiben; aber beinahe Alle, welche ſich dazu entſchloſſen hatten, wurden ſpäter durch das engliſche Schiff Flora, das ſogleich nach der Rückkehr des Lieutenants Bligh nach England zu dieſem Behufe ausgeſandt worden war, aufgehoben, durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die anderen, nämlich Young, Brown, Mills, Williams, Quintal, Mac-Coy, Martin und Chriſtian waren nur 24 Stunden auf Taiti geblieben. Nachdem Geräthſchaften, Vorräthe u. ſ. w. gleich getheilt waren, überließen ihnen ihre Gefährten das Schiff. Nun entſchloſſen ſie ſich auf den Rath Chriſtians, ſich auf irgend eine unbewohnte Inſel zu begeben, um dort eine bleibende Niederlaſſung zu gründen und der Strafe der Rebellion zu entgehen. Sie luden mehrere Frauen von Taiti an Bord ein, um Abſchied von ihnen zu nehmen; hierauf hieben ſie die Taue ab und führten ſie mit den Taitiern, welche ihnen folgen wollten, weg.

„Da ſie Pitcairn zum Orte ihrer ewigen Verbannung auserſehen hatten, ſo ſteuerten ſie auf dieſe Inſel zu, wo ſie nach einigen Tagen ankamen. Sie unterſuchten das Land und fanden es für ihre Plane angemeſſen, ſowohl wegen ſeiner im Falle eines Angriffs vortheilhaften Lage, als wegen des Bodens und der nothwendigen Unterhaltsmittel, die man ſich dort verſchaffen konnte. Sie legten das Fahrzeug im Norden der Inſel in einer kleinen Bai, welche Bounty Bai genannt wurde, vor Anker, landeten Alles, was ihnen von Nutzen ſeyn konnte, und am 23. Januar 1790 zerſtörten ſie das Schiff und verbrannten es, aus Furcht, man möchte ihren Zufluchtsort entdecken.

„Indeß beſorgten ſie noch immer, von den Eingebornen in einem Augenblicke angegriffen zu werden, wo ſie es am wenigſten vermutheten, da

ſie unweit des Ortes, wo der Bounty verbrannt worden war, einige grob ausgehauene Bildniſſe gefunden hatten. Aber da ſich fernerhin keine neue Spur von Bewohnern gezeigt hatte, ſo beruhigten ſie ſich allmälig und beſchäftigten ſich fortan ausſchließlich mit ihrer Niederlaſſung. Sie erbauten ein Dorf auf einer Stelle der Inſel, welche vom Ufer entfernt war, und durch ein dichtes Gehölz den Schiffen, die etwa vorbeiſegeln würden, verborgen blieb; alle Vorſichtsmaßregeln wurden getroffen, daß man ihren Zufluchtsort nicht entdecken ſollte. Die Segel vom Bounty gebrauchten ſie zur Errichtung von Zelten und zu Verfertigung ihrer Kleider. Das Land wurde zu gleichen Theilen vertheilt, die armen Taitier, ihre ſogenannten Freunde, oder beſſer geſagt, ihre Sklaven, wurden ausgeſchloſſen und dieſe trugen die gegen ſie begangene Ungerechtigkeit und das Joch, das man ihnen auferlegte, ſogar ohne das geringſte Zeichen von Mißvergnügen, bis ein Vorfall ſie plötzlich zur Rache trieb. In dem Augenblicke, wo die entſtehende Kolonie ein gewiſſes, weit über ihre Erwartungen gehendes Glück zu genießen ſchien, forderte Williams, der zwei Monate nach der Ankunft auf der Inſel das Unglück gehabt hatte, ſeine Frau zu verlieren, welche beim Aufſuchen von Vögeln von einem Abhang herabgeſtürzt war, man ſolle ihm ſeine Gefährtin wieder erſetzen, indem er die Inſel auf einem Boote des Bounty zu verlaſſen drohte, wenn man ihm nicht willfahre. Die Empörer, wohl fühlend, wie wichtig die Dienſte ſeyen, welche ihnen ein Waffenſchmied leiſte, gaben ſeinen beharrlichen Forderungen auf Koſten ihrer Sklaven nach, und zwangen Talalu, einen der Taitier, ihm ſeine Frau abzutreten. Erbittert über dieſes neue Unrecht, machten die Polyneſier gemeinſchaftliche Sache, und beſchloſſen, ihre Unterdrücker zu ermorden; aber unkluger Weiſe waren die Frauen mit in das Geheimniß der Verſchwörung eingeweiht worden, und ſie wurden durch folgenden Geſang, der ihren Argwohn erweckte, entdeckt: „Warum ſchwarzer Mann ſein Beil ſchärfen? Um den weißen Mann zu tödten.“ Da ſich die Taitier entdeckt ſahen, baten ſie um Gnade, und erkauften ſie mit dem Tode der zwei Hauptverſchwörer. Ohu wurde feiger Weiſe von ſeinem Neffen ausgeliefert und ermordet, und Talalu wurde durch ſeine eigene Frau ermordet, deren Beleidigung er hatte rächen wollen, nachdem er vergeblich den Verſuch gemacht hatte, ſich mit Gift zu tödten.

„Dieſem auf ſo traurige Weiſe vereitelten Plane folgte jedoch nach zwei Jahren ein anderer, der zur Ausführung gebracht wurde. Durch ihre ungerechten und tyranniſchen Bedrücker, und beſonders durch die ſchlechte Behandlung, welche ſie von Mac-Coy und Quintal zu erfahren hatten, aufs Aeuſſerſte getrieben, beſchloſſen die Inſulaner die Ermordung aller Europäer. Sie kamen überein, daß zwei von ihnen, Timoa und Nehu, ſich Feuerwaffen verſchaffen, ihre Herren verlaſſen, ſich ſodann im Gehölze verbergen und häufig Zuſammenkünfte mit ihren Kameraden Tehateite und Menali halten, am beſtimmten Tage aber alle Engländer angreifen und tödten ſollten, während ſie in ihren Pflanzungen arbeiten würden. Tehateite entlehnte, um ſeine Partei zu verſtärken, an dieſem Tage von ſeinem Herrn eine Flinte und Schießbedarf, unter dem Vorwande, Schweine zu tödten, welche zu dieſer Zeit wild geworden waren und ſehr überhand genommen hatten; aber ſtatt deſſen vereinigte er ſich mit ſeinen Mitverſchwornen, und alle fielen über Williams her und tödteten ihn. Chriſtian arbeitete eben

in ſeinem Jgnamenfelde; ſie überfielen auch ihn und tödteten ihn mit Hülfe Menali's, des Sklaven von Mills.

„Es war den Taitiern gelungen, unter einem Vorwande Mac-Coy von Mills zu entfernen, und ſie ſezten die Ausführung ihres Racheplanes fort. Mills fiel als ein Opfer ſeines Vertrauens zu ſeinem Sklaven, den er zum Freunde gemacht hatte. Mac-Coy, der ihren Streichen entgangen war, ſtieß zu Quintal, der ſchon das Reſultat der Verſchwörung kannte und ſeine Frau ausgeſandt hatte, um ſeine Gefährten zu benachrichtigen. Hernach wurden Martin und Brown von Menali und Tenina einzeln ermordet.

„Adams, den die Frau Quintals von der drohenden Gefahr unterrichtet hatte, hätte Anfangs in den Wald entfliehen können: da er aber nach Verlauf von drei bis vier Stunden Alles ruhig glaubte, ſo war er unkluger Weiſe auf ſein Jgnamenfeld gegangen, um ſich einen Vorrath zu ſammeln. Hier wurde er von den Taitiern entdeckt und lebhaft angegriffen; ein Flintenſchuß ging ihm durch die rechte Schulter und den Hals, und ein Finger wurde ihm zerbrochen, als er die Flintenkolbenſchläge der Mörder abzuwehren ſuchte. Obgleich durch ſeine Wunden erſchöpft, hatte er doch ſo viele Kräfte geſammelt, um die Flucht zu ergreifen, und ſogar ſeinen Feinden einen Vorſprung abzugewinnen, als dieſe, weil ſie ſahen, daß er ihnen nun entwiſchen würde, ihm Schonung anboten, wenn er zurückkommen wolle. Sie hielten ihr Verſprechen; Adams wurde in das Haus Chriſtians getragen, wo er die Pflege erhielt, die ſeine Lage erforderte. Young, den die Frauen ſehr liebten, und den ſie vor ihren wüthenden Landsleuten verborgen hatten, wurde gleichfalls dahin geführt. Quintal und Mac-Coy gelang es, in den Wald zu entkommen, wo ſie von Wurzeln lebten. So endigte ſich dieſer traurige Tag mit dem Siege der Taitier und dem Tode von fünf ihrer Unterdrücker.

„Die Ermordung der weißen Männer wurde bald durch den Tod der gelben gerächt. Dieſe ſtritten um die Weiber, deren Männer gefallen waren. In Folge dieſes Streites hatte Menali, nachdem er Timao getödtet hatte, Tehateite angegriffen, der die Frau Youngs über den Tod ihres Lieblingsſohnes tröſtete, und nur die Dazwiſchenkunft der Frauen hatte dieſen neuen Mord verhindert. Hierauf vereinigte er ſich mit Mac-Coy und Quintal im Gebirge.

„Dieſe lezteren benuzten die Vermehrung ihrer Streitkräfte und forderten ihre Gegner heraus, indem ſie eine Flintenſalve über das Dorf hin abſchoſſen. Die Bewohner ſchickten nun Adams an ſie ab, und luden ſie unter der Bedingung, daß ſie Menali tödten würden, zur Rückkehr ein. Menali fiel unter ihren Streichen; jedoch weigerten ſie ſich, der Einladung des Adams zu folgen, ſo lange noch eine gelbe Haut in dem Dorfe ey. Tehateite und Rehu wurden die Opfer dieſer Forderung der beiden Engländer. Die Frauen, welche noch immer den Verluſt ihrer ermordeten Männer bedauerten, hatten bereits vor der Flucht Menali's auf Rache geſonnen. In Folge deſſen tödtete Suſan den Tehateite mit Beilſchlägen, während dieſer neben ſeiner Geliebten ſchlief, und Rehu wurde von Young erſchoſſen. Mac-Coy und Quintal verſtanden ſich erſt dann zur Rückkehr, als man ihnen die Köpfe dieſer Unglücklichen zeigte. Dieß ereignete ſich am 3. Oktober 1793.

„So endeten alle Eingebornen. Nun waren noch auf der Inſel übrig: Adams, Young, Mac-Coy und Quintal, 10 Weiber und einige Kinder. Zwei Monate nachher begann Young ein Tagebuch, welches eine genaue Nachweiſung über den Zuſtand der Inſel und die Beſchäftigung ihrer Bewohner gibt: man ſieht ſie friedlich bei einander leben, ihre Häuſer bauen, ihre Ländereien bepflanzen und mit Zäunen umgeben, auf den Fiſch- und Vogelfang ausgehen und Fallen ſtellen zu Ausrottung der wilden Schweine, welche damals in Menge vorhanden waren und die Ignamenfelder zerſtörten. Nur unter den Frauen, welche bald bei dieſem, bald bei jenem Manne lebten, entſtand Mißvergnügen.

„Young berichtet in ſeinem Tagebuche über einen zwiſchen den Männern und Frauen entſtandenen Streit. Sie weigerten ſich, die Schädel der fünf von den Taitiern ermordeten Europäer herauszugeben, und widerſetzten ſich ihrem Begräbniſſe. Seit dem Tode jener Männer und jenem Streite, in welchem ſie nachgeben mußten, wünſchten ſie ſehnlichſt, die Inſel zu verlaſſen. Ihre Bitten wurden ſogar ſo dringend, daß man am 11. April 1794 anfing, ein Boot für ſie zu zimmern. Da es an Brettern und Nägeln fehlte, ſo riß Jenny, welche ſpäter auf Taiti blieb, in der Hitze Bretter von ihrem Hauſe weg, und forderte ihre Gefährtinnen auf, ihrem Beiſpiele zu folgen, jedoch ohne Erfolg.

„Eine neue Täuſchung ihrer Hoffnung ſollte ihr Mißvergnügen noch höher ſteigern. Das Boot war am 13. Auguſt vollendet und am 15ten vom Stapel gelaſſen worden; aber zum Glücke für ſie ſchlug es um, und verhütete ſo das traurige Schickſal, das ihnen ohne Zweifel geworden wäre, wenn ſie ſich bei ihrer Unkenntniß in Leitung eines Schiffes auf dieſem zerbrechlichen Fahrzeuge dem Spiele der Wellen und Winde überlaſſen hätten.

„Am 16. Auguſt grub man ein Grab für die Reſte der Todten, und am 23. Oktober 1794 feierte man in dem Hauſe Quintals den Jahrestag der Vernichtung der unglücklichen Taitier.

„Die Weiber beklagten ſich fortwährend über die Strenge, welche Mac-Coy und beſonders Quintal gegen ſie übten, der ſogar den Vorſchlag gemacht hatte, weder mit den Mädchen zu ſpielen, noch zu ſcherzen, und ihnen Nichts zu geben; auch bewahrten ſie noch immer das bittere Andenken an den Verluſt des Bootes, an welches ſich die Hoffnung ihrer Befreiung ſo lebhaft geknüpft hatte, und endlich machten ſie den Plan, die Männer im Schlafe zu ermorden. Ihr Vorhaben wurde entdeckt; man bemächtigte ſich ihrer, und zwang ſie, ihren frevelhaften Plan einzugeſtehen, bewilligte ihnen aber für dieſesmal noch Verzeihung unter der Bedingung, daß ſie ſich für die Zukunft beſſer und ſo aufführen würden, daß kein Verdacht gegen ſie entſtehen könnte. Ungeachtet ihrer Verſprechungen glaubten die Männer doch alle möglichen Vorſichtsmaßregeln ergreifen zu müſſen. Ihre traurigen Erwartungen trafen ein; denn am 30. November machten die Weiber einen gemeinſchaftlichen Angriff auf ſie. Die Männer vergaßen auch dieſen wiederholten Verſuch, vergaßen ſogar, daß ſie bei einer ähnlichen Gelegenheit übereingekommen waren, jede Frau, deren Benehmen feindliche Abſichten verrathe, aus dem Wege zu räumen, verziehen von Neuem, und bedrohten ſie bloß mit dem Tode, im Falle ſie ſich wieder Solches zu Schulden kommen laſſen würden. Da ſie ſahen, daß dieſe Drohungen doch nicht ausgeführt wurden, ſo kehrten ſie ſich nicht daran, und einige verbargen ſich an den am wenigſten beſuchten Orten der Inſel.

Die Männer, denen ſie an Zahl überlegen waren, beſorgten einen plötzlichen Ueberfall, und mußten ſich immer zur Vertheidigung bereit halten.

„Am 6. Mai 1795 hatten ſie nach zweitägiger Arbeit ein Boot zu Stande gebracht, und trieben nun den Fiſchfang, und beſonders den Makrelenfang mit mehr Erfolg. Einige Jahre vergingen ſo, ohne daß ſich in der Geſchichte der Bewohner Pitcairns etwas Bemerkenswerthes zugetragen hätte. Die Weiber hatten ſich mit den Männern ausgeſöhnt und wurden mit mehr Rückſicht von ihnen behandelt; alle Familien leiſteten einander gegenſeitige Hülfe; alle führten ein wahrhaft patriarchaliſches Leben. Ein einziger Vorfall ſtörte einmal die Einförmigkeit dieſer glücklichen Ruhe. Mac-Coy war von einer Kokospalme herabgefallen, hatte ſich den Schenkel ſchwer beſchädigt, den Fuß verſtaucht und ſich in der Seite verwundet. Mehrere chemiſche Verſuche waren ihnen gelungen. Unglücklicherweiſe koſtete einer derſelben Mac-Coy'n das Leben. Sie hatten aus der Ti-Wurzel (dracaena terminalis) eine Flaſche Branntwein zu Stande gebracht; häufige Berauſchungen waren die Folge davon. Mac-Coy beſonders berauſchte ſich häufig, und in einem Zuſtande gräßlicher Betäubung ſtürzte er ſich von einem ſteilen Felſen herab und blieb todt. Dieſes Ereigniß war nicht ohne Nutzen für die Anderen: ſie beſchloſſen, keinen gegorenen Trank mehr anzurühren.

„Im Jahr 1799 verlor Quintal ſeine Frau, welche beim Aufſuchen von Vogeleiern von einem Felſen herabgeſtürzt war. Er wurde täglich mißvergnügter, und ob er gleich unter mehreren Frauen die Wahl hatte, ſo verlangte er durchaus die Frau eines ſeiner Gefährten, ohne daran zu denken, welches Unheil eine ähnliche Forderung ſchon einmal herbeigeführt hatte. Die Vermeſſenheit eines ſolchen Anſpruchs und das Beharren bei ſeiner Forderung koſtete ihm das Leben. Da Adams und Young die Abtretung verweigert hatten, ſo hatte er einen Verſuch gemacht, ſie zu ermorden, und ſie ſogar bedroht, dieſen feigen Verſuch wieder zu erneuern, nachdem er ihm das erſte Mal mißlungen war. Seine Gefährten konnten in dieſer beſtändigen Unruhe und Angſt vor einem Ueberfalle nicht leben; ſie glaubten ſich durch die Drohungen Quintals zu ſeiner Ermordung berechtigt und tödteten ihn mit Axthieben.

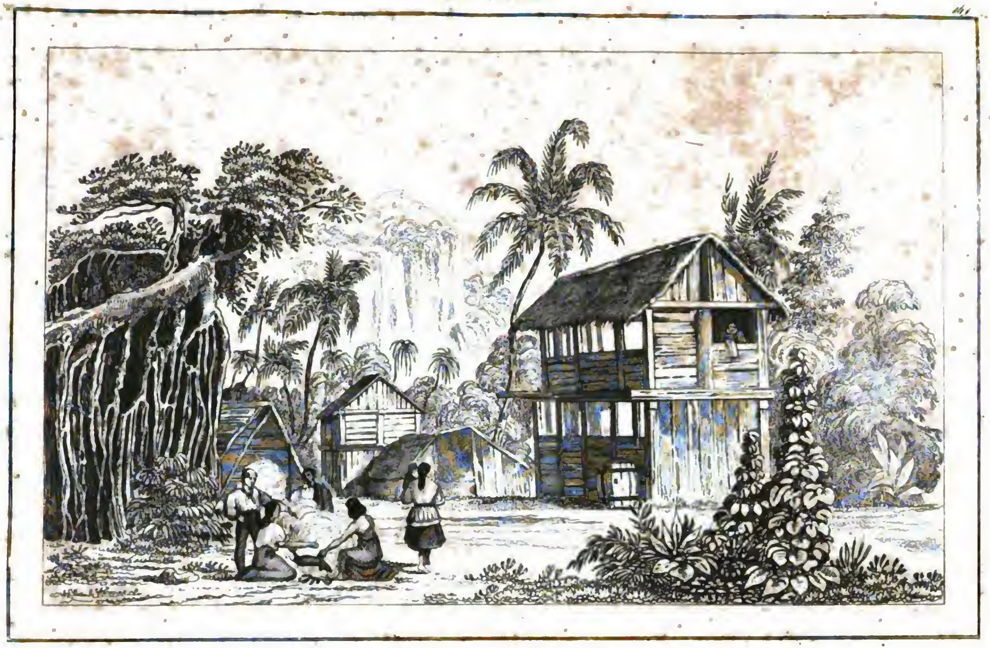
„So hatten ſieben von den Europäern einen ſchmählichen Tod gefunden. Chriſtian und Young ſtammten aus angeſehenen Familien, und hatten eine gute Erziehung genoſſen. Adams ertheilte ihnen große Lobſprüche und erzählte, daß man von ihnen auch nie das leiſeſte Murren über ihre Lage gehört habe. Chriſtian ſtellte ſich ſogar glücklich vor den Augen ſeiner Gefährten, und bewahrte bis zu ſeinem Tode die Achtung Aller. Adams und Young, welche von 15 gelben und weißen Männern, die auf Pitcairn gelandet waren, allein noch übrig waren, kamen nun auf ernſtere Gedanken und dachten an Reue. Sie nahmen die Religion zu Hülfe, beſtimmten, daß ihre Familien alle Sonntage dem Morgen- und Abendgebet und einem Gottesdienſt des Nachmittags beiwohnen ſollten, und auf dieſe Art gelang es ihnen, ihre und ihrer Gefährtinnen Kinder zur Frömmigkeit und Tugend zu erziehen. Young, der eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen hatte, war ganz fähig, den von ihm und Adams gefaßten Plan ins Werk zu ſetzen; unglücklicherweiſe ſtarb er aber ſchon ein Jahr nach Quintals Tode an Engbrüſtigkeit.

„Dieſer Verluſt erhöhte noch die Reumüthigkeit Adams und bewog

ihn, ſich dem Wohle Aller zu widmen, in der Hoffnung, dadurch alle ſeine Sünden abzubüßen. Der Zeitpunkt war für ſeine Verbeſſerungsplane ſehr günſtig. Es waren damals 19 Kinder im Alter von 7—9 Jahren auf der Inſel. Hätte man ſie ihren Neigungen überlaſſen, ſo würden ſie Gewohnheiten angenommen haben, die man nur ſchwer wieder hätte ausrotten können. In dieſem zarten Alter aber folgten ſie fügſam der Richtung, die man ihnen gab. Adams ſah ſeine Hoffnungen durch den glücklichſten Erfolg belohnt. Ebenſo verhielt es ſich mit der Bekehrung der taitiſchen Frauen, wovon er ſich mit Recht den größten Einfluß auf Verwirklichung ſeiner Plane verſprochen hatte. Die Kinder ſogar zeigten das ſehnlichſte Verlangen, die heilige Schrift kennen zu lernen, und mehr als einmal war Adams in großer Verlegenheit, was er auf ihre Fragen antworten ſolle. Nun bilden ſie eine regelmäßige Geſellſchaft; ſie haben vortreffliche Grundſätze und Gewohnheiten, und ſchließen Ehen unter einander. Gewiß hat Adams ſeine Schuld durch ſo glückliche Reſultate, die man größtentheils ſeinen Bemühungen verdankt, ehrenvoll wieder gut gemacht."

Im Dezember 1825 beſtand die ganze Bevölkerung von Pitcairn aus 66 Individuen, darunter 36 männlichen Geſchlechts. Im Jahr 1831 hatte ſie ſich noch vermehrt; die Häuſer waren gut gebaut, und es gab eine ſchöne Schule.

In dem aſiatiſchen Journal und den Memoiren der geographiſchen Geſellſchaft von London, Jahrgang 1832 und 1833, lieſt man Folgendes über dieſe intereſſante Kolonie: „John Adams, der Patriarch der Inſel Pitcairn, ſtellte in der Beſorgniß, es möchte für die Zukunft das Waſſer für die Bevölkerung, die ſich reißend ſchnell vermehrte, nicht mehr ausreichen, einem Schiffskapitän einen an die britiſche Regierung gerichteten Brief zu, in welchem er im Namen Aller um Verſetzung in ein anderes Land bat. Als dieſe Bitte in England anlangte, befand ſich ein Miſſionär von den Taiti-Inſeln gerade dort. Man befragte ihn über einen paſſenden Ort, wo die Bevölkerung von Pitcairn untergebracht werden könnte; er empfahl Taiti, deſſen Bewohner er als das tugendhafteſte Volk der Welt ſchilderte. Demzufolge wurden an die Behörden von Neuſüdwales Befehle abgefertigt, Schiffe nach Pitcairn abzuſenden, um die Koloniſten einzunehmen. Der Komet und das Transportſchiff Lucy-Ann verließen Sidney am 13. Oktober 1830, hielten bei Neuſeeland an, und ſezten ſodann ihre Reiſe fort. Bei der Ankunft dieſer Schiffe ſchienen die Koloniſten ihre Meinung geändert zu haben; natürlich verließen ſie nur mit großem Widerſtreben eine Inſel, wo beinahe Alle geboren und erzogen worden waren. Die Schiffsmannſchaft lernte in ihnen Menſchen von ſorgfältiger, religiöſer und moraliſcher Erziehung kennen, was ihnen um ſo mehr auffiel, als ſie auf Neuſeeland gerade das Gegentheil gefunden hatten; denn dort herrſchte die größte Sittenloſigkeit, und alle Verſuche der Miſſionäre, guten Samen auszuſtreuen, waren vergeblich geweſen. Nach kurzem Aufenthalt ſchifften die beiden Fahrzeuge die ganze Bevölkerung der Inſel ein, welche ſich auf 87 Perſonen belief. Alle wurden glücklich auf Taiti gelandet; die Königin hatte den neuen Ankömmlingen eine große Bodenfläche eingeräumt. Zwei von den Weibern, welche die Mannſchaft des Bounty bei ihrer Abfahrt von Taiti mitgenommen hatte, kamen in ihr Geburtsland zurück. — Man hatte mit den Bewohnern von Taiti den Vertrag gemacht, den Ankömmlingen Lebensmittel für



Das Innere der Insel Pitcairn

Digitized by Google

Portrait Adams, des Gründers der Colonie

die ſechs erſten Monate zu liefern; dieſe aber hatten einen ſolchen Abſcheu vor der Sittenloſigkeit der Taitier, daß ſie keinen Verkehr mit ihnen haben wollten. Alles, was dieſe friedlichen Menſchen ſahen, war ihnen ein Gräuel. Die tiefe Betrübniß darüber, daß ſie durch die falſchen Nachrichten, welche man ihnen gegeben hatte, über den moraliſchen Charakter der Taitier getäuſcht worden waren, machte mehrere krank; zwölf ſtarben vor Gram, und zwölf ſchifften ſich auf einer kleinen Goelette wieder nach ihrer Inſel ein. Davon ſtarben zwei auf der Ueberfahrt. Die übrigen wurden durch eine amerikaniſche Brigg nach Pitcairn zurückgeführt, wobei ſie ſtatt der Ueberfahrtsgebühr die wollenen Bedeckungen, welche ihnen die britiſche Regierung geſchenkt hatte, hergeben mußten.“

Was endlich noch die Beſchaffenheit der Inſel betrifft, ſo hat ſie beinahe kein Waſſer, keinen Hafen und ſogar keinen guten Ankerplatz, und nur einen traurigen Landungsplatz *). Sie iſt nach Kapitän Sainderland ſo klein, daß ſie nur 400 Perſonen ernähren kann. Nie wird es einen Handelsplatz für Fremde geben können. Es wäre daher ſehr zweckmäßig, jezt, da die Bevölkerung noch ſehr gering iſt, ſie anderswohin zu verpflanzen; aber ſie hängt zu ſehr an ihrem Lande, und ihre Erinnerung an die Sitten und ihren Aufenthalt zu Taiti iſt ſo unangenehm, daß ſie ihr Land nicht ſo leicht wird verlaſſen wollen.

Das Land iſt ziemlich fruchtbar; ſeine Landſchaften ſind mannigfaltig und bieten einen maleriſchen Anblick **). Man findet vielerlei Pflanzen, Schweine, Geflügel und Fiſche.

Der Kapitän Waldegrave berichtet uns in ſeinem Tagebuch, daß ſich im Jahr 1830 die Bevölkerung von Pitcairn im Ganzen auf 79 Bewohner belief, worunter 19 Männer, 21 Frauen, 36 Kinder und drei engliche Taugenichtſe waren, von denen einer, Namens Noobs, der Nachfolger des würdigen John Adams zu werden trachtete, welcher 1829 geſtorben war ***). Obgleich die Inſulaner viel Anhänglichkeit an England zeigten, als deſſen Unterthanen ſie angeſehen werden wollen, ſo wird doch Noobs ſchwerlich ſeine Anſprüche durchſetzen, weil ſie keine Luſt haben, ſich einen Herrn zu geben. Im Falle ſie ſich ein Oberhaupt geben wollten, würden ſie es aus ihrer Mitte, und wahrſcheinlich aus der Familie Chriſtians wählen, wenn ſich dort ein fähiger Mann vorfände. Nach der Ausſage des Kapitän Waldegrave ſind ſie entſchiedene Anhänger der Epiſkopalkirche.

Freemantle, ein engliſcher Schiffskapitän, hat Pitcairn im Monat Januar 1833 beſucht; er berichtet, ſeine Bewohner hätten ſeit ihrer Rückkunft von Taiti an Einfachheit und Sittenreinheit verloren. Er rieth ihnen ernſtlich, drei engliſche Ausreißer, verdorbene Menſchen, aus ihrer Mitte zu entfernen. Dieſe Leute hatten den Inſulanern das traurige Geſchenk eines aus der Wurzel einer Pflanze gebrannten geiſtigen Waſſers gebracht und ſo das Laſter der Trunkenheit nur aufgemuntert, ungeachtet der Engländer Joſua Hill, der das Amt eines Geiſtlichen und Oberintendanten verſieht, ſich alle Mühe gab, daſſelbe auszurotten, und überhaupt ein würdiger Beförderer des Werkes Adams zu ſeyn ſcheint.

---

*) S. Blatt 140. **) S. Blatt 141. ***) Sein Bildniß Blatt 142.

Wegnahme eines amerikaniſchen Schiffes durch die Wilden von der Inſel La Harpe.

Der Dreimaſter Pomaree war am 5. November 1831 von Valparaiſo abgeſegelt, hatte ſich auf Taiti, wo er genöthigt wurde, auf ſeinem Hintertheile ſeinen Namen, der zugleich der Name der Königin dieſer Inſel war, auszulöſchen, 24 Taucher eingenommen, und war auf die Inſel La Harpe, im Pomotu-Archipel, losgeſteuert, wo er am 24. Februar 1832 ankam. Vier Boote fiſchten ihm täglich eine volle Ladung von Perlenmuſcheln, und Nichts ſchien den Erfolg ſeiner Reiſe zu hindern. Die Eingebornen zeigten ſich freundſchaftlich und arbeiteten mit den Tauchern. Seit ſeiner Ankunft ſpeiste der König der Inſel mit den Offizieren der Pomaree, und ſchlief in der Kajüte; man gab ihm Alles, was es wünſchte; kurz die vollkommenſte Sicherheit herrſchte an Bord, als der ſchrecklichſte Verrath über das Schiff hereinbrach.

Als man eines Tages den Anker nicht heben konnte, um einen andern Ankerplatz zu ſuchen, ſchiffte ſich der Kapitän, welcher dadurch, daß er den Tauchern eine Fahrt von ungefähr acht Meilen erſparte, einen Arbeitstag gewinnen wollte, in einem Boote ein, um ihnen Lebensmittel an den Ort zu bringen, wo ſie ſich befanden. Er nahm für den Fall, daß er genöthigt wäre, am Lande zu ſchlafen, einige Vorräthe mit, und befahl, Nachts eine Laterne am großen Maſte aufzuhängen, nach der er ſeine Fahrt richten könne, wenn er, wie es wahrſcheinlich war, doch zurückkehren würde. Als die Nacht kam, befolgte man ſeinen Befehl, er erſchien aber nicht.

Gegen Mitternacht kam ein Taucherboot an Bord, und brachte nur wenig Muſcheln; die Taucher erzählten, ihr Boot ſey umgeſchlagen, und ſie hätten viele Muſcheln verloren; ſie fragten, ob der Kapitän an Bord wäre, und verſicherten, ſie hätten ihn nicht geſehen. Der zweite Offizier war ein unfähiger Mann ohne alle Vorſicht; er ſchöpfte keinen Verdacht, als er gegen die Gewohnheit ein Boot bei Nacht ankommen ſah.

Am folgenden Tage kamen mehrere Piroguen je mit drei bis vier Mann, und es befand ſich auf der Pomaree eine Schaar Wilder, die der Mannſchaft weit überlegen war. Das Boot, das in der Nacht angekommen war, hatte ſie herbeigeführt. Sie wurden leicht Meiſter über die ganze Schiffsmannſchaft.

Ein Handlungsbedienter war noch in ſeiner Kammer, als er zwei bis drei Wilde zu ſich hinabſteigen hörte. Er ſprang aus dem Bette, ergriff eine Piſtole und ſtreckte den erſten, den er zu Geſicht bekam, zu Boden. Der König der Inſel, anſtatt durch den Schuß erſchreckt zu werden, ließ ihm keine Zeit, eine andere Piſtole zu ergreifen, und ſtürzte ſich wie ein Tiger auf den Kommis. Während dieſer ſich gegen ihn vertheidigte, ſammelte der Eingeborne, den er getödtet zu haben glaubte, der aber nur verwundet war, wieder Kräfte, und ergriff ihn bei den Füßen, daß er zu Boden ſtürzte, was ihm einen ferneren Widerſtand unmöglich machte. Man band ihm nun die Hände auf den Rücken, und ſchickte ſich an, ihn ſo im Hemd und ganz bedeckt mit dem Blute des verwundeten Wilden auf das Verdeck zu bringen, als ein Taucher, der ein Häuptling von der Chaine-Inſel war, ihm ein Paar Hoſen, eine Weſte, eine Jacke und einen Hut geben ließ. In dieſem Aufzug führte man ihn mit der ganzen Schiffsmannſchaft an das Land, und band jeden an einen Baum. Dorthin

brachten ihnen die Taucher einige Lebensmittel und beruhigten ſie über ihr Schickſal, indem ſie ihnen ſagten, daß man ſie nicht tödten würde, ungeachtet die Bewohner der Inſel Luſt dazu hätten. Sie würden, ſagten ſie, die Pomaree nur nach der Chaine-Inſel führen, dorthin auch einige von der Mannſchaft bringen, und ihnen das Schiff zurückgeben, wenn ſie es ausgeladen hätten.

Dieſe Nachrichten beruhigten ſie nur halb; der Handlungsdiener erwartete jeden Augenblick, daß man ihn zur Strafe für die ſchwere Verwundung des Wilden ſteinigen oder verbrennen würde. Dieſe Beſorgniß ſchien ihm um ſo natürlicher, als, nachdem gegen 10 Uhr dieſer Wilde ans Land geführt worden war, alle Weiber ſich um ihn ſammelten und die Luft mit kläglichem Geſchrei, Schluchzen und Seufzen erfüllten. Er ſuchte in ſeiner Weſtentaſche nach einem Federmeſſer, womit er ſich entleiben könnte, wenn er ſähe, daß man Anſtalten treffe, ihn zu martern; aber zu ſeinem Schmerz fand er, daß er auch dieſe lezte Zuflucht der Verzweiflung entbehren mußte.

Indeß ließ das Geſchrei nach, und ſeine Beſorgniſſe verſchwanden allmälig. Ein Taucher, den er immer gut behandelt hatte, gab ihm ſogar einen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit, indem er ihm ſeine Uhr wieder brachte, die er ſorgfältig in ſeiner Hoſentaſche verbarg.

Gegen Abend führte man den Kapitän mit den Bootsleuten herbei; ſie waren den Abend zuvor gefangen genommen worden, und ihr Canot, das ganz mit Muſcheln gefüllt war, war während der Vertheidigung in den Grund gebohrt worden. Der Kapitän allein hatte einen kräftigen Widerſtand geleiſtet und einer ſeiner Leute war ſchrecklich zugerichtet worden.

Die Schiffmannſchaft blieb ſo bis Sonnenuntergang angebunden. Ein Eingeborner, welcher meinte, ihre Bande ſeyen nicht genug angezogen, trat zu dem Handlungsdiener, und band ihm Hände und Füße mit einem Seile dergeſtalt zuſammen, daß er ſich weder bewegen, noch ſeine Stellung ändern konnte. Einige Wilde verbanden noch Spott mit ihrer Grauſamkeit, und fragten ihn, ob er ſich wohl befinde. Er ſchwieg, weil er vorausſah, daß ſeine Worte ihre Rohheit nur noch ſteigern würden. Er litt grauſam; indeß war dieß noch nicht genug. Umſonſt bat er, daß man ſeine Stellung verändern und ihm geſtatten möchte, ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen; man verweigerte ihm jede Erleichterung ſeiner Qual, und einige Zeit vor Mitternacht legten ſich ſogar zwei ſeiner Wächter, die ſchlafen und ihn doch zugleich bewachen wollten, auf ſeinen Körper nieder. Dieſe neue Qual konnte er nicht ertragen, er fühlte, daß er ganz ſchwach wurde; ein hitziges Fieber verzehrte ſeine Kräfte, er ſtieß einige Schmerzenstöne aus und bat ſeine Peiniger, ihn ſchnell zu tödten. Nun befühlte einer von ihnen ſeine Schläfe, löste ſeine Bande, und band ihm die Hände vorn auf dem Leib zuſammen.

Unter den Gefangenen befanden ſich zwei, welche die Sprache der Eingebornen verſtanden; die Taucher ſagten, um die Wegnahme des Schiffes zu rechtfertigen, daß man, da es den Namen der Königin von Taiti führe, ihnen dort befohlen habe, Allem aufzubieten, ſich deſſelben zu bemächtigen; denn es ſey eine unerträgliche Beleidigung, daß ein Schiff dieſen Namen zu führen gewagt habe, und ſie würden es weggenommen haben, ſogar wenn der König Georg ſelbſt an Bord geweſen wäre. Sie behaupteten, der Kapitän habe den Kopf eines ihrer Häuptlinge wieder ausgegraben,

keine Ratten und nicht ſo viel Mücken; endlich konnten ſie vor der Tageshitze unter den Schatten einiger großen Bäume flüchten, welche ihnen eine angenehme Kühle zufächelten; nur fünfzig Schritte von ihnen wohnten die Matroſen.

Obgleich das Ende der Regenzeit nahe war, ſo vermehrte ein anhaltender, in Strömen herabfallender Regen noch die Leiden der unglücklichen Europäer. Sieben Tage lang waren ſie bis auf die Haut durchnäßt, ohne ſich einen Augenblick trocknen zu können. Ihre Lage war jammervoll; unmöglich konnten ſie auf dem Graſe ruhen; einer von ihnen ſchlief auf Korallenſtücken, wo zwar das Waſſer nicht ſtehen blieb, aber wo er wie gerädert wurde. Der Tag brachte keine Erleichterung mehr, da ihre Vorräthe bis auf fünf Kokosnüſſe erſchöpft waren. So waren ſie nun in Abſicht auf ihre Ernährung der Gnade der Eingebornen preisgegeben, die ihnen bisweilen mehrere Tage lang keine Fiſche gaben, und ſie mußten ſich oft zu ſechs mit einer Kokosnuß und einer kleinen fetten Pflanze begnügen, welche ſie im Salzwaſſer abkochten. Die Wilden weigerten ſich fortwährend, ihnen eine Pirogue und Angeln zu leihen, und verkauften ihnen nun die wenigen Fiſche, welche ſie brachten, für Tabak. Damit nicht zufrieden, ſuchten ſie ihnen auch das Wenige, was ſie noch hatten, zu ſtehlen; ſie nahmen ihnen die zwei Taſſen und ein Raſirmeſſer weg, womit ſie die Fiſche reinigten, obgleich ſie und ihre Weiber beinahe alle mit Raſirmeſſern und eiſernen Werkzeugen verſehen waren.

Uebrigens fehlte es den Wilden ſelbſt bisweilen an Nahrung, wenn ſchlechtes Wetter eintrat, und ſie nicht auf den Fiſchfang ausgehen konnten. Fiel der Fiſchfang reichlich aus, ſo verſahen ſie auch die Mannſchaft der Pomaree gut damit, und da Fiſche wegen der Feuchtigkeit und Hitze nicht lange aufbewahrt werden konnten, ſo trockneten und räucherten ſie dieſelben, wenn es ihnen das Wetter erlaubte.

Der Kapitän war beinahe immer mit Aufſuchung von Lebensmitteln beſchäftigt, und ſchäzte ſich glücklich, wenn er einige noch nicht ganz verfaulte Fiſchſtücke bringen konnte. Der Wilde, den der Handlungsdiener verwundet hatte, und der nach fünf Wochen noch nicht geheilt war, war der edelmüthigſte. Einſt trat der Kapitän zu den Eingebornen, welche gerade eine große Schildkröte verzehrten, und ob er ſie gleich um Nichts bat, ſo hezten ſie doch ihre Hunde auf ihn, von denen er in das Bein gebiſſen wurde. Ein anderes Mal befand ſich der Handlungsdiener in der nämlichen Gefahr, entging ihr aber glücklich. Damit uns das begreiflich ſey, müſſen wir nicht vergeſſen, was ſchon erwähnt wurde, daß die Schildkröte in ihren Augen heilig iſt, und ſie den Weibern nur ſo viel zu eſſen geben, daß ſie nicht Hungers ſterben.

Von Allem entblöst, allen Entbehrungen und Leiden ausgeſezt, überzogen von Ungeziefer, geriethen der Kapitän und der Handlungsdiener in die höchſte Verzweiflung, und ſannen mehrmals Racheplane gegen die Wilden aus, die zu ihrem Unglück mitgeholfen hatten und täglich ihre Lage unerträglicher machten. Aber theils die Gefahr, theils die Hoffnung, daß man ihnen zu Hülfe kommen werde, verhinderten die Ausführung der mehr oder minder ſeltſamen Plane, die ihnen ihre Verzweiflung eingegeben hatte.

Indeß war die Pomaree am 9. März mit Middleton und den zwei Matroſen, denen die Taucher die Erlaubniß gegeben hatten, ſich einzuſchiffen, auf Taiti angekommen; aber ganz ausgeplündert und außer

Standes, wieder in die See zu gehen. Da machte der Kapitän T. Ebrils, von der Brigg-Goelette Eliſa von 50 Tonnen, von Valparaiſo, die dem Handlungsdiener gehörte, ohne daß dieſer etwas davon wußte, den Plan, ſeine Landsleute auf der Inſel La Harpe zu befreien.

Dieſe waren in beſtändiger Erwartung. Gegen Ende des Monats März hatte ein günſtiger Weſtwind fünf bis ſechs Tage lang geweht, und ſie ſtanden beſtändig auf der Wache, in der Hoffnung, einige von Taiti zu ihrer Befreiung kommende Segel zu erblicken. Eitle Hoffnung! der Wind drehte ſich, und machte ihre Erwartungen zu nichte. Uebrigens dachten ſie wohl, daß die Inſulaner, wenn ſie ein Schiff kommen ſähen, ſie nur gegen ein anſehnliches Löſegeld frei geben würden; daß es mit ihren Gefahren noch kein Ende habe, und daß ſie noch mehr als Eine Prüfung zu beſtehen haben würden. Um dieſer Gefahr vorzubeugen, empfahlen der Kapitän und der Handlungsdiener ihren Gefährten, es ihnen zu melden, wenn ſie ein Schiff ſehen würden, und dieſe glückliche Nachricht ſorgfältig vor ihren Feinden zu verbergen.

Am 7. April ſchiffte ſich eine bedeutende Anzahl Inſulaner auf zwei Piroguen ein, um auf einer ungefähr 12 Meilen von der Inſel La Harpe entfernten Inſel Lebensmittel zu holen; Weiber und Kinder ungerechnet, waren die Zurückgebliebenen nicht ſtärker als die Europäer.

Am 9. waren der Kapitän und der Handlungsdiener, die ſeit einigen Tagen nur geſottenes Gras gegeſſen hatten und ſich aufs Aeußerſte erſchöpft fühlten, in der höchſten Verzweiflrng, und glaubten, ihre lezte Stunde ſey gekommen. Sie waren in ihrer Hütte beiſammen, als ein Matroſe ihnen meldete, daß er und die anderen Matroſen ſchon ſeit einiger Zeit ein Walfiſchboot an der Einfahrt der Inſel ſähen. Man kann ſich ihre Freude denken, als ſie ſich vorſichtig auf die Seite des bezeichneten Ortes begaben und das Walfiſchboot ſchon in der Nähe ſahen. Zugleich aber hatten es auch die Eingebornen erblickt und ſtießen ein Geſchrei aus, um alle Leute in den Piroguen und der ganzen Umgebung herbeizuziehen und die Annäherung des Bootes zu verhindern. Der König ließ ſogar zwei Flinten abfeuern; die Europäer aber, welche ihm an Zahl überlegen waren, verhinderten ihn an ferneren Verſuchen, und nun zitterte er an allen Gliedern, aus Furcht, man möchte ſich wegen ſeines Betragens an ihm rächen. Er mußte das Boot herbeikommen laſſen, das in weniger als fünf Minuten bei den Gefangenen war; der Kapitän Ebrils ſtieg aus; er war ſchon vor 18 Tagen zur Befreiung ſeiner Landsleute von Taiti abgereist; ſein Schiff war in einer Entfernung von 18 Meilen unter dem Winde, ſo daß man es nicht ſehen konnte, und da der Wind ſehr ſchwach wehte, hatte er ſich bei Tagesanbruch entſchloſſen, mit ſechs wohlbewaffneten Matroſen in einem Boote herbei zu kommen, um ſie unverſehens den Händen der Indianer zu entreißen.

Wie man ſieht, war ſeine Unternehmung vom beſten Erfolge gekrönt. Er hatte die Vorſicht beobachtet, den Gefangenen Zwieback, Fleiſch und eine Flaſche Wein mitzubringen, was ihnen um ſo willkommener war, als ſie ſeit mehr als 36 Stunden keine Nahrung zu ſich genommen hatten.

Gegen 1 Uhr ſchifften ſich, mit Ausnahme eines Matroſen, der des Morgens an einen andern Ort der Inſel ſich begeben hatte, alle ein, und kamen um 4 Uhr glücklich an Bord an. Am folgenden Morgen ſuchte man ihn auf; zugleich bemächtigte man ſich eines Häuptlings der Inſel,

eines Andern, der den Gefangenen nie hatte zu eſſen geben wollen, eines jungen Wilden, der ihnen ihr leztes Beſitzthum, eine Nadel, geſtohlen hatte, und den Beſitzer der Hunde, welche den Kapitän gebiſſen hatten und auf den Handlungsdiener gehezt worden waren. Man verbrannte alle Häuſer am Ufer, die Kokusnußſchalen, deren ſich die Eingebornen zu Aufbewahrung des Waſſers bedienten, die Netze, die Piroguen, Körbe, Segel u. ſ. w. und nahm alles Eigenthum der Europäer, das ſich noch vorfand, wieder weg. Sodann führte man die vier Gefangenen an Bord, band ſie nach einander an den großen Maſt und ließ ſie ins Meer ſpringen, nachdem man einem jeden von ihnen 50 tüchtige Hiebe mit einem Taue aufgemeſſen hatte.

Nachdem die Mannſchaft der Pomaree nach neuen Gefahren auf Taiti angekommen war, fand ſie ihr Schiff im beklagenswertheſten Zuſtand, entblößt von Allem, was man hatte wegnehmen können, das Tauwerk abgeſchnitten und nur noch einige Segel am Maſte. Zu verwundern war es übrigens, daß es Middleton gelungen war, den Chronometer zu retten; er hatte den Eingebornen geſagt, es ſey eine kleine Bouſſole, die ihm zur Fahrt unentbehrlich ſey.

Morenhout iſt der lezte Reiſende, der uns einige Neuigkeiten über den Pomotu-Archipel gegeben hat. Seine Nachforſchungen wurden beinahe ausſchließlich in dem Intereſſe eines ziemlich ausgebreiteten Handels unternommen, den er ſehr oft in Perſon leitete. Er iſt nach unſerer Meinung der Reiſende, der die meiſten Länder in Polyneſien beſucht hat.

Außer dem beſtändigen Verkehre, den er von Pitcairn bis zu den Viti-Inſeln, und von Neuſeeland bis zu den Ha-uai-Inſeln unterhalten hat, machte er dreimal die Reiſe von Chili nach den Taiti- oder Geſellſchafts-Inſeln, und beſuchte auf jeder Fahrt ſehr viele dazwiſchenliegende Eilande. Er durchreiste auf fünf verſchiedenen Reiſen die Inſeln des Pomotu-Archipels, beſuchte von Vaihu oder der Oſtinſel an bis zu Manaia alle Inſeln, welche, beinahe in gerader Linie an einander gereiht, gleichſam den Saum des ſüdlichen Archipels bilden, wie man ſich durch einen bloßen Blick auf die Charte aus der gegenſeitigen Lage Vaihu's, Pitcairns, Rapa's, Raïvavaï's, Tubuai's, Rimatara's, Rurutu's und anderer überzeugen kann. Morenhout hat ferner auch einige der Nukahiva- und Samoa- oder Schiffer-Inſeln beſucht. Ueber dieſe beiden lezteren Archipele, ſagt er, ungeachtet er ihre Sprache und Gebräuche nicht kannte, und trotz der feindſeligen Geſinnung ihrer Bewohner: „ich konnte beſſer als Jemand anders mich über das Intereſſante unterrichten, das ſie darbieten, theils durch meinen Verkehr mit einigen Inſulanern, theils durch Das, was ich ſelbſt ſah, theils endlich durch meine Unterhaltungen mit ſehr vielen Perſonen, welche ſie beſucht haben, und die ich auf Taiti kennen lernte. Was die anderen Inſeln betrifft, ſo habe ich mir durch den langen Aufenthalt auf ihnen, durch meine wiederholten Beſuche Kenntniſſe über ihre geographiſche Lage, über ihre Häfen, über die Verbindungsmittel, welche ſie darbieten, über den Zuſtand ihrer Bewohner, über ihre Hülfsquellen für den Handel, über den Nutzen, den ſie als Anhaltspunkte oder Zufluchtsorte bei ſtürmiſchem Meere haben können, erworben, wie ſie nur Wenige zu erwerben Gelegenheit hatten. Dieſe Notizen, entwickelt mit der Sorgfalt, welche ihre Wichtigkeit erfordert, können nicht ganz ohne Bedeutung ſowohl für die Richtung

der Handelsunternehmungen als für die Sicherheit der nautiſchen Nachforſchungen in dieſen Strichen ſeyn.“

Morenhout zeigt nach dem Berichte des Kapitäns von einem Walfiſchfänger eines der gefährlichſten Riffe an, deſſen Daſeyn übrigens gut verbürgt iſt, und unter 27° ſüdlicher Breite und 149° bis 149° 20′ weſtlicher Länge liegt.

Er unterſuchte perſönlich ein Riff, das ungefähr 90 Meilen im Südoſten Pitcairns liegt und noch an mehreren Stellen unter dem Waſſer verborgen liegt, ſich nur in der Ausdehnung von ungefähr einer halben Meile über daſſelbe erhebt, und da den Anblick einer über die Abgründe des Meeres ſenkrecht ſich erhebenden Mauer darbietet, um welche herum das Senkblei nirgends den Grund erreicht. Morenhout berichtet uns, daß er im Weſten der Inſel Hood drei Inſeln entdeckt habe, wovon eine ungefähr 6 Meilen im Umfang hat und unter 21° 45′ ſüdlicher Breite und 139° 40′ weſtlicher Länge liegt; eine andere Inſel, 40 Meilen ſüdlich von der Inſel Lord Hood, beinahe von gleicher Geſtalt und Ausdehnung, wie die leztere, unter 22° ſüdlicher Breite und 137° 50′ weſtlicher Länge; und noch eine bewohnte, wenig bewaldete Inſel, welche zwei Kokospalmen, die ſich in ihrem nördlichen Theile erheben, leicht erkennen laſſen, und die unter 18° 32′ ſüdlicher Breite und 144° 35′ weſtlicher Länge liegt; drei kleine Inſeln, welche gleichſam ein Dreieck bilden und unter 16° 45′ und 16° 52′ ſüdlicher Breite und unter 146° 40′ weſtlicher Länge liegen; und endlich überzeugte er ſich, da er zweimal von den Inſeln, welche Two-Groups heißen, und unter 17° 45′ bis 18° 15′ ſüdlicher Breite, und unter 144° 35′ bis 144° 50′ weſtlicher Länge liegen, aus nach Anna oder der Chaine-Inſel reiste, daß die Inſeln, welche Bayers-Group genannt werden und auf allen engliſchen Charten verzeichnet ſind, nicht vorhanden ſeyen. Es gibt in dieſen Gewäſſern nur eine ſehr große, niedrige, bewohnte und bewaldete Inſel, die aber mehr ſüdlich liegt, wie wir in der geographiſchen Geſellſchaft zu Paris hörten.

„Die Korallen-Inſeln,“ ſagt er, „ſchreiben ſich nicht alle aus einer und derſelben Zeit her. Bei einigen erhebt ſich in der That der Boden ſchon um mehrere Fuß über der Meeresfläche, und ihre inneren Lagunen ſind entweder ſchon beträchtlich vermindert, oder ganz verſchüttet; ſie haben ſich in einen fruchtbaren Boden verwandelt, welcher ſüße Erdäpfel, Bananen, Taro und ſelbſt die Brodfrucht erzeugt; andere dagegen ſind dem Waſſer gleich, oder mehrere Toiſen unter dem Meere, oder erheben ſich ſchon ſenkrecht aus ſeinem Schoße an Orten, wo das Senkblei nicht auf den Grund reicht. Ich ſchließe ſelbſt, abgeſehen von der täglichen Bildung neuer Riffe bei Tubuai, Raivavai, Rurutu und auch in einigen Gegenden Taiti's daraus, daß die Polypen, dieſe ſo thätigen Werkmeiſter der organiſirten Natur, ihr Bauwerk noch nicht vollendet haben, und daß ſie, da ſie es wahrſcheinlich bei den Nukahiva-Inſeln und im Hamoa- oder Schiffer-Archipel fortſetzen, dort ungeheure Baien und ſchöne Häfen bilden werden, ähnlich denen, welche ſie ſchon bei den Pomotu-Inſeln, bei Taiti und andern errichtet haben; ſie werden aus Tiefen, die der Menſch weder meſſen, noch unterſuchen kann, neue Hafendämme, neue Länder zum Bewohnen erheben, ſie werden ſo die Entfernungen der Inſeln allmälig vermindern, und endlich ein großes Feſtland auf den Reſten desjenigen errichten, das nach einer Ueberlieferung Polyneſiens einſt dort vorhanden geweſen ſeyn ſoll. —

Die Koralleninſeln ſind beinahe immer von länglicher Geſtalt, und nehmen faſt immer ihre Richtung von Südoſt nach Nordweſt, die gewöhnliche Richtung der Winde und Strömungen, aus deren mehr oder minder ſtarkem Einfluſſe man ſich die durchgängige Gleichheit der Geſtalt dieſer neuen Länder in der ganzen Ausdehnung Polyneſiens erklären kann. Ich ſah auch, daß um mehrere in allen Theilen durchgängig hohe Inſeln ein gleichſam unüberſteiglicher Zaun gebildet iſt, woran ſich die Wogen fortwährend brechen, und innerhalb deſſen ſich Salzſeen befinden, die, wenn ſie noch neu ſind, ſehr tief und immer äußerſt fiſchreich ſind. Andere Inſeln dagegen haben auf mehreren Punkten ihrer natürlichen Schanzen ziemlich weite Oeffnungen, durch welche Boote und ſogar Schiffe fahren können, und welche dann vortreffliche Häfen bilden, wohin die Schiffe ſich, wenn es Noth thut, flüchten, wo ſie ihre Beſchädigungen ausbeſſern und ihre Mannſchaft ausruhen laſſen können, da alle Baien gegen geringe Koſten und ohne viel Arbeit eine eben ſo geſunde als reichliche Nahrung, und beinahe alle das beſte Waſſer liefern werden, wie z. B. unter den Inſeln des Pomotu- oder gefährlichen Archipels die Inſel La Harpe, Mathilda's Rock, die Inſeln Nigeri, Philipps, Wittgenſtein, Tiokea, Wilſon und Waterland. Uebrigens haben alle Inſeln, welche ſo weit gebildet ſind, daß ſie Sandbänke haben, welche die Wellen ihrer Lagunen immer zuerſt im Nordweſten anhäufen; alle dieſe Inſeln, ſage ich, haben mehr oder minder ſüßes Waſſer. Um ſich ſolches zu verſchaffen, darf man nur in geringer Entfernung vom See ein Loch in den Sand machen; das Waſſer, das man ſich auf dieſe Weiſe verſchafft, ſcheint, wenn es auf der Oberfläche des Bodens ſich zeigt, kein anderes zu ſeyn, als das Waſſer des Sees, durch den Sand und durch Muſchelſtücke geſeiht, iſt aber darum nichts deſto weniger gut, und hält ſich ſogar auf den Schiffen ſehr gut."

„Morenhout, ſo wie alle Reiſende in den tropiſchen Ländern, bemerkt auch, daß dort die Strömungen und die Winde ihre Richtung beinahe beſtändig nach Weſten haben. Seine eigenen Beobachtungen und die genaueſten Nachweiſungen, welche er an Bord vieler Schiffe, die während ſeines Aufenthaltes auf Taiti dieſe Inſel beſucht haben, ſammelte, haben ihn ferner überzeugt, daß im Süden der Linie dieſe Strömungen zwiſchen dem 10ten und 14ten Grade, oder bei den Wendekreiſen vom 22ſten bis 24ſten Grade weit heftiger ſind, als in den dazwiſchenliegenden Breiten, und daß ihre Stärke und oft auch ihre Richtung bis jenſeits des 25ſten Grades oft wechſeln. Sonderbar iſt, ſagt er, daß dieſe Stärke der Strömungen bei der Länge der Oſterinſel ſehr merklich wird, und bis zu den Tonga- oder Freundſchafts-Inſeln, wo die Strömung nachzulaſſen ſcheint, ſich in derſelben Stärke erhält; woraus man ſchließen könnte, daß ſie durch die Richtung des Oceanbettes bedingt iſt, wie es auch die Lage der Länder, die ſich täglich in dieſen Gewäſſern bilden, und beſonders die Lage der niedrigen Inſeln des Pomotu- oder gefährlichen Archipels, anzudeuten ſcheint. — In dieſen Strichen, ſagt Morenhout, haben Winde und Strömungen ihre Richtung immer nach Weſten. Im Süden der Linie ſind dieſe Strömungen heftiger; zwiſchen dem 10ten und 14ten Grade und bei dem Wendekreiſe vermehrt oder vermindert ſich ihre Heftigkeit je nach der Jahreszeit, und obgleich ihr Lauf bisweilen während der ſtarken Windſtöße im Dezember und Januar gleichſam ganz unterbrochen zu ſeyn ſcheint, ſo ſind ſie doch alsdann ſo reißend als je, da die Fluth in dieſer Jahreszeit

viel ſtärker iſt, wie das auch der Name, den ihr die Eingebornen geben, Tetau miti rail *) (Jahreszeit der hohen Fluth) anzeigt. Dieſe Veränderungen in der Fluth und den Strömungen werden beſonders gegen Ende Oktobers bemerklich, wo die Sonne, dem Wendekreiſe des Krebſes ſich nähernd, in ihren Sommerſtillſtand in dieſen Klimaten eintritt, und dauern bis in den April nach ihrem Uebergang auf die andere Seite der Linie.

Der in dieſen Strichen dießſeits der Tropen herrſchende Wind, iſt, wie ſchon geſagt wurde, der Oſt-Süd-Oſtwind. Er herrſcht wenigſtens 9 Monate des Jahres; aber er unterliegt periodiſchen Veränderungen, die bald durch den Wechſel der Jahreszeiten, bald durch die Verſchiedenheit der geographiſchen Lage bedingt ſind. So beginnen im Dezember und Januar in eben dieſen Strichen die heftigſten Weſtwindſtöße, deren Heftigkeit immer ſteigt, je weiter man in der Richtung, woher ſie wehen, vorwärts kommt. Auf den Salomon-Inſeln, den Neu-Hebriden, den Viti-Inſeln, den Tonga-Inſeln ſind es in der That wahre Orkane. Sind ſie auf Taiti angekommen, ſo wehen ſie dort noch ziemlich heftig, denn ſie reißen ſehr oft Bäume nieder; jenſeits des Pomotu-Archipels verſpürt man ſie aber nicht mehr, und einige Grade weiter öſtlich machen ſie ſich nur durch leichte atmoſphäriſche Strömungen bemerklich. Am Ende des Februar oder März oder im April verkündigen heftige Regengüſſe und heftige Hagelwetter aus Norden und Nordoſten die Rückkehr der gewöhnlichen Südoſtwinde oder die Tetau poai **) (trockene Jahreszeit), wie die Eingebornen ſagen.

So verhält es ſich ungefähr mit den Winden in dieſen Strichen: aber dann unterliegen ſie je nach der Verſchiedenheit der Breiten wieder großen Veränderungen. Heftige Weſtwindſtöße z. B. verſpürt man ſelten unter dem 10ten Grad ſüdlicher Breite, und ſie gehen nicht über 24° hinaus, wo ſie ſchon weniger ſtark und aus Südweſt kommen: während vom Mai bis Oktober, wenn der Oſtwind beſtändig und ſtark von einem Ende Polyneſiens, welches, mit Ausnahme Neuſeelands und der in der Nachbarſchaft dieſes großen Landes liegenden Gruppen, zwiſchen den Wendekreiſen liegt, bis zum andern weht, man nicht ſelten neben der Linie leichte Weſtwinde verſpürt, dagegen heftige Südweſt-, beſonders aber Nordweſt-Wind-Stöße nicht nur auf Rapa unter dem 27ſten Grad bemerkt werden, ſondern auch häufig bis Pitcairn und ſogar bis Raïvavaï ſich erſtrecken.

Auf den Inſeln Polyneſiens ſind die Pflanzenarten unter den nämlichen Breiten auch immer die nämlichen, aber mehr oder minder üppig und mannigfaltig, je nach der Fruchtbarkeit des Bodens, der ſie erzeugt; auch wechſeln ſie nach Maßgabe der geographiſchen Lage. Auf Gambier gibt es nicht Eine Pflanze, die ſich nicht auf Taiti auch fände; aber es gibt viele auf Taiti, die ſich auf Gambier nicht finden; auf Gambier iſt der Brodbaum bei Weitem nicht ſo majeſtätiſch, als auf Taiti, und gibt nur Eine Erndte jährlich. Pitcairn, welches unter 25° ſüdlicher Breite und 135° 45′ weſtlicher Länge liegt, iſt die ſüdlichſte Inſel, wo dieſer Baum vorkommt; aber es gibt dort nur eine einzige Gattung, die wild wächſt, ohne

*) Ein aus tetau, Jahreszeit, miti, Meer und rail oder rahi gebildetes Wort (Jahreszeit der großen Meere).

**) Ein aus Tetau, Jahreszeit, und poai, Hunger, Mangel, gebildetes Wort. Das leztere Wort wird gewöhnlicher zur Bezeichnung der trockenen Zeiten (Juni oder November) gebraucht, welche in dieſen Gegenden oft einen Früchtemangel herbeiführen.

daß die gegenwärtigen Bewohner ſie durch Pflanzen hätten vermehren können, wie es auf anderen Inſeln geſchieht. Pitcairn iſt auch die ſüdlichſte Inſel, wo man den Uhüi, die Igname (dioscorea alata), die Pia (tacca pinnatifida), den Haari, den Kokosnußbaum (cocos nucifera), die Meia, die Banane (musa), den To, das Zuckerrohr (saccharum officinarum) findet; während Rapa, das unter 27° 36′ ſüdlicher Breite und 146° 32′ weſtlicher Länge liegt, die lezte*) Inſel iſt, wo man den Taro (caladium esculentum) und den Ti (dracaenae species) findet, welche ſammt einigen Wurzeln und Fiſchen früher die ganze Nahrung der Bewohner dieſer Inſel ausmachten, die auch den Aute (broussonetia papyrifera), eine auf allen Inſeln des unermeßlichen Polyneſiens zu Verfertigung der ſchönſten Stoffe gebrauchte Pflanze, bauten. Dieſe Pflanze findet ſich auch auf Gambier, Raivavai und Pitcairn; aber ſie wird kleiner, je weiter man in der Breite aufſteigt; während ſie auf Taiti ein Baum iſt, iſt ſie auf Pitcairn und Rapa, dem Opara der Charten, nur ein ſchwacher Stengel von mäßiger Höhe.

Die nämlichen Beobachtungen kann man an anderen Pflanzen machen. Die erſten Erzeugniſſe der niedrigen Koralleninſeln ſind einige Gräſer, hie und da aufkeimend, ſodann der Tora (pandanus ordoratissimus), der, zwiſchen den Korallenſtücken und dem trockenſten Sande wurzelnd, zuerſt dieſe traurigen Gegenden mit ſeinem ſchönen Blätterdache bedeckt, die Luft mit ſeinem Wohlgeruche erfüllt, und wie der ſchöne Kokosnußbaum, wenn auch in geringerer Quantität und ſchlechterer Qualität, ſowohl Nahrung als Bedeckung für die Unglücklichen bietet, welche der Sturm auf dieſe traurigen, kaum gebildeten Länder verſchlagen hat, die vielleicht dazu beſtimmt ſind, einſt reiche und große Feſtländer zu werden.

Die Bewohner der Pomotu-Inſeln.

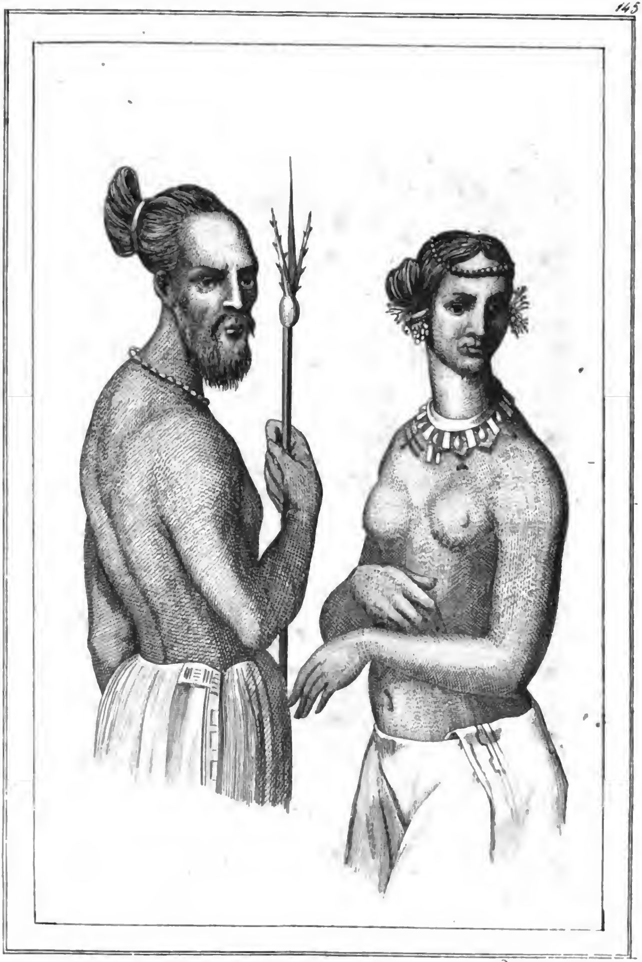
Die Bewohner der Pomotu-Inſeln haben dieſelbe Geſichtsbildung, wie die Eingebornen vom Roggeween-Archipel. **)

„Dieſe Menſchen, welche noch wenige oder gar keine Fremde geſehen haben, konnte ich in ihrer ganzen Sitteneinfachheit beobachten,“ ſagt Morenhout; „in dem Zuſtande, welchen man den Naturzuſtand nennt, ſind ſie, ſo lange ſie der öftere Beſuch von Europäern noch nicht verdorben, ſo lange die Rohheit und Ungerechtigkeit derſelben ſie noch nicht rachſüchtig und verrätheriſch gemacht hat, wenn man ſich ihnen verſtändlich machen und ſie öfter beſuchen kann, dabei nicht gegen ihre Vorurtheile anſtoßt und ſich nach ihren Gebräuchen bequemt, immer äußerſt ſanft und mild; ich habe ſie beſtändig ſo gefunden, und beſonders ſehr gaſtfreundlich; ſie empfangen Diejenigen, welche ſie beſuchen, mit einer Offenheit, Hingebung und Herzlichkeit, welche man heut zu Tage vergebens bei den civiliſirteſten Nationen ſuchen würde. Sehr oft werden dieſe armen Fiſcheſſer in eure Nähe kommen, auf ihren Ufern tanzen, und dabei ihre Lanzen ſchwingen zum Zeichen des Mißtrauens .... aber fürchtet Nichts, gehet mit Vertrauen auf ſie zu; kaum werden ſie euch reden hören, kaum begriffen haben, daß ihr ihnen nichts Böſes thun wollet, ſo werden ſie euch mit

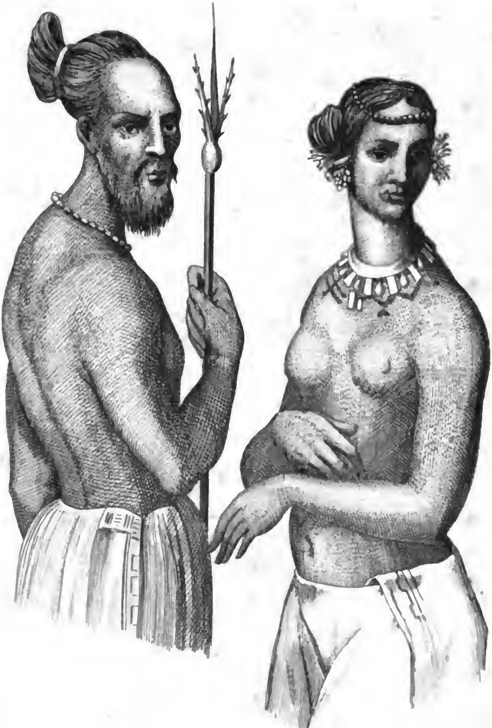
*) Einige Perſonen verſicherten Morenhout, die beiden lezteren Pflanzen ſeyen auch einſt auf Neuſeeland vorgekommen, was jedoch noch einer Beſtätigung bedürfte. Dieſe Nachweiſungen über die Naturgeſchichte verdanken wir Bertero'n. Er hatte Morenhout'n ſeine Beobachtungen mitgetheilt. Ein trauriger Schiffbruch entriß ihn viel zu frühe ſeinen Studien und nützlichen Arbeiten.

**) S. Blatt 145, 146 und 147.

Digitized by Google



1. Labeleloa Chef der Gruppe der Inseln Kutusoff. 2. Vornehme Frau der Ins. Tschitschagoff.



Sabeleloa Chef der Gruppe der Inseln Kutusoff. —
Vornehme Frau der Ins. Tschitschagoff.

Larik, Chef der Inseln Romanzoff.
Frau von Tallekoff.

Digitized by Google

Liebkoſungen überhäufen, werden euch nach eurem Belieben die Erzeugniſſe ihrer Baien, die Früchte ihrer Ländereien anbieten, und oft Freudenthränen an der Bruſt vergießen, die ſie kaum zuvor mit ihren Wurfſpießen bedrohten. — Meine Nachforſchungen waren weit fruchtbarer an mannigfaltigen Ergebniſſen, als ich Anfangs gehofft hatte; denn nachdem ich bei der ſparſamen und vereinzelten Bevölkerung der niedrigen Inſeln den Menſchen, ſo zu ſagen in der erſten Kindheit ſeiner rein inſtinktmäßigen Neigungen und Triebe eingeſchlafen, beobachtet habe, ſah ich ihn auf den Gambier-Inſeln und anderswo noch von alterthümlichen Gebräuchen umgeben, und regiert durch die Gebräuche einer bisher nur unvollſtändig bekannten Religion, deren Urſprung und Zweck der Gegenſtand meiner anhaltendſten Nachforſchungen war.“

Die Bewohner der Gambier-Inſeln ſcheinen gutmüthig und tapfer zu ſeyn. Sie ſind furchtbar in den Gefechten *); ihre Fahrzeuge ſind eben ſo feſt als kunſtreich **).

Oceaniſche Sporaden.

Unter dem Namen oceaniſche Sporaden begreifen wir Waihu oder die Oſterinſel und die Inſel Sala y Gomez, die zwei entlegenſten Länder Polyneſiens. Zuerſt wollen wir die erſte beſchreiben.

Die Inſel Waihu liegt (nordöſtliche Spitze) nach Beechey unter 27° 6′ 28″ ſüdlicher Breite und 111° 32′ 42″ öſtlicher Länge, ſie hat eine dreieckige Geſtalt und mißt in ihrer größten Breite ungefähr 5 Lieues; ihr Hafen, den man Cooks-Bai nennt, liegt unter 27° 9′ ſüdlicher Breite und 111° 45′ öſtlicher Länge. Der höchſte Punkt der Inſel erhebt ſich 1100 Fuß über den Meeresſpiegel.

Hidi-Hidi (Oedidee), der Taitier, welcher Cook begleitete, ſprach ſich über den Eindruck, den Waihu macht, kurz und gut aus. Taata maitai, wenua ine, ſagte er: die Menſchen gut, das Land ſchlecht. In der That zeugte Alles von einer alten, für die gegenwärtigen Bewohner verloren gegangenen Civiliſation; Unfruchtbarkeit muß die Geſtalt des Landes geändert haben. Cook ſchäzte die Bevölkerung dieſer Inſel auf 6 bis 7000 Seelen, la Perouſe auf 2000, und Beechey auf 1260. Nach Roggeween iſt ihr Wuchs rieſenmäßig; nach Beechey überſteigt er 5 Fuß $7\frac{1}{2}$ Zoll engliſches Maß nicht. Ein Seemann, wie ich glaube, la Perouſe, behauptet, ſie leben in Güter- und Weibergemeinſchaft.

Dieſe Inſel, deren verſchiedene europäiſche Namen eine und dieſelbe Bedeutung haben, und welche die Engländer und Amerikaner Eaſter-Island, die Franzoſen Ile de Pâques und die Eingebornen Waihu nennen, wurde am Oſterfeſte am 6. April 1772 durch das holländiſche Geſchwader unter Admiral Roggeween entdeckt, der ihr den Namen Paaßen (Oſtern) zu Ehren des Feſtes gab. Kaum war das Geſchwader im Angeſichte der Inſel erſchienen, als ein Eingeborner von hohem Wuchſe und von angenehmer Geſichtsbildung auf einer Pirogue auf daſſelbe zukam, und ohne Umſtände an Bord ſtieg. Dieſer Mann, ein wahrer Schalksnarr, ſchnitt Grimaſſen, wie ein Harlekin, und erwiderte den freundſchaftlichen Empfang, der ihm wurde, mit allerhand Poſſenſtreichen. Er machte Alles nach, was er ſah, und beluſtigte die Mannſchaft ſehr. Man machte

*) S. Blatt 115. **) S. Blatt 144.

ihm einige Geſchenke, die er an ſeinen Hals hängte; mit großem Appetit aß er die Speiſen, welche man ihm gab; den Wein aber, den man ihm anbot, goß er ſich in die Augen, anſtatt ihn zu trinken. Dieſe Gaſtfreundſchaft gefiel ihm äußerſt wohl, aber ſeinen Wirthen war es durchaus nicht um einen längeren Beſuch eines Wilden zu thun, deſſen Abſichten, die vielleicht feindlich waren, ſie nicht ahnen konnten; man konnte ihn auch nur mit größter Mühe, als der Abend herbeigekommen war, dazu bringen, ſeine neuen Bekannten zu verlaſſen und ſeine Pirogue zu beſteigen. Er mußte ſich jedoch zu dieſer Trennung entſchließen, die ihm nach dem Widerſtreben, womit er ſich dazu verſtand, zu urtheilen, ſehr zu Herzen gehen mußte. Endlich kehrte er ans Land zurück, indem er aus voller Lunge ſchrie: Odorraga! Odorraga! Wahrſcheinlich war es ſein Abſchiedsgruß.

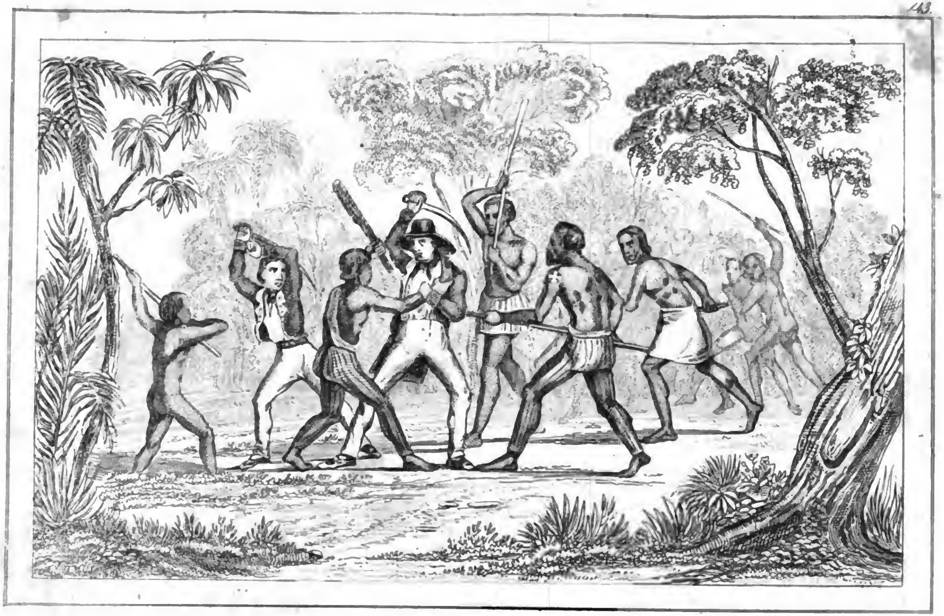
Man weiß nicht, welchen Bericht er ſeinen Landsleuten über ſeine Aufnahme auf dem holländiſchen Schiffe erſtattete, und ob er ihre Habſucht reizte oder einen ungerechten Argwohn gegen die Abſichten der Europäer erweckte, aber am folgenden Morgen, als das Geſchwader vor der Inſel Anker warf, ging eine neugierige und erſtaunte Schaar Wilder auf dem Ufer hin und her, das mit Götzenbildern beſäet war. Ihre Geſichtsbildung fanden die Holländer nicht ſo angenehm, als die des Harlekins vom vorigen Tage, und ſie glaubten nur mit großer Vorſicht ihren Verkehr mit den Inſulanern eröffnen zu dürfen. Der Erfolg rechtfertigte den Scharfblick der Holländer. Man erfuhr nie, wie der Kampf begann; eine Flinte wurde abgefeuert; ein Inſulaner ſtürzte todt nieder. Dieſer Flintenſchuß war das Signal zum Kriege. Roggeween ſtieg ſelbſt an der Spitze von 150 Soldaten und Matroſen ans Land, und ließ auf die Menge feuern, welche die Vermeſſenheit hatte, mit Gewalt Gäſte zurückzutreiben, die ihnen die Ehre erwieſen, ſie zu beſuchen, und das ohne Rückſicht auf das heilige Oſterfeſt. Es gibt ein altes Sprichwort: „der Gute leidet für den Schlechten!“ So mußten die Holländer auch mit Schmerz wahrnehmen, daß das Opfer ihrer erſten Salve ihr guter Freund Harlekin war!

Die Eingebornen, welche das Holländiſche nicht verſtanden hatten, begriffen dieſe Lektion in der Höflichkeit; und um ihren Gäſten einen Beweis ihrer Dankbarkeit für ihre Güte zu geben, beeilten ſie ſich, Alles, was ſie Koſtbares hatten, zu ihren Füßen niederzulegen. Waffen, Geſchenke, Vorräthe aller Art; ja ſie trieben die Höflichkeit ſo weit, daß ſie ihre Frauen herbeiführten, und ſie zwangen, an Bord zu ſchlafen.

Seit dieſen guten Dienſten herrſchte die vollkommenſte Eintracht zwiſchen den Europäern und Inſulanern. Die Holländer beſuchten die Inſel; das Land war gut bebaut; die Felder waren umzäunt und abgetheilt, und jede Familie nahm einen Weiler ein. Die Häuſer, aus in die Erde geſchlagenen Pfählen und einem Mörtel von Thon oder Schlamm errichtet, und mit Stoppeln gedeckt, waren 8 bis 10 Fuß breit und 40 bis 60 Fuß lang.

Die Eingebornen ſchienen ihnen lebhaft und munter zu ſeyn, und hatten ſanfte, unterwürfige, angenehme, beſcheidene, beinahe furchtſame Geſichter, einige waren beinahe weiß, aber die Meiſten hatten eine dunkelgelbe Farbe, und ihr Leib war mit Zeichnungen von Thieren und Vögeln bedeckt. — Nach dem Berichte der Decouverte bereiteten ſie ihre Speiſen in irdenen Töpfen zu; was, wenn es wahr iſt, ein Beweis von einer ziemlich vorgerückter Induſtrie wäre.

143.



Angriff der Eingeborenen

Digitized by Google

Floſs geführt von Eingebornen

Digitized by Google

Floß geführt von Eingebornen

Digitized by Google

Die Frauen fanden die Europäer ziemlich hübſch, und die erſteren erwieſen ihnen Gefälligkeiten aller Art. Die Götzen von Vaihu waren koloſſale, aus Stein gehauene Statuen mit menſchlicher Geſichtsbildung, mit einem Pflaſter von weißen Steinen umgeben; die Eingebornen betrachteten ſie mit der größten Ehrfurcht und waren immer in Maſſe um ſie verſammelt; unter ihnen bemerkte man einige Perſonen mit Ohrringen, geſchorenem Kopfe und einer Mütze von weißen und ſchwarzen Federn, welche der Admiral Roggeween für Prieſter hielt.

Der holländiſche Seemann konnte auf Vaihu nur kurze Beobachtungen anſtellen, da er aus Beſorgniß vor einem Weſtwinde am folgenden Tage abreiſen mußte. Seit dieſer Zeit hatte kein Europäer dieſe Inſel beſucht, als Cook, der im Monat März 1774 ſich acht Tage dort aufhielt, und leicht alle Notizen ſammeln konnte, die er wünſchte. Die Eingebornen, die eine traurige Erfahrung belehrt hatte, was der Krieg mit den Europäern koſte, widerſezten ſich dieſesmal ihrem Beſuche nicht.

Sie fanden dort weit mehr Männer als Weiber, und dieſes Mißverhältniß fiel Forſtern ſo ſehr auf, daß er behauptete, das weibliche Geſchlecht ſey allmälig im Abnehmen. Wahrſcheinlich hatten ſie ſich verborgen. Dieſer Irrthum ließ ihn ohne Zweifel einen zweiten bei Schätzung der Bevölkerung begehen, die nach ſeiner Behauptung nur 9000 Seelen betragen ſoll. Ein Taitier, Namens Hidi-Hidi (Oedidee), den die Engländer an Bord hatten, diente ihnen als Dolmetſcher, und erleichterte ihren Verkehr mit den Inſulanern ein wenig, in deren Sprache Forſter einige Aehnlichkeit mit einem Dialekte der Taiti-Sprache entdeckte. Nach Cook nannten ſie ihre Inſel Teapi und nach Forſter Vaihu, was auch wirklich ihr wahrer Name iſt. Sie lebten unter der Regierung eines Häuptlings Namens Tohi-Tai, deſſen Macht übrigens ſehr eingeſchränkt war, indem er nicht ſowohl Befehle geben, ſondern nur Rath ertheilen durfte.

Die Männer waren vom Kopf bis zu den Füßen tättowirt; die Weiber waren es viel weniger, aber beide Geſchlechter pflegten ihren Leib mit rother oder weißer Farbe zu bemalen. Die Kleidung der Männer beſtand gewöhnlich nur in einer kurzen mit einer Schnur um die Lenden gebundenen Schürze, andere aber, und beſonders die Frauen trugen ein großes Stück Zeug, das ihren ganzen Leib verhüllte, und um die Beine ein kleineres Stück. Hie und da trugen die Männer eine Art mit Federn beſeztes Diadem; die Frauen hatten eine oben ſpitzige Strohmütze; Alle hatten ſehr lange Ohrläppchen, bisweilen 2—3 Zoll lang, welche gewöhnlich mit weißen Flaumbüſcheln, mit Federn und Ringen aus verſchiedenen Stoffen geſchmückt waren.

Ihre Hütten, deren Thür ſo niedrig iſt, daß man hineinkriechen mußte, waren wahre Hundsſtälle, 6—8 Fuß breit und 5—6 Fuß hoch. Sie beſtanden aus Stäben, welche in einiger Entfernung von einander in die Erde getrieben, oben zuſammengebogen waren und das Gebälke bildeten; ſie waren mit Stroh gedeckt. Da man ihnen verbot, einige andere zu betreten, welche in die Erde gebaut und mit Steinen bedeckt waren, ſo vermutheten ſie, es ſeyen Gräber.

Man kann ſich nicht beſtimmt erklären, was die ſeltſamen Denkmale zu bedeuten haben, welche einſt auf Vaihu vorhanden waren, und welche die Holländer für Götzenbilder gehalten hatten. Cook unterſuchte ſie

ſorgfältig auf mehreren Punkten der Inſel. Es waren Bilder mit Augen, die in einer krummen Linie überzwerch am Kopfe angebracht waren, einer Naſe ohne Stirne, einem ſehr kurzen Halſe, ungeheuern Ohren, rauhen Haaren, kaum ausgedrückten Schultern, und über dieſer Büſte einen ſeltſam ausgehauenen Stein, der einige Aehnlichkeit mit dem Pſenth, dem Kopfputze der alten ägyptiſchen Götter hatte*). Von dieſer Beſchaffenheit waren die dem Andenken großer Männer des Landes errichteten Denkmale. Die Statuen waren bald 10, bald 15, bald 20 Fuß hoch, und den dritten Theil davon nahm oft die cylindriſche Mütze ein, welche 4—5 Fuß im Durchmeſſer hatte. Die Eingebornen verboten den Engländern immer, denſelben nahe zu kommen. Sie nannten dieſe Statuen gewöhnlich Tomo-Ai, Tomo-Eri, Huhu, Moraheina, Uma-riva, Winapu, was ohne Zweifel die Namen der Häuptlinge waren, denen ſie geweiht waren, und gaben ihnen auch die allgemeine Benennung Anga-Tabu, was vielleicht Denkmale bedeutet, welche heilig ſind, oder welche man verehren muß. Nun erbauen die Bewohner nur noch einfache Mauſoleen aus Stein zu Ehren der Todten. Die Denkmale, welche Cook ſah, waren ſehr alt, und vermuthlich hinderte der Verfall der Inſel die Bewohner, ſolche rieſenmäßige Arbeiten jezt noch zu unternehmen.

Forſter fand, daß die Inſel im Allgemeinen mit braunen ſchwarzen und röthlichen Steinen von ſchwammiger Beſchaffenheit und offenbar vulkaniſchem Urſprunge bedeckt ſey. Büſchel von äußerſt ſchlüpfrigen Blättern waren die einzigen Proben ſeiner Vegetation. Bisweilen war der Boden eiſenhaltiger Tuff, wo der Fels ſo dicht war, daß weder Gras, noch Pflanzen keimen konnten. Sie ſchien gar nicht fruchtbar zu ſeyn. Ob er gleich erzählt, daß die Eingebornen Piroguen haben, ſo traf er doch keinen einzigen Baum, wenn man nicht etwa einige Stämmchen des hibiscus populneus, eines ärmlichen Bäumchens mit weißem und zerbrechlichem Holze, deſſen Blatt viel Aehnlichkeit mit den Blättern der Eſche oder auch des Papiermaulbeerbaumes hat, den die Eingebornen zur Verfertigung ihrer Zeuge gebrauchten, und eine Art Mimoſa mit rothem, hartem und ſchwerem Holze, deren gewundener, verkrüppelter und drei Zoll dicker Stamm aber ſelten mehr als 7 Fuß hoch wird, ſo nennen will. Sehr wahrſcheinlich waren alſo die Beobachtungen des gelehrten Forſter unvollſtändig.

Vögel gab es wenig, und auch der Fiſchfang fiel nicht ſehr reichlich aus; das Huhn war das einzige Hausthier auf der Inſel, aber es gab nicht viele, und dazu waren ſie klein und mager. Die Engländer vermutheten, daß ſich die Bewohner von Ratten nähren. Sie pflanzen Ignamen, Pataten, Kürbiſſe, Bananen, Zuckerrohr und eine Art Solanum oder Nachtſchatten. Ob ſie gleich kein Waſſer haben, ſind ihre Pflanzungen doch gut unterhalten. Es gibt auf der Inſel weder einen Bach, noch einen Fluß, noch eine Quelle, und ihr Getränke iſt ſtinkendes Waſſer, das ſie aus einem Sumpfe ſchöpfen.

Nach Perouſe erlaubten ſich einige Abenteurer Gewaltthätigkeiten aller Art gegen die Bewohner der Inſel. Der Schooner Mcney von New-London, der auf der Inſel Mas-a-Fuero Seekälber fiſchte, deren Häute ſich in Canton gut verkaufen laſſen, hatte ſeine Schiffsmannſchaft auf Waihu rekrutirt. Die mit Gewalt weggeführten Männer ſtürzten ſich ins Meer,

*) S. Blatt 169.

Ruinen eines Monuments

und die Abenteurer brachten nur die Frauen nach Mas-a-Fuero. Andere Landungen erregten eine allgemeine Erbitterung auf der Inſel, und alle Walfiſchfänger, welche ſpäter erſchienen, wurden mit Recht ſehr übel empfangen.

So fiel auch Kotzebue, der dieſe gerechten Gründe zur Erbitterung gegen die Europäer nicht kannte, in eine Art Hinterhalt, als er den 28. März 1816 vor Waihu mit ſeinem kleinen Schiffe Rurik vor Anker gegangen war. Bei ſeiner Ankunft empfingen ihn die Eingebornen aufs Herzlichſte, brachten ihm Geſchenke und tauſchten einige Erzeugniſſe der Inſel gegen kleine Eiſenſtücke aus; aber als die Ruſſen landen wollten, wurden ſie umringt und auf eine unverſchämte Art beſtohlen. Die Eingebornen überſchütteten ſie mit einem Hagel von Steinen, und zwangen ſie, ſich wieder einzuſchiffen. Kotzebue konnte alſo Waihu nicht unterſuchen; er bemerkte nur, daß die Statuen von ihren Fußgeſtellen herabgeſtürzt worden waren.

Choris, der Zeichner der Expedition, beſchreibt übrigens die Expedition des Rurik folgendermaßen:

„Am 16. März erblickten wir früh Morgens die Oſterinſel oder Waihu. Auf der nördlichen Küſte ſahen wir Stellen, welche mit Bäumen bedeckt zu ſeyn ſchienen, wahrſcheinlich mit Bananen. Bald erblickte man mit Hülfe der Ferngläſer die Denkmale, von denen Cook und la Perouſe ſprachen; dann ſah man auch an einigen Orten Rauch aufſteigen. Wir ſteuerten langſam vorwärts, ſo daß wir erſt um Mittag die Cooks-Bai erreichten.

„Zwei ärmliche, mit Balancirern verſehene Piroguen je mit zwei Mann ſteuerten auf uns los. Die Männer machten uns Zeichen, indem ſie auf das Land zeigten, und Fiſchnetze in der Hand hielten. Trotz unſeren Einladungen weigerten ſie ſich aber herbeizukommen, und kehrten bald wieder um. — Sogleich ſandte man ein Canot ab, um die Bai zu unterſuchen und einen Ankerplatz aufzufinden. Die Inſulaner waren in Maſſe an dem Ufer verſammelt. Viele warfen ſich ins Meer und brachten ſchwimmend Bananen, Ignamen und Zuckerrohr herbei, welche ſie gegen Eiſen austauſchten; auf die Spielereien, welche man ihnen anbot, legten ſie keinen großen Werth. Einer der Inſulaner aber hatte kaum die Scheere, welche der Preis für ſeine Bananen ſeyn ſollte, in die Hand bekommen, als er auf und davon floh, ohne ſeine Waare abgeliefert zu haben. Umſonſt rief man ihn herbei; ſeine Kameraden, welche das Boot umgaben, ſchienen ſich über unſere Leute luſtig zu machen, der Offizier, welcher das Boot befehligte, ſah ſich endlich genöthigt, eine Kugel auf den Flüchtling abzufeuern. Dieſer warf die Früchte weg und beeilte ſich, ans Land zu kommen; ſeine Kameraden folgten ihm. — Die Inſel war, wie es ſchien, ziemlich trocken; indeſſen kam ſie uns nicht ſo elend vor, wie Cook und la Perouſe ſie ſchildern. Alle Abhänge der Höhen waren in Felder mit verſchiedenen Kulturpflanzen abgetheilt, deren mannigfaltige Schattirungen einen angenehmen Anblick gewährten; ohne Zweifel verdanken ſie den Franzoſen unter la Perouſe mehrere nützliche Pflanzen, welche ſie nun bauen. — Von allen Seiten ſah man Menſchen dem Ufer zueilen; die Meiſten waren nackt; einige jedoch trugen eine Art gelbe und weiße Mäntel von verſchiedener Größe. — Sobald wir Anker geworfen hatten, ſteuerten zwei mit 22 wohl bewaffneten Matroſen bemannte Boote auf das Land zu. Wir

waren nahe herbeigekommen, als die Inſulaner anfingen, mit Steinen auf uns zu werfen; die Einen ſchrieen, die Anderen machten drohende Geberden gegen uns. Das Ufer war mit wenigſtens 600 Mann bedeckt, welche Miene machten, ſich unſrer Landung zu widerſetzen. Man feuerte einige blinde Schüſſe ab, worauf man Viele ſich hinter die Felſen flüchten ſah; als der Knall vorbei war, und ſie ſahen, daß ihnen kein Leid geſchehen ſey, kamen ſie aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und lachten und ſpotteten über uns. — Man konnte ſich natürlich wegen des Scherzes dieſer großen Kinder nicht rächen; da man aber ſehr wünſchte, mit ihnen zu verkehren, ſo mußte man, da ſie uns nicht zu ſich laſſen wollten, einen Verſuch machen, ſie herbeizulocken. Man zeigte ihnen deßhalb mehrere Werkzeuge. Die Kühnſten warfen ſich ins Meer und brachten uns einige Früchte; doch zeigten ſie noch immer einige Furcht. Als ſie aber ſahen, daß man ihnen ihre Früchte gut bezahle, tauſchten ſie auch Netze und ein kleines Huhn gegen unſer Eiſen aus. Als ihr Vorrath erſchöpft war, kehrten ſie ans Land zurück. Wir machten ihnen das Zeichen, ſich vom Ufer zu entfernen. Sie verſtanden es ganz gut, und wir landeten. Da jedoch am Tage lag, daß dieſes Volk keine guten Geſinnungen gegen uns habe, ſo blieben wir kaum fünf Minuten am Land. Uebrigens war auch die Brandung ſehr ſtark, und unſere Boote würden in Gefahr geweſen ſeyn. — Wir ſahen auf dem Ufer der Bai die Statuen nicht, von denen die Reiſenden ſprachen, die vor uns auf die Inſel gekommen ſind, und mit Ausnahme eines ſechs Fuß hohen ſteinernen Gebäudes, in das man nur durch eine auf der Seite angebrachte Oeffnung kriechend kommen konnte, ſahen wir nichts Bemerkenswerthes, und Nichts zeugte davon, daß es eine menſchliche Wohnung ſey. Rechts von dem Landungsplatze und ungefähr 200 Schritte vom Meeresufer erhoben ſich 3—4 Fuß hohe, aus einem einzigen Steine gehauene Säulen, auf welchen eine Steinplatte von weißer Farbe lag. — Unter dem Haufen Inſulaner, die das Ufer bedeckt hatten, und deren Zahl ſich ungefähr auf 900 belief, bemerkten wir nur zwei Frauen. Nur ein Mann hatte eine Keule in Geſtalt eines Spatels und zierlich ausgehauen. — Da wir keinen Grund hatten, trotz des Widerſtrebens der Inſulaner auf einem Beſuche der Inſel zu beharren, ſo gingen wir bei Sonnenuntergang unter Segel."

Seit Kotzebue hat uns Niemand neue Nachweiſungen über die Inſel Waihu gegeben, als Beechey, obgleich ſeine Landung keinen beſſern Erfolg gehabt hat, als die eben erwähnte. Er beſuchte ſie im J. 1826, indem er an dem nördlichen Theile derſelben hinfuhr, der von ſeinen Vorgängern nur unvollſtändig unterſucht worden war, und ihre Geſtalt aufmerkſam beobachtete. Er bemerkte Krater, welche, mit Ausnahme eines einzigen auf der nordöſtlichen Spitze, erloſchen und mit Grün bedeckt waren.

Auf den Abhängen herrſchte große Trockenheit, und die Thäler ſchienen ihm ſchlecht bebaut zu ſeyn. In einem dieſer Thäler bemerkte er einen Morai mit ſeinen vier Götzenbildern auf einer Plateforme, einige große Hütten, von mehreren kleinen unterirdiſchen Hütten umgeben *), und eine große Umzäunung von Steinen, über welchen andere, geweißte Steine lagen, die durch Bananen halb verborgen waren. Während der ganzen Unterſuchung um die Inſel herum ſah Beechey einen Haufen Eingeborner,

*) S. Blatt 179.

Ein gewöhnliches und ein unterirdisches Haus.

wovon die einen nackt waren und nur den Maro trugen, die anderen aber einen Mantel über die Schultern geworfen hatten, im Kleinen dieſelbe Linie beſchrieben, wie er, indem ſie ihm beſtändig zu Lande bis zur Cooks-Bai folgten, wohin er zwei wohlbewaffnete Boote ſchickte, um den Verkehr mit ihnen zu eröffnen. Sie wurden eben ſo freundſchaftlich empfangen, als einſt Kotzebue; die Eingebornen ſchwammen mit ihren Frauen herbei, um ihre Vorräthe auszutauſchen. Die Boote waren noch nicht am Land, als ein Inſulaner ſeine Tochter auf den Schultern herbeitrug, ſie mitten unter die Engländer warf, und ſie ihrer Aufmerkſamkeit empfahl. Dieſes Mädchen war ſehr ſchön; ſie hatte ſchöne ſchwarze Augen, und Haare, ſchwarz wie Ebenholz, wallten auf ihre Schultern herab. So wie die andern Frauen war ſie unter den Augbraunen und vom Gürtel bis auf das Knie herab tättowirt, ſo daß man von Weitem glaubte, dieſer Theil ihres Körpers ſey mit einer Kleidung bedeckt. Dieſes reizende Mädchen war indeß auch nicht frei von dem charakteriſtiſchen Fehler ihrer Landsleute; kaum war ſie bei den Engländern, ſo bemächtigte ſie ſich des Rocks eines Offiziers, und warf ihn ſich nach ihrem Geſchmack um den Leib.

Kaum waren die Engländer gelandet, als ſie ein wenig zu ſpät den Hinterhalt gewahr worden, den man ihnen gelegt hatte; die Eingebornen griffen ſie an und beraubten ſie. Ein Kampf entſpann ſich, in welchem man auf der einen Seite mit Keulen, Wurfſpießen und Steinen, und auf der andern Seite mit Flinten focht. Der engliſche Offizier ſah ſich genöthigt, gegen die Schaluppe zurückzuweichen, von wo aus er zu feuern befahl; der Häuptling, welcher den Kampf begonnen hatte, wurde zuerſt getödtet. Der Offizier ſah indeß, daß ſeine Stellung ungeachtet dieſes Vortheils nicht haltbar ſey, und ging auf das Boot zurück ſammt ſeinen Leuten, welche ſämmlich, wie er, durch Steinwürfe verwundet waren. Die Inſulaner verloren außer ihrem Häuptling noch Einen Todten.

Beechey gibt uns in ſeinem Tagebuch eine Schilderung von dieſen Inſulanern, welche nach ſeiner Meinung viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern Neuſeelands haben. Das Bild, welches er von ihnen entwirft, iſt ziemlich vortheilhaft. „Es iſt," ſagt er, „eine ſchöne Raſſe, beſonders die Weiber mit ihrer runden Geſtalt, ihren regelmäßigen Zügen, ihrer hohen und glatten Stirne, ihren prächtigen Zähnen, ihren ſchwarzen, kleinen und etwas tief liegenden Augen. Sie haben eine etwas hellere Hautfarbe, als die Malaien; im Allgemeinen iſt ihr Wuchs fehlerfrei; ihre nicht ſehr muskulöſen Glieder verrathen doch Gewandtheit und Kraft; ihre pechſchwarzen Haare werden nicht ſo bald grau! *).

Inſel Sala.

Die Inſel Sala y Gomez iſt ein verworrener Haufen weißer Felſen. Sie ſcheint uns die Fortſetzung der Kette des Pomotu-Archipels zu ſeyn, wovon Ducie der vermittelnde Ring iſt. Sie wurde im Jahr 1793 von dem ſpaniſchen Seemann dieſes Namens entdeckt. Ein zweiter Spanier fand dieſe Inſel wieder im Jahr 1805; im Jahr 1816 ſah ſie Kotzebue; im Jahr 1826 Beechey; beide fuhren ſehr nahe daran vorbei. Sie liegt unter 26° 28′ ſüdlicher Breite und 107° 41′ weſtlicher Länge, und iſt die öſtlichſte der Inſeln Polyneſiens.

*) S. Blatt 169 und 170.

welche an das Ufer gebunden wurde, einen Brief, in welchem die ganze Geſchichte verzeichnet war. Dieſer Brief wurde von dem Kapitän **Bandal** gefunden; aber erſt, nachdem er ſeine Schaluppe ſchon an den Landungsplatz **Patrik's** geſchickt hatte, um Gemüſe zu holen. Wie man ſich denken kann, war er in großer Unruhe bis zur Rückkehr ſeiner Leute; ſie kamen endlich und brachten einen in der Hütte des Irländers gefundenen Brief folgenden Inhalts: „.... Ich habe mehrere Schiffskapitäne gebeten, mir eine Schaluppe zu verkaufen, oder mich von dieſem Orte weg zu führen, aber ſie haben es mir immer abgeſchlagen. Nun, da ſich mir die Gelegenheit darbietet, mich einer Schaluppe zu bemächtigen, benütze ich ſie. ... Ich habe lange mit ſaurer Arbeit mir ein kleines Vermögen zu ſammeln geſucht, das mir es möglich gemacht hätte, mit einiger Bequemlichkeit zu leben; aber ich wurde mehrere Male beſtohlen und mißhandelt; zulezt von einem engliſchen Kapitän, der ſich, neben der gräßlichen Strafe, die er über mich verhängte, nicht ſchämte, mir ungefähr 500 Dollare zu ſtehlen. ... Nun am 9. Mai 1809 reiſe ich nach den Marquiſen- (Nukahiva-) Inſeln ab. Man tödte doch ja das alte Huhn nicht; es brütet wirklich, und ſeine Jungen können bald ausſchlüpfen.“

Patrik kam in ſeiner offenen Schaluppe allein zu **Gouayaquil** an; ſeine Reiſegefährten ſtarben ohne Zweifel unterwegs aus Mangel an Waſſer, oder vielleicht ließ er ſie ſterben, als er ſah, daß der Waſſervorrath zu Ende ging. Von Guayaquil begab er ſich nach Pagta, wo er ſich in eine ſchwarzbraune Dirne verliebte, und ſie bewog, mit ihm auf ſeine Inſel zurückzukehren, deren Schönheiten er ihr mit glänzenden Farben ſchilderte; ſein wildes Ausſehen aber machte ihn der Polizei verdächtig, und da man ihn unter der Logtreppe eines kleinen Fahrzeuges fand, das bereit war, in die See zu ſtechen, ſo vermuthete man, er habe irgend ein Verbrechen im Sinne, und warf ihn ins Gefängniß — womit **Patriks** Abenteuer ein Ende nahmen. Der Gedanke, welchen **Porter** an die Abenteuer dieſes Irländers anknüpft, iſt der, welche Raſſe wohl entſtanden ſeyn würde, wenn der rothhaarige Irländer mit der kupferfarbigen Lebensgefährtin auf ſeiner Inſel ſich auf Fortpflanzung gelegt hätte. Gewiß, meint er, würde ein Seefahrer der Welt die Entdeckung einer ganz neuen Menſchenraſſe verkündet haben.

Klaſſifikation der Inſeln Tubuai, Taiti, und aller Theile Polyneſiens.

Unſerer Meinung nach kann man Polyneſien in natürliche Regionen (und ſein unermeßlicher Umfang erfordert eine Klaſſifikation, welche die Ueberſicht erleichtert) ſo eintheilen, daß man die Marianen, unſern Archipel von Gaspar-Rico, den großen Archipel der Karolinen und ſeine Zugehörden, ſo wie den, welchen wir den Melanopolyneſiſchen nennen werden, unter dem weſtlichen Polyneſien begreifen würde, deſſen Mittelpunkt die ſchon berührte Inſel Ualan wäre.

Das nördliche Polyneſien würde aus dem Ha-uai- oder Sandwich-Archipel, ſo wie aus der Washington-Gruppe beſtehen, wie wir bereits bemerkt haben.

Im Mittelpunkt der Myriaden von Inſeln angekommen, würden wir aus unſerm großen Roggeween-Archipel, aus dem Taiti-Archipel und der Gruppe Tubuai, aus der Manaia-Gruppe, aus dem Samoa oder Homoa-

losging. Jedoch wurde der Neger dadurch eingeſchüchtert und verſtand ſich dazu, ihm zu folgen. Nun nahm Patrik ſeine Muskete auf die Schulter, ging voraus, und während ſie mit einander die Berge erſtiegen, erklärte er dem Schwarzen ſtolz, daß er ſein Sklave geworden ſey, in Zukunft nun für ihn arbeiten müſſe, und daß es von ſeiner Aufführung abhangen werde, ob er gut oder ſchlecht behandelt werden würde. In dem Augenblick aber, als ſie in einen engen Hohlweg eintraten, und der Schwarze ſah, daß Patrik nicht auf ſeiner Hut ſey, faßte er ihn unter den Armen und warf ihn zu Boden, band ihm die Hände auf den Rücken, lud ihn auf ſeine Schultern, und brachte ihn zu der Schaluppe, von wo aus er, als die Bemannung zurückgekehrt war, an Bord des Schiffes geführt wurde. Gerade war ein engliſcher Schmuggler im Hafen vor Anker gegangen; der Kapitän ſprach über Patrik das Urtheil aus, am Bord beider Schiffe gegeißelt zu werden, was auch vollzogen wurde; hierauf wurde er ans Land geführt, und von den Engländern gefeſſelt. Sie zwangen ihn, ihnen den Ort zu zeigen, wo er einige Dollare aufbewahrte, die ihm der Verkauf ſeiner Erdäpfel und Kürbiſſe eingebracht hatte, und nahmen ſie ihm. Während ſie aber mit Zerſtörung ſeiner Hütte und ſeines Gartens beſchäftigt waren, gelang es dem Unglücklichen, ihnen zu entwiſchen, und er verbarg ſich im Innern der Inſel unter den Felſen, bis das Schiff unter Segel gegangen war. Nun ging er aus ſeinem Verſtecke hervor, und vermittelſt einer alten Feile, welche er in einen Baum ſteckte, entledigte er ſich ſeiner Feſſeln. Nun dachte er auf eine fürchterliche Rache, verbarg aber ſeine Plane. Immer hielten Schiffe bei ſeiner Inſel an, und Patrik lieferte ihnen Gemüſe; von Zeit zu Zeit gelang es ihm, Matroſen von ihrer Mannſchaft, denen er ſtarke Doſen ſeines Lieblingstrankes gab, und die er ſo ſtark berauſchte, daß ſie ganz beſinnungslos wurden, zu verbergen, bis ihr Schiff unter Segel gegangen war. Nun da ſie ganz von ihm abhängig waren, reihten ſie ſich gerne unter ſeine Fahne, wurden ſeine Sklaven, und er ſelbſt war der unumſchränkteſte Tyrann. So gab er ſich vier Gefährten, und bot hierauf Allem auf, ihnen Waffen zu verſchaffen, aber vergeblich. Vermuthlich war ſeine Abſicht, ein Schiff zu überfallen, ſeine Mannſchaft niederzumachen und ſich deſſelben zu bemächtigen. Während Patrik mit ſeinem Plane umging, hielten zwei Schiffe, ein engliſches und ein amerikaniſches, bei ſeiner Inſel an, und wandten ſich an ihn um Gemüſe. Er verſprach ihnen ſehr viel, wenn ſie ihre Schaluppen an ſeinen Landungsplatz ſchicken, und ihre Leute ſie ſelbſt in ſeinem Garten holen würden, indem er vorgab, ſeine Sklaven ſeyen ſeit einiger Zeit ſo faul geworden, daß er ſie nicht zur Arbeit bringen könne. Dieſe Bedingung wurde angenommen: jedes Schiff ſandte zwei Schaluppen aus, welche an der Inſel anlegten. Die ganze Mannſchaft derſelben begab ſich nach der Wohnung Patriks, fanden aber daſelbſt weder Patrik, noch einen ſeiner Leute. — Sie warteten, die Geduld ging ihnen aber aus, kehrten ans Ufer zurück, wo ſie nur noch die Trümmer einer der Schaluppen ſahen, welche am Lande geblieben war. Die Kommandanten der beiden Schiffe ließen nun zuerſt ihre Matroſen in einem Boote abholen; da ſie aber einen neuen Hinterhalt fürchteten, ſo hielten ſie es für das Beſte, die Inſel ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, und Patrik und ſeine Mitſchuldigen in ruhigem Beſitze der geſtohlenen Schaluppe zu laſſen. Ehe ſie noch den Anker lichteten, legten ſie in eine Kiſte,

Der Kapitän Paulding kam im Jahr 1826 dort vorbei; die Bevölkerung war noch nicht ganz zum Chriſtenthum übergetreten, was aber nun wahrſcheinlich der Fall ſeyn wird.

Vavitu oder Raïvavaï hat 12—15 Meilen im Umfang; ſie liegt unter 23° 50′ ſüdlicher Breite und 150° 12′ weſtlicher Länge. Von der Ferne aus geſehen ſcheint ſie von mittlerer Höhe, fruchtbar und bewaldet zu ſeyn. Die Vegetation iſt dieſelbe, wie auf Taiti. Ihre Bevölkerung beſtand aus 3000 Seelen, aber eine ſchreckliche Epidemie hat ſie auf 700 heruntergebracht. Gayangos, ein Spanier, entdeckte dieſe Inſel am 5. Februar 1775, landete aber nicht. Die Eingebornen waren nicht tättowirt und trugen Kleider vom Papiermaulbeerbaum, wie auf Taiti. Gayangos ſchildert ſie als Diebe und grobe Menſchen; aber der Erzählung eines Mannes, der nur einige Individuen von einem Lande, und auch nur im Vorübergehen geſehen hat, kann man keinen Glauben ſchenken. Ueber Völkerſchaften kann man erſt dann urtheilen, wenn man einige Zeit mit ihnen und in ihrem Lande gelebt hat.

Broughton ſah Vavitu wieder im Jahr 1771. Im Jahr 1811 ſah es Henry, und hielt ſich für den Entdecker deſſelben. Im J. 1822 wurden die Bewohner von taitiſchen Neophyten zum reformirten Bekenntniſſe bekehrt. Dieſe polyneſiſchen Bekehrer übertrafen in ihren Arbeiten die europäiſchen Miſſionäre. Nie ſah man einen ſo ſchnellen und vollſtändigen Erfolg. Die Inſel wird von Zeit zu Zeit von Handelsſchiffen beſucht.

Auf Rurutu oder Ohiteroa, entdeckt von Cook im Jahr 1769, haben die taitiſchen Miſſionäre bekehrt. Die Erzeugniſſe und die Bewohner dieſer Inſel ſind dieſelben, wie auf Vavitu. Rurutu hat ungefähr 12 Meilen im Umfang, und liegt unter 23° 27′ ſüdlicher Breite, und 153° 6′ weſtlicher Länge.

Rimetara, entdeckt im Jahr 1811 von Henry, blieb vergeſſen bis zum Jahr 1821, wo die Miſſionäre dort landeten. Dieſe Miſſion iſt der Mittelpunkt aller umliegenden Gruppen. Paulding fand ſie im Jahr 1826 ganz zum Chriſtenthum bekehrt. Ihre Bevölkerung beträgt 300 Bewohner, welche auf einem äußerſt fruchtbaren Boden leben. Die Inſel iſt nicht ſehr hoch, drei Meilen lang und eben ſo viel breit, durch einen Gürtel von Klippen geſchüzt, und liegt unter 22° 23′ ſüdlicher Breite und 154° 22′ weſtlicher Länge.

Jenſeits Rimetara unter 21° 43′ ſüdlicher Breite und 153° 14′ weſtlicher Länge iſt ein kleines Inſelchen, deſſen Korallengrund von Riffen umgeben iſt, eine Meile lang und 1800 Fuß breit iſt. Es iſt mit Geſträuch bedeckt. Paulding, der dieſe Klippe im Jahr 1826 entdeckte, fand ſie ganz und einzig von Seevögeln bewohnt; das Ufer war bedeckt von ihren Eiern, und ſie ſcheuten ſich nicht vor den Matroſen, welche eine reichliche Jagd hielten, wobei ſie keine andere Mühe hatten, als ſich zu bücken.

Was die Inſel Rutui betrifft, ſo iſt ſie nur durch die Berichte der Eingebornen anderer Inſeln bekannt.

Archipel von Taiti,*)

auch georgiſcher und Geſellſchafts-Archipel genannt.

Verlaſſen wir die zahlloſen Klippen, die Korallenländer, die Sandſtreifen und Lagunen des Pomotu-Archipels und die rohen Bewohner ſeiner Ufer, und gehen wir über zu den lachenden und fruchtbaren Landſchaften und den liebenswürdigen Völkerſchaften des Geſellſchafts-Archipels. Von den unzähligen Ländern Polyneſiens iſt keines ſo bekannt, als Taiti und die Inſeln, welche es wie zärtliche Schweſtern umgeben. Sie haben zu mehr Schriften den Stoff geliefert, als mehrere Staaten Europa's. Ihre Gegenden, ihre Gebräuche und ihre Geſchichte ſind bekannter, als die Geſchichte, die Gebräuche und Gegenden Albaniens, des nördlichen Norwegens, der Völker des Balkan u. ſ. w. Taiti, das ein berühmter Seemann (Bougainville) das neue Cythere genannt hatte, erhielt gewöhnlich den Titel einer Königin des friedlichen Oceans und verdient ihn auch. Es gab Bougainville, Diderot, Delille, Couper, Chateaubriand und Victor Hugo die reizendſten Gemälde, die beredteſten Schilderungen oder die rührendſten Verſe ein. Taiti ſcheint das Vaterland Pomona's, Flora's, des Comus, der Venus und des Morpheus zu ſeyn. Was die alte griechiſche und lateiniſche Poeſie Reizendes erdichtete, iſt auf ihr in der Wirklichkeit vorhanden.

Neben Wiesgründen, die mit den herrlichſten Blumen prangen, neben den Gewäſſern der Lagunen, welche der pyramidenförmige Pappelbaum beſchattet durch Säulenreihen von Kokospalmen, welche ihre Häupter in den Lüften wiegen, und Wälder von Brodbäumen, welche ſich wie Sonnenſchirme ausbreiten, rollen Bäche, von vulkaniſchen Höhen herabſtürzend, rauſchend über Bette von ſchwarzem Baſalt; lange, mit Blumen gezierte Lianen werfen natürliche Brücken über ihre Ufer, die von purpurnen Heliconien eingefaßt ſind; Schluchten von hohen dornigen Farrenkräutern ſtarrend, werden durch die Roſe von China und die angenehme Gardenia beſchattet. Hier betrachtet der Reiſende an einem ſchönen Morgen im Glanze der tropiſchen Sonne das Meer, das ſich bald wie eine drohende Boa, bald mit Donnerrauſchen erhebt; da bewundert er eine rauſchende Cascade, wie ſie in ſchäumenden Bergen ſteigt und fällt, wieder ſteigt und wieder herabfällt. Dieſe Wunder einer großen und impoſanten Natur berauſchen ſeine Einbildungskraft; der Abend findet ihn noch unbeweglich an dieſen Orten, ein großer Gedanke bemächtigt ſich ſeiner ganz, und er fragt Alles, was ihn umgibt, ob dieſe neue Welt eine neue Schöpfung der Vulkane iſt, oder ob ſie ſich aus den Ruinen einer alten Welt gebildet hat.

In einem ſolchen Haine wurde Bougainville von einem gaſtfreundlichen Taitier eingeladen, ſeinen Raſenſitz mit ihm zu theilen. Der Taitier richtete an ihn, ſo wie an ſeine Gefährten, Worte voll Zärtlichkeit, welche ſeine Gebärden noch rührender machten. Bald ſang er, bald blies er auf einer Flöte, und ſein Geſang hatte ohne Zweifel mächtige Reize,

*) Wir werden immer Taiti und nicht Otahiti ſagen, der vor dem Worte ſtehende Buchſtabe O bedeutet „das iſt". Als die erſten Reiſenden die Bewohner über den Namen ihrer Inſel befragten, antworteten dieſe O Taiti, d. h. „das iſt Taiti."

weil der berühmte Reiſende ausrief: „dieſe herrliche Scene iſt des zierlichen Pinſels eines Bouchers würdig!“

Wie könnte man auch ohne Begeiſterung von jenen reizenden Landſchaften ſprechen, wo man nur Glück und Fruchtbarkeit ſah; wo der Bewunderung unerſchöpflicher Stoff dargeboten war; wo die ſorgloſen Inſulaner Tanz und Scherz zu ihrer gewöhnlichen Beſchäftigung machen? Indeſſen regt ſich in einigen dieſer Naturkinder bereits die Liebe für das Neue und die Wißbegierde. Oturu, brennend vor Verlangen, unſere Gegenden zu beſuchen, ſchifft ſich mit Bougainville ein, und im Schoße der Hauptſtadt Frankreichs ſehnt er ſich fortwährend nach den grünen Hainen ſeines Vaterlandes; Hidi-Hidi (Oedidee) durchſchifft mit Cook kalte und ſtürmiſche Meere, kehrt auf ſeine heimathliche Inſel zurück, und ſezt die Freunde ſeiner Jugend in Schrecken durch ſeine Erzählungen von Bergen, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ſind; Mai beſucht die Hauptſtadt Englands, und bei ſeiner Rückkehr theilt er unter ſeine Landsleute die reichſten Schätze aus, welche ihm die Europäer gegeben haben, um den Boden zu bereichern, auf dem er geboren wurde; wohl ihm, wenn er nicht ſpäter, von ſeiner Macht berauſcht, ſeine Tugenden und ſeine Einfachheit gegen Tyrannei, Rachſucht und Grauſamkeit vertauſcht hätte. Der ſtrenge Wallis ſpricht mit Vergnügen von den Reizen der Königin Oberea, dieſer neuen Dido, die er nach einem Monat gegenſeitigen Freudetaumels verließ. Später führt Vancouver zwei junge Schönheiten, Rahina und Timaru, die ein unwürdiger Verrath ihrem Vaterlande entriſſen hatte, dahin zurück, und der gelehrte Seemann vergießt Thränen, als er den Befehl zur Abfahrt gibt, ſo tief hatte die Dankbarkeit der ſchönen Rahina ſein Herz gerührt.

Der Charakter der Inſelvölker zeichnet ſich durch Originalität, Liebe zur Unabhängigkeit, Hartnäckigkeit, egoiſtiſchen Patriotismus und Haß gegen die Fremden aus. Die Inſulaner dieſes Archipels dagegen ehrten fortwährend die Fremden und wurden ihre gehorſamſten Unterthanen.

Geographiſche Beſchreibung.

Die Taiti-Gruppe beſteht aus den Inſeln Maitia, Taiti, Eimeo, Tabu-Emanu, Wahine, Raiatea, Bora-Bora, Tubai, Maupiti und der niedrigen Inſel Tatua-Roa.

In den verſchiedenen Benennungen, welche von verſchiedenen Seemännern der größten Inſel dieſer Gruppe, Taiti, die ihren Namen auch dem Archipel gegeben hat, beigelegt wurden, herrſcht große Verwirrung. Einige begriffen dieſe Inſel und alle ſie umgebenden unter dem Namen Geſellſchafts-Inſeln, Andere nennen ſie georgiſche Inſeln. Die Engländer, deren oft allzu willkürlicher Patriotismus an Kleinigkeiten, wie an Fragen von allgemeinem Nationalintereſſe hartnäckig hängt, können den Benennungen, welche ihre Miſſionäre und Schiffer dieſem Archipel beilegten, nicht entſagen, obgleich das Verdienſt ſeiner Entdeckung ihnen nicht gebührt. Mehrere derſelben, und beſonders die Miſſionäre, haben dieſe Verwirrung noch vermehrt, indem ſie die Namen Geſellſchafts-Inſeln nur auf die Inſel Taiti und die vier umliegenden Inſeln anwendeten, die weſtlichen Inſeln aber georgiſche Inſeln nannten. Dem Streit wird bald ein Ende gemacht ſeyn, wenn man ſich nur an ihren wahren Namen Taiti, womit die Eingebornen den Archipel und die Hauptinſel bezeichnen, halten will.

Die Inſel Taiti iſt ein hohes Land, das ſich von allen Seiten gegen das Meer hin abdacht, und von welcher nur das Ufer bewohnt und angebaut iſt; ein Ring von Klippen, welche auf gewiſſe Entfernungen niedriger werden und kleine Inſelchen bilden, umgibt ſeine Ufer, ausgenommen an gewiſſen Orten, wo ſich breite und tiefe Durchfahrten öffnen, durch welche man zu den Ankerplätzen im Innern gelangt. Sie bildet zwei ungleiche Halbinſeln, welche durch eine Landenge verbunden ſind, die ſo niedrig iſt, daß ſie bei hoher Fluth unter Waſſer geſezt wird: die größere von runder Geſtalt iſt das eigentliche Taiti; die zweite von ovaler Form führt den Namen Taitia-Babu. Zuſammen erſtrecken ſie ſich von Nordweſt nach Südweſt 40 Meilen in die Länge und 6—21 Meilen in die Breite unter 17° 28′ bis 17° 56′ ſüdlicher Breite und 151° 24′ bis 152° 1′ weſtlicher Länge. Als Cook ſich dort aufhielt, ſchäzte er die Bevölkerung von Taiti auf 100,000, Forſter aber auf 150,000 Seelen. Dieſe Zahl hat auf gräßliche Weiſe abgenommen; im Jahr 1828 zählte Taiti, wenn die durch die Miſſionäre veranſtaltete Zählung richtig iſt, nicht mehr als 7000 Eingeborne.

Eimeo, im Jahr 1606 von Quiros aufgefunden, ſcheint unter den verſchiedenen Namen, welche ihr die Miſſionäre und Schiffer gaben, gleichſam verloren gegangen zu ſeyn. Die Miſſionäre nennen ſie Murea; Wallis, der ſie im Jahr 1767 wieder fand, nannte ſie York; Bougainville ſah ſie im Jahr 1768 wieder; ſodann gab ihr Cook, der ſie in den Jahren 1769, 1774 und 1777 beſuchte, ihren Namen wieder; endlich nannte ſie Bonechea, der ſie im Jahr 1774 ſah, Santo-Domingo. Sie iſt von Riffen umgeben, welche hie und da vortreffliche Ankerplätze darbieten, und hat ungefähr 25 Meilen im Umfang. Der Hafen von Talu liegt unter 17° 28′ ſüdlicher Breite und 152° 12′ weſtlicher Länge. Ihre Einwohnerzahl wird auf 1300 geſchäzt.

Tatua-Roa hat wie Eimeo auf den Charten derſelben Reiſenden, welche dieſe Inſel auch ſahen, verſchiedene Namen. Wahrſcheinlich iſt es Tatua-Roa, welches Quiros im Jahr 1606 entdeckte und la Fugitiva nannte. Sie wurde von Bougainville 1768 aufgefunden und aus Irrthum Umaitia genannt; wieder geſehen wurde ſie im Jahr 1769 von Cook, der ſie Rethuroa nannte, und endlich von Bonechea im Jahr 1774, der ſie Tres Hermanos nannte. Tatua-Roa beſteht aus zwei oder drei niedrigen und bewaldeten Inſelchen, welche ſich auf drei Meilen von Oſten nach Weſten erſtrecken, und deren Mittelpunkt unter 17° 4′ ſüdlicher Br. und 151° 5′ weſtlicher Länge 9 Lieues von Taiti liegt. Sie wird blos von einigen Familien bewohnt.

Tabu-Emanu iſt ein ziemlich hohes von Riffen umgebenes Land; der Mittelpunkt der Inſel liegt unter 17° 28′ ſüdlicher Breite und 152° 43′ weſtlicher Länge; ſie hat ungefähr vier Meilen im Umfang und ungefähr 200 Bewohner. Wallis entdeckte ſie im Jahr 1767, und nannte ſie Saunders; Cook ſah ſie wieder im Jahr 1769, Bonechea im Jahr 1774; dieſer nannte ſie Pelada. Die Miſſionäre gaben ihr den Namen Maiao-iti.

Wahine hat die hohe Geſtalt Tabu-Emanu's; es iſt ein reiches und fruchtbares Land, von Klippen umgeben, welche in einer Ausdehnung von ungefähr 25 Meilen einen ovalen Kreis um ſie bilden. Der Hafen

von Ware liegt unter 16° 41′ ſüdlicher Breite und 152° 23′ weſtlicher Länge. Cook entdeckte dieſe Inſel im Jahr 1769 und ſah ſie wieder in den Jahren 1774 und 1777; er nannte ſie Huaheine. Bonechea, der ſie im Jahr 1774 ſah, nannte ſie Hermoſa.

Raiatea und Tahaa, deren Namen Cook in Ulietea und Otaha veränderte. Sie werden vermittelſt gemeinſchaftlicher mit kleinen bewaldeten Inſelchen beſäeter Riffe, welche ſie auf einer Strecke von 24 Meilen von Norden nach Süden bei einer Breite von 5—12 Meilen umgeben, zu einer Gruppe verbunden und liegen unter 16° 31′ bis 16° 56′ ſüdlicher Breite und 153° 40′ bis 153° 56′ weſtlicher Länge. Dieſe Gruppe wurde im Jahr 1769 von Cook entdeckt, der ſie in den Jahren 1774 und 1777 wieder ſah. Der Spanier Bonechea gibt Raiatea den Namen Princeſa; die Inſel zählt gegenwärtig nur 1700 Bewohner. Tahaa zählt noch weniger, nämlich nur 1000.

Bora-Bora hat einen Ankerplatz, und liegt unter 16° 30′ ſüdlicher Breite und 154° 6′ weſtlicher Länge; es iſt eine hohe Inſel, und, wie alle ihre Schweſtern, von Riffen umgeben; zu ihren Seiten liegen die Inſelchen, wie Tubuai, Tenaki-Roa und Piti-Au. Sie hat nur 800 Einwohner. Cook entdeckte ſie im Jahr 1769; er verſtand den Namen nicht recht, denn er ſchrieb Bola-Bola, wie er ihn ohne Zweifel von den Eingebornen hatte ausſprechen hören. Bonechea, der alle Inſeln neu taufte, nannte ſie San-Pedro, im Jahr 1774.

Tubai oder Motu-Iti iſt eine von zwei kleinen niedrigen und bewaldeten Inſeln gebildete Gruppe, welche beinahe vier Meilen im Umfang hat, von einem einzigen Riffe umgeben iſt, und deren Mitte unter 16° 27′ ſüdlicher Breite und 154° 9′ weſtlicher Länge liegt. Tubai iſt nur von einigen Familien bewohnt. Sie wurde im Jahr 1769 von Cook entdeckt, welcher ſie Tubia nannte.

Maupiti oder Mau-Rua, welche, wie die anderen Inſeln des Taiti-Archipels, Baſaltfelſen von neuerer Bildung hat, unterſcheidet ſich von dieſen Inſeln durch Dolomitmaſſen von verſchiedenen Spielarten, welche man auf ſeinem Boden findet. Dieſe hohe, gut bewaldete Inſel zählt 5—600 Einwohner. Ein aus einem einzigen Riffe gebildeter Gürtel umgibt ſie auf 18 Meilen weit; der Mittelpunkt dieſes Riffes liegt unter 16° 27′ ſüdlicher Breite und 154° 34′ weſtlicher Länge; es iſt ganz eingeſchloſſen, auf einer Seite durch das Ufer der Inſel, um welche es ſich erſtreckt, und auf der andern Seite durch die zwei niedrigen und bewaldeten Inſelchen Awera und Tua-Nae. Maupiti wurde im Jahr 1769 von dem berühmten Cook entdeckt; Bonechea, der ſie im Jahr 1774 ſah, taufte ſie nach der alten frommen Weiſe ſeines Volkes mit einem der Kirche theuern Namen, San-Antonio.

Maitia hat ungefähr 5—6 Meilen im Umfang. Sie liegt 1250 Fuß über der Fläche des Oceans. Sie iſt vulkaniſchen Urſprungs, und liegt unter 17° 53′ ſüdlicher Breite und 150° 25′ weſtlicher Länge. Sie hat nur wenige Bewohner. Zuerſt ſah ſie Quiros im Jahr 1606. Er nannte ſie Dezena. Wallis beſuchte ſie im Jahr 1767, und nannte ſie Brabuck. Einige Monate nachher nannte ſie Bougainville Boudoir, und im Jahr 1772 gab ihr Bonechea den Namen San-Chriſtoval. Alle Schiffe, welche auf die Oſtküſte von Taiti zuſteuern, ſehen die Inſel Maitia.

Weſtlich von den Taiti-Inſeln befinden ſich noch drei Inſeln, welche mit dieſer Gruppe verbunden werden könnten.

Die bedeutendſte, die Inſel Mohipa, iſt eine Gruppe kleiner, niedriger und bewaldeter Inſelchen, welche ſich auf einem mit dem Meeresſpiegel gleichlaufenden Riffe von ungefähr vier Meilen Umfang erheben, und liegt unter 16° 42′ ſüdlicher Breite und 156° 34′ weſtlicher Länge; ſie ſcheint nicht bewohnt zu ſeyn. Entdeckt wurde ſie im Jahr 1767 von Wallis; er nannte ſie Inſel Howe. Cook kam im Jahr 1774, ſo wie Wallis, nur nahe an ihr vorbei, ohne ſie zu betreten. Keiner von Beiden bemerkte Bewohner daſelbſt. Auch hörte Cook von den Bewohnern Raiatea's, daß ſie keine Bewohner habe, daß aber die Bewohner der Taiti-Inſeln dahin gehen, um Schildkröten zu fangen.

Die zweite heißt Seiley; entdeckt wurde ſie ebenfalls durch Wallis im Jahr 1767; er ſchilderte ſie als eine Gruppe niedriger und von Riffen umgebener Inſelchen von geringer Ausdehnung, deren Mittelpunkt unter 16° 30′ ſüdlicher Breite und 157° 55′ weſtlicher Länge liegt. Seine Beſchreibung dürfte, wie es ſcheint, die genaueſte von allen ſeyn, welche ſeitdem davon gegeben wurden.

Die dritte iſt die Inſel Bellinghauſen. Sie iſt erſt ſeit der Reiſe Kotzebue's im Jahr 1814 bekannt. Sie iſt ebenfalls eine Gruppe niedriger, bewaldeter und durch eine Klippenkette verbundener Inſelchen ohne Bewohner. Sie erſtreckt ſich auf drei Meilen in die Länge von Norden nach Süden, und iſt 2½ Meilen breit; der Mittelpunkt liegt unter 15° 48′ ſüdlicher Breite und 154° 32′ weſtlicher Länge.

Klima und Bevölkerung von Taiti.

Es wurde ſchon bemerkt, daß die ſchönen Klimate des Wendekreiſes das natürliche Vaterland des Menſchen ſeyen. In der That ſieht man, die hohen Gebirge ausgenommen, welche unbewohnt ſind, und deren noch wildes Innere ſo iſt, wie es aus den Händen der Natur hervorging, nirgends fruchtbarere und oft beſſer bebaute Gefilde, als auf den Inſeln Hawai, Taiti, Tonga und auf anderen. Das Land iſt mit Kokospalmen und Brodbäumen bedeckt; überall erblickt man Bananenpflanzungen, junge Maulbeerbäume, welche zur Verfertigung von Zeugen dienen, und andere nützliche Pflanzen, wie Ignamen, Arum esculentum, Zuckerrohr u. ſ. w. Im Schatten der reizenden Gehölze von Taiti ſah Forſter eine Menge Häuſer, die nur wie Schoppen ausſahen, aber die Eingebornen gegen Regen, Feuchtigkeit und ungünſtige Witterung hinreichend ſchützten; nun haben die Miſſionäre und Häuptlinge daſelbſt halb-europäiſche Häuſer. Die Häuſer ſind voll von Bewohnern, und die größten enthalten mehrere Familien, ſagt er; und von welcher Seite wir auch herkamen, fanden wir die Wege mit Inſulanern beſezt, ohne daß darum auch nur eine Wohnung leer ſtand, und obgleich ein zahlreicher Volkshaufen ſich am Ufer gegenüber von den Schiffen befand. Außerordentlich ſtark iſt die Bevölkerung auf dieſer Metropole der tropiſchen Inſeln, und Alles trägt zu ihrer Vermehrung bei.

Das Klima iſt ſanft und gemäßigt, und die Land- und Seewinde, welche die zu ſtarke Sonnenhitze mildern, befördern das Wachsthum der Pflanzen; dieſe günſtigen Umſtände ſind in gewiſſer Art auch der menſchlichen Organiſation zuträglich; auf Taiti vornehmlich gibt es einen ſolchen

Ueberfluß an herrlichen Früchten, welche dort ohne Anbau wachſen, daß Niemand ſeines Unterhalts wegen in Verlegenheit kommen kann. Ueberdieß haben die Inſulaner noch darin eine Hülfsquelle, daß ſie Tag und Nacht an den Riffen eine große Menge ſehr großer Fiſche, Muſcheln, Seeigel, Krebſe und Mollusken von verſchiedenen Gattungen fangen können. Oefters gehen ſie auf die niedrigen Inſeln, welche einige Lieues weit auf dem offenen Meere liegen, um dort Cavalla's (eine Art kleiner Fiſche), Schildkröten und Waſſervögel zu holen. Bei jedem Hauſe oder jeder Hütte ſieht man einen Hund, Hähne und Hühner, oft zwei oder drei Schweine. Die Rinde des Papiermaulbeerbaumes, der Brodbaum und andere liefern den Stoff zu einem leichten und warmen Zeuge, von welchem man mehrere Sorten in verſchiedenen Farben bereitet, die zu Kleidern verarbeitet werden.

Zu den in der Einleitung zu Polyneſien bereits angeführten Berechnungen und Bemerkungen Forſters über die Bevölkerung Taiti's fügen wir noch bei, daß ſie in einem Lande, wo die Weiber im neunten oder zehnten Jahre heirathsfähig werden und zwanzig Jahre lang Kinder gebären, ſehr zahlreich ſeyn muß. Natürlich kommt hier die glückliche Einfachheit, in welcher die Taitier ihr Leben hinbringen, mit in Berechnung; denn die dem wilden Leben eigenthümliche Sorgloſigkeit iſt auch eine Urſache der großen Bevölkerung.

Naturgeſchichte.

Die Riſſe, welche man auf den Berggipfeln von Taiti ſieht, ſcheinen von Erdbeben herzurühren; die Laven, woraus die meiſten Felſen beſtehen und woraus die Inſulaner verſchiedene Geräthe verfertigen, beweiſen, daß einſt ein Vulkan auf dieſen Inſeln war. Der reiche Boden der Ebenen, welcher eine mit vulkaniſchen Reſten und ſchwarzem Eiſenſand, den man oft am Fuße der Hügel findet, vermiſchte Pflanzenerde iſt, ſpricht noch weiter für dieſen Umſtand. Die äußeren Thäler der Hügel, welche bisweilen äußerſt unfruchtbar ſind, enthalten vielen mit eiſenhaltiger Erde vermiſchten gelblichen Thon; die anderen aber ſind mit Pflanzenerde bedeckt und bewaldet wie die höchſten Gebirge: auch findet man dort Quarſtücke. Die Reiſenden bemerkten indeß Nichts von koſtbaren Mineralien oder Metallen irgend einer Art, Eiſen ausgenommen, das aber auch nur in geringer Quantität im Boden vorkommt. Das Innere der Berge enthält vielleicht Eiſenminen, welche wohl einer Bearbeitung werth ſind. Was die Eiſenſtücke betrifft, die ein Reiſender für ein Erzeugniß Taiti's ausgab, ſo darf man dieſen Umſtand mit Recht bezweifeln, weil gediegener Salpeter nie in feſten Maſſen vorgefunden wurde.

In dem köſtlichen Thale Matavai zeugt Alles von Wohlſtand und Ueberfluß; um jede Hütte ſpringen Heerden von Schweinen, und man geht an keiner vorbei, ohne daß man von den Bewohnern eingeladen wird, einzutreten und ſich zu erfriſchen; der Reiſende, gerührt von dieſer natürlichen Höflichkeit, kann ihre Einladung nicht zurückweiſen. Geht man ungefähr eine Meile über Tuapru hinaus, ſo erblickt man auf der Oſtküſte von Taiti einen Hügel mit einem ſenkrechten Einſchnitt von ungefähr fünfzig Fuß Höhe, deſſen oberer ſich ſanft neigender Theil bis auf eine beträchtliche Höhe mit Geſtrüpp bekleidet iſt. Von dieſem ausgeſchweiften Theile fällt eine ſchöne Cascade ununterbrochen in den Fluß hinab und belebt die Scene, welche traurig und wild, aber ſehr maleriſch iſt. Geht man weiter

Eingeborne das Zuckerrohr anpflanzend

vorwärts, ſo bemerkt man an dieſem ſenkrechten Felſen mehrere vorſpringende Winkel; und watet man durch das Waſſer bis an den Fuß deſſelben, ſo findet man, daß er aus wirklichen Säulen von ſchwarzem und feſtem Baſalt beſteht, woraus die Eingebornen Werkzeuge verfertigen. Dieſe Säulen ſtehen aufrecht, in gerader Linie und nahe bei einander; ihr Durchmeſſer beträgt, wie es ſcheint, nicht mehr als fünfzehn bis ſechszehn Zoll; man bemerkt nur einen oder zwei vorſpringende Winkel an ihnen.

Die Taitier beziehen aus ihren Waldungen viel wilden Wegerich, Wahi genannt, und ein wohlriechendes Kraut (E-ahai), wodurch ſie ihrem Kokosnußöl einen angenehmen Geruch geben.

In einem der erſten Thäler von Oparre findet man einen prächtigen Baum, den ein Reiſender Baringtonia nannte. Er hat ſehr viele Blumen, welche breiter als Lilien und durchaus weiß ſind bis auf die Spitze ihrer zahlreichen Staubfäden, welche ein glänzendes Carmoiſinroth iſt. Die Eingebornen, welche dieſen Baum Addu nennen, verſichern, daß, wenn man ſeine Frucht, eine große Nuß, zerſchlage und ſie, mit dem Fleiſch von Schalthieren vermengt auf dem Meere ausſtreue, die Fiſche eine Zeit lang davon bezaubert und betäubt werden, ſo daß ſie auf die Oberfläche des Waſſers kommen und ſich mit der Hand fangen laſſen. Bemerkenswerth iſt, daß viele Meerpflanzen der tropiſchen Gegenden dieſe merkwürdige Eigenthümlichkeit haben. Die Palmbäume des Landes erheben ſich über die anderen Bäume; die Bananen entwickeln ihr breites Blätterdach, und andere mit düſterm Grün bedeckte Bäume tragen goldene Aepfel, welche an Saft und Geſchmack der Ananas gleich kommen. Die Zwiſchenräume ſind mit kleinen Maulbeerbäumen ausgefüllt, deren Rinde die Inſulaner zur Verfertigung von Zeugen gebrauchen, mit verſchiedenen Sorten von Arum oder Eddoe's, mit Ignamen, Zuckerrohr u. ſ. w. Lezteres wird von den Eingebornen gekaut und kein Zucker daraus gewonnen. Die im Schatten der Fruchtbäume liegenden Hütten ſind ziemlich weit von einander entfernt und mit wohlriechenden Sträuchern, als Gardenia, Guettarda und Calophyllum, umgeben. Sie haben Dächer von den langen Blättern des Pandang oder Palmbaums, welche durch Säulen von Brodbaumholz getragen werden. Da ein einfaches Dach genügt, die Bewohner gegen Regen und Nachtthau zu ſchützen und das Klima dieſer Inſel vielleicht eines der köſtlichſten der Erde iſt, ſo ſind die gewöhnlichen Häuſer auf den Seiten offen; einige jedoch, zu geheimen Verrichtungen beſtimmt, ſind mit durch Querhölzer verbundenen Bambusrohren ganz geſchloſſen, ſo daß ſie wie ein großes Käfig ausſehen; in dieſelben tritt man gewöhnlich durch ein Loch ein, welches mit einem Brett verſchloſſen wird. Ungeachtet die Sitten durch die Miſſionäre verändert wurden, ſo ſieht man doch noch bisweilen vor den Hütten im Innern Taiti's Gruppen von Taitiern nach Art der Orientalen auf einem Raſen oder trockenem Graſe ſitzen, und ſo glückliche Augenblicke in der Unterhaltung oder Ruhe hinbringen. Wenn Fremde auf ſie zukommen, ſo erheben ſich Einige und ſchließen ſich dem Haufen an, der ihnen gewöhnlich folgt; die von reiferm Alter aber bleiben in der nämlichen Stellung und rufen bloß: Tayo, Tayo (Freund, Freund). Es iſt dieß ihr gewöhnlicher Ausruf, wenn ſie Jemand begrüßen wollen.

Auf den Gebirgen, auf welchen überhaupt je nach ihrer Höhe ſeltene Pflanzen vorkommen, findet man auch weißes und ſchwarzes Sandelholz.

D'Urville fand ſehr viele Farrnkräuter. Von den Europäern wurden ſehr viele Küchengewächſe einheimiſch gemacht.

Der nützlichſte Baum Taiti's iſt unſtreitig der Brodbaum mit ausgezackten Blättern, der wahre Brodbaum (artocarpus). Dieſe koſtbare Pflanze gab Veranlaſſung zu mehreren Seereiſen, welche keinen andern Zweck hatten, als bloß einige Ableger dieſes Baumes für die engliſchen Kolonien der alten und neuen Welt zu verſchaffen. Hätten die erſten Reiſenden die Aufmerkſamkeit gehabt, einige Ableger in Töpfe zu ſetzen, ſie an Bord ihrer Schiffe zu bringen und fleißig zu begießen, ſo hätten ſie einen Genuß, den man ſich erſt viel ſpäter und mit großen Koſten verſchaffen konnte, um mehrere Jahre früher ſich verſchafft. Bougainville hätte ihn den franzöſiſchen Kolonien bringen können, und ſpäter hätte Cook England die unglückliche Expedition des Kapitäns Bligh erſpart. Auf Isle de France und Bourbon hat ihn, wie ich glaube, Peron einheimiſch gemacht.

Dieſer Baum hat einen geraden Stamm von der Dicke eines Menſchenleibes und erreicht eine Höhe von vierzig Fuß; der Gipfel iſt weit, rund und deckt mit ſeinem Schatten einen Raum von ungefähr dreißig Fuß im Durchmeſſer. Das Holz iſt gelblich, weich und leicht; die Blätter ſind groß und haben auf jeder Seite ſieben bis neun tief eingeſchnittene Lappen. Die männlichen und weiblichen Blüthen zeigen ſich auf einem und demſelben Zweige; die Früchte ſind kugelförmig, größer als zwei Fäuſte und außen rauh; die Runzeln ſind ſo vertheilt, daß ſie regelmäßige Fünfecke oder Sechsecke, vermiſcht mit Dreiecken, bilden. Unter der dichten Haut befindet ſich das Fleiſch, welches zu einer gewiſſen Zeit vor der Reife weiß, mehlig und nicht ſehr faſerig iſt; iſt die Frucht reif, ſo verändert ſich Farbe und Dichtigkeit; es wird gelblich, ſaftig oder gallertartig. Einige Gattungen dieſer Frucht haben keine Steine, z. B. alle auf Taiti; aber auf anderen Inſeln Oceaniens findet man minder feine Spielarten, welche noch eckige Kerne haben, die beinahe ſo groß ſind als Kaſtanien. Der Brodbaum trägt acht Monate nach einander Früchte. Will man ſie friſch eſſen, ſo nimmt man ſie in der Periode der Reife, wo das Fleiſch mehlig iſt, was man an der Farbe der Rinde erkennt. Man ſchneidet ſie nun in dicke Schnitten, welche man auf einem Kohlenfeuer kochen läßt: man kann ſie auch in einen heißen Ofen legen und ſie dort laſſen, bis die Rinde anfängt ſchwarz zu werden. Wie man ſie aber auch gekocht haben mag, ſo ſchabt man die verkohlte Außenſeite weg, und das Innere iſt weiß, zart wie die Krume von friſchem Brod und hat ungefähr einen Geſchmack wie die Artiſchoke. Um die Frucht das ganze Jahr hindurch genießen zu können, ſammeln die Bewohner Oceaniens in der Zeit, in welcher es mehr Früchte gibt, als man täglich gebraucht, das Uebrige, und bereiten daraus einen gegornen Teig, der ſich lange hält, ohne zu verderben. Wenn die Bäume keine Früchte mehr geben, ſo begnügt man ſich mit dieſem Teige, den man im Ofen kochen läßt und der eine Art Brod von ſäuerlichem, aber nicht unangenehmem Geſchmack gibt.

Eine engliſche Expedition ſollte dieſen Baum auf Taiti holen, um ihn auf die zwiſchen den Wendekreiſen gelegenen engliſchen Kolonien zu vertheilen. Die Berichte aller Reiſenden, und vornehmlich Cooks, hatten eine hohe Meinung von den mit dem Bau des Brodbaumes verbundenen Vortheilen eingeflößt. Die engliſchen Koloniſten baten die Regierung, ihnen

den wunderbaren Baum zu verſchaffen, und ihre Bitte wurde genehmigt. Man beſchloß, ein ſchönes Schiff von 250 Tonnen unter dem Befehle Blighs, der damals erſt Lieutenant war, hernach aber bis zum Admiral emporſtieg, nach Taiti abzuſenden. Er hatte Cook auf ſeinen Reiſen begleitet und bei mehreren Gelegenheiten Proben von großen Talenten und beiſpielloſer Tapferkeit abgelegt. Das Schiff ging im Jahr 1787 ab, und nach zehnmonatlicher Fahrt kam es auf Taiti an. Die Inſulaner empfingen es mit Zuvorkommenheit; mehr als 1000 Ableger von Brodbäumen wurden in Töpfe und Kiſten geſezt und mit dem zur Begießung nöthigen Waſſervorrathe eingeſchifft. Mit dieſen Arbeiten brachte man fünf Monate zu, ſo daß man die Rückfahrt erſt im Anfang des Jahres 1789 antreten konnte. Bis dahin war Alles gut gegangen; nach der Abfahrt vereitelte aber die Verrätherei und Rachſucht eines Theils der Mannſchaft die ganze Unternehmung. Ein von dem größeren Theile der Mannſchaft angeſponnenes und bis dahin ganz geheim gehaltenes Komplott brach nach zweiundzwanzigtägiger Fahrt aus; der Kommandant, deſſen Tapferkeit die Empörer wohl kannten, wurde im Schlaf ergriffen und in eine Schaluppe gebracht. Wir haben oben bemerkt, daß die Empörer, nachdem ſie den Kommandanten Bligh mit 18 Mann, welche ihm treu geblieben waren, in eine Schaluppe eingeſchifft hatten, ihnen einige Schifffahrtsinſtrumente, Lebensmittel und Waſſer für einige Tage nebſt etwas Rum und Wein gaben, ſie ihrem Schickſale überließen, und auf dem Schiffe wegfuhren, das ihnen bald aus dem Geſichte kam. So befanden ſich alſo 19 Mann auf einem Fahrzeuge ohne Verdeck mitten im Ocean auf einer unermeßlichen Entfernung von jedem bekannten Lande! Sie verloren den Muth nicht, und Bligh gab ihnen das Beiſpiel unerſchütterlicher Feſtigkeit, indem er die Schaluppe lenkte, ſeine Beobachtungen fortſezte und Bemerkungen niederſchrieb. Nach großen Strapazen und Leiden, denen ein einziger dieſer Unglücklichen unterlag, kamen ſie nach Kupang auf der Inſel Timor; ſie hatten auf ihrer Schaluppe mehr als 1200 Seemeilen zurückgelegt. Der holländiſche Gouverneur empfing ſie mit dem Intereſſe, das ihre Abenteuer und ihre Lage in ſo mancher Hinſicht einflößten, und bald waren zwölf von ihnen im Stande, nach Europa zurückzukehren. Dem Kommandanten Bligh wurde in England die Gerechtigkeit, welche er verdiente; weit entfernt, ihm den ſchlechten Erfolg der Expedition zuzurechnen, beförderte man ihn zum Grade eines Schiffskapitäns, und übertrug ihm das Kommando einer zweiten Expedition, welche noch beträchtlicher war, als die erſte. Sie wurde durch kein widriges Ereigniß geſtört; die Ueberfahrt nach Taiti dauerte nur acht Monate. Nach Verlauf von drei Monaten befanden ſich mehr als 1200 Brodbaumſtecklinge an Bord, und nach zweijähriger Abweſenheit kamen die zwei Schiffe der Expedition in England an, ohne auch nur Einen Mann verloren zu haben. Die engliſchen Koloniſten beſitzen nun den Brodbaum ſeit beinahe 50 Jahren. Jedoch wurden die Hoffnungen, welche man von dieſer Erwerbung gehabt hatte, nicht vollſtändig verwirklicht. Man glaubte, die Frucht würde ein neues Nahrungsmittel für ihre Sklaven geben; dieſe aber ziehen die Bananen vor, und der Bananenbaum kann ebenſo leicht angebaut werden, und trägt früher und mehr Früchte. Der Geſchmack der Europäer iſt ein anderer, als der der Schwarzen; die Brodfrüchte ſchmecken ihnen gut, und ſie bereiten ſie nach den Vorſchriften der engliſchen Küche auf verſchiedene Art zu. So

werden ſich beide Kulturen erhalten, und beide werden zur Verſchönerung der Gegenden, wo ſie blühen, beitragen: denn eine Bananenpflanzung bietet einen ſehr angenehmen Anblick dar, und der Brodbaum würde mit Recht eine Stelle in den Luſtgärten erhalten, wenn er auch ſonſt keinen Nutzen hätte.

Forſter bemühte ſich lange, die Art des Anbaus dieſes Baumes kennen zu lernen, man antwortete ihm aber immer, daß man ihn niemals pflanze. Unterſucht man die Stellen, wo die Schößlinge wachſen, ſo wird man ſich davon überzeugen. Man wird immer bemerken, daß ſie nur aus den Wurzeln der alten treiben, welche ſich nahe an der Oberfläche des Bodens hinziehen. Die Bäume würden alſo die Ebenen bedecken, auch wenn die Inſel nicht bewohnt wäre, ſo wie die Bäume mit weißer Rinde wild auf van Diemensland wachſen und dort große Wälder bilden; hieraus läßt ſich ſchließen, daß die Bewohner Taiti's, anſtatt ihr Brod im Schweiſe ihres Angeſichts bauen zu müſſen, der Freigebigkeit der Natur, die es ihnen im Ueberfluſſe gibt, Einhalt thun müſſen. Wie es ſcheint, rotten ſie bisweilen Brodbäume aus, um andere Bäume an ihre Stelle zu ſetzen und eine Abwechslung in den Nahrungsmitteln ſich zu verſchaffen. Es gibt auf Taiti gegen 28 Spielarten dieſes ſchönen Baumes.

Oft ſetzen die Taitier an die Stelle des Brodbaumes den Kokos- und Bananenbaum. Der erſte erfordert keine Sorgfalt, wenn er ſich zwei oder drei Fuß über die Oberfläche des Bodens erhoben hat; der Bananenbaum aber trägt mehr ein; er bekommt bald Zweige, und drei Monate nach ſeiner Anpflanzung trägt er Früchte. Dieſe Früchte und die Zweige, welche ſie tragen, wachſen lange immer wieder aufs Neue; ſo wie man die Frucht wegnimmt, ſchneidet man die alten Zweige ab. Der Boden von Taiti erzeugt mehr als 15 Spielarten von Bananen.

Außer den Ratten, Kaninchen und wilden Ziegen, welche auf der Hauptinſel und im Archipel vorkommen, findet man auch das Schwein, das dort ſeit undenklicher Zeit in großer Menge vorhanden iſt; jezt aber kommt es nicht mehr ſo häufig vor, als früher. Sein Fleiſch hat nicht den faden Geſchmack, wodurch in Europa der Genuß des Schweinefleiſches, wenn es nicht geſalzen iſt, ſo bald verleidet wird. Man kann das Fett der taitiſchen Schweine mit dem Marke vergleichen, und das magere Fleiſch ſchmeckt beinahe wie Kalbfleiſch. Dieſe Verſchiedenheit ſcheint von den Pflanzen, welche dieſer Art von Schweinen als Nahrung dienen, herzukommen; ſogar ihr natürlicher Inſtinkt ſcheint dadurch eine Modifikation zu erleiden. Sie ſind von der kleinen ſogenannten chineſiſchen Raſſe, und haben nicht jene hängenden Ohren, welche nach Buffon die Hausthiere charakteriſiren. Sie ſind viel reinlicher, als die europäiſchen Schweine, und ſcheinen deren ſchmutzige Gewohnheit, ſich im Kothe zu wälzen, nicht zu haben. Gewiß machen dieſe Thiere einen Theil des wahren Reichthums der Taitier aus; jedoch wäre die ganze Ausrottung dieſer Thiergattung für ſie kein ſo großer Verluſt, denn ſie ſind nur ein Luxusgegenſtand für die Häuptlinge des Volkes geworden. Ueberhaupt ſchlachten ſie nur ſelten Schweine, gewöhnlich nur bei feierlichen Gelegenheiten; aber alsdann eſſen die Häuptlinge das Schweinefleiſch mit aller Gier eines Pariſer Feinſchmeckers, der einen ausgebeinten Truthahn oder eine Paſtete von Leſage verzehrt. Das Volk bekommt kaum einige Stücke, ob es gleich mit ihrer Fütterung und Mäſtung viele Mühe hat. Die Seltenheit der Schweine

auf Taiti kann man dreierlei Urſachen zuſchreiben, erſtlich dem ſtarken Conſumo, ſodann der großen Ausfuhr durch Schiffe, welche in Taiti anhalten, endlich häufigen Kriegen.

Indeſſen ſieht man auf den Beſitzungen der Großen Heerden von Schweinen und Hunden und Schaaren von Geflügel. Die Hühner ſtreifen im Gehölze umher, und ſitzen auf die Fruchtbäume; auch die Schweine laufen frei umher; aber man reicht ihnen täglich regelmäßige Fütterung.

Als Anderſon eines Abends mit dem Dr. Sparmann ſpazieren ging, bemerkte er eine alte Frau, welche ein kleines Schwein mit einem ſäuerlichen Teige aus gegorener Brodfrucht, welchen man Mahei nennt, fütterte: ſie hielt das Schwein mit einer Hand, und bot ihm eine zähe Schweinshaut hin; ſobald nun das Thier das Maul öffnete, um dieſe Lockſpeiſe zu ergreifen, warf ſie ihm ein Stück Teig hinein. Ohne dieſe Liſt würde ihn das Schwein nicht gefreſſen haben. Dieſe Thiere wurden ungeachtet ihrer Dummheit von allen Frauen wirklich beſorgt und geliebkost; ſie reichten ihnen ihre Fütterung mit einer lächerlichen Zärtlichkeit. Anderſon ſah eine nicht ſehr alte Frau einem kleinen ſäugenden Hunde ihre mit Milch gefüllten Brüſte hinhalten. Dieſes Schauſpiel überraſchte ihn ſo ſehr, daß er nicht umhin konnte, ſeinen Abſcheu an den Tag zu legen; aber die Frau lächelte und ſagte, daß ſie ſich oft von jungen Schweinen ausſaugen laſſe, weil ſie ihre Kinder verloren habe. Dieſes ſehr unſchuldige Auskunftsmittel war vormals auch in Europa gebräuchlich.

Die Hunde auf allen dieſen Inſeln ſind kurz, und ihre Größe wechſelt von der Größe eines Schoßhündchens bis zu der eines großen Wachtelhundes. Sie haben einen breiten Kopf, eine ſpitzige Schnauze, ſehr kleine Augen, aufrecht ſtehende Ohren, ziemlich lange, glatte, ſtraffe, verſchiedenfarbige, gewöhnlich aber weiße und braune Haare. Sie bellen ſelten, heulen aber bisweilen, und zeigen viel Abneigung gegen Fremde.

Kleine Vögel beleben die Wälder; ihr Geſang iſt ſehr angenehm. Sehr kleine Papagaien von ſchönem Saphirblau bewohnen den Gipfel der höchſten Kokosnußbäume, während andere von grünlicher Farbe und rothgefleckt gewöhnlich zwiſchen den Bananen ſich aufhalten, oft aber auch in den Wohnungen der Eingebornen, welche ſie füttern und ihre rothen Federn hochſchätzen.

Man bewundert die ſchönen Turtel-Tauben, Kuru-Kuru, und den dunkelgrünen Königsfiſcher mit einem Halsband von derſelben Farbe um ſeinen weißen Hals. Der große Kukuk und mehrere Arten Tauben und Turtel-Tauben hüpfen von einem Zweige auf den andern, während der bläuliche Reiher gravitätiſch am Meeresufer umherſpaziert und Würmer und Mollusken ſpeist.

Von Landinſekten kommen am häufigſten ſchöne Schmetterlinge vor; das Inſekt, welches Velia oceania heißt, findet man nach Leſſon bei Windſtillen auf unerhörten Entfernungen von jedem Lande.

Hier einige werthvolle Details, welche wir dem berühmten Cook verdanken:

„Während wir uns in der Bai Ware befanden, brachte man den Reſt des Zwiebacks, der noch in der Vorrathskammer war, ans Land, um ihn von dem Ungeziefer zu reinigen, welches ihn verzehrte. Der Schaden, den es uns verurſachte, war ſehr beträchtlich; und wir wandten vergeblich alle möglichen Mittel an, um es zu vernichten. Dieſe Schaben beläſtigten uns

Anfangs nur, und da wir an die Beſchädigungen durch Inſekten gewöhnt waren, ſo bekümmerten wir uns nicht viel darum; aber ſie wurden eine wahre Plage für uns, und verwüſteten beinahe Alles, was ſich an Bord befand. Eßwaaren wurden, wenn ſie nur einige Minuten an Bord ſich befanden, damit ganz überdeckt: bald hatten ſie Löcher hineingegraben, wie man ſie in Bienenkörben ſieht. Beſonders fraßen ſie die Vögel an, welche wir ausgeſtopft hatten und als Seltenheiten aufbewahrten. Noch ärgerlicher aber war, daß ſie beſonders die Tinte leidenſchaftlich zu lieben ſchienen, ſo daß die Aufſchriften an unſern Muſtern gänzlich zerfreſſen waren; an unſern Büchern hielt nur die Feſtigkeit des Einbandes die räuberiſchen Thierchen ab, zwiſchen die Blätter zu ſchlüpfen. Anderſon beobachtete zwei Gattungen, die blatta orientalis und germanica. Die erſte hatte ich von meiner zweiten Reiſe mitgebracht; und ungeachtet das Schiff in England immer im Baſſin geweſen war, hatte ſie doch den ſtrengen Winter des Jahres 1776 ausgehalten. Die zweite zeigte ſich erſt nach unſerer Abfahrt von Neuſeeland; aber ſie hatte ſich ſo ſtark vermehrt, daß ſie neben den Verheerungen, von denen ich eben geſprochen habe, ſogar das Tackelwerk angriff, und wenn man ein Segel aufzog, ſo fielen Tauſende auf das Verdeck herab. Die orientalis kam nur bei Nacht zum Vorſchein; dann machte ſie aber einen ſolchen Lärm in den Kammern, daß Alles in Bewegung zu ſeyn ſchien. Neben den ſonſtigen Beläſtigungen verunreinigten ſie unſer Zwieback ſo ſehr mit ihren Excrementen, daß es auch nicht ſehr leckerhafte Leute angeekelt haben würde.“

Schöne Bäche, deren ſilberne Wellen über Kieſelbette rollen, durchſtrömen enge Thäler, und bieten bei ihrer Einmündung in das Meer ihr Waſſer und ihre vortrefflichen Fiſche den Reiſenden dar, welche deren bedürfen.

Meerfiſche gibt es im Archipel im Ueberfluſſe; die beſten ſind: die Makrele, der Breitfiſch und die große Makrele. Auch findet man viele Hummern, Krabben und andere gelenkſchalige Thiere.

Von Meerſchildkröten, Rieſen- und Caret-Schildkröten wimmelt es in allen Untiefen. Kriechthiere findet man nicht, aber gefährliche Waſſerſchlangen mit tödtlichem Gifte ſchwimmen um die Korallenfelſen herum, an welchen die Wellen des im Allgemeinen ruhigen Meeres ſich brechen.

An den Ufern zeigen ſich bisweilen große Haie und mehrere Arten des Murenophis, welcher wie eine Schlange ſchwimmt.

Auch findet man ſehr viele bewunderungswürdige Sternkorallen und prächtige Muſcheln, als Porcellanſchnecken, Olivenwalzen, Harfenſchnecken, Biſchofsmützen u. ſ. w.

Landſchaften, Seen und Merkwürdigkeiten der Inſel Taiti.

Man wird auf der ganzen Welt nicht leicht eine Gegend mit einer reichern Anſicht finden, als den ſüdöſtlichen Theil von Taiti. Die Hügel ſind hoch, mit einem ſteilen und an vielen Stellen abſchüſſigen Abhang; aber ſie ſind mit Bäumen und Geſträuch bis zum Gipfel ſo bedeckt, daß man bei ihrem Anblick verſucht iſt, den Felſen die Fähigkeit, das prächtige Grün zu erzeugen und dort feſtzuhalten, beizulegen. Die Ebenen, welche die Hügel gegen das Meer hin begränzen, die dazwiſchenliegenden Thäler tragen eine Menge Pflanzen von außerordentlicher Kraft, und beim Anblick dieſes Bodenreichthums überzeugt ſich der Beobachter, daß es auf der Erde keine Gegend mit einer reicheren und kräftigeren Vegetation gibt.

Die Abtrettung von Matavaï an die englischen Miſsionaire.

Ansicht im Innern von Matavai

Ansicht im Innern von Matavai

fällt ein ſchäumender Waſſerfall als Thau in den Strom herab. Entfernt davon ſtürzt ſich eine furchtbare Waſſermaſſe wüthend von einer ungeheuern Höhe herab, und das Geräuſch dieſer brauſenden Cascade, welche die Eingebornen Piha Malle nennen, und auf welche ſich abergläubiſche Erzählungen und eine düſtere und gräßliche Poeſie ſtützen, iſt ſo furchtbar, daß man mehrere Donnerſchläge oder die Exploſion mehrerer Bomben zu hören glaubt.

Ein bequemer und ziemlich gut unterhaltener Damm führt zur königlichen Reſidenz. Sie iſt ein großes Haus, geräumiger als die anderen, und ſein Dach wird durch eine doppelte Säulenreihe getragen. Sie iſt in zwei Räume getheilt; der erſte iſt eine Art Wachtſaal; der zweite wird von der königlichen Familie und ihrem Hofe eingenommen. Der Thron des Monarchen iſt nichts weiter als ein hölzerner Armſtuhl; die übrigen Glieder der Familie ſitzen auf Stühlen, und die Höflinge ſtehen. Der Bezirk, in welchem der Palaſt liegt, iſt reizend und gut angebaut. Die Luſtwäldchen, in welchen man das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden hat, beſtehen aus Brodbäumen, Caſuarina's und Barringtonia's.

Ganz nahe an der königlichen Reſidenz liegt der große König Pomare begraben. Sein Mauſoleum iſt ein kleines gemauertes Gebäude mit einem Grabe, in welches der königliche Leichnam gelegt wurde. Neben dem Grabe ſtehen drei vernagelte Kanonen. Das Gebäude iſt mit Paliſſaden umgeben und innen mit Barringtonia's und Caſuarina's beſezt.*). Ein ſehr lehrreicher und religiöſer Gedanke, das Grabmal eines Königs neben die Wohnung ſeiner Familie zu ſetzen.

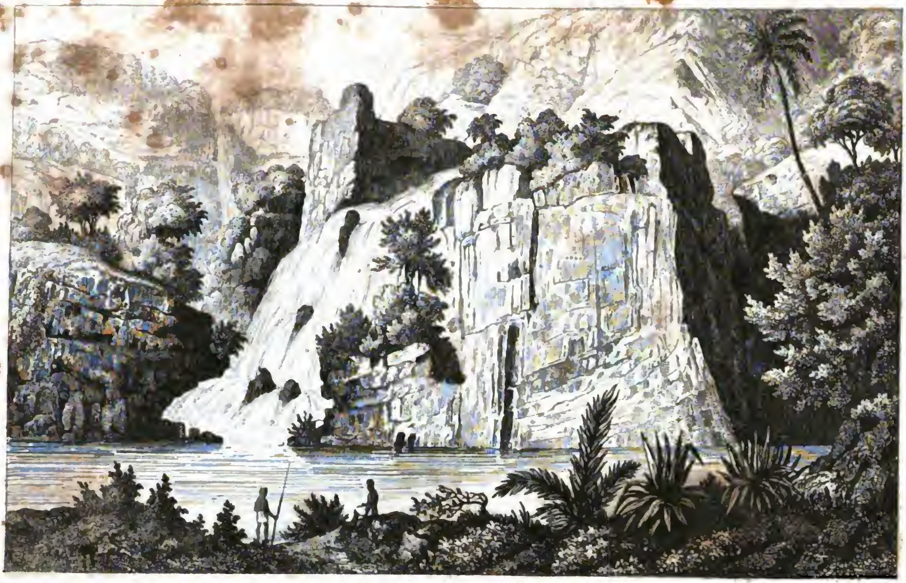
Die Wohnung der Regentin liegt weiterhin auf der Küſte von Papai-Iti, ein großes und hübſches Haus, umgeben von Blumen und ſchönen Fruchtbäumen. In einer Entfernung von 200 Schritten zeigt ſich die Wohnung und Kapelle der Miſſion. Crook, einer der von der Geſellſchaft zu London nun nach Taiarabu geſchickten Miſſionäre, hat lange dort gewohnt.

Unweit davon iſt das kleine Inſelchen Motu-Ta, eine Oaſe unter den aus der Einöde des Meeres ſich erhebenden Riffen. Dieſes reizende Inſelchen war das Belvedere des Königs Pomare II. Dort brachte er einen Theil ſeiner Zeit mit Ueberſetzung der Bibel ins Taitiſche zu.

Nicht weit von der königlichen Wohnung zieht eine Art ſehr großer, 600 Fuß langer und 70 Fuß breiter Schoppen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich. Die ganze Bevölkerung der Inſel, welche ſich auf 7000 Seelen beläuft, verſammelt ſich bisweilen in dieſem Raume, entweder um die Predigt vom Chriſtenthume oder die Ermahnungen ſeiner Diener anzuhören, oder die Verfaſſung und die Geſetze des Landes zu erörtern. Seit einigen Jahren ſind die religiöſen und geſetzgebenden Verſammlungen ſeltener geworden, und das Forum wird ſchlecht unterhalten.

Wenn man den Berg Taha-Rai erſtiegen hat, und einige Stunden weit auf einem rauhen und ſchlechten Pfade gegangen iſt, muß man endlich durch Geſtrüppe, dorniges Heidekraut und rieſenmäßige Farren über einen von rauhen, ſcharfen Kanten ſtarrenden Felſen ſteigen, ehe man an den berühmten Pik Mowa gelangt. Iſt man auf dem lezten Plateau, das dem Pik zur Baſis dient und 7300 Fuß hoch iſt, angekommen, ſo

*) S. Blatt 159.



Basalt Felsen

Digitized by Google

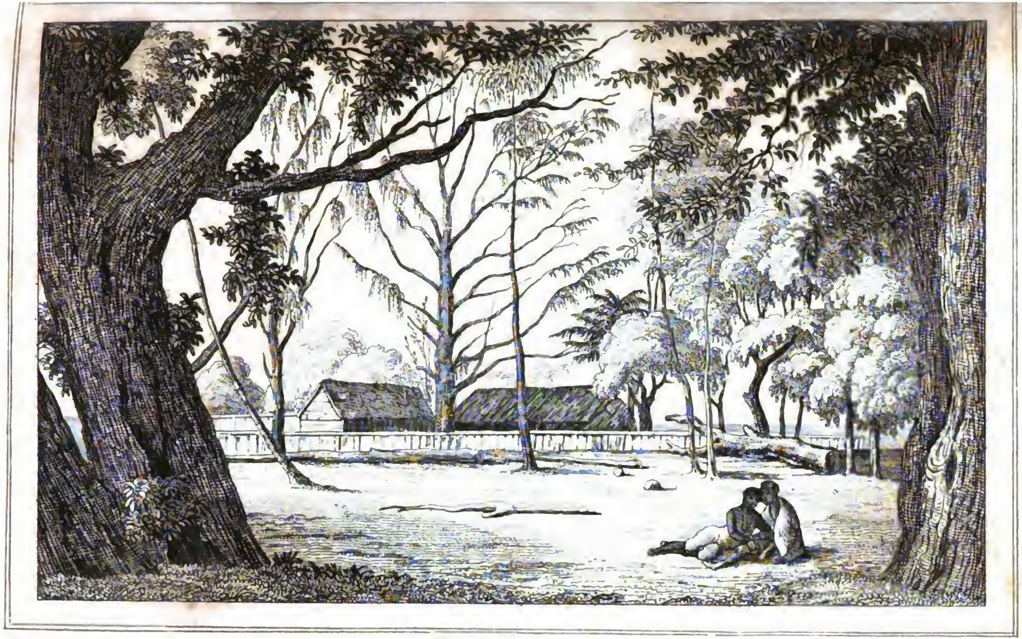
Pomar II.

Digitized by Google

Pomar d II Grab

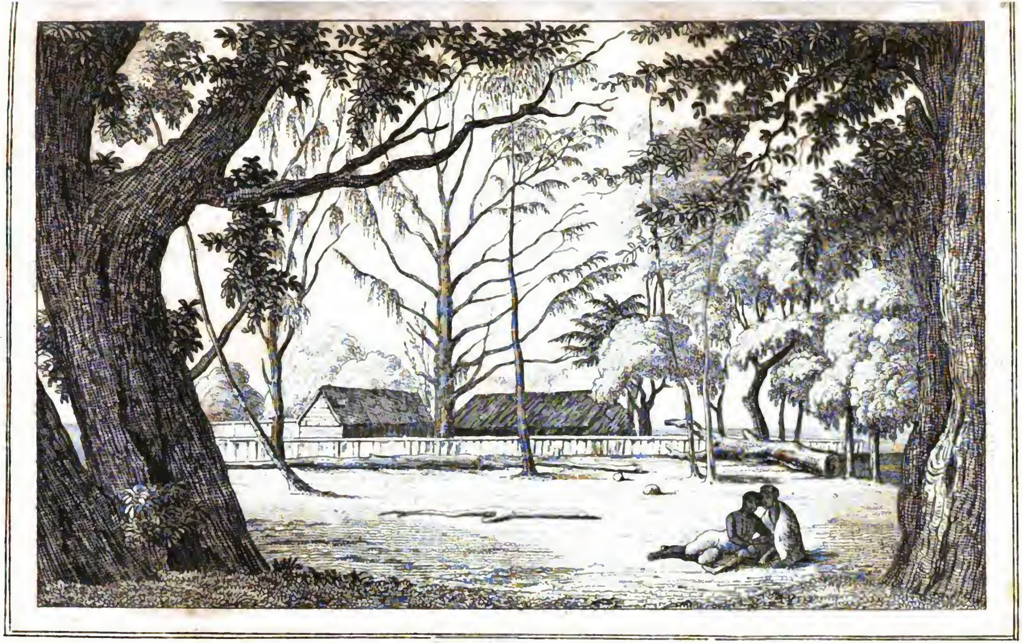
Pomar. d. II Grab

Pomar d II Grab.

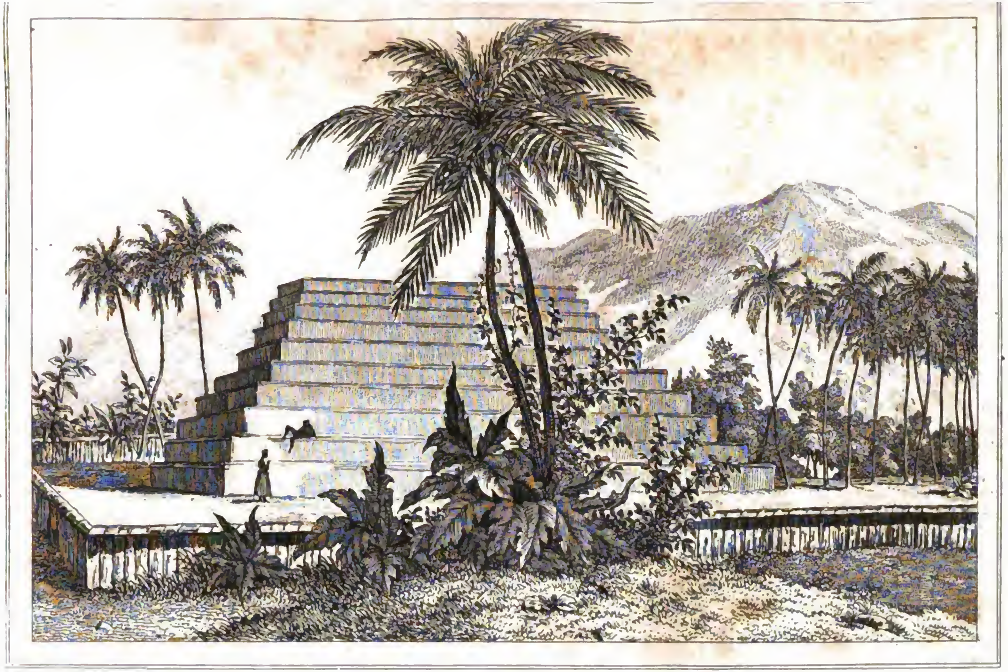


Pomare d. II Grab

Pomar d. II Grab



Pomar's II Grab



Moraï oder Grabmahl von Papara

des Südmeeres genannt haben: es iſt beſonders für Kinder der Miſſionäre beſtimmt. Unter ihnen wurde der König Pomare III. durch die Vorſteher der Akademie, Orsmond und Bloſſom, erzogen. Außer den Elementarfächern werden dort Mathematik, Geſchichte, Geographie, Aſtronomie, Zeichnen und die Anfangsgründe der anderen Künſte und Wiſſenſchaften gelehrt.

Neben dieſer wohlthätigen Anſtalt haben Armitage und Simpſon eine Cotton- und eine Tauwerk-Fabrik angelegt. Die Bewohner von Eimeo ſind diejenigen des Archipels, welche ſich am bereitwilligſten zu den Geſetzen und dem Gottesdienſte der Miſſionäre bequemten.

Merkwürdige Orte der Inſel Wahine.

Auf der Inſel Wahine iſt die hübſche Bai Ware mit ihren hübſchen Hütten und Baumgruppen.*) Der nordöſtliche Theil des Diſtrikts Fa-Ri iſt eine der maleriſchſten Gegenden dieſer Inſel.**)

Auf Wahine hatte der Kapitän Furneaux Mai (Omai) weggenommen. Cook führte ihn dahin zurück und ließ ihn ein Haus in engliſchem Style bauen. Es war mit einem Garten umgeben. Die Gegend, in der es erbaut wurde, heißt noch Beritani, ein aus Britte, Brittanien, verdorbenes Wort.

Die Häuptlinge Pohue-Hea und Tarai-Manu, welche im Jahr 1824 im Beſitze von Beritani waren, haben dort ein zweiſtockiges Haus erbaut, welches das ſchönſte auf der Inſel iſt, und einen Garten mit vielen Fruchtbäumen angelegt.

Königliche Wohnung auf Raiatea.

Auf der Inſel Raiatea war das Dorf Vao-Ara beinahe ganz verlaſſen, weil es den Miſſionären gefiel, ihren Sitz nach dem Dorfe Utu-Macoro zu verlegen; die alte Königin von Raiatea, Tere-Moe-Moe, wohnt dort. Die königliche Wohnung iſt ſehr hübſch.***) Das Getäfel der Zimmer iſt gemalt. In den Seitenkabinetten findet man hübſche mit farbigen Zeugen überzogene Bänke von über einander gelegten Matten; die Betten und Fenſter ſind mit Umhängen von Tapa oder weißem Zeuge verziert.

Bora-Bora. Romantiſche Gegenden.

Dieſe Inſel hat romantiſche und ſeltſame Anſichten. Ihr Boden bietet ganz eigene Zufälligkeiten dar. Man ſieht einen Felſenkegel, eine Art Leuchtthurm ohne Leuchtfeuer, eine Art hoher Glockenthurm ohne Glocken, mit Grün bedeckt, ein enges Thal beherrſchen, mit einer Staffelreihe von Pandanusbäumen und Kokospalmen, welche ſich wie Stäbe eines Sonnenſchirms ſtellen. Hie und da ſind ſehr nette, hübſch gruppirte Hütten. Merkwürdig iſt, daß in dem zirkelförmigen Baſſin, das die Riffe von der Inſel trennt, das Waſſer von ſeltener Klarheit iſt, und daß die äußere Kette ſeiner Riffe nicht bald unter der See ſich befindet, bald mit dem Waſſer gleich lauft, dort öde und hier mit einer ſpärlichen Vegetation bedeckt iſt, wie auf mehreren Inſeln, ſondern daß ſie ganz mit Kokospalmen bedeckt iſt, welche eine grüne Krone um einen Blumenſtrauß bilden.

---

*) S. Blatt 161. **) S. Blatt 167. ***) S. Blatt 156.

Maupiti hat einen Pik, deſſen Geſtalt einige Aehnlichkeit mit dem Pik auf Bora-Bora hat, nur iſt er nicht ſo ſpitzig und nicht ſo hoch.

Charaktere, Kleidungen, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, wie ſie ehemals waren.

Ehe wir die Inſel Taiti in ihrem neuen Zuſtande beſchreiben, wie ihn die anglikaniſchen Miſſionäre herbeigeführt haben, müſſen wir die alten Sitten dieſer Königin Polyneſiens beſchreiben. Sie verwiſchen ſich täglich mehr, und bald werden ſie nur noch in Büchern ſich vorfinden.

Die Farbe der Taitier iſt eine ins Kupferfarbe ſpielende Olivenfarbe; ſie ſind gewöhnlich hoch gewachſen und ausnehmend feiſt, beſonders die Perſonen der vornehmeren Klaſſen. Die Frauen werden von Wallis, Bougainville, Cook und einigen andern Seemännern und Reiſenden viel zu hoch erhoben; ſie ſind gut gewachſen, verlieren aber bald ihre friſche Farbe, und ſind bei Weitem nicht ſo ſchön, als die Nukahiverinnen. Nach ſechsmonatlicher Fahrt, auf welcher entweder gar nicht, oder bisweilen nur ein- oder zweimal auf Melaneſien angehalten wurde, mochten ſie die Matroſen natürlich für Göttinnen halten.

Ehedem gingen die jungen Leute beider Geſchlechter ganz nackt. Die Kleidung der Männer und Frauen war zierlich und nicht ohne Anſtand; ſie wurde aus einem Stück weißen Zeuges verfertigt, den ihnen die Rinde des Papiermaulbeerbaumes lieferte, und welcher viel Aehnlichkeit mit dickem chineſiſchem Papiere hat. Aus zwei Stücken dieſes Zeuges beſtand ihre Kleidung; das eine hatte für den Kopf ein Loch in der Mitte, und hing hinten und vornen von den Schultern bis auf die Beine herab; das andere war 6 oder 7 Fuß lang, und ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß breit; ſie umhüllten damit ihren Körper, ohne es feſt anzuziehen. Dieſer Zeug war nicht gewoben; er war, wie das Papier, aus den holzigen Faſern der innern Rinde gemacht, welche man einweichte, dann ausſpannte und auf einander klopfte. Ihr Schmuck beſtand in Federn, Blumen, Muſcheln und Perlen. Beſonders die Frauen ſchmückten ſich mit Perlen von ſehr glänzender Farbe, die aber durch die Löcher, welche man hineinmachte, ſehr zerbröckelt waren. Sie bereiteten für ihren Gebrauch auf mehrere verſchiedene Arten, je nach ihren Talenten und ihrem Geſchmacke, einen einfachen weißen Stoff, den ſie mit vielem Geſchmack um ſich warfen. Mit ihrer Einfachheit verbanden ſie natürliche Anmuth.

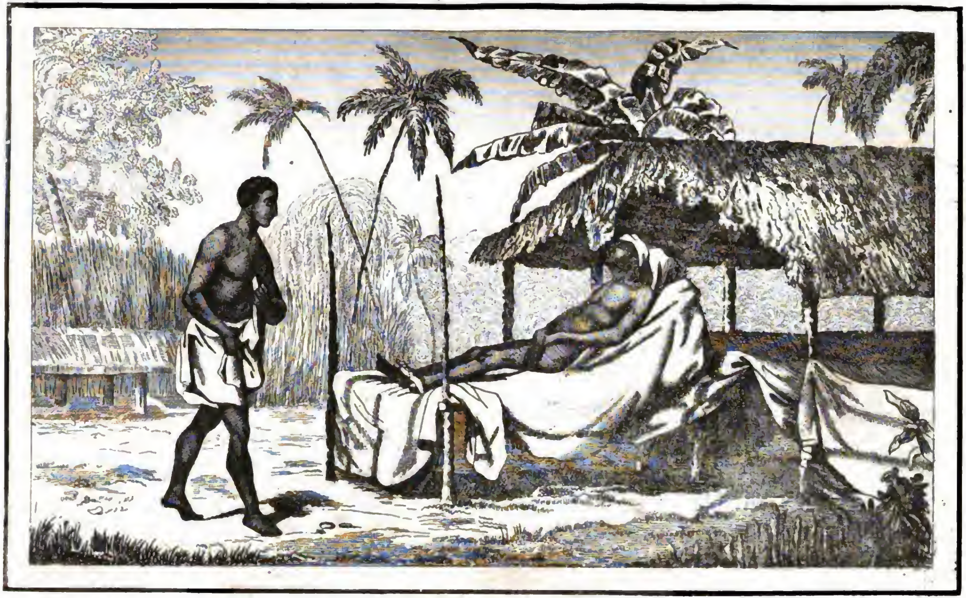
Die Trauerkleider, welche aus den koſtbarſten Erzeugniſſen der Inſel und des ſie umgebenden Meeres zuſammengeſezt und mit ausnehmender Sorgfalt und Geſchicklichkeit gearbeitet wurden, hatten einen beträchtlichen Werth. Dieſer durch ſeine Seltſamkeit merkwürdige Anzug beſtand aus einem leichten, halbzirkelförmigen Brett, ungefähr 2 Fuß lang und 4—5 Zoll breit, mit fünf auserwählten Perlmuſcheln beſezt, die an Schnüre von Kokoswolle gebunden waren, welche durch die Ränder der Muſcheln und mehrere durch das Holz gebohrte Löcher gingen. Eine andere Muſchel von derſelben Gattung, nur größer und mit graublauen Taubenfedern geziert, war an beiden Enden des Brettes angebracht, deſſen konkaver Rand nach Oben gerichtet war. Mitten auf dieſem konkaven Theile ſah man zwei Muſcheln, welche zuſammen einen Kreis von ungefähr 6 Zoll im Durchmeſſer bildeten, und über dieſen Muſcheln befand ſich ein ſehr großes längliches Stück Perlmutter, das gegen das obere Ende hin etwas

breiter wurde und 9—10 Zoll hoch war. Lange weiße Federn aus dem Schwanz des Tropikvogels bildeten einen Strahlenkreis darum. Von dem konvexen Rand des Brettes hing ein Gewebe von kleinen Stücken Perlmutter herab, welches nach Ausdehnung und Geſtalt einem Schurze glich; es beſtand aus 10—15 Reihen von ungefähr anderthalb Zoll langen und $\frac{1}{10}$ Zoll breiten Stücken; jedes hatte an beiden Enden Löcher, vermittelſt deren es an die übrigen Reihen angereiht werden konnte. Die Reihen waren ganz gerade und einander gleichlaufend; die oberen abgeſchnitten und ſehr kurz wegen der Halbzirkelform des Brettes. Die unteren waren auch gewöhnlich ſchmäler, und an beiden Händen hing eine Schnur mit kleinen Muſcheln oder bisweilen auch mit europäiſchen Glasperlen. Ueber das Brett herab fiel eine eichelförmige Troddel oder ein runder Zierrath von grünen und gelben Federn auf beiden Seiten des Schurzes, welcher den glänzendſten Theil der Kleidung ausmachte. Dieſer ganze Schmuck hing an einer dicken Schnur um den Hals des Leidtragenden; vorn fiel er ſenkrecht herab; der Schurz bedeckte Bruſt und Bauch; das Brett bedeckte Hals und Schultern, und die Muſcheln das Geſicht. Eine dieſer Muſcheln hatte ein Loch, durch welches man ſah, um den Weg zu finden. Die obere Muſchel und die Federn, womit ſie umgeben war, reichten wenigſtens zwei Fuß weit über den Kopf des Mannes hinaus. Die übrige Kleidung war eben ſo ſeltſam. Der Leidtragende legte zuerſt die gewöhnliche Kleidung des Landes an, d. h. eine Matte oder ein Stück Zeug mit einem Loch in der Mitte; darüber zog er ein zweites Stück von der nämlichen Gattung an, deſſen vorderer Theil aber, beinahe bis auf die Füße herabfallend, mit Knöpfen von Kokosnußſchalen verziert war. Dieſes Kleidungsſtück band er mit einer Schnur von weißem und braunem Stoffe um den Gürtel; ein breiter, mit großen bläulichen Federn verzierter Netzmantel bedeckte den ganzen Rücken, und auf dem Kopfe trug er einen Turban von braunen und gelben Stoffen, welche mit braunen und weißen Schnüren zuſammengebunden waren. Eine weite Kopfbinde von Zeugen mit gleichlaufenden und abwechſelnd braunen, gelben und weißen Streifen hing vom Turban auf den Hals und die Schultern herab, ſo daß man vom Geſichte beinahe gar nichts ſah. Gewöhnlich trug der nächſte Verwandte des Verſtorbenen dieſe ſeltſame Kleidung. In einer Hand hatte er zwei große Perlmuſcheln, womit er einen einförmigen Schall hervorbrachte, und in der andern einen mit Guluzähnen beſezten Stock, womit er alle Eingebornen ſchlug, welche ihm zufällig nahe kamen.*) Der Urſprung dieſes ſeltſamen Gebrauches konnte nie ermittelt werden; wie es ſcheint, iſt er dazu beſtimmt, Schrecken einzuflößen, und da die ſeltſame eben beſchriebene Kleidung jene gräßliche und außerordentliche Geſtalt bildet, wie ſie die Frauen den Geiſtern und Schreckbildern zuſchreiben, ſo kommt man auf die Meinung, als ob hinter dieſem Trauergebrauche ein Aberglaube ſtecke. Vielleicht glaubten ſie, die Seele des Verſtorbenen fordere einen Tribut von Trauer und Thränen, und deßwegen verſezten ſie Denjenigen, welchen ſie begegneten, Schläge mit den Guluzähnen; aber ſo weit ging der Schmerz denn doch nicht, daß ſie ſich ſelbſt ſchlugen.

Ferner war es ein auszeichnender Gebrauch bei den Taitiern, ſehr lange Nägel an den Fingern zu tragen, weil man, wenn man ſie auf

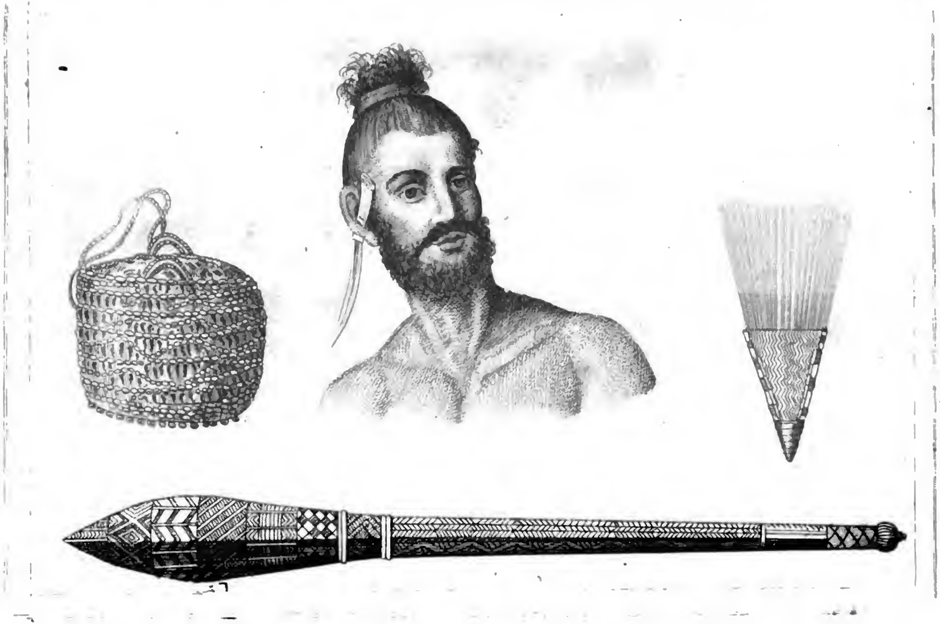
*) S. Blatt 149 und 150.

JNSEL TAITI



Ein erhaltener Körper nach dem Tode

Digitized by Google

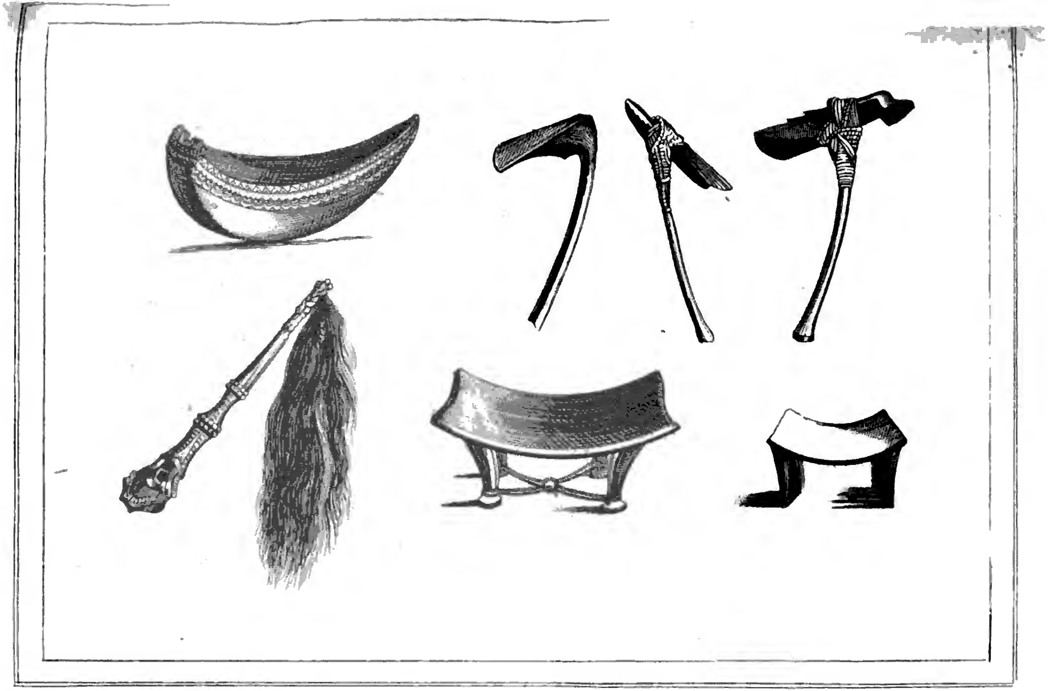


Portrait eines Eingebornen und verschiedene Geräthschaften

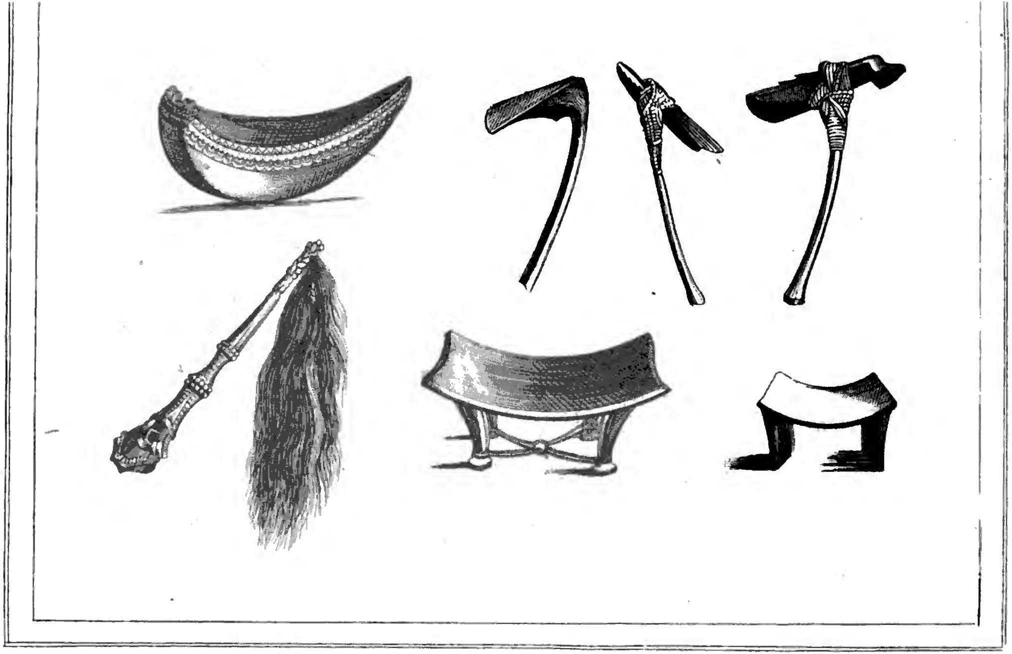
Digitized by Google

Destillir Kolben u musikalische Instrumente

Digitized by Google



Verschiedene Geräthschaften



Verschiedene Geräthschaften

Digitized by Google

dieſe Art wachſen ließ nicht zur Arbeit gezwungen werden konnte. Wir ſahen dieſen Gebrauch in China, und er iſt noch bei vielen anderen Nationen zu Hauſe. Die erſten Reiſenden erzählten von dieſer Manie, gaben aber die Urſachen davon nicht an. **Meunier** findet den Grund davon in dem Beiſpiele der Spanier, welche den Nagel des Zeigefingers und des kleinen Fingers ſehr lang laſſen, um ſich damit die Ohren auszuputzen und auf der Guitarre ſpielen zu können, und zieht daraus den Schluß, daß die Taitier vielleicht den nämlichen Gebrauch angenommen haben, um auf einem Inſtrument ſpielen zu können, allein man wird ſpäter aus der Beſchreibung ihrer Inſtrumente und der Art, wie ſie dieſelben ſpielen, erſehen, daß ihre Nägel für dieſen Zweck überflüſſig ſind, und wir glauben die Sitte nur der Eitelkeit zuſchreiben zu müſſen. Was die Art des Grüßens betrifft, ſo ſagten die Inſulaner gewöhnlich zu den Reiſenden: Evarua-e Atua, der gute Atua erwecke dich, oder auch: der böſe Atua laſſe dich nicht einſchlafen. Man ſieht, wie dieſe Ausdrücke und dieſer Gebrauch eben denſelben Urſprung haben, wie die der Nationen der alten Welt.

Ihre **Zeuge** verfertigten ſie und verfertigen dieſelben noch aus der faſerigen Rinde des Papiermaulbeerbaumes, welcher geklopft wird. Dazu nahmen ſie ein viereckiges Stück Holz, mit der Länge nach gleichlaufenden, und nach den verſchiedenen Seiten mehr oder minder nahe an einander liegenden Furchen. Zum Schlagen bedienten ſie ſich eines Klöppels, und eines Balkens ſtatt des Tiſches; in einer Kokosnußſchale hatten ſie eine Art Leimwaſſer, womit ſie die Rindenſtücke von Zeit zu Zeit rieben, um ſie mit einander zu verbinden. Unentbehrlich bei dieſer Fabrikation ſo großer Zeugſtücke, welche aus kleinen ſehr dünnen Stücken Baumrinde zuſammengeſezt und doch bisweilen 4—5 Fuß breit und 50 Fuß lang werden, iſt die aus dem Hibiscus esculentus bereitete Schnur. Unterſucht man ihre Maulbeerpflanzungen auch noch ſo ſorgfältig, ſo findet man doch nie einen einzigen alten Stamm; ſobald einer zwei Jahre alt iſt, haut man ihn ab, und ein neuer wächst aus der Wurzel hervor; denn es gibt keinen Baum, der ſich ſtärker vermehrt, und wenn man ihn wachſen ließe, bis er zur Blüthe käme und Früchte tragen könnte, ſo würde er vielleicht bald das Land ganz bedecken. Die Rinde darf nur von jungen Bäumen genommen werden. Man trägt Sorge, daß die Stämme recht lang werden und keine Zweige bekommen, ausgenommen am Gipfel, damit man die Rinde wo möglich in Einem Stück ablöſen kann. Einſt trugen die mit dieſer Arbeit beſchäftigten Frauen alte, zerlumpte und ſehr ſchmutzige Kleider, und ihre an dieſe für das ſchwache Geſchlecht ziemlich harte Arbeit gewöhnten Hände wurden bald ſehr hart und ſchwielig.

Als Waffen gebrauchten die Taitier einſt Bogen und Pfeile, Piken, Wurfſpieße, Keulen, knotige Stäbe, Schleudern und Steine, welche ſie mit der Hand oder dem Fuße warfen. Ihre Art zu ſchießen war ſeltſam: ſie knieten nieder, und in dem Augenblick, wo ſie den Pfeil abſchoßen, ließen ſie den Bogen fallen. Sie bedienten ſich deſſelben nur, um Vögel und hauptſächlich Turteltauben zu tödten, deren es eine große Menge gab.

Als **Friedenszeichen** bewegten ſie ein großes grünes Blatt in der Hand hin und her, und ließen dabei wiederholt den Ruf tayo-e hören. Der Bananenzweig, welchen ſie Denjenigen zuwarfen, mit denen ſie ſich freundlich verbinden wollten, war ein Symbol des Friedens; auch machten ſie hiebei verſchiedene Geſchenke an Landeserzeugniſſen.

Wenn die benachbarten Inſulaner ſich zu einem Angriff auf die Inſel rüſteten, mußte jeder Diſtrikt von Taiti unter dem Befehl eines Arii oder Häuptlings ſein Kontingent an Soldaten zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung ſtellen, und die vereinigten Streitkräfte der Inſel wurden von dem Arii-Rahi oder König befehligt.

Die Bergvölker ſind freier und laſſen ſich weniger unterjochen, als die Bewohner der Ebenen, und die Inſelvölker haben gewöhnlich ein ruhigeres Leben als die Bewohner des Feſtlandes, weil, da die Inſeln gewöhnlich von geringer Ausdehnung ſind, nicht ein Theil der Bewohner zur Unterdrückung des andern gebraucht werden kann. Da ſie von großen Reichen durch das Meer getrennt ſind, ſo kann die Tyrannei ihre Helfershelfer nicht dahin ſenden. Da die Eroberer nicht ſo leicht den Zufällen und Gefahren des Meeres trotzen, um in weiter Entfernung Völker aufzuſuchen, ſie zu beſiegen oder zu unterjochen, wie ſie es auf dem Feſtlande machen, ſo ſind die Inſelvölker nicht ſo leicht der Gefahr ausgeſezt, anderen Völkern tributpflichtig zu werden, und bewahren ſich ihre Verfaſſungen leichter. Ohne Zweifel verdankten die glücklichen Bewohner von Taiti ihre milden Sitten dieſen politiſchen Vortheilen der Lage ihres Vaterlandes.

Die Inſulaner brachten ihr Leben in langer Ruhe und mit leichter Arbeit hin. Mit Sonnenaufgang ſtanden ſie auf, und wuſchen ſich am Fluſſe oder an einer Quelle; den Morgen brachten ſie mit Arbeiten oder Spazierengehen zu, bis die Hitze ermüdend auf ſie einwirkte. Nun zogen ſie ſich in ihre Wohnungen zurück, oder ruhten unter dem Schatten eines Baumes; dort vertrieben ſie ſich die Zeit damit, daß ſie ihre Haare flochten oder ſie mit wohlriechendem Oele einrieben, oder ſpielten ſie Flöte und ſangen, oder hörten ſie auch dem Geſange der Vögel zu. Um Mittag ſpeisten ſie; nach der Mahlzeit nahmen ſie ihre Arbeiten oder häuslichen Beluſtigungen wieder vor, wobei man die gegenſeitige Zuneigung und Herzlichkeit Aller bemerken konnte. Oft haben die Reiſenden ihre Augen an dieſem Schauſpiel der Unſchuld und des Glücks geweidet. Die luſtigen, harmloſen Einfälle, die einfachen Erzählungen, der fröhliche Tanz und ein frugales Mahl führten die Freude herbei. Endlich wuſchen ſie ſich zum Zweitenmale am Fluſſe, und beſchloſſen ſo den Tag ohne Unruhe und Verdruß. Vergleicht man dieß wilde Leben mit dem der civiliſirten Völker, welcher Kontraſt! Wo iſt das wahre Glück zu finden? Das iſt noch zu entſcheiden. Ueber dieſen Punkt ſagt Montesquieu: „Die Indier glauben, die Ruhe und das Nichts ſeyen der Anfang und das Ende aller Dinge, deßhalb betrachten ſie die gänzliche Unthätigkeit als den vollkommenſten Zuſtand und das Ziel ihrer Wünſche; dem oberſten Weſen geben ſie den Beinamen des Unbeweglichen. Die Siameſen glauben, das höchſte Glück beſtehe darin, daß man nicht genöthigt ſey, eine Maſchine zu bewegen und einen Körper in Thätigkeit zu ſetzen. Für ein Land, wo die große Hitze entnervt und ſchwächt, und die Ruhe ſo köſtlich und die Bewegung ſo beſchwerlich iſt, ſcheint dieſe Philoſophie ganz natürlich zu ſeyn. Jedoch je mehr phyſiſche Gründe den Menſchen zur Unthätigkeit veranlaſſen, um ſo mehr ſollten ihn moraliſche Gründe davon entfernen.“

Die Verfertigung der Zeuge iſt den Taitiern eine Art angenehmen Zeitvertreibs, und die Erbauung der Hütten und Piroguen, ſo wie die Bereitung von Werkzeugen und Waffen, gelten für Erheiterungen, weil die Arbeiter die Früchte ihrer Arbeit genießen. So brachten die Taitier ihre meiſten

Tage unter einem Wechſel mannigfaltiger Genüſſe hin, in einem Lande, wo die Natur prächtige Landſchaften geſchaffen hat, wo die Temperatur der Luft zwar heiß, aber durch Seewinde beſtändig gekühlt und der Himmel beinahe immer heiter iſt.

Um ihre Wohnungen her hieben die Taitier die Bäume nur ſo weit ab, damit das Stroh, womit ſie gedeckt waren, durch das herabtröpfelnde Waſſer nicht in Fäulniß gerathen möchte, ſo daß ſie, wenn ſie aus ihren Hütten traten, ſich im angenehmſten Schatten befanden. Gehölze von Fruchtbäumen ohne Gebüſch, durch welche nach allen Richtungen Fußpfade gehauen waren, führten von einer Wohnung zur andern. Die Wohnungen, die gewöhnlich auf dem Ufer erbaut wurden, waren nicht in Dörfer vereinigt, ſondern ungefähr 50 Fuß von einander entfernt, und mit kleinen Pflanzungen umgeben. Nichts war köſtlicher, als dieſe Schatten in einem ſo heißen Klima; man wird nicht leicht angenehmere Spaziergänge finden. Frei umſpielte ſie eine reine Luft, und die Häuſer hatten keine Mauern, ſo daß der Wind von jeder Seite ſie durchſtreichen konnte. Auch gab es, wie man jezt noch ſieht, andere weit größere Häuſer, wohin ſich alle Bewohner eines Bezirkes flüchten konnten. Einige ſind 200 Fuß lang, 30 Fuß breit und 20 Fuß hoch; ſie werden auf Koſten des Diſtrikts, für den ſie beſtimmt ſind, erbaut und unterhalten, und ſind mit Paliſſaden umgeben.

Bei dem einfachen, natürlichen und beinahe patriarchaliſchen Leben, das dieſe Inſulaner führten, hielten ſie ihre Mahlzeiten, ob ſie gleich keine Tafeln hatten, doch mit vielem Anſtande; ihre Speiſen waren zu einfach und derſelben zu wenige, als daß Aufwand und Pracht dabei herrſchen konnte. Sie aßen gewöhnlich allein; wenn ſie jedoch ein Fremder beſuchte, ſo ließen ſie ihn bisweilen mit ſich ſpeißen. Der Taitier ſezte ſich unter einen Baum ſeiner Wohnung gegenüber; ſein Tiſchtuch beſtand in einer gewiſſen Anzahl Blätter; ein Korb enthielt ſeine Speiſen, und Kokosnußſchalen mit ſalzigem und ſüßem Waſſer waren ſeine Flaſchen.

Die Eingebornen von höherem Range reinigten ſich vor, während und nach der Mahlzeit Mund und Hände. Sie aßen erſtaunlich viel und legten ſich gleich nachher ſchlafen; nur junge Leute erhielt die Lebhaftigkeit ihres Alters wach. Obgleich die Eingebornen europäiſche Sitten ſehr liebten, ſo fiel es ihnen doch ſehr ſchwer, an einer gedeckten Tafel zu ſpeiſen. Als der Kapitän Furneaux einmal einen Eingebornen mit ſich ſpeiſen ließ, wollte ſich dieſer des Meſſers und der Gabel bedienen, als er aber mit der lezteren ein Stück genommen hatte, konnte er mit dieſem Werkzeuge nicht zurecht kommen; von der Macht der Gewohnheit geleitet, brachte er die Hand an den Mund und das Stück, das an der Spitze der Gabel ſtak, ging an ſeinem Ohr vorbei. Jezt eſſen die Großen am Tiſche und nach unſerer Sitte, ſo wie die Osmanli's von hohem Range in der Türkei.

Die Nahrung des taitiſchen Volkes beſtand hauptſächlich in Fiſchen, Muſcheln, Taro, Brodfrüchten Bananen und Kokosnüſſen. Das Schweinefleiſch, welches ſich die Häuptlinge vorbehielten, kam nur von Zeit zu Zeit an feierlichen Tagen auf den Tiſch der Armen. Die Lebensmittel wurden in Erdöfen gekocht und ſelten gebraten. Außerdem diente ihnen noch ferner zur Nahrung die Kaſtanie des Inocarpus, die Igname oder Uhi, die ſüße Batate oder Umara, eine andere Wurzel, Patera genannt, die

gewohnt waren, ſo wurden ſie von jedem augenblicklichen Wechſel affizirt, ihre Stimmung änderte ſich, ſo oft die Umſtände ſich änderten. Plane zu machen von einem Tage auf den andern und ſich dadurch in beſtändiger Unruhe zu erhalten, weil ſie der erſte Gedanke des Menſchen beim Erwachen, und ſein lezter Gedanke ſind, wenn er ſich niederlegt, iſt nicht ihre Sache. Will man indeß zugeben, daß ſie glücklicher ſind als wir, ſo muß man auch ſagen, daß das Kind glücklicher iſt als der Mann, und daß wir an Glück verloren haben, weil durch die Civiliſation unſere Natur ſich vervollkommnete, unſere Kenntniſſe ſich vermehrten und unſere Plane ſich erweiterten. Sie wußten keinen Unterſchied zwiſchen Anſtändigem und Unanſtändigem zu machen; ſie befriedigten öffentlich ohne Bedenken ihre Bedürfniſſe, Wünſche und Begierden. Menſchen, welche keinen Begriff von Schamhaftigkeit im Handeln haben, können auch in Worten nicht ſchamhaft ſeyn. So drehte ſich die Unterhaltung der Inſulaner um Das, was die Quelle ihrer Freuden war, und beide Geſchlechter ſprachen ohne Rückhalt in den einfachſten Worten darüber, und handelten ebenſo. Uebrigens zeigte ſich die Sanftmuth ihres Charakters in ihren Blicken und Handlungen. Wollten ſie einem ihre Zärtlichkeit beweiſen, ſo ergriffen ſie ſeine Hände oder ſtüzten ſich auf ſeine Schultern. Die Zutraulichkeit und Herzlichkeit dieſes Volkes erſchienen im günſtigſten Lichte.

Sobald die Menſchen in eine Geſellſchaft zuſammentraten, ſo unterwarfen ſie ſich der Herrſchaft der Geſetze und einer regelmäßigen Ordnung. Ihre Sitten werden milder, ihr Charakter wird menſchlicher, Recht und Pflicht werden bekannter, die Kriege ſind nicht mehr ſo wild, und ſelbſt mitten im Kampfe erinnert ſich der Menſch an Das, was er ſeinem Nächſten ſchuldig iſt. Der Wilde kämpft, um zu vernichten, der Bürger, um zu erobern: der Erſte kennt kein Mitleid und ſchont Niemand, der Andere aber hat ein menſchliches Gefühl, welches ſeine Erbitterung mildert. Es gibt viele wilde Völker, ſagt Robertſon, denen eine ſolche Menſchlichkeit fremd iſt. Die Barbarei, mit welcher ſie den Krieg führen, iſt ſo groß, daß man daraus ihren gänzlichen Mangel an Geſittung erkennen muß. Dieſe Erwägung fällt ganz zum Ruhme der Taitier aus. Angenehm iſt der Gedanke, daß eine menſchenfreundliche Geſinnung allen Menſchen angeboren ſey, und daß wilder Haß und Mißtrauen nur eine Folge der Sittenverwilderung ſind, welche bei einem Volke nicht Statt finden kann, das noch keinen Begriff von Haß und Mißtrauen hat. Die Wahrheit dieſes Satzes verbürgt nachfolgende Thatſache. Der Kapitän Wallis bekam am 18. Juni 1767 einen Streit mit Taitiern, ließ auf ſie ſchießen und verwundete oder tödtete ſehr viele; die guten Leute vergaßen dieſe Mißhandlung bald wieder, ſchloſſen Frieden mit dem engliſchen Seemann, und lieferten ihm viele Erfriſchungen an Früchten, Geflügel und Schweinen. Indeß muß man geſtehen, daß die Taitier vielleicht das einzige Volk Polyneſiens ſind, für welches die Rache kein Bedürfniß iſt.

Außer dieſen natürlichen guten Eigenſchaften im Charakter der Taitier bemerkte man auch herrſchende Laſter, beſonders den Diebſtahl. Die Verſuchung der Taitier beim Anblick von Gegenſtänden, welche ſie für nützlich halten, iſt ſo groß, daß Diejenigen, welche mehr Einſichten, beſſere Grundſätze und ſtärkere Beweggründe haben, dem Reiz einer Vortheil bringenden ſchlechten Handlung zu widerſtehen, als Menſchen von ſeltener Redlichkeit angeſehen werden würden, wenn ſie den Muth hätten, ſich zu überwinden.

Ein Polyneſier ſtiehlt uns zwar einige Meſſer von einem Sous im Werthe, einen Glasperlen-Ring und Stücke zerbrochenen Glaſes, aber er berührt die mit Gold oder Edelſteinen gefüllte Käſten nicht, woraus ſich ſchließen läßt, daß, wenn die Taitier zum Diebſtahl geneigt waren, er bei ihnen minder verächtlich war, als bei uns. Ein Volk, das ſeine Bedürfniſſe ſo leicht befriedigen kann, und bei welchem die Menſchen aus allen Ständen eine gleiche Lebensart führen, findet nicht viel Veranlaſſung zum Diebſtahle. Die offenen Häuſer ohne Gitter und Thüren ſind ganz deutliche Beweiſe ihrer gegenſeitigen Sicherheit. Wir ſind mehr zu tadeln, als ſie, weil wir ſie zu ſtarken Verſuchungen ausſezten, indem wir ſehr nützliche Gegenſtände vor ihre Augen legten, bei deren Anblick ſie nicht widerſtehen konnten. Uebrigens ſchienen ſie ſich nicht viel aus ihren Diebſtählen zu machen, vielleicht weil ſie keinen großen Schaden anzurichten glaubten.

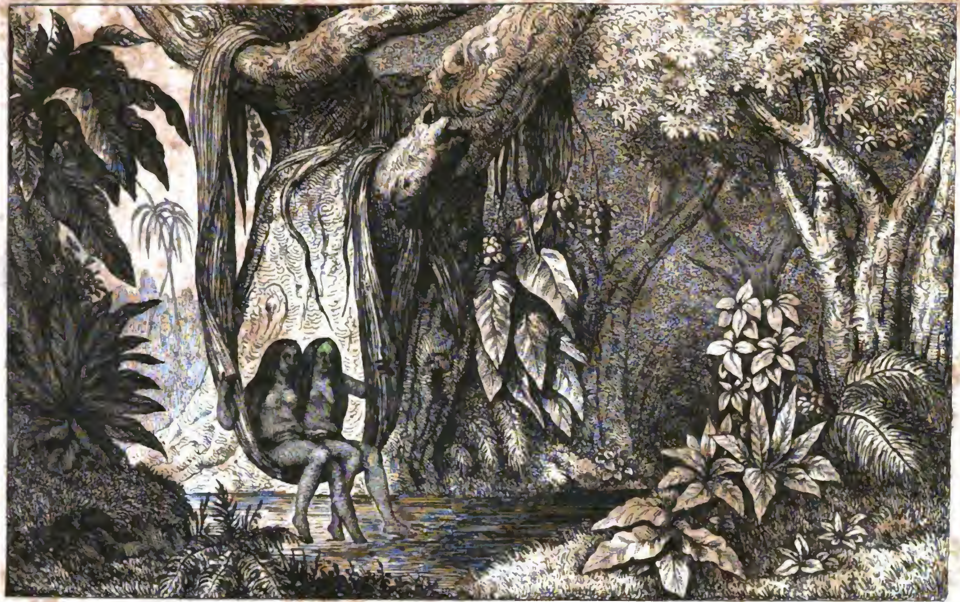
Der Kapitän Cook erzählt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Taiti eine Thatſache, welche einen Beweis von der Ungebundenheit der Frauen im Allgemeinen gibt. Er ſagt, daß unter einigen Eingebornen beiderlei Geſchlechts, welche er auf ſein Schiff habe ſteigen laſſen, eine Frau geweſen ſey, die es nach einem paar Tücher, welche ſie auf einem Bette ſah, ſehr gelüſtet habe; als ihr Führer ſie ihr verweigerte, bat ſie dringender und bot ihm ihre Gunſtbezeigungen dagegen: dieſer verſchmähte ſie nicht, und eben als das Opfer ſich dem Altare Hymens nahte, ſtieß das Schiff auf. Dieſes unvorhergeſehene Ereigniß mußte natürlich die Feierlichkeit unterbrechen. Uebrigens herrſcht eine ähnliche Ungebundenheit in einem großen Theile Oceaniens und Afrika's: „Auf den zahlloſen Inſeln (Polyneſien),“ ſagt Monteſquieu, „welche in unendlich viele kleine Staaten getheilt ſind, wo es nur Elende gibt, welche plündern, und Elende, welche geplündert werden, haben Diejenigen, welche Große genannt werden, nur ſehr geringe Mittel; Die, welche man Reiche heißt, haben nichts weiter als ihren Lebensunterhalt. Die Abſchließung der Frauen kann dort nicht von der Art ſeyn, daß dadurch der unbegreiflichen Sittenverderbniß, welche dort herrſcht, Einhalt geſchähe. Dort ſieht man, welch geſteigerte Unordnung die Laſter des Klima's, welchen volle Freiheit gelaſſen iſt, herbeiführen können; dort hat die Natur eine Macht und die Schamhaftigkeit eine Schwäche, die man kaum begreifen kann; wie es ſcheint, übertreten in dieſen Ländern beide Geſchlechter ſogar ihre eigenen Geſetze. In Guinea ergriffen Frauen, wenn ſie einem Manne begegneten, denſelben, und drohten ihm, ihn ihren Männern anzugeben, wenn er ſie verſchmähe .... Sie ſchlüpften zu einem Manne ins Bett, weckten ihn, und wenn er ſie verſchmähte, drohten ſie ihm, ſich auf der That ertappen zu laſſen.“

Gewiß iſt, daß die Taitier die Enthaltſamkeit nicht als eine Tugend betrachteten. Die Taitierinnen verkauften vor Einführung des Chriſtenthums ihre Gunſt ungehindert an die Fremden; ihre Väter und Brüder führten ſie oft ſelbſt herbei, um über dieſen Artikel zu unterhandeln. Jedoch kannten ſie den Werth der Schönheit, und die Größe der Belohnung, welche für den Genuß einer Frau gefordert wurde, berechnete ſich immer nach dem Maß ihrer Reize. Es war zu Taiti nicht, wie bei den Huronen und anderen wilden Völkern üblich, daß die Männer, einzig nur mit dem Fiſchfange und dem Kriege beſchäftigt, die mühſameren Arbeiten der Haushaltung und des Feldbaues dem ſchwächeren Geſchlechte überließen;

halbe Unthätigkeit war in dieſen Klimaten das Theil der Frauen, und die Sorge, den Männern zu gefallen, ihr ernſthafteſtes Geſchäft.

In unſeren Klimaten und in vielen anderen, werden die Mädchen durch eine den Sitten entſprechende Erziehung abgeſchloſſen und ſorgfältig alle Empfindungen der Liebe fern gehalten. In Taiti herrſchte gerade das Gegentheil. Die jungen Mädchen tanzten mit einander und nahmen dabei äußerſt unzüchtige Stellungen und Gebärden an, an welche ſie ſchon in früher Jugend gewöhnt wurden. Den Tanz begleiteten Geſänge, welche die Schlüpfrigkeit noch deutlicher ausdrückten. Alle Beluſtigungen dieſer Art waren einem jungen Mädchen erlaubt, aber unterſagt, ſobald ſie Mutter geworden war; denn ſie konnte die Mimik des Tanzes jeden Tag in Vollzug ſetzen. Daraus läßt ſich abnehmen, daß die Keuſchheit bei dieſen Völkern nicht eben in großem Reſpekt ſtand. Die eheliche Untreue, ſogar bei der Frau, wurde nur mit einigen harten Worten und einigen leichten Schlägen beſtraft. In den nördlichen Klimaten, ſagt Montesquieu, hat die ſinnliche Liebe kaum die Kraft, ſich bemerkbar zu machen. In gemäßigten Klimaten macht ſie ſich, von tauſend Nebenſachen begleitet, durch Dinge angenehm, welche Anfangs ſie ſelbſt zu ſeyn ſcheinen, aber noch nicht wirklich ſind; und in den heißeſten Klimaten liebt man die Liebe um ihrer ſelbſt willen, ſie iſt die einzige Quelle des Glücks, ſie iſt das Leben.

„Je mehr wir uns Taiti näherten,“ ſagt Bougainville, „um ſo mehr Inſulaner kamen an die Schiffe heran. Die Maſſe der Piroguen um die Schiffe her war ſo groß, daß wir unter dem Haufen und Lärmen nur mit Mühe vor Anker gehen konnten. Alle kamen mit dem Rufe tayo, welches Freund bedeutet, und gaben uns tauſend Zeichen von Freundſchaft. Alle forderten Nägel und Ohrgehänge; die Piroguen waren voll Frauen, welche an Schönheit der Geſichtsbildung den meiſten Europäerinnen nichts nachgaben, an Schönheit des Wuchſes aber allen den Rang ſtreitig machen können. Die meiſten dieſer Nymphen waren nackt, denn die Männer und die alten Frauen hatten ihnen den Schurz weggenommen, womit ſie gewöhnlich umhüllt waren. Sie ließen uns von ihren Piroguen aus Aufforderungen zugehen, wobei ſie trotz ihrer Natürlichkeit einige Verlegenheit blicken ließen, entweder weil die Natur überall das ſchöne Geſchlecht mit einer edlen Schüchternheit begabt hat, oder weil ſogar in dem Lande, wo die Freiheit des goldenen Zeitalters herrſcht, die Frauen nicht zu wollen ſchienen, was ſie am meiſten begehren. Die einfacheren oder freieren Männer ſprachen ſich bald deutlicher aus; ſie drangen in uns, eine Frau zu wählen, ihr ans Land zu folgen, und ihre unzweideutigen Gebärden deuteten an, auf welche Art man Bekanntſchaft mit ihnen machen ſolle. Nun frage ich, wie war es möglich, 400 junge franzöſiſche Matroſen, welche ſeit ſechs Monaten keine Frau mehr geſehen hatten, bei der Arbeit zurückzuhalten? Ungeachtet aller möglichen Vorſichtsmaßregeln kam ein junges Mädchen an Bord, das ſich auf dem Hinterkaſtell an eine der Lücken ſtellte, welche über der Schiffswinde ſich befinden; dieſe Lücke war offen, damit Diejenigen, welche winden mußten, freie Luft ſchöpfen konnten. Das junge Mädchen ließ nachläſſig einen Schurz fallen, der es bedeckte, und erſchien vor den Augen Aller, wie einſt Venus vor dem phrygiſchen Schäfer erſchien. Matroſen und Soldaten drängten ſich an die Lücke und nie wurde das Spill ſo eifrig gewunden. — Indeß gelang es uns, die bezauberten



Zwei junge Taiterinnen sich badend.

Leute im Zaume zu halten; nicht minder ſchwer war es, ſich ſelbſt zu bezwingen. Nur Ein Franzoſe, mein Koch, hatte trotz meiner Verbote Mittel gefunden, zu entwiſchen, kam aber bald mehr todt als lebendig zurück. Kaum hatte er mit der Schönen, die er ſich erwählt hatte, den Fuß ans Land geſezt, als er ſich von einem Haufen Inſulaner umgeben ſah, die ihn plötzlich vom Fuße bis zum Kopfe entkleideten. Er hielt ſich tauſendmal für verloren, da er nicht wußte, was die Ausrufungen des Haufens zu bedeuten hatten, welcher tumultuariſch alle Theile ſeines Körpers unterſuchte. Nachdem ſie ihn genug betrachtet hatten, gaben ſie ihm ſeine Kleider zurück, ſteckten Alles, was ſie aus ſeinen Taſchen genommen hatten, wieder hinein, ließen das Mädchen herankommen, und drangen in ihn, die Gelüſte zu befriedigen, welche ihn ans Land geführt hatten. Aber umſonſt. Die Inſulaner mußten den armen Koch an Bord zurückführen, der mir ſagte, ich möchte ihn ſtrafen, wie ich wolle, ſo würde ich ihm nicht ſo viel Angſt einjagen, als er am Lande ausgeſtanden habe."

Bei den Taitiern war die Vereinigung beider Geſchlechter eine Art öffentlicher Ceremonie. Mehrere alte Völker haben die ſeltſame Idee gehabt, die jungen Mädchen zu zwingen, zu Ehren einer Gottheit und durch eine Art heiliger Unzucht jenen Schatz der Jungfrauſchaft zu opfern, welcher in den Augen der Europäer und der meiſten Völker als die koſtbarſte Mitgabe betrachtet wird.

Die Babylonierinnen, reichere, wie ärmere, gaben ſich aus religiöſem Pflichtgefühl den Fremden im Tempel der Mylitta preis. Die Phönizier hatten, wie es ſcheint, religiöſe Feſte, wobei ſich Frauen von jedem Rang preisgaben. Zu Hierapolis hatte die Göttin Atargate bis zur Zeit Conſtantins einen Dienſt, von welchem noch heut zu Tage Spuren in der Sitte vorhanden ſind, die Fremden zu bitten, die Frauen und Mädchen des Ortes zu genießen. Bei den Armeniern gaben die ausgezeichnetſten Familien ihre Töchter bei dem Dienſte der Anaïtis preis, und dieß war ein Mittel, ſie ehrenvoll zu verheirathen. Wahrſcheinlich knüpfen ſich bei den neueren Völkern, bei welchen die Keuſchheit durch Geſetze und Sitten geſchüzt iſt, an dieſe Idee einige unbekannte abergläubiſche Meinungen. Die nicht-chriſtlichen Bewohner der Philippinen haben öffentliche Beamte, welche den Auftrag haben, die Mädchen vor der Heirath zu entjungfern, und wenn es wahr iſt, daß bei den Eingebornen Braſiliens und auf der Goldküſte die Sitte herrſcht, nie eine keuſche Jungfrau zu verheirathen, kann man dann wohl dieſes ſeltſame Zuſammentreffen irgend wo anders ſuchen, als in der Idee eines irgend einer Gottheit angenehmen Opfers? In Abſicht auf die Taitier iſt bewieſen, daß bei ihnen die Vereinigung beider Geſchlechter der Gegenſtand einer öffentlichen Ceremonie war, worüber ſich Cook in ſeiner Reiſebeſchreibung luſtig macht.

Sogar bei Marco Polo, dem erſten der neueren Reiſenden, finden wir eine naive und genaue Beſchreibung des nämlichen ſeltſamen Gebrauches bei den Tibetanern, eine Beſchreibung, welche eine merkwürdige Beſtättigung und Beleuchtung der Berichte Herodots gibt, welche von Voltaire ſo leichthin in Zweifel gezogen wurden. „Ein ſchändlicher Gebrauch," ſagt Marco Polo, „herrſcht bei den Einwohnern dieſes Landes; um Alles in der Welt wollen ſie keine keuſche Jungfrau heirathen, ſondern ſie verlangen, daß ſie zuvor Umgang mit einem Manne gehabt habe; was, ſagen ſie, Ihren Gottheiten angenehm iſt. (Indeß müſſen wir zur

Steuer der Wahrheit ſagen, daß die Manuſcripte A und C des großen Reiſenden Marco Polo, welche die königliche Bibliothek zu Paris beſitzt, jenen unterſtrichenen Beiſatz nicht haben.) Daher führten, wenn eine Karavane von Kaufleuten ankam, die alten Frauen aus den Schlöſſern ſowohl als aus den Hütten ihre Töchter in die Straßen und unter die Zelte der Kaufleute, und ließen ſie in dem Bette dieſer Reiſenden ſchlafen: ſie machten ſich den Vorrang ſtreitig, und jede bat den Reiſenden, ihre Tochter anzunehmen und ſie ſo lange bei ſich zu behalten, als er im Lande bleiben wolle. Bei ihrer Abreiſe gaben ſie die Mädchen ihren Müttern zurück, und wagten es nie, ſie mit ſich zu nehmen, gaben ihnen aber einige kleine Geſchenke oder Spielereien.“ Die beiden Manuſcripte ſagen: „und wenn nun die Kaufleute ſie genoſſen hatten und abreiſen wollten, ſo mußten ſie ihnen einige Kleinigkeiten und Spielereien geben, damit ſie beweiſen könnten, daß ſie es mit einem Manne zu thun gehabt hätten.“

Weiterhin werden dieſe Geſchenke der Kaufleute Signale genannt. — Diejenigen nun, welche ſich verheirathen wollten, trugen dieſe Spielereien am Halſe, und welche die Meiſten beſaß, wurde als die liebenswürdigſte angeſehen, und von den jungen Männern, welche Gattinnen ſuchten, am meiſten geſchätzt. Sie konnte ihrem Gatten keine angenehmere Mitgabe zubringen als eine Anzahl ſolcher Geſchenke. Bei der Hochzeit legten ſie dieſelben vor den Augen der Geſellſchaft aus, und der Mann betrachtete ſie als einen Beweis, daß ihre Götter ſeine Frau in den Augen der Männer liebenswürdig gemacht haben. Nachher wagte Niemand mehr Umgang mit ihr zu haben, weil ſie verheirathet war, und dieſe Regel wurde nie übertreten.

Wir wundern uns, daß dieſer Bericht den gelehrten Marsden, den engliſchen Herausgeber Marco Polo's, einen ſo lange verkannten und verleumdeten Reiſenden, den er nach der italieniſchen Ueberſetzung ins Engliſche überſezt und kommentirt hat, im Zweifel hatte laſſen können.*) Er behauptet durchaus, dieſe Gewohnheit habe ihren Grund in ſchmutziger Gewinnſucht gehabt, und der Text, dem er folgt, ſagt doch ausdrücklich und zweimal, daß es ein religiöſer Gebrauch geweſen ſey, und die als einfaches Andenken gegebenen Geſchenke ſeyen Kleinigkeiten geweſen, welche an den Hals gehängt werden konnten. Wir glauben daher, trotz der Behauptung Marsdens, daß Gewinnſucht keinen Theil an dieſem Gebrauche gehabt habe, und daß ſie, wenigſtens urſprünglich, ſich auf irgend eine bis jezt unbekannte abergläubiſche Meinung gründete.

Wir wollen eine Vermuthung über dieſen Punkt aufſtellen. Die Karavanen von Reiſenden, von welchen hier Marco Polo ſpricht, waren vielleicht nur Truppen von Goſſeins oder indiſchen Büßern, und die Geſchenke, welche ſie ihren tibetaniſchen Gefährtinnen zurückließen, waren nichts Anderes, als Amulette, Talismane und Roſenkränze. Noch heut zu Tage ſind die hindu'ſchen Frauen ſolchen abergläubiſchen Meinungen ergeben.

---

*) Wir bedauern, daß der gelehrte Klaproth ſeine kommentirte Ausgabe von Marco Polo, welcher er eine genaue Charte der von ihm beſuchten Länder beigegeben hat, und welche auf Koſten der geographiſchen Geſellſchaft in Paris herausgegeben werden ſollte, nicht vollendet hat. Das franzöſiſche Manuſcript ſcheint das erſte zu ſeyn, das Marco Polo redigirt hat. Außer dem franzöſiſchen und lateiniſchen ſind auf der königl. Bibliothek noch fünf andere, worunter ein italieniſches, das aber nicht ſo vollſtändig als das franzöſiſche Manuſcript, und in der Sammlung Ramuſio's abgedruckt iſt. Der gelehrte Vater, nun Cardinal Zurla, hat kürzlich den mit Noten des gelehrten Roſſi, Mitglied des Inſtituts zu Mailand, begleiteten Text erläutert.

Wir ſehen, wie verheirathete Frauen auf mehreren Inſeln Polyneſiens an Fremde abgetreten wurden, ſeltener jedoch auf Taiti, und gar nie auf den Carolinen. Marsden hält Gewinnſucht ebenfalls für den Beweggrund der edlen Gaſtfreundſchaft einiger Tataren, welche den Fremden, die durch eine ihrer Städte reisten, für eine kurze Zeit ihre Weiber und Häuſer abtraten.

Marco Polo drückt ſich folgendermaßen aus: „Die Bewohner von Kamul (Hamil) brachten ihre Zeit mit Freuden und Beluſtigungen zu. Wenn ein Fremder zu ihnen kam, empfingen ſie ihn auf das Zuvorkommendſte, befahlen ihren Frauen, Töchtern und Schweſtern, allen ſeinen Wünſchen zuvorzukommen, ſodann verließen ſie das Haus, und nahmen ihre Wohnung in der Stadt, indem ſie die Fremden in den Genuß aller ihrer Rechte einſezten, und ſchickten ihnen auch alle ihre Bedürfniſſe, aber gegen Bezahlung. In ihr Haus kehrten ſie erſt dann zurück, wenn es die Fremden verlaſſen hatten. Dieſe Ueberlaſſung der Weiber an die Fremden, welche nach den Gefahren der Reiſe eine Erholung nöthig hatten, glaubte man, ſey den Göttern angenehm, ſichere ihnen Glück bei allen Unternehmungen und bringe den Familien Ueberfluß und Reichthum. Die Frauen, welche ſehr hübſch und wollüſtig waren, gehorchten den Befehlen ihrer Männer mit Freuden.“ — Weiter ſagt Marco Polo noch: „Die Bewohner von Kaindu hatten die ſchändliche Gewohnheit, die Verbindungen, welche durchreiſende Fremde mit ihren Frauen und Töchtern hatten, nicht als einen Schimpf anzuſehen. Im Gegentheile gingen alle Hausherren den Fremden entgegen, überließen ihnen alle weiblichen Perſonen in ihrem Hauſe, räumten ihnen die Herrſchaft darin ganz ein, und entfernten ſich ſelbſt. Sogleich ſteckte die Frau vor der Thüre ein Signal aus, das erſt nach der Abreiſe des Fremden wieder weggenommen wurde, und nun durfte der Mann es wieder betreten. Sie thaten das zu Ehren ihrer Götzen, und glaubten durch ſolche Gaſtfreundſchaft die Segnungen des Himmels und Ueberfluß an irdiſchen Gütern zu erhalten.“

Sehr viele Taitier beiderlei Geſchlechts bildeten außerordentliche Geſellſchaften, in welchen die Frauen Gemeingut waren. Dieſe Einrichtung brachte einen beſtändigen Wechſel in ihre Vergnügungen, wornach ſie ſo begierig waren, daß derſelbe Mann und dieſelbe Frau nicht länger als zwei oder drei Tage bei einander wohnten. Wurde eine Frau aus einer ſolchen Geſellſchaft ſchwanger, was aus natürlichen Gründen ſelten vorkam, ſo wurde das Kind nach der Geburt erſtickt, um den Vater nicht in ſeinen täglichen Beſchäftigungen zu ſtören und die Mutter nicht in ihrer ſchändlichen Wolluſt zu unterbrechen. Bisweilen überwog bei der Mutter das Mitleid dieſe thieriſche unnatürliche Leidenſchaft; aber ſie konnte das Leben ihres Kindes nicht retten, außer es fand ſich ein Mann, der es als ſein eigenes anerkannte. In dieſem Falle wurden beide aus der Geſellſchaft ausgeſchloſſen, und verloren für immer alles Recht auf die Privilegien und Freuden der Arreoy's, wie ſich dieſe ſchändliche Geſellſchaft nannte.

Die Geſellſchaft der Arreoy's hatte abſcheuliche Vorrechte: Diebſtahl und Raub war ihren Mitgliedern erlaubt. Als zügelloſe Landſtreicher und Despoten konnten ſie das Land mit ihren Erpreſſungen und Ausſchweifungen ungeſtraft heimſuchen. Sie bildeten eine mächtige Ligue, eine eng verbundene Geſellſchaft, welche nicht blos auf Taiti, ſondern beinahe in ganz Polyneſien beſtand, eine Secte, welche ihre Traditionen, ihre Genealogie

und ihre Privilegien hatte. Sie ſtammten von Uru Tetefa und Oro Tetefa, Söhnen Taaroa's und Hina's, und Brüdern Oro's ab.

Die Arreoys waren in ſieben abgeſonderte Klaſſen eingetheilt, wovon jede ihre Tättowirung hatte. Die höchſte war die der Avae Parai mit gemaltem Beine; die zweite die der Oti Ore, deren beide Arme von den Fingern bis zu den Schultern tättowirt waren; hernach kamen die dritte, die der Horoteas, welche von den Achſelhöhlen bis zu den Hüften tättowirt waren; die vierte, die der Hua's, welche nur zwei oder drei kleine Figuren auf den Schultern hatten; die fünfte, die der Atoro's, mit einem einfachen Zeichen auf der linken Seite; die ſechste mit einem kleinen Kreiſe um jeden Knöchel; die ſiebente endlich, die der Pui's, eine Art Kandidaten der Tättowirung, welche auch Pu fa rearea hießen, weil ihnen bei feierlichen Gelegenheiten der mühſamſte und ermüdendſte Theil der Tänze, Pantomimen u. ſ. w. zugewieſen war.

Inzwiſchen war dieſe Zügelloſigkeit nicht allgemein, namentlich beobachteten Frauen von höherem Range eine ſtrengere Zurückhaltung, wohl mehr aus Rangſtolz als aus Grundſatz, denn auch die ausſchweifendſten begingen in den Augen der keuſchen Frauen kein ſo ſchwarzes Verbrechen, daß ſie die Achtung und Geſellſchaft ihrer Landsleute dadurch verloren. Die öffentlichen Mädchen hatten eine gewiſſe Eitelkeit; ſie nannten ſich nie anders als Tedua (große Dame), ein Titel der vornehmen Frauen, welcher vorzugsweiſe den Prinzeſſinnen zukommt. Wenn die Schweſter des Königs vorüberging, während die Matroſen Cooks in einem Hauſe ſaßen, wurden die umſtehenden Eingebornen von Männern, welche ſie von Weitem ſehend nur ſagten: tedua harremai (die große Dame kommt hier), oder auch arie, was bei einer ſolchen Gelegenheit immer ein Glied der königlichen Familie ankündigt, aufgefordert, ihre Schultern zu entblößen. Die Matroſen, welche die Sprache nicht verſtanden, glaubten, ihre Dulcineen führten alle den gleichen Namen, was lächerliche Mißverſtändniſſe herbeiführte.

Die Heirath war bei dieſem Volke nichts als eine Uebereinkunſt zwiſchen Mann und Frau, worein ſich die Prieſter nicht miſchten; doch verbanden ſie ſich auf ihr ganzes Leben. Sobald der Vertrag geſchloſſen war, beobachteten ſie auch ſeine Bedingungen; wenn ſich die Parteien aber nach gegenſeitiger Uebereinkunft wieder trennten, ſo machte die Ehetrennung eben ſo wenig Umſtände als die Heirath. Montesquieu ſpricht ſich hierüber folgendermaßen aus: „Zwiſchen Ehetrennung und Verſtoßung iſt der Unterſchied, daß die Ehetrennung mit Zuſtimmung beider Partieen, wenn ſich dieſe nicht vertragen können, eintritt, während bei der Verſtoßung nur der Wille und Vortheil Einer Partei gilt, der Wille und Vortheil der andern Partei aber nicht berückſichtigt wird.“ Die Landesſitte geſtattete dem König, bloß Eine Frau zu haben; dagegen durfte er ſich eine gewiſſe Anzahl Beiſchläferinnen wählen.

Obgleich die Prieſter keine beſtimmte Taxe von den Heirathen erheben konnten, ſo hatten ſie das ausſchließliche Vorrecht, gewiſſe Ceremonien zu verrichten, woraus ſie beträchtliche Einkünfte zogen, wie z. B. von der Tättowirung und der Sitte, den obern Theil der Vorhaut wegſchneiden zu laſſen, damit er die Eichel nicht bedecke. Dieſe leztere Operation iſt nicht ganz daſſelbe, wie die Beſchneidung, welche eine bei dieſem Volke unbekannte, zirkelförmige Abtrennung der Haut iſt, und da es die größte

Schande war, wenn einer die Zeichen davon nicht aufweiſen konnte, ſo war dieſe Ceremonie für die Prieſter ſehr einträglich, je nach dem Vermögen und Rang Deſſen, der ſie verrichten ließ.

Es war üblich, daß die Ehe öffentlich vollzogen wurde. Die neuen Ehegatten opferten alſo vor einer zahlreichen Geſellſchaft der Venus, ohne daß ſie daran dachten, dabei eine Unſchicklichkeit zu begehen; im Gegentheil würden ſie gegen die Sitte angeſtoßen haben, wenn ſie es unterlaſſen hätten. Unter den Zuſchauern befanden ſich mehrere Frauen von Rang, und diejenige, welche die Ceremonie leitete, gab dem Opfer Anweiſungen über die verſchiedenen Proben, welche es durchzumachen hatte. Obgleich die Mädchen, welche dieſe Proben zu beſtehen hatten, gewöhnlich noch jung waren, ſo hatten ſie, wie es ſchien, doch keinen Rath nöthig. Dieſe ſeltſame Ceremonie dient mit zur Unterſuchung einer Frage, welche lange von den Philoſophen erörtert wurde. Iſt die Schamhaftigkeit bei gewiſſen Handlungen, welche Jedermann für an ſich unſchuldig hält, von der Natur in das Herz des Menſchen eingeprägt, oder iſt ſie ein Ergebniß der Gewohnheit und Sitte? Hat die Scham ihren Urſprung nur in der Gewohnheit der Nationen, ſo wird es wohl ſchwer ſeyn, auf die Quelle dieſer Gewohnheit zurückzugehen, wie allgemein ſie auch ſeyn mag; iſt ſie aber eine Folge des natürlichen Triebes, ſo wird es wohl nicht leichter ſeyn, zu ermitteln, wie ſie bei dieſen Völkern erloſchen iſt, bei welchen man auch keine Spur davon findet. Beobachtet man indeß den wilden Menſchen in ſeinen Handlungen und Gewohnheiten, ſo ſieht man, daß im reinen Naturzuſtande keine Scham denkbar iſt, weil es da keine geben kann, wo es kein Vergehen gibt; ſie iſt alſo dem Herzen des Menſchen nicht von der Natur eingeprägt, ſondern durch den Einfluß der Geſetze, welche ſich auch noch nach der Beſchaffenheit des Klima's richten. In den kalten Gegenden, wo die Einwohner alle Theile ihres Körpers beſtändig bedeckt halten, nackt zu erſcheinen, würde als eine höchſt unanſtändige und ſchändliche Handlung angeſehen werden. Es gibt civiliſirte Länder, wo die Frauen die ganze Bruſt enthüllt tragen; in anderen verbergen ſie dieſelbe ſorgfältig. Für eine chineſiſche Frau wäre es ein großes Verbrechen, ihren Fuß zu zeigen; in Europa bieten die Frauen alle Kunſt auf, die Zierlichkeit ihrer Füße recht hervorzuheben. Daraus läßt ſich ſchließen, daß die Scham etwas ſehr Relatives iſt, daß ſie nicht in der Natur des Menſchen liegt, weil es Geſetze bedarf, um ihn erſt damit bekannt zu machen, und die Uebertretungen zu verhindern, durch welche dieſe Scham erweckt wird.

Die Taitier beſaßen mannigfache natürliche Kenntniſſe. Sie konnten mit bewunderungswürdigem Scharfſinn das Wetter vorher beſtimmen, oder wenigſtens vorher anzeigen, woher der Wind wehen würde. Die Art und Weiſe, dieſes Ereigniß vorher zu beſtimmen, war verſchieden. Die Milchſtraße, ſagten ſie, iſt immer ſeitwärts gekrümmt, bald in dieſer, bald in jener Richtung, und dieſe Krümmung iſt eine Folge des Einfluſſes, den der Wind auf ſie ausübt, ſo daß, wenn die Krümmung eine Nacht hindurch ſich erhält, der Wind am folgenden Tage von dieſer Seite wehen wird. Dieſer Grundſatz iſt den Vorſtellungen, welche wir uns von der Milchſtraße machen, geradezu zuwider. Inzwiſchen muß man ſagen, daß ſie, welcher Methode ſie ſich auch bedienen mögen, das Wetter oder wenigſtens den Wind vorher zu beſtimmen, ſich ſelten täuſchten. Auf ihren größeren Reiſen richteten ſie ſich des Tags nach der Sonne, bei Nacht

nach den Sternen. Sie hatten für jeden einzelnen Stern einen Namen; ſie wußten auch, an welchem Theile des Himmels ſie in jedem Monat, in welchem ſie am Horizonte ſichtbar waren, erſcheinen mußten; ſie wußten auch mit mehr Beſtimmtheit, als man glauben ſollte, die Jahreszeit, in welcher ſie erſcheinen und wieder verſchwinden. Sie theilten die Zeit nach Mahama's oder Monden ein, zählten 13 ſolcher Monde und begannen hierauf wieder am erſten dieſes Umlaufes, ein Beweis, daß ſie einen Begriff vom Sonnenjahre hatten. Man kann nicht begreifen, wie ſie ihre Monate berechneten, daß 13 dieſer Monate 29 Tage hatten, einen der Tage mit eingeſchloſſen, an welchen der Mond nicht ſichtbar war. Auch täuſchten ſie ſich nicht über die in jedem dieſer Monate, für welche ſie beſondere Namen hatten, herrſchende Witterung. Allen dieſen Monaten zuſammen gaben ſie einen allgemeinen Namen, ob ſie ſich gleich deſſelben nur bedienten, wenn ſie von den Myſterien ihrer Religion ſprachen. Der Tag wurde in 12 Theile eingetheilt, ehe die Miſſionäre Aenderungen in dieſem Punkte einführten.

Bei Menſchen, deren Nahrung ſo einfach iſt, und welche ſich im Allgemeinen beinahe nie betrinken, gibt es wenige Krankheiten. — Ihre Krankheiten waren nach ihrer Annahme eine Folge der Rache der Götter und böſen Geiſter. Die Heilmittel beſchränkten ſich deßhalb ganz auf Beſchwörungen der Prieſter. Narrheit galt nicht für eine Krankheit, ſondern Närriſche waren geachtet, weil man glaubte, ſie empfingen göttliche Eingebungen und könnten wahrſagen. Wir haben dieſe auch dem Orient gemeinſchaftliche Thatſache ſchon auf Ha-uai und in Indien beobachtet.

„Völlerei," ſagt Montesquieu, „findet ſich überall auf der ganzen Erde, je nach dem Grade der Kälte und Feuchtigkeit des Klima's. Geht vom Aequator bis zu unſerm Pole, ſo werdet ihr die Völlerei mit den Breitegraden ſteigen ſehen. Geht von demſelben Aequator bis zum entgegengeſezten Pole, ſo werdet ihr die Völlerei gegen Mittag ſteigen ſehen, wie gegen Norden. Es ſind die verſchiedenen Bedürfniſſe in den verſchiedenen Klimaten, welche die verſchiedenen Lebensarten unter den Menſchen herbeigeführt haben; die Einen trinken, weil es ihnen zu warm, die Anderen, weil es ihnen zu kalt iſt."

Die Taitier waren der Kolik, dem Rothlaufe und einer Hautkrankheit mit ſchuppenartigen Blattern, welche Aehnlichkeit mit dem Ausſatz hatte, unterworfen. Die Kranken wurden von den übrigen Bewohnern ganz abgeſondert. Seit die Europäer auf dieſe Inſel kamen und die Syphilis dahin gebracht haben, ſah man mehrere mit anſcheinend giftigen Geſchwüren bedeckte Eingeborne ſich der Luft oder den Fliegen ausſetzen, ohne ihnen die mindeſte Aufmerkſamkeit zu widmen. Da es keine Aerzte in einem Lande gibt, wo die Unmäßigkeit Krankheiten erzeugt, ſo nahm der leidende Taitier ſeine Zuflucht zum Aberglauben, und die Prieſter waren ſeine einzigen Aerzte. Ihr Heilverfahren beſtand in Gebeten, Ceremonien und Zeichen, die ſie wiederholten, bis der Kranke ſtarb, oder wieder genas.

Die Inſulaner beſchwerten ſich im Jahr 1773, ein europäiſches Schiff habe ihnen eine Krankheit mitgetheilt, welche nach ihrer Ausſage den Kopf, den Schlund und den Magen angreife, und endlich den Tod herbeiführe; ſie ſchienen ſie ſehr zu fürchten. Seitdem fragten ſie mehrere Reiſenden, ob ſie dieſe Krankheit hätten. Sie nannten ſie Apa-no-peppe, wie ſie die Syphilis Appa-no-pretane nannten, eine engliſche Krankheit, ob ſie gleich

allgemein ſagten, das Schiff Bougainville's habe ſie auf ihre Inſel gebracht. Wie dem auch ſeyn mag, ſo könnte man glauben, die Inſulaner hätten lange vor der Ankunft europäiſcher Schiffe dieſe Krankheit oder irgend eine andere ihr ſehr ähnliche gehabt, denn Cook hörte von Polyneſiern ſprechen, welche vor dieſer Zeit an einer Krankheit geſtorben ſeyen, welche er für die veneriſche hielt. Ueberdieß war ſie eben ſo verbreitet, als im Jahr 1779, da er dieſe Inſeln zum Erſtenmale beſuchte. So viel iſt gewiß, daß im Jahr 1767 dieſe Krankheit den Bewohnern von Taiti nicht bekannt war, denn nach Cooks Ausſage erbte keiner ſeiner Matroſen dort die Syphilis. Da die Engländer mit vielen Weibern Umgang hatten, ſo iſt es unbeſtreitbar, daß ſich die Krankheit noch nicht auf der Inſel verbreitet hatte. „Bougainville oder mich," ſagt Cook, „England oder Frankreich trifft der Vorwurf, ein glückliches Volk mit dieſer furchtbaren Peſt angeſteckt zu haben; aber ich habe den Troſt, ſowohl mein Vaterland als mich gegen dieſen Verdacht rechtfertigen zu können." Seine Ausſage ſtüzt ſich auf ſorgfältig geführte Liſten und Journale der Kranken und an verſchiedenen Krankheiten Geſtorbenen. Eine Abſchrift davon iſt bei der Admiralität in London niedergelegt und von den Geneſenen unterzeichnet. Hieraus iſt zu erſehen, daß, mit Ausnahme eines Kranken, der auf einer Flotte nach England zurückgeſchickt wurde, der lezte wegen veneriſcher Krankheit eingeſchriebene durch die Unterſchrift und den Bericht des Chirurgen am 27. Dezember 1766 beinahe ſechs Monate vor der Ankunft des engliſchen Seemannes auf Taiti, wo er im Juni 1767 landete, für geheilt erklärt wurde, und daß der erſte wegen dieſer Krankheit auf der Rückfahrt Eingeſchriebene im Februar 1768, ſechs Monate nachdem der berühmte Seemann die Inſel verlaſſen hatte — er ſegelte im Juli 1767 ab — dem Chirurgen übergeben wurde. Weil der Kapitän Cook bei ſeiner Reiſe auf dem Endeavour dieſe Krankheit auf der Inſel vorfand, und weil die Reiſe Bougainville's der ſeinigen vorherging, ſo läßt ſich, ungeachtet es der franzöſiſche Seemann ableugnet, leicht annehmen, daß die Inſulaner, anſtatt die Syphilis die engliſche Krankheit zu nennen, ſie mit mehr Recht, wie die Spanier, Portugieſen und Neapolitaner, die franzöſiſche Krankheit nennen könnten.

Ihre chirurgiſchen Kenntniſſe waren nicht unbedeutend; wie ſtark einer auch verwundet ſeyn mochte, ſo wurde er wieder hergeſtellt. Banks und Solander führen einen Fall an, wo ein engliſcher Matroſe einen Splitter in den Fuß bekommen hatte und große Schmerzen litt. Ein alter Taitier, der gerade anweſend war, unterſuchte den Fuß des Matroſen, ging an das Ufer, ſuchte eine Muſchel, welche er mit den Zähnen zerbrach, und mit Hülfe dieſes Inſtrumentes öffnete er innerhalb einer Minute die Wunde und zog den Splitter heraus. Er hatte eine Art Gummi mitgebracht, welchen er auf die Wunde legte, verband ſie mit einem Stück Zeug, und in zwei Tagen war der Kranke vollkommen geheilt. Bougainville berichtet uns, die Taitier wenden auch die Aderläſſe an, aber weder am Arm noch am Fuß. Ein Taoa, Arzt oder niederer Prieſter, ſchlug mit einem ſchneidenden Holz auf den Schädel des Kranken; dadurch öffnete er die Pfeilader, und wenn er eine hinreichende Quantität Blut verloren hatte, wand er eine Binde um den Kopf, wodurch die Wunde wieder geſchloſſen wurde; am folgenden Tage wuſch man ſie mit Waſſer aus.

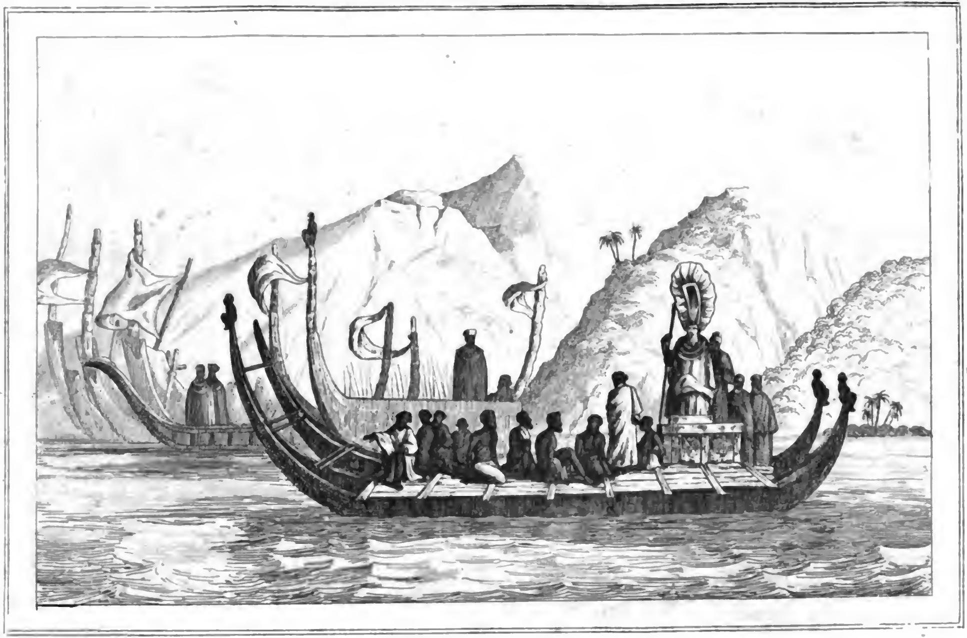
Die Taitier **zählen** wie die Ha-uaier mit Zehnern, Aru, Hunderten Rau, Tauſendern, Mono, Zehntauſendern, Mono Tini, bis zu einer Million Tu. Fiſche, Brodbaumfrüchte und Kokosnüſſe zählten ſie einſt auch nach Paaren. Uebrigens rechnete dieſes Volk immer ſehr leicht; und nach der Ausſage der Miſſionäre werden in der Klaſſe der Arithmetik immer die ſtärkſten Fortſchritte gemacht.

Eins bis zehn zählten ſie an den Fingern ab, und ob ſie gleich für jede Zahl einen beſondern Namen hatten, ſo nahmen ſie doch gewöhnlich einen Finger nach dem andern und eine Hand nach der andern vor, bis ſie an die Zahl gekommen waren, welche ſie ausdrücken wollten. Zählten ſie über zehn, ſo wiederholten ſie den Namen dieſer Zahl und ſezten das Wort mehr hinzu; zehn und eins mehr bedeutete eilf, zehn und zwei mehr bedeutete zwölf u. ſ. f. Dieß iſt der wörtliche Ausdruck der Algebrazeichen. Kamen ſie zu zehn und noch einmal zehn, ſo hatten ſie für dieſe Zahl eine neue Benennung. Rechneten ſie bis zu zehn ſolcher Zwanziger, ſo hatten ſie ein Wort, welches 200 ausdrückte. Man weiß nicht, ob ſie noch andere Worte für noch größere Zahlen hatten, auch ſcheinen ſie dieſelben nicht nöthig gehabt zu haben: denn 200 zehnmal genommen, macht 2000, welche ſtarke Zahl beinahe nie in ihren Rechnungen vorkam.

Die Mexikaner hatten eine noch einfachere Methode, die Zahlen zu bezeichnen; ſie hatten reine Konventionszeichen und Charaktere. Die Figur eines Zirkels ſtellte die Einheit vor, ſie wurde wiederholt, um die kleinen Zahlen auszudrücken; durch beſondere Zeichen wurden die größeren Zahlen ausgedrückt, und man hatte ſolche, um die Kardinalzahlen von 20 bis 8000 zu bezeichnen. Sie theilten das Jahr in 18 Monate, jeden zu 20 Tagen, was zuſammen 360 Tage macht. Da ſie in der Folge bemerkten, daß die Sonne in dieſer Zeit ihren Umlauf nicht ganz vollende, ſo legten ſie noch fünf Tage zu. Dieſe Schalttage hießen überzählige oder verlorene Tage; und da ſie zu keinem Monate gehörten, ſo wurde an ihnen keine Arbeit verrichtet und keine religiöſe Feier begangen. Wenn ein ſo geringer Unterſchied zwiſchen dem mexikaniſchen und wahren Jahre beweist, daß dieſe Völker ſich mit aſtronomiſchen Unterſuchungen und Berechnungen abgaben, ſo läßt ſich aus den Kenntniſſen der Taitier der nämliche Beweis führen, und der Schluß ziehen, daß dieſe Völker nicht von einem barbariſchen Stamme abſtammen.

Die Kunſt, Entfernungen auszumeſſen und Zahlen zu bilden, kennen die Taitier noch weniger. Sie hatten kein Wort, das unſerm Klafter entſprochen hätte; ſprachen ſie von der Entfernung eines Ortes zum andern, ſo drückten ſie dieſelbe, wie die Aſiaten, durch die Zeit aus, welche man braucht, um ſie zurückzulegen. Im ſüdlichen Frankreich gibt es einige Departements, wo man die Entfernung der Orte durch Stunden ausdrückt.

Die **Kriegsfahrzeuge** ſind gut bemannte, mit Vorräthen verſehene und ausgerüſtete doppelte Piroguen von 40—50 Fuß Länge. Die Häuptlinge und Diejenigen, welche die zum Kampfplatze beſtimmte Plateforme einnahmen, trugen ihre Kriegskleider, d. h. eine Menge Zeuge, Turbane, Panzer und Helme. Da die Helme bisweilen ſehr lang waren, ſo hinderten ſie vielfach; die ganze Rüſtung ſchien überhaupt mehr auf Glanz als Kampf berechnet zu ſeyn. Wie dem aber ſeyn mag, es war ein großartiges Schauſpiel, und die Krieger ermangelten nicht, ſich von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen. Die Kleidung der Krieger war ganz buntſcheckig;



Die groſse Flotte.

ſie beſtand aus drei großen Stücken Zeug, welche in der Mitte ein Loch hatten, und über einander angezogen wurden; das unterſte war das größte und weiß; das zweite war roth und das kleinſte braun. Ihre Schilde oder Panzer waren Weidengeflechte, mit Federn und Guluzähnen bedeckt. Es gab Helme von ungeheurer Größe, bis zu fünf Fuß Höhe. Es waren lange cylindriſche Mützen von Weiden: der vordere Theil war durch einen engeren Halbzirkel, der oben weiter wurde, verdeckt; er ſtand von dem Cylinder ſo ab, daß er eine Krümmung bildete. Dieſes vier Fuß breite Stirnband war überall mit glänzenden blauen und grünen Federn einer Taubenart und mit einem hübſchen Beſatze von blauen Federn geſchmückt; eine große Zahl langer Federn aus dem Schwanze des Tropikvogels lief von ſeinen Rändern in Strahlen aus, und glich der Strahlenkrone, womit die Maler gewöhnlich die Köpfe der Engel und Heiligen ſchmücken. Die vornehmſten Anführer trugen als Auszeichnung lange runde Schweiſe von langen grünen und gelben Federn, welche über ihren Rücken hinabhingen, und wodurch ſie das Ausſehen türkiſcher Paſcha's bekamen. Der Admiral trug fünf ſolcher Schweiſe, an deren Spitze Troddeln von Kokoswolle und rothen Federn hingen; er trug keinen Helm, ſondern einen Turban. Flaggen und Wimpel ſchmückten die Piroguen, ſo daß ſie einen majeſtätiſchen Anblick gewährten. Die Waffen beſtanden in Keulen, Piken und Steinen. Die Fahrzeuge wurden mit dem Vordertheil gegen das Ufer neben einander geſtellt; im Mittelpunkte befand ſich das Admiralſchiff. Bei den Kriegsfahrzeugen waren auch noch kleinere doppelte Piroguen, welche ſämmtlich eine ſchmälere Flagge, einen Maſt und ein Segel trugen, welche die Kriegspiroguen nicht hatten. Dieſe Fahrzeuge waren für den Transport und Mundvorrath beſtimmt; denn die Eingebornen ließen nichts von Vorräthen in ihren Kriegsfahrzeugen. Jede Pirogue faßte ungefähr 40 Mann, was auf die 330 Fahrzeuge, aus denen dieſe Flotte beſtand, ungefähr 7760 Mann machte. Der Anblick einer ſolchen Flotte mag uns wirklich keinen geringen Begriff von der Macht und dem Reichthume der Inſel geben, und man geräth in die größte Verwunderung, wenn man bedenkt, welcher Werkzeuge ſich dieſes Volk zu ſeinen Arbeiten bediente, man erſtaunt über die Geduld, welche es koſtete, bis dieſe ungeheuren Bäume umgehauen, gezimmert und geglättet, kurz, bis dieſe ſchweren Fahrzeuge auf einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit gebracht waren. Nur mit einem Steinbeile, mit einem Meiſel, einem Korallenſtücke und einer Rochenhaut brachten die Taitier ſolche Werke zu Stande. Ein weißer Zeug, der zwiſchen den beiden Schnäbeln jeder Pirogue angebracht war, diente ſtatt der Flagge, und der Wind blies ihn auf, wie ein Segel. Andere hatten einen Zeug mit rothen Streifen, woran man die Diviſion eines jeden Kommandanten erkannte. Die Piroguen wurden mit Rudern und Segeln in Bewegung geſezt. In jedem Fahrzeuge ſah man Haufen von Steinen und große Büſchel von Piken und langen Keulen oder Schlachtbeile an die Plateforme befeſtigt, und jeder Krieger hatte eine Pike oder eine Keule in der Hand. Auf einigen kleinen Fahrzeugen ſah man große Haufen Bananenblätter als Bette, auf welches die Todten gelegt wurden; dieſe Fahrzeuge nannten ſie Ewao-no-te-a-tua, oder Piroguen der Gottheit.

Sie zeigten in den verſchiedenen Arten des **Handgemenges** große Gewandtheit und parirten aufs Geſchickteſte die Streiche der Gegner. Um

den Keulenſchlägen, welche gegen die Beine gerichtet waren, auszuweichen, machten ſie einen Luftſprung, und um denjenigen zu entgehen, welche den Kopf bedrohten, bückten ſie ſich ein wenig und ſprangen auf die Seite, ſo daß der Schlag auf die Erde fiel. Piken- und Wurfſpießſtöße parirten ſie mit einer Pike, welche ſie gerade vor ſich hinhielten: hierauf neigten ſie ſich mehr oder weniger, je nachdem ein Theil ihres Körpers vom Feinde bedroht war und geſchüzt werden ſollte. Solche Kämpfer waren meiſtens nackt.

Die Sieger nahmen die Kinnbacken der beſiegten Feinde und hängten ſie alle zuſammen in einem eingeſchloſſenen Raume auf, wie die nordamerikaniſchen Wilden die Kopfhäute ihrer getödteten Feinde im Triumph herumtragen.

Die Bewohner der Inſel Taiti übten ſich in der Kriegskunſt durch die feſtlichen Kämpfe, welche gewöhnlich auf einem großen, mit ungefähr 3 Fuß hohen Bambuspalliſaden eingeſchloſſenen Platze geliefert wurden. Der Häuptling ſaß auf dem oberen Theile des Amphitheaters, und die Hauptperſonen ſeines Gefolges ſtanden in einem Halbzirkel zu ſeinen Seiten. Es waren die Kampfrichter, welche dem Sieger Lob ertheilten. Wenn Alles bereit war, traten 10—12 Kämpfer, welche nur mit einem Gürtel bekleidet waren, auf den Kampfplatz; ſie gingen langſam mit niedergeſchlagenen Blicken und die linke Hand auf die Bruſt gelegt um denſelben herum; mit der rechten, welche offen war, ſchlugen ſie ſo ſtark auf den linken Vorderarm, daß der Schlag einen ziemlich ſcharfen Ton hervorbrachte: dieß war das Zeichen einer allgemeinen Herausforderung. Sodann erfolgten die einzelnen Herausforderungen, und Jeder wählte ſich ſeinen Gegner. Dieſe vorläufige Ceremonie beſtand darin, daß ſie die Spitzen der Finger zuſammen auf die Bruſt ſtüzten, und zu gleicher Zeit die Ellenbogen mit großer Schnelligkeit von Oben nach Unten bewegten. Wenn der Mann, an welchen ſich der Kämpfer wandte, die Herausforderung annahm, ſo wiederholte er die nämlichen Zeichen; ſogleich nahmen beide die Kampfſtellung an und das Handgemenge beginnt. Die Hauptſache war, den Gegner bei einem Schenkel, bei den Armen oder dem Gürtel zu ergreifen und ihn zu Boden zu ſtürzen. War der Kampf geendigt, ſo belobten die Greiſe den Sieger mit einigen Worten, welche die ganze Verſammlung im Chor ſingend wiederholte, und der Sieg wurde gewöhnlich mit drei gräßlichen Freudenrufen gefeiert, an die ſich europäiſche Ohren nur ſchwer gewöhnen würden. Während des Kampfes werden Tänze und Geſänge ausgeführt. Merkwürdig iſt, daß der Sieger ſich auf keine Weiſe übermüthig gegen den Beſiegten zeigte, und der Beſiegte über den Ruhm des Siegers nicht murrte; während des ganzen Kampfes herrſchte nichts als Wohlwollen und gute Laune. Solche Kämpfe dauerten ungefähr zwei Stunden, worauf ein großes Gaſtmahl folgte; ſie gleichen in gewiſſer Art den Kämpfen der alten Athleten.

Geſänge und Tänze, die bei den Taitiern ſo beliebt ſind, wurden unter Begleitung eines an Harmonie armen Orcheſters ausgeführt. Die Inſtrumente beſtanden in Tamtams von verſchiedener Größe, in Seetrompeten, dem Thara, einer Art Trommel aus einem Bambusſtücke von der ganzen Länge einer Knotenweite, welches ganz ausgehöhlt iſt. Sie wurde mit einem Stabe geſchlagen. Das lezte Inſtrument war eine Art Flöte oder Viro, das gewöhnlich aus einem fußlangen, mit vier Löchern verſehenen Binſenrohre gemacht und mit dem Naſenhauche geſpielt wurde.

Seine obgleich etwas dumpfen Töne waren ziemlich angenehm; gewöhnlich wurden mit dieſer Flöte die Pehe oder Götter- und Helden-Balladen begleitet.

Die Tänze waren ſehr mannigfaltig. Beim Heiva figurirten Männer und Frauen, aber beinahe immer einzeln. Die Frauen waren zierlich gekleidet. Ihr Haarputz beſtand in Flechten von Tamau oder Menſchenhaaren, oder in Guirlanden von der weißen Blüthe des Teairi, Arme und Hals waren entblößt, der Buſen mit Muſcheln oder Federbüſcheln geſchmückt, ſodann trugen ſie einen Rock, welcher beinahe immer weiß war und eine Scharlachbordüre hatte.*) Eine andere eben ſo zierliche Kleidung hatte das Mädchen, welches Cook die Geſchenke der Inſulaner überbringen mußte. Ihr Zeugrock wallte über einem Weidenkorb, welcher den alten Reifröcken ähnlich war. **). Ueberdieß waren die Geſchenke mit einer gewiſſen Kunſt zur Schau geſtellt. — Die Bewegungen dieſer Tänzerinnen waren im Allgemeinen langſam und abgemeſſen; Arme und Beine erhielten ſich immer im Takt mit dem Tam und der Flöte. Gewöhnlich wurden ſolche Tänze in netten, beſonders dazu beſtimmten Häuſern ausgeführt. Ein von hölzernen Säulen getragenes Dach, eine niedere Mauer und ein großer, mit Matten belegter Saal, auf welchem die Schauſpieler tanzten und die Zuſchauer ſaßen, bildeten zuſammen dieſe Theaterſäle. Der Patan oder Balletmeiſter ſtellte ſich neben der Trommel auf, und gab die Figuren an. Solche Tänze fanden am Abend Statt und dauerten oft die ganze Nacht hindurch.

Bougainville ſagt uns, die Frauen leben in einer ſüßen Unthätigkeit, und ihre Hauptſorge ſey die, zu gefallen; auch ſuchten dieſe Sirenen Allem aufzubieten, um die Reize zu entwickeln, womit ſie die Natur reichlich ausgeſtattet habe. Zuweilen ſuchen ſie auch Anmuth und Kraft zugleich zu entwickeln und beginnen einen lebhaften Fauſtkampf. Aber in Folge ihres ſanftmüthigen Charakters eilen ſie, ſobald eine zu Boden gefallen iſt, dieſelbe zärtlich zu umarmen, und ziehen ſo, wie es ſcheint, die Freundſchaft dem Ruhme vor.

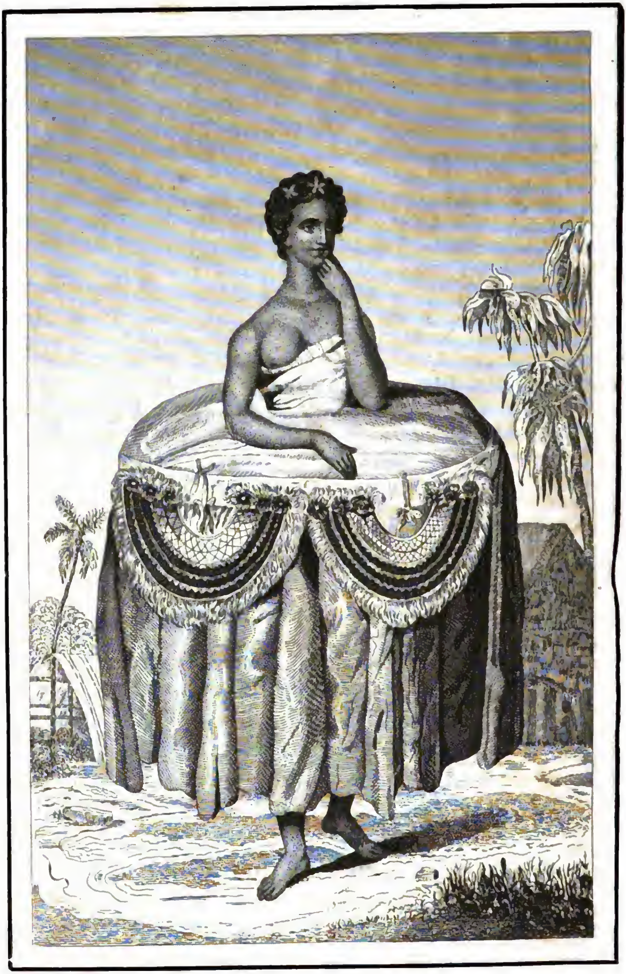
Der Tanz war bei dieſen Völkern eine Art Leidenſchaft. Er beſchränkte ſich nicht auf die Ausführung einiger Bewegungen, ſondern ſtellte beinahe immer Liebes- oder Kampfſcenen vor. Eine großartige und zugleich anmuthige Landſchaft war ihr Theater; Menſchen, die an ſolche Hirtenſpiele gewöhnt waren, wollten, nachdem ſie die Handlung durch einfache Bewegungen dargeſtellt hatten, die Gefühle, welche die Natur, die Liebe und eine poetiſchere Religion, als ſie andere barbariſche Völker hatten, in ihnen erweckten, auch durch Worte ausdrücken. Theatraliſche Vorſtellungen hatten deßhalb bei den Völkern dieſes Archipels ihren Urſprung in den Spielen, denen ſie ganz ähnlich waren; dieſe Spiele ſelbſt konnten nur unter dem ſchönſten Klima, im Lande des Ueberfluſſes und der Ruhe zur Gewohnheit werden. Haben wir hier nicht einen Beweis von dem Einfluſſe der Natur auf die dramatiſche Poeſie? Unter dem ſchönen Himmel Hindoſtans wurden die erſten Theater errichtet.

Die Heava, ein Drama auf den Inſeln Taiti's, wobei Geſang und Tanz abwechſelten, glichen mehr unſerer Oper, als der Komödie oder dem

*) S. Blatt 151. **) S. Blatt 175.

tragiſchen Drama. Die Schauſpieler wählte man aus verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft; ſelbſt die Schweſtern des Königs nahmen eine Rolle in dieſen improviſirten Darſtellungen an, deren Plan ſich durch die Tradition erhalten zu haben ſcheint.

Oreo ließ in Gegenwart Cooks ein Heava vorſtellen, worin zwei junge, ſehr hübſche Frauen auftraten. Er gibt folgende Beſchreibung davon: „Das Schauſpiel wurde auf einem ungefähr 30 Fuß langen und 10 Fuß breiten Raume zwiſchen zwei in gleicher Linie ſtehenden Gebäuden aufgeführt. Das eine war ein geräumiges Gebäude, welches eine große Menge Zuſchauer faſſen konnte, und das andere eine einfache enge Hütte, welche auf einer Reihe Säulen ruhte, und auf der Seite, wo das Stück aufgeführt wurde, auf allen andern Seiten mit Matten und Binſen geſchloſſen war. Ein Winkel war von allen Seiten umhängt, dort kleideten ſich die Schauſpieler an. Der ganze Schauplatz war mit großen, am Rande ſchwarzgeſtreiften Matten von der feinſten Arbeit umhängt. In dem offenen Theile der Hütte ſahen wir drei Trommeln von verſchiedenen Größen, d. h. drei ausgehöhlte, mit einer Guluhaut überzogene Baumſtumpen: vier oder fünf Männer, welche ſie nur mit den Fingern ſpielten, entwickelten eine erſtaunliche Gewandtheit. Die größte dieſer Trommeln war 3 Fuß hoch und hatte einen Fuß im Durchmeſſer. Wir ſaßen ſchon einige Zeit im Amphitheater unter den ſchönſten Frauen der Inſel, als die Schauſpielerinnen auftraten: die eine war Poyadua, die Tochter des Häuptlings Oreo, und die zweite eine große und hübſchgewachſene, mit angenehmen Zügen und einem für eine Bewohnerin des Archipels von Taiti ſchönen Teint. Ihre Kleidung war von der gewöhnlichen ganz verſchieden und beſtand in einem Stücke braunen, im Lande fabrizirten Zeuges oder in einem Stück blauen europäiſchen Tuches, das ſorgfältig um den Hals gebunden war; um ihre Hüften war eine Art Wulſt von vier rothen und weißen Zeugſtreifen gelegt, und hing von da bis auf die Füße hinab; ein weißes Tuch, welches einen weiten Unterrock bildete, wurde auf allen Seiten auf dem Boden nachgeſchleppt und ſchien ihre Bewegungen hindern zu müſſen; der Hals, die Schultern und die Arme waren unbedeckt, aber der Kopf war mit einer Art Turban geſchmückt, der ungefähr 8 Zoll hoch und aus Haarflechten gemacht war, welche Tamu genannt und in Zirkeln, die nach oben weiter werden, über einander gelegt werden; mitten hatten ſie ein tiefes Loch gelaſſen, welches mit einer Menge wohlriechender Blumen von der Gardenia oder dem Cap-Jasmin angefüllt war; der ganze Vordertheil des Turbans aber war mit drei oder vier Reihen kleiner, weißer Blumen verziert, welche kleine Sterne bildeten, und auf den ganz ſchwarzen Haaren die nämliche Wirkung hervorbrachten, wie Perlen. Sie begannen ihren Tanz unter Begleitung der Trommeln, und wie es ſchien, unter der Leitung eines Greiſes, der mit ihnen tanzte und mehrere Worte ausſprach, welche die Engländer, dem Ton ſeiner Stimme zufolge, für einen Geſang hielten. Ihre ſehr mannigfaltigen Stellungen und Geberden ſpielten bisweilen ins Obſcöne hinüber; doch kamen keine ſo grobe Unanſtändigkeiten vor, wie ſie die keuſchen Augen der Engländerinnen in der Oper mit anſehen. Die Bewegung ihrer Arme war ſehr anmuthig, und die beſtändige Bewegung ihrer Finger hatte etwas ſehr Zierliches; aber gegen unſere Begriffe von Anmuth und Harmonie ſtieß die häßliche Gewohnheit an, den Mund zu verdrehen; ſie verzogen ihn auf eine ſo ſeltſame Weiſe,



Ein junges Mädchen welches Geschenke trägt

daß wir ſie unmöglich nachmachen konnten; zuerſt zogen ſie den Mund in die Quere zurück, und dann warfen ſie ihre Lippen plötzlich in wellenförmigen Bewegungen auf, welche plötzlichen Konvulſionen glichen.

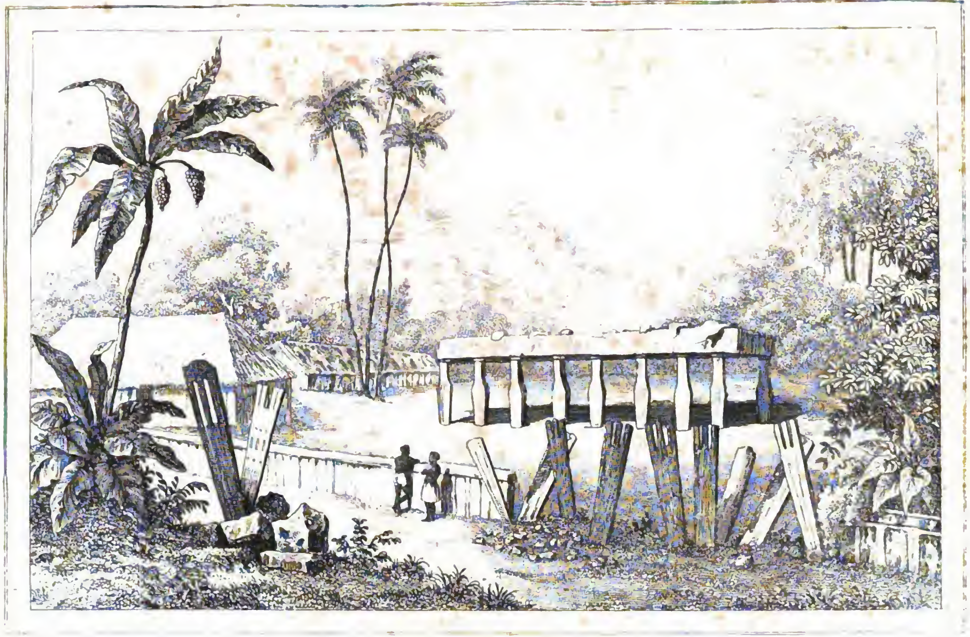
Nachdem ſie ungefähr 10 Minuten getanzt hatten, zogen ſie ſich in den Theil des Hauſes zurück, wo ſie ſich angekleidet hatten, und fünf mit Matten bekleidete Männer nahmen ihre Stelle ein, und führten eine Art Drama auf, welches aus einem ziemlich unzüchtigen Tanze und einem nach dem Takt abgemeſſenen Dialoge beſtand; bisweilen riefen ſie alle zuſammen die nämlichen Worte aus. Der Dialog ſchien ſich ihren Bewegungen anzupaſſen. Einer von ihnen fiel auf die Kniee und ein zweiter ſchlug ihn, riß ihm den Bart aus und wiederholte dieſelbe Ceremonie an zwei anderen; endlich ergriff ihn aber der fünfte und ſchlug ihn mit einem Stocke. Endlich zogen ſich alle zurück, und die Trommeln gaben das Signal zum zweiten Akte des Tanzes, den die zwei Frauen auf dieſelbe Art ausführten, wie den erſten.

Die Männer erſchienen von Neuem; die Frauen traten wieder an ihre Stelle und beſchloſſen den vierten Akt. Sie ſezten ſich zur Ruhe nieder und ſchienen ſehr ermüdet zu ſeyn, denn ſie ſchwizten ſtark. Die Wangen der einen, welche ziemlich beleibt war, und einen lebhaften Teint hatte, zeigten eine reizendes Roth. Die zweite, die Tochter Oreo's, erregte die Bewunderung durch ihr Spiel, ob ſie gleich durch das Spiel des vorigen Morgens und Abends ſich abgemattet hatte.

Die Rangordnung war folgende: zuerſt kam der König, dann die Königin, dann die Brüder des Königs und die Seitenverwandten nach der Ordnung. Die Königswürde war erblich, und konnte auch auf die Frauen übergehen. Ein ſeltſamer Gebrauch war der, daß der König bei der Geburt ſeines erſten Kindes abdanken mußte. Der Vater erklärte ſelbſt ſeine Abdankung und ließ das königliche Banner mit den Wappen ſeines Erben auf der Inſel umhertragen. Ließ man das Banner unberührt, ſo war dieß ein Zeichen der Unterwerfung und des Gehorſams; wurde es zerriſſen, ſo galt es Empörung und Krieg. Nach der Einſetzung wurde der Hof des jungen Fürſten gebildet. Wie ſich denken läßt, war er nur dem Namen nach König. In der That regierte der Vater noch immer. Der König und die Königin gingen niemals. Sie hatten Träger, welche ſie auf den Schultern trugen. Wenn ſie reisten, legten ſie ſo beinahe zwei Meilen in einer Stunde zurück, getragen von ſtarken Männern, welche ſich von Zeit zu Zeit ablösten. Auf einen Wink wurde ein Wechſel vorgenommen. Die zwei Träger bückten ſich, der eine, um die königliche Laſt auf den Boden zu ſetzen, der andere, um ſie zu empfangen, und der König ſprang von den Schultern des einen auf die des andern; dieſes Transportmittel, deſſen die anderen Arii's (Herren) ſich nicht bedienen durften, hieß Amo oder Vaha. Das höchſte Zeichen von Ehrfurcht dem König und der Königin gegenüber war, daß man vor ihnen die Kleider ganz ablegte: Hohe und Niedere mußten ſich dazu bequemen. Wenn der Ruf ertönte: te arii (der König kommt), ſo mußte man ſich in einen Zuſtand vollkommener Nacktheit verſetzen und darin verharren, bis der Monarch vorübergegangen war. Wurde dieſe Ehrfurchtsbezeigung aus Verſehen oder böſem Willen unterlaſſen, ſo mußte die Kleidung auf der Stelle zerriſſen werden. Kam man vor einer königlichen Wohnung vorüber, welche durch ein Til oder eine hölzerne Statue angedeutet war, ſo

mußte man das nämliche Ceremoniel beobachten. Die Einſetzung des Königs wurde prachtvoll begangen. Die Zeit war zwar nicht beſtimmt, indeß hatte ſie gewöhnlich Statt, wenn der Prinz ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte. Das Vorſpiel mußte irgend ein Wunder ſeyn, wie das unerwartete und plötzliche Treiben eines Baumes. Die große Auszeichnung der Königswürde war das Maro Ura, ein eng anſchließender Gürtel, welcher aus den geſchlagenen Faſern des Ava gewoben war, und worein Ura's oder rothe Federn, welche von den Götterbildern genommen wurden, geflochten waren. Dieſe Federn ſollten göttliche Eigenſchaften auf den jungen König übertragen. So lange man mit der Verfertigung des geheiligten Maro zubrachte, bluteten Menſchenopfer. Wenn Alles zur Feierlichkeit gerüſtet war, begab ſich das Gefolge in Prozeſſion in den Morai des Oro. Die Statue dieſes Gottes war auf eine Eſtrade geſtellt, und ſein gewöhnliches Bett, eine Art Bank von zierlich behauenem Holz, diente dem König als Thron. Kaum hatte er ſich dort niedergeſezt, als der Großprieſter (tarimua) in Begleitung der anderen Prieſter (mirotahuas) mit dem großen Tam-tam, Trompeten und verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumenten, mit dem Tapaau, einer Art Inſtrument von Kokosblättern, im Arme, den Götzen aufhob und ihn zwiſchen zwei Reihen ſeiner getreuen Anbeter aus dem Tempel trug. Die Prozeſſion begab ſich an die Küſte, und Oro beſtieg bald die heilige Pirogue, welche an ihren verſchlungenen Tapaaus leicht zu erkennen war. Auf ein gewiſſes Signal erhob ſich der König, der bisher immer auf dem Lager des Gottes geblieben war, nahm einen im Bereich des Tempels gehauenen Zweig des heiligen Maro, ging an das Meer und badete und reinigte ſich. Nachdem die Abwaſchung vollendet war, beſtieg er die Pirogue, wo der Großprieſter ihn mit dem Maro-Ura umgürtete, während er folgende Worte an die Gottheit richtete: „Verbreite den Einfluß des Königs über das Meer hin gegen die heilige Inſel.“ Indeß begrüßte die am Ufer verſammelte Volksmenge die Einſetzung des Königs mit dem Geſchrei: Maeva Arii! Maeva Arii! und dieſes Vivat begleitete die Flottille von Piroguen, welche auf dem Meere einherfuhren. Selbſt die Seeungeheuer ermangelten nicht, dem neuen Herrſcher des Meeres ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Zwei vergötterte Haifiſche, Tonumao und Tamhoni, nahten ſich ſeiner Majeſtät, während ſie badeten, und beglückwünſchten ſie über ihre Thronbeſteigung; aber wahrſcheinlich ließ man ſie nur in ehrfurchtsvoller Entfernung ihren Glückwunſch abſtatten. Nach dieſer Seefahrt kehrte der König an das Ufer zurück und legte ſich auf das Bett Oro's nieder, wobei er den Kopf auf das heilige Polſter von Tafeu, einen zierlich behauenen Holzblock, ſtützte. Vier Träger, Mitglieder der königlichen Familie, hoben ihn dort auf und brachten ihn in den Nationaltempel Tabu-Tabu-Atea's, die Prieſter begleiteten ihn mit ihren Inſtrumenten und die Häuptlinge und das Volk riefen: Maeva Arii! Maeva Arii! Wenn ſie im Bereiche des Morai angekommen waren, legte man Oro und ſeinen Sohn zur Seite des Königs auf eine hohe Plateforme, und dort empfingen Gott und König die Huldigungen des Volkes. Die Feierlichkeit wurde mit einer Art Volksſaturnalien beſchloſſen.

Dieſer göttliche Charakter, welchen die Einſetzung dem Könige verlieh, ging auch auf alle Gegenſtände über, deren er ſich bediente: Kleider, Geräthe, Piroguen, Träger, Hütten, wo er einkehrte oder gewöhnlich ſich aufhielt: ſogar auf ihre Benennungen dehnte er ſich aus. So hießen die



Moraï à Mahéavou

Hauſer Aroai, Wolken des Himmels; ſeine Pirogue, Anua-nua, Regenbogen; ſeine Stimme war der Donner; die Lichter ſeines Palaſtes Blitze; wollte man ſagen, er reiſe, ſo bediente man ſich des Wortes mahuta, fliegen. Kurz in der Hofſprache fand man alle orientaliſchen Hyperbeln.

Der Rangunterſchied auf Taiti war für das Volk weniger drückend, als anderswo. Außer dem Arii-rahi (dem Könige) beſtand die Geſellſchaft aus drei Klaſſen, beinahe wie auf den Ha-uai-Inſeln, nämlich den Hui-arlis, der königlichen Familie und dem Adel, den Bue-raatiras, den Eigenthümern oder vornehmſten Pächtern und den Mana-hunes oder dem gemeinen Volk. „Dieſe drei Klaſſen,“ ſagt d'Urville, „hatten noch Unterabtheilungen, und die lezte begriff die Titi's oder Sklaven, und die Teuteu's oder Diener. Die Titi's waren Kriegsgefangene oder Bewohner eroberter Länder; man nahm ihnen ſelten das Leben und behandelte ſie milde, bisweilen gab man ihnen auch die Freiheit wieder. Die Teuteu's waren diejenigen, welche kein Eigenthum beſaßen und deßwegen bei den Reicheren Dienſte ſuchen mußten.

„Die Entvölkerung der Inſel,“ fügt d'Urville bei, „hat dieſe Klaſſe ſehr vermindert. Die Handwerker und Fiſcher wurden bisweilen zu den Teuteu's, bisweilen auch zu den Raatira's gerechnet. Die Raatira's waren Menſchen, welche unabhängig leben konnten, Güterbeſitzer oder Solche, welche ein anſtändigeres Gewerbe trieben. Unter den Raatira's ſelbſt war auch ein Rangunterſchied, indem die einen viel, die anderen wenig beſaßen; die erſten waren ſolche, die von ihren Renten lebten, die anderen waren Pächter. Dieſe Klaſſe war das Lebensprinzip der Bevölkerung: mäßiger, thätiger und geſitteter als der Adel, machten ſie durch ihren Fleiß und ihre Arbeit das Land fruchtbar. In ihrer bildlichen Sprache ſagten ſie: „Taiti iſt ein Schiff, der König iſt der Maſt, die Raatira's ſind das Takelwerk.“ Die Raatira's waren auch Krieger oder Prieſter. Ueber ihnen ſtanden die Hui-arii's, welche großes Anſehen und viele Vorrechte genoßen. Eiferſüchtig auf ihre Vorrechte, beuteten ſie dieſelben auf jüdiſche Weiſe aus, und wachten darüber, daß kein Eindringling ſich in ihre Klaſſe einſchleiche. Jede Frucht einer Verbindung zwiſchen einem Hui-arii und einer Perſon niederen Ranges wurde ohne Barmherzigkeit getödtet.“

Uebrigens hatte dieſe Eintheilung der Geſellſchaft einige Aehnlichkeit mit der Feudalregierung; aber die einfache Lebensart dieſes Volkes mußte den Rangunterſchied weniger fühlbar machen und die Gleichheit in ein Land zurückführen, wo Klima und Gewohnheit keine vollſtändige Kleidung erfordern; wo man auf jedem Schritte Mittel genug findet, um eine anſtändige, bequeme und den Uebrigen gleiche Wohnung zu erbauen; wo jedes Individuum ſich die nothwendigen Lebensbedürfniſſe durch geringe Arbeit verſchaffen kann. Menſchen, welche in einem ſolchen Zuſtande leben, kennen Ehrgeiz und Neid weniger als wir. Zwar beſaßen die erſten Familien beinahe ausſchließlich einige Luxusartikel, z. B. Schweine, Geflügel, Fiſche und Zeuge; jedoch kann das Verlangen, den Gaumen und die Eitelkeit zu befriedigen, höchſtens einige Individuen und nicht eine ganze Nation unglücklich machen. Die Bevölkerung einiger civiliſirten Staaten iſt darum unglücklich, weil die Reichen ihre Lüſte nicht zügeln; aber auf Taiti beſtand zwiſchen dem Vornehmſten und Niedrigſten kein ſo großer Unterſchied als in civiliſirten Staaten zwiſchen einem Kaufmann und Arbeiter beſteht.

Die Anhänglichkeit der Inſulaner an die Arii's, welche man bei allen Gelegenheiten bemerkt, läßt uns vermuthen, daß ſie ſich als Eine Familie betrachteten und ihre Greiſe in der Perſon ihrer Häuptlinge verehrten; hieraus läßt ſich ſchließen, daß die Verfaſſung dieſes Volkes urſprünglich patriarchaliſch war, und daß, wenn ſie auch durch die Zeit einigermaßen verändert wurde, ehe ſie durch die von Pomare II. ausgegebene, unter dem Einfluſſe der Miſſionäre abgefaßte Verfaſſungsurkunde gänzlich geändert wurde, von den Taitiern wahrſcheinlich der tugendhafte Greis zum Hirten des Volkes erhoben wurde. Die Vertraulichkeit, welche noch kürzlich zwiſchen dem Monarchen und den Unterthanen herrſchte, war ein Ueberreſt der alten Einfachheit. Der Geringſte aus dem Volke ſprach mit dem Könige ſo frei als mit Seinesgleichen, und durfte ihn ſo oft ſehen als er wollte. Der Fürſt legte oft die Zeichen ſeiner Würde ab und verrichtete die nämlichen Arbeiten, wie das Volk, weil er noch keine falſche Begriffe von Hoheit und Macht eingeſogen hatte. Er ruderte oft ſeine Pirogue, oder warf das Netz aus, ohne deßwegen zu glauben, daß er ſeiner Würde etwas vergebe.

In China zog der Kaiſer alle Jahre eine Furche auf einem Acker; durch dieſe öffentliche und feierliche Ceremonie ſollten die Völker zur Arbeitſamkeit ermuntert werden. Van-Ti, der dritte Kaiſer der dritten Dynaſtie, baute das Land mit eigenen Händen und ließ in ſeinem Palaſte die Kaiſerin und ihre Frauen in Seide arbeiten.

Bei den alten Perſern war ein Tag im Jahr, an welchem die Könige ihrem Prunke entſagten und mit den Arbeitern aßen.

Zu wünſchen iſt, daß dieſe koſtbare Gleichheit, die Quelle ſo herrlichen Wetteifers und ſo mancher Tugend, dieſe ſo glückliche Gleichheit ſich immer erhalte; mit der chriſtlichen Religion ſollte ſie ſogar zunehmen; denn das Evangelium predigt in Wahrheit Gleichheit, Freiheit und Liebe; aber die Unthätigkeit der Häuptlinge führt trotz der Fruchtbarkeit des Bodens zum Verderben. Einſt fühlten die Teuteu's, denen die Feldarbeit zugetheilt war, die Laſt der Arbeit kaum. Allmälig aber wurde ſie ſchwerer; denn die Zahl der Häuptlinge und Reichen nahm in größerem Maße zu als die der Teuteu's, weil die Häuptlinge lediglich Nichts arbeiteten. Dieſes Uebermaß der Arbeit hatte eine üble Wirkung auf die Körper; die Teuteu's wurden mißgeſtaltet und ſchwach; je mehr ſie ſich der Sonne ausſezten, um ſo ſchwärzer wurde ihre Haut; dadurch, daß ſie ihre Töchter ſchon in zartem Alter der Wolluſt der Großen preisgaben, wurde ihre Raſſe kleiner, als die ihrer Herren. Dieſe dagegen, welche wohl genährt waren, behielten alle Vortheile eines hohen Wuchſes, einer großen Schönheit der Formen und der Züge und einer weißeren Farbe, während ſie ſich ganz den Freuden der Tafel widmeten und ihr Leben in völliger Unthätigkeit hinbrachten. Nun haben ihnen achtungswerthe Miſſionäre das Geſetz des Evangeliums ausgelegt. Dieſe chriſtlichen Spartacuſſe, welche die Ketten der Sklaverei gebrochen und die Urſachen, welche ſie erzeugt, weggeſchafft haben, haben in ihren Herzen das natürliche Gefühl der Menſchenrechte wieder belebt. Dieſe gerechte Revolution war nothwendig, und dieß iſt der natürliche Kreislauf der menſchlichen Dinge. Man kann es den Europäern nicht oft genug wiederholen, daß auch die Einführung erkünſtelter Bedürfniſſe dieſe Epoche ſchneller herbeiführen müßte. Sollte indeß dieſe Veränderung das Glück dieſes intereſſanten Volkes zerſtören, ſo wäre zu

wünſchen, daß Europa und ſeine unruhigen und herrſchſüchtigen Bewohner die Inſeln des Südmeeres nie entdeckt hätten.

Ehedem war der taitiſche Monarch beſtändig von klugen Räthen umgeben, welche großen Antheil an der Regierung nahmen. Man weiß aber nicht genau, wie weit ſich ſeine königliche Gewalt erſtreckte und wie weit ihm die Häuptlinge unterworfen waren; Alles ſchien indeß zu Erhaltung des blühenden Zuſtandes der Inſel mitzuwirken. Auch iſt zu bedauern, daß man die ehemalige Regierungsform nur oberflächlich kennt, denn man weiß nicht, welches Band und welche Beziehungen ſo viele verſchiedene Stände und Beamte zu Einem politiſchen Körper vereinigten. Im Ganzen kann man die ehemalige Regierung von Taiti wohl eine feſtſtehende Feudalregierung nennen. Die Jawa's und die Whanna's aßen immer mit dem Könige; die Teuteu's ausgenommen, hatte jeder Inſulaner dieſes Recht, mit Ausſchluß der Frauen; denn, welchen Rang dieſe auch hatten, ſo aßen ſie nie mit den Männern. Ungeachtet der König ein Alleinherrſcher war, ſo hatte er doch Nichts, woran ihn ein Fremder von den übrigen Inſulanern unterſcheiden konnte; ſeine Kleidung war ein Stück gewöhnlichen um die Lenden gehüllten Zeuges. Er bemühte ſich ſogar, einfacher in ſeinem Benehmen zu erſcheinen als irgend ein Großer an ſeinem Hofe. Im Allgemeinen flößten die Häuptlinge dieſer Inſeln dem Volke Liebe und nicht Furcht ein; darf man daraus nicht ſchließen, daß ſie milde und gerecht regierten?

Unter den Arii's und übrigen Inſulanern von ausgezeichnetem Range war es üblich, daß ſie nie in die Klaſſe der Teuteu's oder in eine, welche unter der ihrigen ſtand, heiratheten. Dieſes Vorurtheil iſt wahrſcheinlich eine der Haupturſachen des Entſtehens der ſogenannten Arreoys-Geſellſchaften, zu welchen ſich viele Männer und Frauen vereinigten und in welchen Weibergemeinſchaft herrſchte. Gewiß iſt, daß dieſe Geſellſchaften, wo die Brüder ihre Schweſtern genießen durften, das Anwachſen der hohen Klaſſen, aus welchen ſie einzig zuſammengeſetzt waren, nicht wenig hinderten. Die politiſche Verfaſſung der Inſel war in vielen Rückſichten dieſelbe, wie die der alten Völker. Die Menſchen, welche auf derſelben Stufe der Civiliſation und Macht ſtehen, gleichen einander mehr, als man gewöhnlich glaubt, ſelbſt an den beiden Enden der Welt. Die Häuptlinge der Diſtrikte von Taiti hatten z. B. keine Achtung für den Monarchen. Wenn unter den Einwohnern wegen eines Länderbeſitzes Streitigkeiten entſtanden, ſo ſezte ſich der Stärkſte in den Beſitz des beſtrittenen Landes; der Schwächere aber brachte ſeine Klage dem Arii vor, der, wenn man Bougainville glauben darf, in der politiſchen Abſicht, Gleichheit unter ſeinen Unterthanen zu erhalten, ſelten ermangelte, dem Aermeren das beſtrittene Land zuzuſprechen. Obgleich dieſes Volk, dem die Schreibekunſt gänzlich unbekannt war, und das alſo keine feſten Geſetze haben konnte, nicht unter einer regelmäßigen Regierungsform zu leben ſchien, ſo herrſchte doch unter den Eingebornen eine Subordination, welche viele Aehnlichkeit mit dem erſten Zuſtande aller europäiſchen Nationen ſeit Einführung des Feudalyſtemes hatte, welches Wenigen eine willkürliche Freiheit einräumte, und den Reſt des Volkes der ſchmählichſten Sklaverei unterwarf.

Taiti iſt in zwei Halbinſeln getheilt; auf jeder führte ein Ariirahii die Oberherrſchaft. Dieſe beiden Könige wurden von den Taitiern aller Klaſſen mit großer Achtung behandelt; aber ſie ſchienen nicht ſo viel

dieſe glücklichen Inſulaner ein durchaus ſanftes Leben führten, ſo bedrohte ſie ihre Religion nicht mit zeitlichen und noch weniger mit ewigen Strafen.

Wir wollen hier nicht von der Erklärung ſprechen, welche die erſten Miſſionäre von der Mythologie der Taitier gegeben haben; ſie wurde mit Erfolg von Ellis, einem freiſinnigen Miſſionär, bekämpft, der durch ſein langes und gelehrtes Studium der taitiſchen Sprache eine unbeſtreitbar überlegene Autorität iſt. Die Dreieinigkeit der Taitier iſt, wie er ſagt, das Ergebniß einer gezwungenen und unzuläſſigen Auslegung. Er hat die Berichte, welche ihm die Eingebornen über die alte Theogonie ihres Landes gemacht haben, in ihrer ganzen Länge veröffentlicht. D'Urville gibt folgende Ueberſicht hierüber:

„Nach der allgemeinen Annahme waren die Götter alle Kinder der Nacht, Po, d. h. fanau Po, Geborne der Nacht. Taaroa ſelbſt, der erſte der Götter (Tanaroa auf Ha-uai und Tangoroa auf Tonga) lebte, ſeit die Welt aus der Po, der Nacht oder dem Chaos herausgetreten war. Einige Weiſe oder Taatapaari glaubten zwar, die Welt ſey vor den Göttern geweſen und Taaroa ſey nur ein nach ſeinem Tode vergötterter Menſch; andere aber betrachteten ihn als Geſchöpf und als Gott. Oro war ſein erſter Sohn. Wollten dieſe Götter mit den Menſchen verkehren, ſo nahmen ſie die Geſtalt eines Vogels an und traten ſo in den Tu, das Götzenbild im Morai. Daher entſtand die theogoniſche Kombination von Taaroa dem Vater, Oro dem Sohne und dem Vogel oder Geiſte, worin die erſten Sprachforſcher eine Aehnlichkeit mit der Trinitätslehre gefunden haben.

„Oro, die Nationalgottheit Taiti's, nahm eine Frau, welche ihm zwei Söhne gebar, und dieſe vier Gottheiten bildeten in Vereinigung mit den zwei Hauptgottheiten, Taaroa und ſeiner Frau Ofeu-Feu Maiterai, Kindern der Nacht, eine Art himmliſche Hierarchie, welche die allgemeinſte Verehrung genoß. Pomare II. ſprach zu wiederholten Malen mit Mott*) von einem Gott, welcher über allen anderen ſtehe, Namens Rumia; aber der Gott und der Name waren den Prieſtern auf der Inſel unbekannt.

„In dieſer Verwirrung der Gottheiten und dem Chaos ihrer Attribute läßt ſich kein tiefer und philoſophiſcher Gedanke erkennen. Es iſt offenbar ein Gemiſch von wirklicher Geſchichte und überlieferten Dichtungen, welche von den Prieſtern für das Volk, oder von dem Volke ſelbſt, das immer nach Wundern haſcht, geordnet wurden. Es wäre ein langes und ermüdendes Geſchäft, die Myriaden von Göttern und untergeordneten Halbgöttern, von vergötterten Menſchen und Thieren aufzuführen. Der bekanntere hinduiſche Polytheismus iſt nicht komplizirter als der taitiſche Fetiſchismus. Einige Gottheiten haben jedoch eine poetiſche Seite, wodurch ſie ſich vor den übrigen auszeichnen: ſo Hiro, der Gott des Oceans, der eine große Rolle in der Nationallegende ſpielt. Hiro war ein großer Reiſender, der weder die Abgründe des Meeres noch die wüthendſten Stürme fürchtete. Er durchzog das Meer nach allen Richtungen, bald auf der Oberfläche, bald in den Tiefen, um ſich mit den Seeungeheuern zu unterhalten. Als er einſt in einer der tiefſten Höhlen eingeſchlafen war, wüthete der Sturm gegen ein Schiff, auf welchem Freunde Hiro's fuhren; da er ſchlief, ſo hätte der Wind die Oberhand gewonnen, allein man

*) Das Oberhaupt, der Doan und der im Verwaltungsfache gewandteſte der Miſſionäre auf Taiti.

Götzen und Altäre

Digitized by Google

weckte den großen Beruhiger der Wogen; zornig erhob er ſich und rettete ſeine Freunde.

„Andere Meeresgötter waren die Atua-maos, Haifiſchgötter oder Götter, welche die Haifiſche beherrſchten. Dieſe furchtbaren Seeungeheuer waren von ihnen in Schaaren eingetheilt und disciplinirt; ſie verzehrten oder ſchonten die Einzelnen je nach dem Befehl oder dem Willen des Gottes. In einer Pirogue erkannten ſie einen Prieſter, ſchonten ihn und retteten ihn im Falle des Schiffbruchs. Ein ſolcher privilegirter Prieſter verſicherte Ellis ganz ernſthaft, der Haifiſch habe auf Befehl ſeines Gottes ihn und ſeinen Vater oft auf ſeinem Rücken von Raiatea nach Wahine getragen. So hatte alſo auch die Mythe von Amphion ihr Seitenſtück in den Meeren Oceaniens.

„Neben den Meergöttern gab es auch Luftgötter, leicht, zierlich und voll wunderbarer Eigenſchaften. Die polyneſiſche Poeſie hatte ihre Sylphen und Gnomen, ihre Gule und Salamander. Die ganze Welt wimmelte von Gottheiten, welche in der Luft rauſchten, in den Blättern grünten und auf den Riffen ſchäumten. Liebe und Furcht hatten an allen dieſen Allegorien Theil. Eine Mondsfinſterniß ſchreckte die Inſulaner: nach ihrer Meinung wollte ein böſer Geiſt ihr wohlthätiges Geſtirn freſſen; ſie liefen zu ihren Morai's, um die Befreiung des Mondes von den Göttern zu erbitten. Die Geſtalt und das Beſtehen ihrer Inſeln hingen von ihren Göttern ab; ihre Macht war es, welche dieſe Steine zu Kegeln geſchärft oder einen ſteilen links vom Hafen Talu auf Eimeo liegenden und mit der Inſel nur durch eine ſchmale Landzunge verbundenen Berg in eine Plateforme geebnet hat.

„Es gab auch noch Götter für die Spiele, für die Aerzte, für die Arbeiter, ferner Götter für jedes Handwerk, für den Feldbau, für das Zimmerhandwerk, das Maurerhandwerk u. ſ. w.“

„Man weiß nichts Zuverläſſiges über den Urſprung dieſes Volkes. Nur einige verworrene Sagen leben im Lande. Eine von Barff geſammelte Legende ſagt, die fünfte Ordnung der von Taaroa und Hina (den zwei ſchaffenden Gottheiten) erſchaffenen lebenden Weſen ſey rahu tahata i te ao ia tii (Ordnung der Welt oder der Tii's) genannt worden. Die Sache wurde zwiſchen den beiden Gottheiten folgendermaßen verhandelt: Hina ſagte zu Taaroa: Wie bekommen wir denn Menſchen? die Götter Tag und Nacht ſind erſchaffen, und noch gibt es keine Menſchen. — Hierauf erwiderte Taaroa: Gehe an das Ufer und in das Innere und ſuche deinen Bruder. — Ich bin in das Innere gegangen und er iſt nicht da. — Gehe auf die Meere, vielleicht wird er dort ſeyn, oder auf das Land, und er wird am Lande ſeyn. — Wer iſt auf dem Meere? — Tiimaa-Raatai. — Wer iſt Tiimaa-Raatai? Iſt es ein Menſch? — Es iſt ein Menſch und dein Bruder; gehe auf das Meer und ſuche ihn. — Als die Göttin ſo verabſchiedet war, dachte Taaroa über die Mittel nach, den Menſchen zu bilden, und nahm deßhalb eine Subſtanz und eine Form an, hernach begab er ſich ans Land; Hina begegnete ihm, ohne ihn zu kennen, und ſagte zu ihm: Wer biſt du? — Ich bin Tiimaa-Raa. — Wo warſt du? Ich ſuchte dich überall auf dem Meere und du warſt nicht da. — Ich war zu Hauſe und weil du da biſt, meine Schweſter, ſo komme zu mir. — Es ſey ſo; und weil du mein guter Bruder biſt, ſo wollen wir zuſammen leben. — Sie lebten nun als Gatten und der Sohn, welchen Hina gebar, hieß Tai.

Es war der erſte Menſch. Später bekam Hina eine Tochter, welche Hina-Arii-re-Monoi genannt wurde; ſie wurde die Frau Tii's und gebar ihm einen Sohn, der Taata genannt wurde, ein Wort, das mit wenigen Aenderungen in ganz Polyneſien den Menſchen bezeichnet. Hina, die Tochter und Gattin Taaroa's, die Großmutter Taata's, verwandelte ſich in eine ſchöne junge Frau, heirathete ihren Enkelſohn und gebar ihm ein Paar, Uru und Fana, die wahren Stamm-Eltern des menſchlichen Geſchlechts.

„Eine andere Tradition, welche Ellis anführt, hat Aehnlichkeit mit der moſaiſchen Mythe. Nachdem Taaroa die Welt erſchaffen hatte, bildete er den Menſchen aus rother Erde (Araea), welche dem Geſchöpf auch bis zur Erſcheinung des Brodbaumes als Nahrungsmittel diente. Eines Tages verſenkte Taaroa den Menſchen in einen tiefen Schlaf, nahm eine Rippe von ihm und machte die Frau daraus. Dieſe beiden Weſen waren die Stamm-Eltern des Menſchengeſchlechts. Während jedoch Ellis dieſe Tradition anführt, bezweifelt er zugleich auch ihre Aechtheit, indem er beifügt, die moſaiſche Analogie könne ihren Urſprung wohl in der mehrfachen Bedeutung des Wortes Toi haben, welches zugleich Bein, Wittwe und im Krieg getödtetes Schlachtopfer bedeute.

„Nicht weniger verſchieden waren die Berichte der Eingebornen über den Urſprung der Hausthiere, welche man bei der Entdeckung bei ihnen fand. Einige ſagten, ſie ſeyen von weſtlichen Völkern eingeführt worden; Andere aber führten das Syſtem der Schöpfung Taaroa's weiter fort und ſagten, nach dem Menſchen habe er die vierfüßigen Thiere für die Erde, die Vögel für die Luft, die Fiſche für das Meer geſchaffen. Einige Wenige ließen eine andere Annahme zu: nach ihnen war ein Mann der alten Zeiten, ein unterrichteter und mächtiger Greis, geſtorben; aus ſeinem faulenden Leichname entſtand ein Mutterſchwein, welches die Inſel mit Schweinen bevölkerte; die Schweine hatten übrigens ihre Seelen, welche ſich an einem Orte Ofe una verſammelten. Sie waren in den Augen der Inſulaner eine achtungswürdige Thiergattung. Jedes Schwein hatte einen Namen ganz wie der Menſch; nur war der Name des Schweines unveränderlich; der des Menſchen wechſelte mit den verſchiedenen Lebensaltern.

„Die Taiti-Inſeln hatten auch ihre Sündfluthgeſchichte. Taaroa, der erſte der Götter, zürnte einſt auf die Welt und ſtürzte ſie in das Meer. Alles wurde überſchwemmt, mit Ausnahme einiger Auru's oder hervorſpringenden Punkte, welche ſich über dem Waſſer erhielten, und die gegenwärtigen Inſeln bildeten. So lautet die Erzählung auf den öſtlichen Gruppen; anders lautete ſie auf den weſtlichen Gruppen. Der Gott der Waſſer, Rua-Hatu, ſchlief einſt im Meeresgrunde auf ſeinem Korallenbette, als ein Schiffer ſich auf dieſen Ort wagte, ob er gleich tabuirt war. Er warf ſeine Angeln aus, welche ſich in das Haar des Gottes verwickelten. Da er einen ſchönen Fang gemacht zu haben glaubte, zog er ſo ſtark, daß der Gott auf die Oberfläche des Waſſers kam, wüthend, daß man ihn geſtört hatte. Du mußt ſterben! rief der taitiſche Neptun. — Gnade! Gnade! rief der erſchrockene Fiſcher und warf ſich ihm zu Füßen. Der Gott wurde gerührt; er begnadigte den Menſchen, aber er wollte ſeine üble Laune an den Inſeln auslaſſen und eine Ueberſchwemmung wurde beſchloſſen. Fortwährend milde gegen den Fiſcher geſinnt, wies er ihm eine Riff-Inſel, Namens Toa-Marama an, welche öſtlich von Raiatea liegt. Dorthin ging er, wie die Sage berichtet, mit einem Freunde, einem Hunde, einem

Schweine und einem Paar Hühner. Kaum waren ſie dort angekommen, als der Ocean zu ſteigen begann; die Bevölkerung der Inſeln floh vor ihm; aber der Ocean ſtieg immer weiter, bis alles Lebende umgekommen war. Als dieſer Akt der Zerſtörung vollendet war, zogen ſich die Gewäſſer zurück. Der Fiſcher kehrte nun mit ſeinen Gefährten heim: er war der Noah dieſer Sündfluth. Unerklärlich iſt bei dieſer Sage nur Das, daß die als Ararat bezeichnete Klippe ſich nicht einmal über das Waſſer erhebt. Wenn man dieß den Eingebornen entgegenhält, ſo antworten ſie, daß es ſich doch ſo verhalte, und daß der augenſcheinliche Beweis für dieſe Ueberſchwemmung die Sternkorallenblöcke und die Muſcheln ſeyen, welche man auf den höchſten Spitzen finde. Nur die Wellen des Meeres, ſagen ſie, haben ſie dorthin tragen können.

„Die Inſel Raiatea iſt, wie es ſcheint, einer der wichtigſten Punkte des Archipels für die religiöſe Geſchichte. Dort lebten einſt die Propheten, von welchen mehrere Mawi hießen. Einer der berühmteſten weiſſagte, daß in den kommenden Jahrhunderten eine Waha ama ore (eine Pirogue ohne Balancirer) von einem fernen Lande zu dieſen Inſeln kommen werde. Eine Pirogue ohne Balancirer war in den Augen der Inſulaner eine Unmöglichkeit. Auch glaubte bei Lebzeiten des Propheten Niemand an ſeine Weiſſagung; dieſer aber beſtand darauf, und indem er ſeinen Umate (eine hölzerne Schale) auf einen Teich warf, erklärte er, daß das Schiff ſo ankommen werde. Dieſe Tradition ging nun von Mund zu Mund bis zu der Ankunft der Europäer. Als europäiſche Schiffe vor Taiti Anker warfen, hielt man ſie Anfangs, wie die Mexikaner die ſpaniſchen Schiffe, für ſchwimmende Inſeln, welche von den Göttern des Blitzes und Donners bewohnt ſeyen; als man aber ſpäter ihren Bau unterſuchte, rief Alles: te vaha Mawi, te vaha ama ore (es ſind die Piroguen Mawi's, es ſind die Piroguen ohne Balancirer!)

„Auch hatten ſie eine zweite Weiſſagung, welche ihnen die Erſcheinung einer Pirogue ohne Tauwerk ankündigte, und nun erwarten mehrere, da ſie die erſte in Erfüllung gehen ſahen, auch das Eintreffen der andern. Sie ſind überzeugt, daß Mawi, da er einmal wahr geſprochen hat, auch das anderemal ſich nicht getäuſcht habe. Kommt ein Dampfſchiff nach Taiti, ſagt Ellis, ſo wird das Orakel vollkommen gerechtfertigt ſeyn.

„Die königliche Genealogie ſteigt, wie die Tradition behauptet, bis zu den Göttern hinauf. Auch war die Perſon der Herrſcher weſentlich tabu, und die Glieder ihrer Familie ſtanden über dem übrigen Adel. Die beiden Häupter der Nation waren der König und der Gott, und da der leztere auch Großprieſter war, vereinigte er ſo beide Autoritäten in ſich. Der Titel des Königs war Arii-rahi oder Arii-tabu."

„Die Taitier waren keine Götzendiener. Sie beteten weder das Werk ihrer Hände, noch irgend einen ſichtbaren Theil der Schöpfung an; nur gab es gewiſſe Vögel, an welche ſie abergläubiſche Vorſtellungen hinſichtlich des Glücks oder Unglücks anknüpften; ſie tödteten ſie niemals, und thaten ihnen kein Leid; jedoch erwieſen ſie ihnen keinerlei Verehrung. Auch in Hindoſtan iſt die abergläubiſche Verehrung gegen gewiſſe Thiere ſo groß, daß die Hindu's kein größeres Glück kennen, als beim Sterben den Schwanz einer Kuh in der Hand zu halten; und da ſie an eine Seelenwanderung glauben, ſo hoffen ſie, bei dieſer Haltung werde ihre Seele geradezu in den Körper dieſes Thieres übergehen, als ob ſie ſich keinen angenehmeren

Aufenthalt wünſchen könnten. Bekannt iſt der Gebrauch, den ſie bei ihren Abwaſchungen und Reinigungen von den Excrementen dieſes Thieres machen. Wenn ſie auch das größte Verbrechen begangen haben, ſo halten ſie ſich für gereinigt, wenn ſie ſich von Kopf bis zu Fuß damit eingerieben haben.“

Morai oder Leichenacker, Leichenbegleitung und Leichenbegängniß.

Morai nennen die Taitier den Ort, wo ſie den Todten eine religiöſe Verehrung erwieſen. Diejenigen, welche noch nicht zerſtört ſind, waren in Form einer Pyramide, deren Baſis ein Parallelogramm iſt, aus Steinen erbaut. Dieſe Bauwerke waren ungefähr 44 Fuß hoch. Außer einer ſehr großen Menge von Steinen, welche man zur Erbauung dieſer Werke nahm, wurden auch beträchtlich viel weiße Korallenblöcke dazu verwendet. Erſtaunen muß man, daß ſolche Bauwerke ohne ein eiſernes Werkzeug zum Behauen der Steine und ohne Mörtel zur Verbindung derſelben aufgeführt wurden; und doch iſt das Bauwerk ſo feſt als ein europäiſches. In der Umgebung ſolcher Morai's gibt es Ewaltai's oder kleine Altäre in ſehr großer Menge; auf dieſe wurden Lebensmittel aller Art geſtellt, welche man den Göttern als Opfergabe darbrachte.

Der Schoppen, unter welchen der Todte gelegt wurde, ſtieß an das Haus, das er im Leben bewohnt hatte. Ein Ende dieſes Schoppens war offen, ſonſt aber war er mit einem Gitterwerk von Weiden verſchloſſen. Die Bahre, auf welche der Todte gelegt wurde, war ein Rahmen von Holz, der unten mit einer Matte belegt war, und von vier Säulen getragen wurde; der Leichnam war in eine Matte gehüllt und darüber noch ein weißer Zeug geſchlagen. Neben ihn legte man eine hölzerne Keule, eine ihrer Kriegswaffen, und neben den Kopf, welcher an das geſchloſſene Ende des Schoppens ſtößt, zwei Kokosnußſchalen, deren ſie ſich zum Waſſerſchöpfen bedienen. Am andern Ende des Schoppens pflanzte man neben einen Stein von der Größe einer Kokosnuß einige trockene Stäbchen und grüne zuſammengebundene Blätter. Neben dieſem Orte war eine junge Platane, welche ein Zeichen des Friedens war und auf der Seite ein Steinbeil. An dem bedeckten Ende des Schoppens waren viele in Kränze gereihte Kokosnüſſe aufgehängt, und außen wurde ein Platanenſtämmchen in die Erde gepflanzt. Auf dem Gipfel dieſes Baumes war eine mit ſüßem Waſſer gefüllte Kokosnuß. Endlich wurde an eine der Säulen ein kleiner Sack gehängt, in welchem einige Stücke geröſteter Brodfrucht waren. Dieſe wurden aber nicht zu gleicher Zeit hineingelegt, denn ſie ſind theils friſch, theils verdorben. Wie es ſcheint, waren dieſe Lebensmittel Opfergaben für ihre Götter: ſie glaubten jedoch nicht, daß ſie Nahrung nöthig hätten, ſondern es war ein Zeichen von Ehrfurcht und Dankbarkeit, und ein Mittel, die Gottheit in die Nähe zu ziehen. Dieſe Orte waren mit grob ausgehauenen Bildniſſen von Männern, Frauen, Schweinen und Hunden verziert; bisweilen betraten ſie die Eingebornen mit langſamen Schritten und ſchmerzlicher Haltung. In der Mitte waren dieſe Schoppen mit runden Steinen gepflaſtert, aber wahrſcheinlich nur wenig beſucht; denn der berühmte Cook fand daſelbſt dichtes Gras.

Es gab einen Ort, wo die Verwandten des Verſtorbenen den Tribut ihres Schmerzens zu bezahlen pflegten; man fand dort eine Menge Zeugſtücke, auf welche die Trauernden ihre Thränen und ihr Blut vergoßen;

denn bei wiederholten Ausbrüchen ihres Schmerzens pflegten ſie ſich mit dem Zahn eines Meergulu's zu verwunden. Die Gebeine der Todten wurden in der Nähe des Ortes, wo der Leichnam gelegen war, bis er in Fäulniß übergegangen war, beerdigt. Man weiß nicht, wie unter dieſem Volke der Gebrauch aufgekommen ſeyn mag, die Todten ſo lange über der Erde zu laſſen, bis das Fleiſch von der Fäulniß zerſtört war, und ſodann die Beine zu beerdigen, wie wir bei den Parſen geſehen haben. Die Hauptperſon unter den Trauernden ſprach einige Worte und wiederholte ſie, bis ſie nach Hauſe zurückkam. Beim Anblick des Leichenzuges flohen die Taitier, nur die Hauptperſon blieb nach der Feierlichkeit zurück. Alle, welche einem Leichenzuge beigewohnt hatten, wuſchen ſich im Fluſſe und legten ihre gewöhnliche Kleidung wieder an; denn wenn ſie einem Leichenbegängniß anwohnen wollten, mußten ſie ſich von Kopf bis zu Fuß ſchwarz beſchmieren. Selbſt die Frauen ſcheuten ſich nicht, es zu thun, d. h. ſich ſchwarz zu färben und ganz nackt zu erſcheinen.

„Die Morai's oder Begräbnißplätze waren," ſagt d'Urville, „ſelbſt in Kriegszeiten tabu; bisweilen aber kehrten ſich die Sieger nicht daran; ſie entweihten die Gräber, plünderten die Altäre, nahmen die Götzenbilder weg, gruben die Gebeine aus, um Waffenſpitzen daraus zu machen, was der größte Schimpf für die Beſiegten war. Indeß waren ſolche Entweihungen ſelten. In gewöhnlichen Zeiten wurden die Tempel, ſo wie ihre Diener, geachtet. Ebenſo achtete man auch die Wächter der tupapau's, Perſonen, welche ebenfalls tabu waren. — Taiti konnte die Hauptſtadt des Tabu heißen: an keinem Orte des polyneſiſchen Archipels dehnte ſich dieſe Beſchränkung und dieſes Verbot weiter aus, war es kleinlicher, tyranniſcher und grauſamer. Von der Geburt bis zum Tode beſtand für die Taitier eine ängſtliche Sonderung erlaubter und unerlaubter Nahrungsmittel. Ueberall trat ihnen dieſes Veto in den Weg, in kranken, wie in geſunden Tagen, in den Tempeln und außerhalb derſelben, auf dem Ufer und im Innern, in ihren Weilern und auf dem Felde, bei der Mahlzeit, im Schlafe, im Kriege, mitten auf dem Meere, in ihren Hütten, auf der Jagd, beim Fiſchfange, kurz überall. Die Männer und beſonders Diejenigen, welche in näherer oder entfernterer Beziehung Diener der Religion waren, wurden als ras oder geheiligt betrachtet; ſie konnten als ſolche von allen Speiſen genießen, welche man den Göttern darbrachte; während die gewöhnlichen Frauen (noas) bei Todesſtrafe keine dieſer privilegirten Speiſen anrühren durften. Das Feuer der Männer durfte nicht zu Bereitung von Speiſen für die Frauen verwendet werden; ebenſo wurde es mit den Körben und anderen Küchengeräthen gehalten. Dieſe Verachtung gegen das ſchwächere Geſchlecht, dieſe Verbote, dieſe untergeordnete Stellung waren wohl nicht die lezten Beweggründe, welche die Frauen dem Chriſtenthume zuführten, der Religion, die ſie in den vollen Genuß ihrer Rechte einſetzte. Vielleicht hätten die Taitierinnen ohne dieſe Wohlthat es der neuen Religion nie verzeihen können, daß ſie die Beluſtigungen und Freuden verdammte, denen ſie ſo leidenſchaftlich ergeben waren.

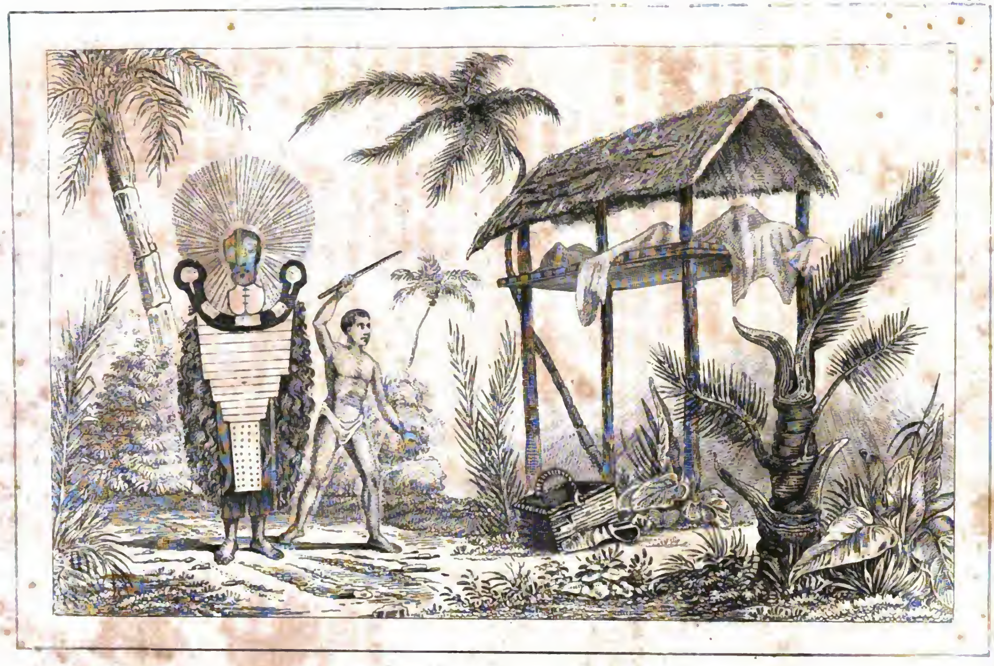
„Man unterſchied drei Arten von Morai's, ſolche, welche für die ganze Inſel beſtimmt waren und oft tabu-tabu-atea (ſehr heiliger Ort) hießen, ſolche, welche nur einem Diſtrikte dienten, und ſolche, welche nur den Göttern der Familie geweiht waren. Gewöhnlich hatten ſie die Geſtalt eines Vierecks, deſſen Größe je nach dem Vermögen des Individuums und dem

Einfluſſe des Gottes verſchieden war. Auf zwei Seiten waren ſie von hohen Steinmauern eingeſchloſſen; die Nordſeite hatte einen niedrigen Zaun, und ihr gegenüber erhob ſich oft ein maſſives Bauwerk in pyramidaliſcher Form, auf welches die Bildniſſe der Götter geſtellt wurden. Im großen Morai von Ata-Huru war dieſe Pyramide nicht weniger als 250 Fuß lang und an der Baſis 90 Fuß breit und 50 Fuß hoch. Die obere Fläche maß in der Länge noch 170 und in der Breite beinahe 6 Fuß; 6 Fuß hohe Stufen führten auf den Gipfel. Die äußeren Steine der Pyramiden, theils Sternkorallen, theils Baſalte, waren ſehr ſorgfältig aneinander gereiht und ſchön viereckig behauen, beſonders an den Winkeln, was den Eingebornen unſägliche Mühe verurſacht haben muß. — Nun ſind die Morai's dem Boden gleich gemacht; auf allen Punkten des Archipels aber trifft man die Trümmer derſelben, in den inneren Thälern, neben den Dörfern, auf den Vorgebirgen und in den Bergſchluchten. Die Bäume, welche in ihrer Nähe wuchſen, waren heilig, gewöhnlich waren es Caſuarina's mit ihrem melancholiſchen Blätterwerke, Callophyllen, Theſpeſien und für die Sonne undurchdringliche Cordien. — Die Prieſterwürde war erblich. Die Prieſter hatten den Rang von Häuptlingen. Der König war bisweilen Prieſter des Nationaltempels, und die Würde eines Oberprieſters ward immer einem Mitgliede der regierenden Familie anvertraut, ohne Zweifel in der Abſicht, Kolliſionen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt zu verhüten. — Der Gottesdienſt beſtand in Gebeten oder Abu's, Opfergaben und Opfern.“

Tupapau's oder einbalſamirte Leichname.

Cook ſah zu Oparre den einbalſamirten Leichnam eines Häuptlings, Namens Ti. *) Er war mit Zeugen bedeckt und umwickelt; auf Cooks Bitte aber legte der Inſulaner, der dieſen Tupapau bewachte, denſelben auf eine Art Bahre, und die Gelehrten der Expedition unterſuchten ihn nach Bequemlichkeit; indeß erlaubte man ihnen nicht, in den Umkreis der Paliſſaden zu treten, von welchen der Tupapau umgeben war. Der Inſulaner ſchmückte den Sarg mit Matten und Zeugen, was einen hübſchen Anblick darbot. Der Körper war nach allen ſeinen Theilen unverſehrt, und vornehmlich mußte man ſich darüber wundern, daß die Fäulniß kaum begonnen zu haben ſchien: denn man verſpürte keinen widrigen Geruch; und doch iſt das Klima ſehr heiß, und Ti war ſchon länger als vier Monate todt. Man bemerkte keine Veränderung an ihm, als eine Zuſammenziehung der Muskeln und Augen; Haare und Nägel waren in gutem Zuſtande und hingen noch feſt an der Haut; die verſchiedenen Gelenke waren noch biegſam, und es war nur eine Erſchlaffung zu bemerken, wie bei Perſonen, welche von einer plötzlichen Ohnmacht befallen werden. Anderſon, dem wir dieſe Bemerkungen verdanken, forſchte über die Mittel nach, welche die Eingebornen anwenden, um die Leichname ſo lange zu erhalten, und man ſagte ihm, daß ſogleich nach dem Tode ſämmtliche Eingeweide durch den After herausgezogen und der Bauch mit Zeugen angefüllt werde, daß die Feuchtigkeit, welche ſich auf der Haut zeige, weggewiſcht und der ganze Leib ſtark mit parfümirtem Kokosöl eingerieben werde, und dieſe Einreibung ſchütze ihn lange Zeit vor der Fäulniß. Mai verſicherte

*) S. Blatt 150.



Ein Tupapu mit einem Leichnam.

Cook, daß die Eingebornen ſich einer Pflanze, welche zwiſchen den Bergen wächst, und des Kokosöles bedienen, daß ſie den Körper oft mit Meerwaſſer waſchen, daß ſo die ſterblichen Ueberreſte aller angeſehenen Perſonen, welche eines natürlichen Todes ſterben, aufbewahrt werden, daß man ſie lange öffentlich ausgeſtellt laſſe, daß man ſie Anfangs an den Tagen, wo es nicht regne, an ein Ende des Tupapau *) ſetze, daß dieß ſpäter weniger häufig mehr vorkomme, und endlich daß man ſie nur ſelten mehr ſehe.

Propheten.

Am 23. Auguſt, während die Schiffe Cooks im Begriff waren, aus der Bai Oitipeha auszulaufen, ſtieg dieſer Kapitän mit Mai ans Land, um von dem Häuptling Wahiadua Abſchied zu nehmen. Sie ſprachen mit ihm, als einer jener fanatiſchen Enthuſiaſten, welche ſie Atua's nennen, weil ſie glauben, ſie ſeyen vom Geiſte der Gottheit erfüllt, ſich vor ſie hinſtellte. Die Reden, das Benehmen und die Haltung dieſes Propheten kündigten einen Narren an; ſeine Lenden waren mit vielen Bananenblättern umhüllt, woraus ſeine ganze Kleidung beſtand; ſeine Stimme war ſchwach und ſein Ton ſo ſchreiend, daß man ihn nur mit Mühe verſtehen konnte; doch ſagte Mai, welcher behauptete, er verſtehe ihn vollkommen, dem Kapitän, der Prophet rathe dem jungen Fürſten, ihm nicht, wie er wolle, nach Matavai zu folgen, und ſage, auch die Schiffe würden Matavai heute nicht mehr erreichen. Er ſchien wirklich Recht zu haben; denn es wehte kein Lüftchen: aber er täuſchte ſich. Während er ſo redete, kam ein ſehr ſtarker Regenguß, welcher Alles nöthigte, einen Zufluchtsort zu ſuchen. Der Atua hingegen ſchien ſich nichts um das Wetter zu bekümmern; er fuhr noch eine halbe Stunde lang fort, um die Engländer zu ſchreien, und dann entfernte er ſich. Niemand ſchenkte ſeinen Reden Aufmerkſamkeit, und die Eigebornen ärgerten ſich ſehr über ſeine Ungereimtheiten. Cook fragte Wahiadua, wer denn dieſes Subjekt ſey, ob er aus der Klaſſe der Arii's oder Teuteu's ſey. Der Häuptling ſagte ihm, er ſey taata eno, d. h. ein ſchlechter Menſch. Ungeachtet der ſchlechten Meinung, welche man von dieſem Propheten hatte, ungeachtet der Verachtung, mit der man ihm begegnete, waren die Inſulaner doch ſo abergläubiſch, daß ſie nicht daran zweifelten, Narren dieſer Art beſäßen den Geiſt Gottes: ein in allen Theilen des Orients ſehr gewöhnlicher Irrthum. Mai ſchien über dieſen Punkt gut unterrichtet zu ſeyn; er verſicherte, daß ſie in ihren Anfällen Niemanden, ſelbſt ihre Freunde nicht, kennen; daß ſie, wenn ſie Vermögen beſäßen, es dem nächſten Beſten geben, wenn man ſie nicht daran hindere; daß ſie, wenn ſie wieder zur Vernunft kämen, fragten, was aus den Sachen geworden ſey, welche ſie weggegeben hätten, und daß ſie ſich nicht im Mindeſten an Das erinnern könnten, was ſie in ihren Anfällen gethan hätten. Dieſe Menſchen haben einige Aehnlichkeit mit den Denoeſchen und Fakiren.

Religiöſe Meinungen.

Die Taitier glaubten, Alles, was in der Welt vorhanden ſey, habe ſeinen Urſprung in der Vereinigung zweier Weſen. Der höchſten Gottheit,

*) So nannte man auch bisweilen den Ort, wo der Körper aufgehoben war.

einem dieſer zwei Weſen, gaben ſie den Namen Taroataihe Aunu, das andere nannten ſie Tepapa; das leztere glaubte man ſey ein Felſen, und beide ſchaffen gemeinſchaftlich die Monate und Tage. Von der Sonne und dem Mond, welche man für Götter hielt, ſeyen ebenfalls eine gewiſſe Anzahl Sterne erzeugt worden, und dieſe hätten ſich durch ſich ſelbſt vermehrt. Dieſelbe Meinung herrſchte in Abſicht auf die Planeten: die Finſterniß hielt man für die Zeit ihrer Vereinigung zu dieſem Zwecke. Der größte Theil der Erde liege in großer Entfernung öſtlich von ihrer Inſel; dieſelbe habe ſich vom Feſtlande losgetrennt, und ſey von der Gottheit durchs Meer geſchleppt worden, ehe ſie noch über die derſelben zu verleihende Geſtalt mit ſich einig geweſen ſey. Auch kannten ſie ein untergeordnetes Geſchlecht von Göttern, Atua's genannt, denen man die Bildung des erſten Menſchen zuſchrieb. Es waren männliche und weibliche Gottheiten, und jener erſte Menſch ſoll, von dem natürlichen Inſtinkt, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, geleitet, da er keine andere Frau als ſeine Mutter kannte, mit ihr eine Tochter gezeugt, ſodann mit dieſer ſich verbunden haben, welche ihm mehrere Kinder geboren, durch deren Vermehrung ſich die Welt bevölkerte. Mauve'n, dem Gott der Erdbeben, brachten ſie beim Beginne ihrer Mahlzeit Gaben dar, indem ſie beſonders für ihn zubereitete Speiſen auf die Seite ſtellten. Tano iſt der Gott, an den ſie ſich am häufigſten mit ihren Gebeten wandten, weil dieſer ſich nach ihrer Meinung am meiſten mit den menſchlichen Angelegenheiten beſchäftige. Sie glaubten an eine Unſterblichkeit der Seele und nahmen zugleich zwei verſchiedene Grade von Seligkeit an. Die erſte Stufe ſollten die Häuptlinge und vornehmſten Perſonen der Inſel, die zweite die gemeinen Inſulaner einnehmen; an einen Einfluß der menſchlichen Handlungen in dieſem Leben auf das Schickſal in dem künftigen dachten ſie nicht, ebenſo wenig, daß das ſittliche Betragen der Menſchen den Göttern irgend bekannt würde. Sie dachten ſich das höchſte Weſen zu erhaben über den Sterblichen, als daß es ſich um die Handlungen der Menſchen auf Erden bekümmern könne. Wenn ſomit ihre Religion keinen Einfluß auf ihre Sittlichkeit übte, ſo war ſie wenigſtens uneigennützig, und das Gute und Böſe, das ſie thaten, war entweder die Wirkung ihres natürlichen Triebs oder ihrer Schwachheit. Ueberall, wo das Bedürfniß des Menſchen, ein höchſtes Weſen anzuerkennen und anzubeten, eine gemäßigte Richtung nimmt, und ſich auf Bewunderung und Betrachtung der Ordnung und der wohlthätigen Einrichtungen, welche wirklich in der Natur vorhanden ſind, wirft, iſt der Aberglaube ein milder. Wo dagegen eingebildeten Weſen, dem Werke der Furcht und Indolenz der Menſchen, die Leitung der Welt zugeſchrieben wird, und wo ſie der Gegenſtand der Verehrung werden, nimmt der Aberglaube abenteuerlichere und grauſamere Formen an.

Die Tättowirung oder die in die Oberhaut eingegrabene Zeichnung, womit ſich die Taitier und beinahe alle ihre Nachbarn und alle Polyneſier ſchmückten, ſcheint uns eine hieroglyphiſche Sprache zu ſeyn, welche alle Prieſter Oceaniens verſtehen. In dieſem Falle trüge jedes tättowirte Individuum auf ſeinem Leibe die Geſchichte der Einweihungen, zu welchen es zugelaſſen würde.

Die Prieſterwürde war, wie oben bemerkt, erblich; ſie kam den Jüngeren zu und war allen Klaſſen von Familien zugänglich. Die Prieſter wurden beinahe eben ſo hoch geachtet, als die Könige. Ihre ganze

Wiſſenſchaft beſtand darin, daß ſie den Namen, den Rang und die Eigenſchaften der verſchiedenen Götter wußten und ſie anrufen konnten. Auch hatten ſie mehr Kenntniſſe in der Schifffahrt und Aſtronomie, als das übrige Volk, und der Name Tahava, welchen man ihnen gab, bedeutete nichts Anderes als einen aufgeklärten Mann.

Menſchenopfer.

Die Religion der Taitier forderte bisweilen auch Menſchenopfer. Perſonen, die gewiſſer Verbrechen überwieſen waren, wurden verurtheilt, den Göttern geopfert zu werden, wenn ſie nicht im Stande waren, ſich loszukaufen. Gewöhnlich nahm man zu Opfern Individuen, welche durch die Landesgeſetze zum Tode verurtheilt worden waren, oder arme Menſchen aus der unterſten Klaſſe. Aber am häufigſten hingen die Opfer von der Laune des Oberprieſters ab, welcher ſich bei feierlichen Verſammlungen in das Innerſte des Tempels zurückzog, und wenn er wieder erſchien, dem Volke verkündigte, daß er den Gott geſehen und mit ihm geſprochen habe. Er allein hatte dieſes Vorrecht. Er verſicherte, der Gott habe ihm, nachdem er über die Wahl ſeines Opfers nachgedacht, die und die Perſon bezeichnet; bisweilen ſtarb der Unglückliche als Opfer der Rache des Oberprieſters, der im Nothfalle gewandt genug war, das Volk zu überzeugen, daß der Todte ein ſchlechter Menſch geweſen ſey; denn die Vorurtheile des Aberglaubens und der Rache ſind die grauſamſten von allen.

Eine Erzählung von einem Menſchenopfer, das Cook mit anſah, mag hier ſeine Stelle finden. Der berühmte Reiſende erzählt:

Schon einige Jahre beſtand Krieg zwiſchen den Inſeln Eimeo und Taiti. Taiti ſandte im Jahr 1774 eine furchtbare Rüſtung gegen Eimeo; da aber dieſes Geſchwader keine Entſcheidung herbeiführen konnte, ſo wurde ein zweiter Zug nothwendig.

Alle Häuptlinge, welche ſich zu Matavai befanden, verſammelten ſich in dem Hauſe Ohi's, wo ich damals war, und ich hatte die Ehre, ihrer Rathsverſammlung beiwohnen zu dürfen. Einer der Abgeordneten ſezte den Gegenſtand der Berathung auseinander und hielt eine lange Rede. Ich verſtand nur die Hauptſätze ſeiner Rede; er ſchilderte den Stand der Sachen auf Eimeo, und forderte die taitiſchen Häuptlinge auf, ſich zu verbinden und die Waffen zu ergreifen. Dieſer Vorſchlag wurde von mehreren Rednern bekämpft, welche warten wollten, bis der Feind die Feindſeligkeiten beginne. Anfangs herrſchte viel Anſtand bei der Berathung, und die Redner ſprachen nur einer nach dem andern; am Ende wurde die Berathung ſtürmiſch, und ich glaubte, daß es zu Gewaltthätigkeiten kommen würde, wie auf den polniſchen Reichstagen; aber die hohen Perſonen, welche ſich ſo ſchnell erhizt hatten, beruhigten ſich auch ebenſo ſchnell wieder, und die Ordnung wurde wieder hergeſtellt.

Ich forſchte nach der Urſache des Krieges und erfuhr, daß vor einigen Jahren ein Bruder Wahiadua's auf die Einladung Mahine's, eines Häuptlings auf Eimeo, ſich dahin begeben habe, um den Thron zu beſteigen, daß ihn Mahine einige Wochen nach ſeiner Ankunft habe tödten laſſen, und die Krone zu Gunſten Tieratabuenu's, eines Sohnes ſeiner Schweſter, welches der rechtmäßige Erbe des Scepters ſey, oder dem nach einer andern Ausſage die Regierung von den Taitiern übertragen worden ſey, angeſprochen habe.

Tuha, ein Verwandter Otu's und Häuptling des Bezirkes Tettaha, ein Mann von großem Einfluß auf der Inſel, welcher die im Jahr 1774 gegen Eimeo ausgeſandte Rüſtung befehligt hatte, war um dieſe Zeit nicht zu Matavai, und wohnte alſo dieſen Berathungen nicht bei. Er ſchien ſich jedoch viel mit dieſer Angelegenheit zu beſchäftigen und kühner zu ſeyn, als die anderen Häuptlinge; denn am 1. September Morgens frühe ließ er dem Otu durch einen Boten ſagen, daß er einen Mann getödtet habe, um ihn dem Atua als Opfer darzubringen, und den Beiſtand des Gottes gegen Eimeo anzuflehen. Dieſes Opfer ſollte in dem großen Morai von Ata-huru dargebracht werden, und ich glaubte, die Gegenwart Otu's bei dieſer Gelegenheit ſey unumgänglich nothwendig.

Bougainville hatte bereits auf das Zeugniß des Taitiers, den er mit ſich nach Frankreich genommen hatte, geſagt, Menſchenopfer machen einen Theil der religiöſen Feierlichkeiten aus. Die Nachforſchungen, welche ich im Jahr 1774 vornahm und meine Unterhaltungen mit Omai gaben mir nur zu viel Gewißheit darüber, daß ein ſo unmenſchlicher Gebrauch dort eingeführt ſey; da man aber immer an einem ſo grauſamen Gebrauche zweifeln will, wenn nicht ein Reiſender Augenzeuge davon geweſen iſt, ſo beſchloß ich, die Gelegenheit zu benützen, und um alle Zweifel zu zerſtreuen, ſelbſt dieſer barbariſchen Ceremonie beizuwohnen. Deßhalb bat ich Otu, ihn begleiten zu dürfen; er bewilligte es gerne, und wir ſchifften uns ſogleich in einem Boote mit meinem alten Freunde Potatu, mit Anderſon und Weber ein; Omai folgte uns auf einer Pirogue.

Unterwegs landeten wir auf einer kleinen Inſel, welche gegenüber von Tettaha liegt, und wo wir Tuha und die Leute ſeines Gefolges trafen. Als beide Häuptlinge eine Zeit lang über den Krieg mit einander geſprochen hatte, wandte ſich Tuha an mich, und bat mich noch einmal um meine Hülfe; ich gab ihm zum Drittenmale eine abſchlägige Antwort, was ihn aufzubringen ſchien; es kam ihm ſeltſam vor, daß ich, ungeachtet ich mich als ein Verbündeter Taiti's erklärt hatte, doch ſeine Feinde nicht bekämpfen wolle. Er gab Otu zwei oder drei zuſammengebundene Federn, und in eine der Piroguen wurde ein ſehr magerer Hund geführt. Wir ſchifften uns wieder ein und nahmen einen Prieſter an Bord, welcher der Ceremonie beiwohnen ſollte.

Um 2 Uhr Nachmittags kamen wir zu Ata-Huru an; Otu bat mich, den Matroſen zu befehlen, daß ſie in dem Bote bleiben ſollten, und empfahl Anderſon, Webern und mir, unſere Hüte abzunehmen, ſobald wir im Morai ankommen würden. Wir machten uns ſogleich auf den Weg. Eine Menge Männer und einige kleine Knaben begleiteten uns; aber ein Weib ſah ich nicht. Vier Prieſter und ihre Gehülfen oder Diener erwarteten uns im Morai; der Leichnam des Unglücklichen, welcher den Göttern geopfert werden ſollte, war in einer kleinen Pirogue, welche halb auf das Ufer gezogen, halb noch dem Wellenſchlage ausgeſezt war, zwei Prieſter und mehrere Gehülfen ſaßen neben der Pirogue, die anderen befanden ſich im Morai. Wir hielten 20 bis 30 Schritte von den Prieſtern. Otu ſtellte ſich an dieſem Orte auf, und wir ſtanden mit mehreren Eingebornen neben ihm; die Volksmenge war weiter entfernt. Nun begannen die Ceremonien; einer der Gehülfen brachte einen jungen Bananenbaum und ſtellte ihn vor den König hin; ein anderer brachte einen Büſchel rother Federn, auf Kokosnußfaſern geſteckt; er berührte den Fuß des

Königs mit einer dieſer Federn, und ging wieder zu ſeinen Kameraden zurück. Einer der Prieſter, die im Morai gegenüber von denen ſaßen, welche ſich am Ufer befanden, verrichtete ein langes Gebet, und ſandte von Zeit zu Zeit junge Bananenbäume, welche man auf das Opfer legte. Während dieſes Gebetes hielt ein Mann, der neben dem dienſtleiſtenden Prieſter ſtand, zwei Pakete in ſeinen Händen, die, wie es mir ſchien, von Zeug waren: wir ſahen hernach, daß eines derſelben den königlichen Maro enthalte, und das andere die Bundeslade des Atua, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Sobald das Gebet beendigt war, ſezten ſich die Prieſter und ihre Gehülfen auf dem Ufer nieder und trugen die zwei Pakete herbei, von welchen ich eben geſprochen habe. Sie begannen hier ihre Gebete wieder, während welcher die Bananen eine nach der andern und in verſchiedenen Pauſen von dem Opfer, welches zum Theil mit Kokosblättern und kleinen Baumzweigen bedeckt war, weggenommen wurden; man zog ihn nun aus der Pirogue und ſtreckte ihn am Ufer aus, wobei die Füße gegen das Meer gekehrt wurden. Die Prieſter ſtellten ſich um ihn herum, oder ſezten ſie ſich, und einer oder mehrere von ihnen wiederholten zehn Minuten lang einige Phraſen. Man deckte ihn auf, indem man die Blätter und Zweige von ihm wegnahm, und legte ihn in gleiche Richtung mit der Küſte. Ein Prieſter, der neben dem Leichname ſtand, verrichtete ein langes Gebet, in welches die Anderen bisweilen einſtimmten: Jeder hatte ein Büſchel rother Federn in der Hand. Als das Gebet halb vollendet war, ſchnitt man ihm einige Haupthaare ab und riß ihm das linke Auge aus; die Haare und das Auge wurden in ein grünes Blatt gewickelt und Otu'n dargebracht; der König berührte es nicht, gab aber dem Manne, der es ihm brachte, den Büſchel rother Federn, die er von Tuha empfangen hatte. Haare und Auge des Schlachtopfers wurden den Prieſtern mit den Federn zurückgebracht. Otu ſchickte ihnen bald darauf andere Federn, welche er des Morgens in meine Taſche geſteckt und mir aufzubewahren empfohlen hatte. Während man dieſe leztere Ceremonie vornahm, hörte man einen Königsfiſcher, der über die Bäume hinflog. Otu wandte ſich gegen mich und ſagte zu mir: „das iſt der Atua,“ und ſchien von einer ſo guten Vorbedeutung entzückt zu ſeyn.

Der Leichnam wurde darauf einige Schritte weiter weggetragen, und mit gegen den Morai gerichtetem Kopfe unter einem Baume niedergelegt, neben welchem drei dünne und breite Holzſtücke mit grob ausgehauenen Figuren, die aber einander nicht gleich waren, ſich befanden. Die Zeugpakete legte man in den Morai nieder und die rothen Federbüſchel zu den Füßen des Schlachtopfers. Die Prieſter ſtellten ſich um den Leichnam, und man geſtattete uns, ſo nahe als wir wollten, hinzuzugehen. Ein Mann, welcher, wie es mir ſchien, der Oberprieſter war, hatte ſich in einiger Entfernung niedergeſezt; er ſprach eine Viertelſtunde lang, und wechſelte dabei öfter Stimme und Gebärden; immer wandte er ſich an das Opfer, und ſchien ihm Vorwürfe zu machen; wie es mir ſchien, fragte er ihn, ob man nicht Grund gehabt habe, ihn zu opfern; dann richtete er wieder Gebete an ihn, als ob der Todte ſo viel Macht und Einfluß über die Gottheit hätte, von ihr zu erlangen, was er wünſche; beſonders verſtanden wir, daß er bat, Eimeo, den Häuptling Mahine, die Schweine, die Frauen und Alles, was auf dieſer Inſel ſey, den Taitiern in die Hände zu liefern: das Opfer hatte in der That keinen andern Zweck. Mir

klagendem Ton ſang er ein Gebet, das beinahe eine halbe Stunde dauerte; zwei andere Prieſter, Potatu und ein großer Theil der Verſammlung begleiteten ihn dabei. Nun riß einer der Prieſter noch einmal einige Haare aus dem Kopfe des Opfers, und legte ſie auf die Pakete. Darauf betete der Oberprieſter allein, wobei er die Federn in der Hand hielt, mit welchen Tuha den Otu geſchmückt hatte. Als er fertig war, gab er dieſe Federn einem zweiten Prieſter, der auf dieſelbe Weiſe betete. Die Federbüſchel wurden auf die Pakete gelegt, und nun wechſelte der Schauplatz der Feierlichkeit.

Man brachte den Leichnam in den offenſten Theil des Morai, ſo wie auch die Federn; die Pakete wurden auf die Mauern des Morai gelegt und über dieſe das Opfer. Die Prieſter umgaben ihn von Neuem, ſezten ſich, und begannen ihre Gebete wieder, während einige ihrer Gehülfen ein zwei Fuß tiefes Loch gruben, in welches ſie das unglückliche Opfer warfen und mit Erde und Steinen bedeckten. In dem Augenblicke, als man den Leichnam in die Grube legte, ließ ein kleiner Knabe einige Schreie hören, und Omai ſagte mir, dieß ſey der Atua. Mittlerweile hatte man ein Feuer angemacht; man führte den Hund herbei, von dem ich oben geſprochen habe, und drehte ihm den Hals um, bis er erſtickt war, brannte ihm die Haare weg, riß ihm die Eingeweide heraus und warf ſie ins Feuer, wo man ſie verbrennen ließ. Nur das Herz, die Leber und die Nieren ließen die mit dieſem Geſchäfte beauftragten Eingebornen braten, indem ſie dieſelben einige Minuten lang über heiße Steine hielten; hernach beſchmierten ſie den Körper des Hundes mit Blut, das ſie in einer Kokosſchale geſammelt hatten, und legten ihn, ſo wie die Leber u. ſ. w. vor den Prieſtern nieder, welche um das Grab herum beteten. Sie fuhren noch einige Zeit fort, über dem Hunde zu beten, während zwei Männer von Zeit zu Zeit ſtark auf zwei Trommeln ſchlugen. Ein kleiner Knabe ließ dreimal durchdringendes Geſchrei ertönen, und man ſagte uns, dadurch werde der Atua eingeladen, von den für ihn zubereiteten Speiſen zu koſten. Sobald die Prieſter ihre Gebete vollendet hatten, legte man den Körper des Hundes mit ſeinen Eingeweiden u. ſ. w. auf ein Whatta oder ein Geſtell von 6 Fuß Höhe, welches ſich daneben befand. Auf dieſem Whatta erblickten wir zwei andere große Schweine und zwei Milchſchweine, welche man dem Atua kürzlich dargebracht hatte, und welche einen unerträglichen Geſtank verbreiteten. Dieſer Geſtank hielt uns ferne, ob wir gleich näher hätten hinzutreten dürfen; denn von dem Augenblicke an, da man den Leichnam von dem Meeresufer an den Morai gebracht hatte, geſtattete man uns, ſo nahe zu treten, als wir wollten; jedoch bemerkten wir bei den Zuſchauern nicht mehr die Sammlung und Aufmerkſamkeit, die uns ſichtbar wurde, als man den Hund auf den Whatta niederlegte. Die Prieſter und ihre Gehülfen beſchloſſen die Feierlichkeit mit einem Freudenrufe. Die Nacht brach herein und man führte uns in ein Haus, das Potatu'n gehörte; dort gab man uns eine Mahlzeit und ein Nachtlager. Man hatte uns in Kenntniß geſezt, daß die religiöſen Feierlichkeiten am folgenden Tage wieder beginnen würden, und ich wollte die Inſel nicht verlaſſen, ſo lange es noch etwas zu ſehen gab.

Wir fürchteten um einen Theil des Schauſpiels zu kommen, und einige von uns begaben ſich ſehr frühe auf den Schauplatz, aber es war noch Alles ruhig. Bald darauf opferte man ein Milchſchwein und legte

es auf den Whatte. Um 8 Uhr führte uns Otu wieder in den Morai, wo die Prieſter und viele Inſulaner ſich verſammelt hatten. Die beiden Pakete waren noch auf der Stelle, wo man ſie Tags zuvor niedergelegt hatte; die beiden Trommeln ſtanden vor dem Morai, aber ein wenig näher an demſelben als Tags zuvor. Otu ſtellte ſich zwiſchen die beiden Trommeln und bedeutete mir, mich neben ihn zu ſtellen.

Die Ceremonie begann auf dieſelbe Weiſe, wie Tags zuvor. Man brachte einen jungen Bananenbaum, welchen man zu den Füßen des Königs legte; die Prieſter, welche mehrere Büſchel rother Federn und einen Straußfedernbuſch, den ich Otu gegeben hatte, und der ſeitdem heilig gehalten wurde, in der Hand hatten, verrichteten ein Gebet. Als ſie fertig waren, verließen ſie ihren Platz und ſtellten ſich zwiſchen uns und dem Morai auf; einer von ihnen, der an dem vorigen Abend die Hauptrolle geſpielt hatte, murmelte ein zweites Gebet, das ungefähr eine halbe Stunde dauerte. Mittlerweile wurden die Federn an einander gefaßt und auf der Bundeslade des Atua niedergelegt.

Kurz darauf wurden vier Milchſchweine herbeigeführt; eines derſelben wurde getödtet, die anderen kamen wieder in einen Stall und wurden wahrſcheinlich für das erſte beſte Opfer aufbewahrt. Nun wurde eines der Pakete geöffnet, und es enthielt, wie geſagt, den Maro, womit die Taitier ihre Könige bekleiden; der Maro iſt für ihren König Das, was in Europa die Symbole der Königswürde ſind. Man nahm ihn ſorgfältig aus der Umhüllung, die ihn bedeckte, und breitete ihn vor den Prieſtern aus: er iſt ein ungefähr 6 Fuß langer und 15 Zoll breiter Gürtel; ſeinem Namen nach, ſcheint es, trage ihn der Monarch über den Lenden, wie die übrigen Eingebornen den gewöhnlichen Maro tragen. Er war mit gelben und rothen Federn, und beſonders mit lezteren, welche von einer auf der Inſel einheimiſchen Taubenart herrührten, verziert; das eine Ende hatte einen Saum von acht Figuren, deren jede die Geſtalt und Größe eines Hufeiſens und Franzen von ſchwarzen Federn hatte; das andere Ende war gabelförmig und die Spitzen waren von verſchiedener Länge. Die Federn bildeten zwei Linien viereckiger Felder, und dieſe waren überdieß ſo geordnet, daß ſie einen hübſchen Anblick darboten. Man hatte ſie zuerſt auf Zeugſtücke aufgeklebt oder aufgeheftet, und dann auf eine Schiffsflagge aufgenäht, welche der Kapitän Wallis auf der Küſte aufgepflanzt hatte, als er das Erſtemal auf Matavai gelandet hatte; ſo ſagte man uns wenigſtens, und wir hatten auch keine Urſache, daran zu zweifeln, denn wir erkannten die engliſche Flagge wohl. Ein Streifen des Maro von 6 bis 8 Zoll im Gevierten hatte weniger Zierrathen; man ſah keine Federn daran, ausgenommen einige, welche Wahiadua geſandt hatte. Die Prieſter verrichteten ein auf dieſen Theil der Ceremonie bezügliches Gebet, und wenn ich mich nicht irre, nannten ſie es das Maro-Gebet. Das Symbol der Königswürde wurde ſodann ſorgfältig in den Zeug eingewickelt und wieder auf den Morai gelegt.

Nun öffnete man auch das andere Paket, das ich Bundeslade genannt hatte; allein man geſtattete uns nicht, ſo nahe hin zu treten, daß wir die geheimnißvollen Sachen, welche es enthielt, hätten unterſuchen können; man ſagte uns bloß, der Atua, dem man dieſes Opfer dargebracht habe, und welcher Oru heiße, ſey darin verborgen, oder vielmehr, in der Bundeslade ſey das Zeichen, welches den Gott vorſtelle, verſchloſſen. Dieſe Lade beſtand

aus in einander geflochtenen Kokosnußhülſen, welche die Geſtalt eines Zucker-hutes haben, d. h. ſie ſind rund und an einem Ende viel dicker als am andern. Verſchiedene Perſonen hatten uns ſolche Kegel verkauft, aber wozu ſie beſtimmt waren, erfuhren wir erſt hier.

Man reinigte nun das Schwein, von dem wir weiter oben geſprochen haben, und nahm die Eingeweide heraus. In dieſen Eingeweiden bemerkte man, wie gewöhnlich in verſchiedenen Theilen des Leibes eines eben getödteten Thieres, einige konvulſiviſche Zuckungen, was die Inſulaner für eine ſehr günſtige Vorbedeutung des Zuges hielten, der Veranlaſſung zu dem Opfer gegeben hatte. Man ließ ſie noch einige Zeit vor dem Volke liegen, damit Jeder ſo glückliche Anzeichen unterſuchen könne, und legte ſie ſodann zu den Füßen der Prieſter nieder. Während einer von ihnen ein Gebet verrichtete, unterſuchte ein anderer die Eingeweide aufmerkſam, wandte ſie mit einem Stocke leicht hin und her, und als er ſie gehörig unterſucht hatte, wurden ſie ins Feuer geworfen. Der Leib des Schweines, ſeine Leber u. ſ. w. wurden auf den Whatta gelegt, wo man Tags zuvor den Hund niedergelegt hatte; mit dem Atua wurden alle Federn, mit Ausnahme des Straußenfederbuſches, in die Lade eingeſchloſſen, und die Ceremonie war ſomit gänzlich beendigt.

Den ganzen Morgen waren vier doppelte Piroguen am Ufer vor dem Platze, wo die Ceremonie vor ſich ging. Auf dem Vordertheile eines jeden dieſer Fahrzeuge war eine kleine, mit Palmblättern, welche durch geheimnißvolle Knoten mit einander verbunden waren, bedeckte Plateforme; die Eingebornen nennen dieſe Plateforme auch Moraï. Kokosnüſſe, Bananen, Stücke Brodfrucht, Fiſche und andere Gegenſtände waren auf dieſen Ge-Moraï's zur Schau gelegt. Man ſagte uns, die Piroguen gehören dem Atua, und müßten das nach Eimeo beſtimmte Geſchwader begleiten.

Der Unglückliche, welchen man bei dieſer Gelegenheit opferte, ſchien mir ein Mann von mittlerem Alter zu ſeyn; man ſagte uns, er ſey ein Teuteu, d. h. ein Mann aus der unterſten Klaſſe. Ich erkundigte mich ſorgfältig, konnte aber nicht erfahren, ob man ihn wegen eines Kapitalverbrechens zum Opfer auserſehen hatte. Gewiß iſt, daß ſie Individuen zu Opfern auserſehen, welche ſchwere Verbrechen begangen haben, oder auch Vagabunden aus der unterſten Klaſſe der Geſellſchaft, welche von Dorf zu Dorf, oder von einer Inſel zur andern wandern, ohne einen feſten Wohnſitz oder ſichere Unterhaltsmittel zu haben, eine Klaſſe von Menſchen, die ziemlich zahlreich iſt. Ich hatte Gelegenheit, den Leichnam des unglücklichen Schlachtopfers zu unterſuchen, und bemerkte, daß der Hinterkopf und das Geſicht blutig waren, und daß er eine große Wunde an der rechten Schläfe hatte, und ſah alſo, auf welche Art er getödtet worden war. Wirklich ſagte man mir, er ſey mit Steinwürfen getödtet worden. Die unglücklichen Schlachtopfer wußten nichts von dem über ſie ausgeſprochenen Urtheile, ſondern erfuhren es erſt in dem Augenblicke, da ſie den Todesſtreich empfingen. Wenn einer der großen Häuptlinge ein Menſchenopfer für nöthig hielt, bezeichnete er ſelbſt den Unglücklichen, welcher geopfert werden ſollte. Er rief ſofort einige ſeiner vertrauten Diener herbei, welche plötzlich über das Schlachtopfer herfielen, und es mit Keulenſchlägen oder Steinen tödteten. Die Todesnachricht brachte man dem Könige, deſſen Gegenwart bei den Ceremonien, welche dem Opfer folgten, unumgänglich

nothwendig war. Otu ſpielte auch wirklich eine Hauptrolle bei dem eben beſchriebenen Opfer.

Die Haupt-Ceremonie hieß Pure-arii oder das Gebet der Häuptlinge, und das der Gottheit dargebrachte Opfer hieß Taatatabu, welches wir „der geweihte Mann“ überſetzen wollen, und nicht „der geopferte Mann,“ wie es Cook überſezt hat. Dieß iſt der einzige Fall, ſagt dieſer große Seemann, daß wir auf Taiti das Wort Tabu hörten, wo es eine myſteriöſe Bedeutung hat, wie auf Tonga. Die Bewohner dieſer lezteren Inſel gebrauchten es, ſo oft ſie Sachen bezeichnen wollten, welche man nicht berühren dürfe; dann aber bediente man ſich auf Taiti des Wortes Raa, deſſen Bedeutung eben ſo ausgedehnt iſt.

Der Morai, in welchem dieſe gräßlichen Ceremonien vorgenommen wurden, mußte ein Tempel, ein zu Opfern beſtimmter Platz und ein Kirchhof zugleich ſeyn. Dort wurde der oberſte Häuptling der ganzen Inſel beerdigt, ſo wie ſeine Familie und einige der Vornehmſten des Landes. Er unterſchied ſich von den gewöhnlichen Morai's nur durch ſeine Größe. Der merkwürdigſte Theil war eine breite und längliche Maſſe von Steinen, welche ohne Kalk auf einander gelegt waren; ſie war ungefähr 12 bis 14 Fuß hoch; gegen den Gipfel hin wurde ſie ſchmäler, und auf jeder Seite war ein viereckiger, mit unbefeſtigten Steinen gepflaſterter Platz, unter dem man die Häuptlinge beerdigte. Unweit der zunächſt dem Meere befindlichen Spitze des Gebäudes war der Ort, wo die Opfer dargebracht wurden. Er war ebenfalls beinahe ganz mit loſen Steinen gepflaſtert. Man ſah daſelbſt ein großes Geſtell oder Whatta, auf welches die Früchte und die verſchiedenen Vegetabilien gelegt wurden, welche man der Gottheit darbrachte; die Thiere aber wurden auf kleinere Whatta's gelegt; unter den verſchiedenen Theilen des Pflaſters beerdigte man die den Göttern geopferten Unglücklichen. In den Umgebungen des Morai erblickte man verſchiedene Denkmäler des Aberglaubens der Taitier; bald erhoben ſich kleine Steine über dem Pflaſter, bald andere Steine, an welche Zeugſtücke gebunden waren. Neben der großen Steinmaſſe und vor dem freien Platz des Morai waren viele behauene Holzſtücke, in welchen, nach ihrer Meinung, die Gottheit oft wohnte, und welche alſo in ihren Augen heilig waren. Ein Steinhaufen an einem Ende des Whatta, vor welchem man das Opfer darbrachte, und der auf einer Seite eine Art Plateforme hatte, verdiente beſondere Beachtung. Hier wurden die Schädel aller der Unglücklichen ausgeſtellt, welche man den Göttern geopfert hatte, und deren Leichname man einige Monate nach dem Begräbniſſe wieder ausgrub. An denſelben Ort wurden während der Feierlichkeit der Maro und ein Paket gelegt, welches nach dem tollen Glauben der Inſulaner den Gott Uru enthielt. Dieſe Steinhaufen waren wahrſcheinlich Altäre.

Man erſchrickt über die Macht des Aberglaubens, welcher die erſten Gefühle der Menſchlichkeit erſtickt, wenn man dieſen abſcheulichen Gebrauch bei einem Volke eingeführt ſieht, das von ſonſtigen Rohheiten des wilden Lebens frei iſt; und mit Abſcheu ſieht man ihn auf der weiten Fläche des ſtillen Meeres verbreitet.

Die Uebereinſtimmung der Gebräuche und Sprachen auf den von einander entfernteſten Inſeln dieſes Theiles des Oceans berechtigt zu der Vermuthung, daß auch ihre religiöſen Ceremonien in einigen Hauptſachen Aehnlichkeit mit einander haben. Wirklich berichtet uns Cook, daß die

Bewohner der Freundſchafts- (Tonga-) Inſeln ihren Göttern Menſch
opfern. Er hat das Natchi beſchrieben, von dem er auf Tongatabu Au
genzeuge war. Die Inſulaner, welche ihn über den Verlauf des Feſte
belehrten, verſicherten ihm, daß zehn Menſchen geopfert werden würde
Wie wir wüſſen, gehen ſolche Schlächtereien auf Neuſeeland und Nukahi
vor, und daraus kann man ſich einen Begriff machen, welche große Men
von Menſchen in den Archipelen des weiten Polyneſiens geopfert werde
Die Taitier opferten nie mehr als Eine Perſon auf Einmal; aber wah
ſcheinlich wurden ſolche Opfer oft wiederholt und dadurch eine Menge In
dividuen hinweggerafft. Cook zählte vor einem Morai 49 zur Sch
ausgeſtellte Schädel; dieſe Schädel hatten von dem Einfluſſe der Witterun
noch wenig gelitten, ein Beweis, daß innerhalb eines kurzen Zeitraum
49 Menſchen auf dieſem Blutaltare geopfert worden waren.

Gewiß vermag Nichts den Abſcheu zu mildern, den ein ſolcher Ge
brauch einflößt; ſollten aber, ſagt der Berichterſtatter der Reiſe Cook
ſeine traurigen Wirkungen nicht einigermaßen dadurch gemildert werde
daß er dazu diente, das Volk im Zaume zu halten, indem er ihm Eh
furcht für die Gottheit oder die Landesreligion einflößt? Gewiß nicht; e
hatte nicht einmal dieſen unbedeutenden Vortheil, denn die zahlreiche, be
Gelegenheit des Opfers im Morai verſammelte Menge ſchien weder vo
den Gebeten noch von den Verrichtungen der Prieſter auf irgend ein
Weiſe gerührt zu ſeyn. Das Opfer hatte bereits begonnen, ſagt Cook
als Mai ankam, und die meiſten Zuſchauer ſammelten ſich eiligſt um ihn;
ſie dachten an Nichts als an eine Erzählung ſeiner Abenteuer, und hörten
mit größter Aufmerkſamkeit zu, ohne ſich mit dem Opfer zu beſchäftigen.
Sogar die Prieſter zeigten, weil ſie zu ſehr an ſolche Scenen gewöhnt wa
ren, nicht jene imponirende Würde, wodurch religiöſe Feierlichkeiten Ein
druck machen, mit Ausnahme deſſen, welcher gewöhnlich die Gebete verrich
tete. Sie trugen die gewöhnliche Kleidung der Eingebornen und redeten
ohne Anſtand mit einander. Zwar gebrauchten ſie ihr Anſehen, um den
Pöbel von dem Orte abzuhalten, wo die Ceremonien vor ſich gingen; ſonſt
aber thaten ſie Nichts für die Erhaltung des Anſtandes. Ueberdieß beant
worteten ſie die Fragen, welche die Europäer über dieſen fluchwürdigen
Gebrauch an ſie richteten, ganz frei. Als der berühmte Seemann ſie bat,
ihm ſeinen Zweck zu erklären, antworteten ſie, es ſey ein alter Gebrauch;
er ſey ihrem Gotte angenehm, der Menſchenopfer gern habe, oder ſich,
wie ſie ſagten, davon nähre, und nach einer ſolchen Ceremonie erhielten ſie
von ihm Alles, was ſie wollten. Cook hielt ihnen natürlich entgegen,
daß ihr Gott die Opfer nicht verzehren könne, weil er ſie nicht ſehe, daß
die Leiber der Thiere lange unberührt bleiben, und die Prieſter dadurch,
daß ſie die menſchlichen Opfer beerdigten, es ihm unmöglich machten, ſie
zu verzehren. Dagegen erwiderten ſie, daß ihr Gott bei Nacht komme,
ohne daß man ihn ſehe, daß er ſich von der Seele oder dem immateriellen
Theil nähre, der nach ihrer Lehre um den Morai herumirre, bis die Fäul
niß den Körper gänzlich zerſtört habe.

Nach ihrer Behauptung mußte dem Unglücklichen, welcher geopfert
wurde, nothwendig das linke Auge ausgeriſſen werden; der Prieſter brachte
es dem Könige, was Cook mit anſah; indem er damit auf den Monar
chen zutrat, forderte er ihn auf, den Mund zu öffnen; er zog es aber wie
der zurück, ohne es hineinzuſtecken. Dieſen Theil der Ceremonie nannte

man das Menſcheneſſen oder die Mahlzeit des Häuptlings, und er rührte wahrſcheinlich noch aus der Zeit her, wo die Könige das Schlachtopfer wirklich verzehrten.

Halten wir uns nicht länger an dieſen abſcheulichen Details auf. Sicher hatten dieſe ſo gutmüthigen und ſanften Inſulaner außer den Menſchenopfern noch andere barbariſche Gewohnheiten. Sie ſchnitten den in den Schlachten getödteten Feinden die Kinnbacken ab, und brachten ihre Leichname dem Atua als Opfer dar. Hatten ſie in einer Schlacht geſiegt, ſo ſammelten ſie bald darauf die in ihre Hände gefallenen Todten; ſie brachten ſie in den Morai, gruben dort unter großer Feierlichkeit eine Grube, und beerdigten ſie, gruben ſie aber nicht wieder aus, um die Schädel wegzunehmen.

Anders war das Begräbniß ihrer erſten in den Schlachten gebliebenen Anführer. Der König Tutaha, Tuburai, Tamaide und andere, welche in einer den Einwohnern von Tiarabu gelieferten Schlacht blieben, wurden in den Morai von Ata-Huru gebracht. Die Prieſter öffneten ihnen den Leib, legten die Eingeweide vor dem großen Altare nieder und beerdigten ſodann die Leichname an drei verſchiedenen Orten unter der großen Steinmaſſe, welche den merkwürdigſten Theil des Morai bildet. Die Leute vom Volke, welche in dem nämlichen Kampfe gefallen waren, wurden in Einer Grube am Fuße dieſer Steinmaſſe beerdigt. Am folgenden Tage fanden die Leichenfeierlichkeiten Statt; man beging ſie mit großer Pracht unter einem großen Zulaufe des Volkes. Damit wollten die Eingebornen dem Atua ihren Dank für den errungenen Sieg darbringen. Die Beſiegten, welche ſich in die Berge flüchteten, hielten ſich 8—10 Tage daſelbſt verſteckt, bis ſich die Wuth der Sieger gelegt hatte und der Friede unterhandelt war. In dem Friedensvertrage wurde Otu zum König der ganzen Inſel erklärt. Wirklich bekleidete man ihn unter großem Gepränge in dem nämlichen Morai und in Gegenwart aller Häuptlinge der Inſel mit dem Maro.

Unſtreitig muß man den Miſſionären Dank wiſſen, daß ſie dieſe gräßlichen Opfer auf Taiti abgeſchafft haben. Ohne ſie würden ſie vielleicht noch beſtehen, obgleich die Taitier, wie ſie vor der Zeit der Miſſionäre dem Genuſſe von Menſchenfleiſch entſagten, vielleicht auch dieſen abſcheulichen Gebrauch noch aufgegeben haben würden, der ſo viele Völker, beſonders auch die Gallier, entehrt hat.

Morenhout über die Ueberlieferungen und alten Religionsmeinungen der Taitier.

Morenhout ſcheint der alten Religion, den Gebräuchen und Sitten von Taiti, welche von Bougainville, Cook und Footer mit ſo überlegenem Talente nach ihren äußeren Formen gezeichnet wurden, ohne daß ſie immer den Geiſt und die Tendenz derſelben erfaſſen konnten, die größte Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben. Er ſah dort ruhig und mit Muße die religiöſen und nationalen Feſte der Taiti-, der Tonga- und Ha-vai-Inſeln, allerdings nicht mehr in ihrem urſprünglichen Glanze, aber wenigſtens mit Allem, was daran erinnern konnte. „Ich konnte,“ ſagte er, „beſſer als meine berühmten Vorgänger, die Urſache ihrer Einſetzung beſtimmen, indem ich in den Gebräuchen, den Ceremonien, den heiligen Geſängen, den Legenden und den Traditionen dieſes Volkes den Beweis für alles Das erkannte, was mir auf Taiti über die Exiſtenz und den Triumph

erſten Ranges ſind viel ſchöner und verſtändiger und haben weit mehr Anſtand, als die mittleren Volksklaſſen. Indeß überzeugte ich mich bei der Ankunft in England von meinem Irrthume; denn mit Ausnahme ſeiner Farbe, welche dunkler war, als die der Eari oder Bürger, welche, wie in andern Ländern, ein weichlicheres Leben führen und ſich der Sonnenhitze weniger ausſetzen, hätte vielleicht kein Eingeborner durch ſein Benehmen mehr befriedigt. Mai war hoch gewachſen, aber ſehr mager: ſeine Hände waren ausnehmend klein; er beſaß Scharfſinn, Lebhaftigkeit und edle Geſinnungen; ſein intereſſantes Benehmen machte ihn der beſten Geſellſchaft angenehm, und ein edler Stolz lehrte ihn die Geſellſchaft von Perſonen von niederem Range meiden. Er hatte ſeine Leidenſchaften, wie andere junge Menſchen, aber ſo viel Beſinnung, daß er ihnen nicht den Zügel frei ließ. Gegen Wein und ſtarke Getränke hatte er, wie ich glaube, keinen Widerwillen und hätte er einem Gaſtmahle beigewohnt, wo der beſte Trinker der willkommenſte geweſen wäre, ſo würde er ſich bemüht haben, Lob zu verdienen; aber zum Glück für ihn bemerkte er, daß nur der Pöbel viel trinke; und da er die Manieren, die Neigungen und die Aufführung der hohen Perſonen, die ihn mit ihrer Freundſchaft beehrten, ſorgfältig ſtudirte, ſo war er nüchtern und zurückhaltend; und ich habe nicht gehört, daß er während ſeines zweijährigen Aufenthaltes in England je zu viel Wein getrunken oder das geringſte Verlangen gezeigt hätte, die Grenzen der ſtrengſten Mäßigkeit zu überſchreiten.“

Als er von Wahine abfuhr, ſchien er ein Mann aus dem Volke zu ſeyn; er wagte es nicht, auf die Geſellſchaft des Kapitäns Anſpruch zu machen, und hielt ſich an den Waffenmeiſter und die Matroſen. Als er aber auf das Cap der guten Hoffnung kam, wo Cook ihn europäiſch kleiden ließ und ihn den angeſehenſten Perſonen vorſtellte, erklärte er, daß er kein Teuteu ſey, wie die Leute aus der niedrigſten Volksklaſſe heißen, und nahm den Titel eines Hoa oder königlichen Beamten an. Zu den Fabeln, mit denen man ſich über dieſen Taitier trug, gehört auch die, daß er ein Sonnenprieſter ſey, ein Beruf, den man auf der Inſel ſeiner Heimath nie gekannt hat.

Aus dem Bericht über die erſte Reiſe des Kapitäns Cook erſehen wir, daß Puni, König von Bora-Bora, die Inſel Raiatea, die in daſſelbe Riff eingeſchloſſene Inſel O-Taha und die Inſel Mowrua, welche ungefähr 15 Meilen weſtlich liegt, erobert habe. Die Krieger, welche unter ihm dienten, empfingen ſehr ausgedehnte Landgüter als Belohnung, und ſehr viele ſeiner Unterthanen ließen ſich auf den eroberten Inſeln nieder. Uru, König von Raiatea, blieb indeß auf ſeinem Throne, ſeine Herrſchaft wurde jedoch auf den Diſtrikt von Opoa beſchränkt. Auf Taha hatte Puni einen Vice-König, Namens Boba, eingeſezt, welcher ſein naher Verwandter war. Die meiſten Bewohner der eroberten Inſeln hatten ſich nach Wahine und Taiti zurückgezogen, indem ſie eine freiwillige Verbannung der Unterwerfung unter den Eroberer vorzogen. Sie hofften, ihr Land einſt vom Drucke befreien zu können. Wie es ſcheint, war dieß der Grund, warum Tupoia und Mai, welche beide von Raiatea ſtammten, ſich auf engliſchen Schiffen einſchifften. Beide ſprachen immer den Wunſch aus, ſich eine große Menge Feuerwaffen zu verſchaffen. Tupoia würde ſeinen Plan ausgeführt haben; Mai aber hatte nicht Scharfſinn genug, ſich einen vollſtändigen Begriff von unſerer Art von Kriegführung zu

verſchaffen und ſie den Verhältniſſen ſeiner Landsleute anzupaſſen. Indeß beſchäftigte ihn der Plan, ſein Vaterland vom Joche Bora-Bora's zu befreien, ſo ſehr, daß er in England oft ſagte, wenn Cook ihn nicht bei ſeiner Unternehmung unterſtützen werde, würde er ſeine Landsleute abhalten, ihm Erfriſchungen zu liefern. Bis zu ſeiner Abreiſe ſann er über dieſen Racheplan nach. Dann aber rieth man ihm, friedlichere Geſinnungen anzunehmen, und wir werden ſpäter ſehen, daß er dieſen Rath befolgte.

Mai galt bei Einigen für einen dummen Wilden, bei Anderen für einen verſtändigen Mann. Seine Sprache, die aller harten Konſonanten entbehrte, und deren ſämmtliche Wörter ſich auf Vokale endigten, hatte ſein Organ ſo wenig geübt, daß er auch die leichteſten engliſchen Wörter nicht ausſprechen konnte, und es wurden viele unrichtige Bemerkungen über dieſen phyſiſchen Fehler, oder vielmehr Mangel an Uebung, gemacht. Als er in London war, nahm er an den glänzendſten Schauſpielen und Vergnügungen dieſer Hauptſtadt Antheil; er gewöhnte ſich leicht an die Eleganz und Umgangsformen des Hofes, und zeigte viel Geiſt und Phantaſie. Um einen Begriff von ſeiner Einſicht zu geben, genügt es zu ſagen, daß er erſtaunliche Fortſchritte in dem Schachſpiele machte. Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, welche ſeine Sinne in Anſpruch nahmen, verhinderte ihn, ſich mit Dem zu beſchäftigen, was bei ſeiner Rückkehr ihm ſelbſt und ſeinen Landsleuten hätte nützlich werden können. Ueberdieß war er nicht im Stande, mit Einem Blicke das geſellſchaftliche Syſtem Englands zu umfaſſen, und ſich daraus Das zu merken, was davon auf die Vervollkommnung ſeines Vaterlandes anwendbar wäre. Schönheit, Symmetrie, Harmonie und Pracht bezauberten ſeine Sinne. Gewohnt, der Stimme der Natur zu gehorchen, gab er ſich rückhaltslos allen Reizen zum Vergnügen hin. Da er ſeine Tage in beſtändigem Freudentaumel hinbrachte, hatte er keine Zeit, an die Zukunft zu denken. Seine Fortſchritte waren unbedeutend. Man wird es kaum begreifen, daß er nicht das geringſte Verlangen zeigte, über Ackerbau, Künſte und Manufakturen ſich zu unterrichten; freilich ſuchte auch Niemand dieſen Geſchmack in ihm zu erwecken, und ſeinem Charakter eine mehr geiſtige Richtung zu geben; jedoch bewies er bei ſeiner Abreiſe, daß alle Scenen von Ausſchweifungen, von welchen er Augenzeuge geweſen war, die guten Eigenſchaften ſeines Herzens nicht verdorben hatten.

Der berühmte Dr. Johnſon, der in ſeinem Urtheile über Menſchen ſo beſonnen war, ſprach von Mai mit all der Achtung, welche er für einen Mann von der beſten Erziehung, für einen vollkommenen Gentleman gezeigt haben würde.

Sogleich nach ſeiner Ankunft in London ſtellte ihn der Graf Sandwich, erſter Lord der Admiralität, zu Kew dem König vor, der ihn ſehr gut aufnahm. Von da an fühlte er die innigſte Dankbarkeit und Achtung für dieſen Fürſten. Der höchſte Adel Englands ſchmeichelte ihm, und man hatte nicht die geringſte Veranlaſſung, weniger Achtung für ihn zu fühlen. Seine Hauptbeſchützer waren Lord Sandwich und Dr. Solander. Der Erſtere glaubte wahrſcheinlich, ſein Amt lege ihm die Pflicht auf, für einen Bewohner des gaſtfreundlichen Landes zu ſorgen, das den engliſchen Schiffen ihre Bedürfniſſe ſo freigebig geliefert hatte, und der zweite wollte ſich für die freundliche Aufnahme, die ihm in ſeinem Lande geworden war, dankbar bezeigen.

Mai blieb vier Jahre in London, wo er die Pockenimpfung glücklich überſtand. Er nahm Kleider, Zierrathen und Kleinigkeiten aller Art, kurz Alles mit, was unſere erkünſtelten Bedürfniſſe täglich erfinden. Seine Urtheilskraft war noch weit zurück, und wie ein Kind begehrte er Alles, was ihn ergözte und eine unerwartete Wirkung auf ihn machte. Um ſeinen kindlichen Geſchmack zu befriedigen, gab man ihm eine Drehorgel, eine Elektriſirmaſchine, ein Panzerhemd und eine vollſtändige Rüſtung. — Er nahm wenig für ſeine Landsleute wahrhaft nützliche Artikel mit an Bord. „Wir hatten,“ ſagt Cook, „ſeinem Vaterlande einen gut unterrichteten und mit koſtbaren Kenntniſſen, welche ihn zum Wohlthäter und vielleicht Geſetzgeber ſeines Landes hätten machen können, ausgeſtatteten Bürger zurückgeben wollen.“

Mai ſchiffte ſich mit Cook, welcher am Bord der Decouverte ſeine dritte Reiſe um die Welt antrat, wieder ein, und landete mit ihm auf Teneriffa, auf dem Cap der guten Hoffnung, am Lande Kerguelen, in der Aventurebai, auf Vandiemensland und Neuſeeland. Hier leiſtete Mai ſeinen Wirthen die erſten wirklichen Dienſte, indem er bei den Einwohnern, welche eine der taitiſchen ſehr ähnliche Sprache ſprechen, als Dolmetſcher diente.

Die Reſolution und die Decouverte, ſo hießen die beiden Schiffe, auf welchen Kapitän Cook ſeine dritte Reiſe machte, ſandten drei bewaffnete und von Lieutenant Gore kommandirte Boote an die Küſte von Neuſeeland, um einen Ankerplatz und einen ſchicklichen Landungsort zu ſuchen, während die Schiffe die von Korallenriffen umgebene Küſte vergeblich zu erreichen ſich bemühten, bis ſie nach der Rückkehr der Boote in den Königin Charlotte-Kanal einliefen. Drei mit Eingebornen bemannte Boote kamen den Schiffen entgegen, und dieſe ſangen einige Worte im Chore; einer von ihnen erhob ſich und zeigte das Wort an, das die anderen zuſammen wiederholen mußten, wie es der Verfaſſer dieſes Werkes auf den Pelin-Inſeln hörte, nur mit dem Unterſchied, daß ſie nicht bloß ſangen, während ſie ſich dem Schiffe näherten, ſondern auch noch mit ihren Händen den Takt auf den Schenkeln ſchlugen.

Ehe Mai nach Neuſeeland kam, hatte er den Plan gemacht, einen Landes-Eingebornen nach Taiti mitzunehmen. Er fand bald eine Gelegenheit, ſeinen Plan auszuführen; ein ungefähr 17—18 Jahre alter Seeländer, Namens Taweilharua, machte ihm den Vorſchlag, ihn zu begleiten, und kam an Bord. Cook bekümmerte ſich Anfangs nur wenig um ihre Uebereinkunft, denn er dachte, der Seeländer würde ihn wieder verlaſſen, wenn er im Begriffe ſey, unter Segel zu gehen, und er aus der Freigebigkeit Mai's Nutzen gezogen hätte. Als er aber ſah, daß jener entſchloſſen ſey, ſich mit ihm einzuſchiffen, und erfahren hatte, daß er der einzige Sohn eines verſtorbenen Häuptlings ſey, daß ſeine Mutter noch lebe und geachtet ſey, fürchtete er, Mai möchte dieſen jungen Mann und Diejenigen, welche ſich für ihn intereſſirten, mit der Hoffnung getäuſcht haben, daß ſie ihn wieder ſehen würden; er erklärte ihnen daher unumwunden, daß, wenn Taweilharua auf ſeinem Vorhaben beſtünde, er ſein Vaterland nie wieder ſehen würde. Seine Rede ſchien keinen Eindruck zu machen. Am Tage vor ſeiner Abreiſe kam Tiratutu, die Mutter des jungen Mannes, Nachmittags an Bord, ohne Zweifel, um neue Geſchenke von Mai zu empfangen; ſie blieb bis in die Nacht bei ihrem Sohne. Sie trennten ſich

mit allem Ausdrucke der Zärtlichkeit, welche ſich von einem Sohne und von einer Mutter erwarten läßt, die ſich auf Immer verlaſſen. Sie ſagte, daß ſie keine Thränen mehr vergießen würde, und wirklich ſchien ſie, als ſie am folgenden Tage wieder kam, um ihrem Sohne das lezte Lebewohl zu ſagen, die ganze Zeit über, die ſie an Bord zubrachte, ganz fröhlich zu ſeyn, und entfernte ſich, ohne Betrübniß zu zeigen, wie eine ſpartaniſche Mutter.

Um ſeinem Range gemäß zu reiſen, nahm ſich Taweilharua vor, einen andern jungen Mann als Bedienten mitzunehmen; dieſer blieb an Bord, bis er ſah, daß man ſich zur Abfahrt rüſtete, dann forderten ihn ſeine Eltern zurück; allein am folgenden Morgen wurde ſeine Stelle durch einen 9—10 Jahre alten Knaben, Namens Kokoa, erſezt. Der Vater Kokoa's ſtellte ihn dem Kapitän vor. „Ich glaube," ſagt Cook, „daß er ſeinen Hund mit weniger Gleichgültigkeit hingegeben hätte; er nahm dem Kinde ſeine wenigen Kleidungsſtücke weg, und ließ es ganz nackt zurück." Vergeblich bemühte man ſich, ihnen begreiflich zu machen, daß Taweilharua und Kokoa Neuſeeland nie wiederſehen würden; weder ihre Eltern, noch ein Eingeborner bekümmerte ſich um ihr Schickſal. Bei dieſer Gleichgültigkeit und in der Ueberzeugung, daß die jungen Leute Nichts verlieren würden, wenn ſie ſich auf den Geſellſchaftsinſeln niederließen, gab Cook ſeine Zuſtimmung zu den Anordnungen ſeines Schützlings Mai.

Doch die Dienſte, welche Mai Gore'n als Dolmetſcher leiſtete, waren nicht die einzigen. Die Eingebornen machten an ihn viele Fragen über die Mannſchaft, die Schiffe, über England und die Waffen, welche die Europäer anwendeten. Geſchickt wußte er ihnen davon Wunder zu erzählen. Er ſagte ihnen z. B., daß es in Europa Schiffe gebe, welche ſo groß ſeyen als ihre Inſel; daß dieſe Schiffe Kriegswerkzeuge trügen (er meinte Kanonen damit), die ſo groß ſeyen, daß mehrere Perſonen ſich hineinſetzen könnten, und man mit Einer ihre ganze Inſel in Staub verwandeln könne. Nach dieſer imposanten Beſchreibung wollten ſie wiſſen, welche Art von Kanonen an Bord ſeyen. Mai erwiderte ihnen, daß ſie klein ſeyen im Verhältniß zu denen, von welchen er ihnen erzählt habe; daß es aber doch nur von den Engländern abhange, aus der Entfernung, in welcher ſich die Schiffe befänden, die Inſel zu vernichten und alle Einwohner zu tödten. Sie befragten ihn hierauf über die Mittel, wodurch ſo erſtaunliche Wirkungen hervorgebracht würden, und er verſuchte es, ihnen eine Erklärung davon zu geben. Zum Glück hatte er einige Patronen in ſeiner Taſche; er zeigte den Inſulanern die Kugeln und das Pulver, und um ihnen einen noch augenſcheinlicheren Beweis zu geben, beſchloß er, ihnen eine Exploſſion zu zeigen. Ein Häuptling hatte der Menge befohlen, einen Kreis zu bilden, und dieſer war für den Verſuch Mai's ganz günſtig. In den Raum und den Mittelpunkt des Kreiſes legte er das wenige Pulver, das ihm ſeine Patronen lieferten, und ſteckte es durch eine Kohle, die er aus dem Ofen nahm, wo das Mittagsmahl zubereitet wurde, in Brand. Der ſchnelle Effekt und das Knallen des aufblitzenden Pulvers, die Flamme und der Rauch erfüllten alle Zuſchauer mit Erſtaunen; ſie zweifelten nicht mehr an der unwiderſtehlichen Macht der Waffen der Guropi (Europäer), und maßen Allem, was Mai erzählt hatte, vollkommenen Glauben bei.

Man glaubte an Bord der Schiffe, daß die Eingebornen, wenn ihnen dieſer Verſuch nicht Schrecken eingeflößt hätte, die gelandeten Engländer

die ganze Nacht über gefangen gehalten hätten. Mai hatte ihnen geſagt, daß, wenn er des Abends mit ſeinen Gefährten nicht an Bord zurückkäme, der Kapitän ſeine Kanonen auf die Inſel abfeuern laſſen würde; deßhalb beeilten ſie ſich, ihre Gäſte abziehen zu laſſen. Sie rechneten darauf, ſie am folgenden Morgen wieder am Lande zu ſehen; allein Cook war über die Gefahr, in der ſie geſchwebt, ſo erſchrocken, daß er ſie nicht zum Zweitenmale gehen ließ.

An dieſem Tage hatte der taitiſche Reiſende Viel zu ſchaffen. Obgleich noch kein anderer Europäer auf der Inſel geweſen war, ſo fanden ſich doch Fremde daſelbſt und Cook hätte von dieſem merkwürdigen Umſtande Nichts erfahren, wenn nicht Mai Gore'n begleitet hätte.

Kaum war er ans Ufer geſtiegen, als er drei ſeiner Landsleute unter dem Haufen erblickte. Die Taiti-Inſeln waren ungefähr 200 Lieues entfernt, man mußte ein unbekanntes Meer durchſchiffen, um hieher zu kommen, und da die Taitier nur elende Piroguen haben, welche bloß zu Fahrten geeignet ſind, wobei man das Land nicht aus dem Geſichte verliert, ſo konnte eine ſolche Begegnung auf dieſer Inſel für einen Roman gelten.

Man kann ſich denken, mit welcher Ueberraſchung und Freude Mai und ſeine Landsleute einander anredeten. Die Geſchichte der lezteren iſt ſehr merkwürdig. Sie hatten ſich auf Taiti zu zwanzig, Männer und Frauen, auf einer Pirogue eingeſchifft, um ſich nach Raiatea, zu begeben. Ein heftiger widriger Wind verhinderte ſie, an den Ort ihrer Beſtimmung zu gelangen, oder den Hafen, aus dem ſie ausgelaufen waren, wieder zu gewinnen. Da ihre Ueberfahrt nur kurze Zeit gedauert hätte, ſo hatten ſie keine Vorräthe mitgenommen, und bald mangelte es ihnen an Lebensmitteln. Man kann ſich denken, was ſie ausgeſtanden haben, während ſie von Wind und Wetter auf dem Ocean hin- und hergejagt wurden. Sie brachten viele Tage ohne alle Nahrung und Getränke zu. Hunger und Ermattung rafften allmälig die kleine Mannſchaft hin; es waren nur noch vier Mann übrig, als die Pirogue umſtürzte. Der Untergang dieſer vier Unglücklichen ſchien unvermeidlich; jedoch waren ſie noch ſo gewandt und kräftig, das Tauwerk des Schiffes zu faſſen, an dem ſie nun mehrere Tage lang hingen. Endlich wurden ſie in die Nähe der Inſel verſchlagen; die Eingebornen machten ſogleich Canots los, retteten ſie und führten ſie ans Land. Einer von ihnen war geſtorben, aber die anderen lebten noch, und erzählten Mai die wunderbaren Schickſale, von denen wir berichtet haben. Sie rühmten ſehr die freundſchaftliche Behandlung der Inſulaner und waren mit ihrem Schickſale ſo zufrieden, daß ſie das Anerbieten Cooks, der ihnen auf das dringende Bitten Mai's den Vorſchlag machte, ſie in ihr Vaterland zurückzuführen, ausſchlugen. Die Gleichheit der Sitten und der Sprache hatte ſie in dieſem Lande mehr als einheimiſch gemacht, und die Verbindungen, welche ſie eingegangen hatten, und welche ſie nur ungerne aufgelöst hätten, erklären es hinlänglich, warum ſie nicht in ihr Geburtsland zurückkehren wollten. Sie waren ſchon länger als zwölf Jahre auf Neuſeeland.

Einige Zeit nachher entdeckte die Expedition die Inſel Tubucai und kam im Juli 1777 in Oitipeha, einer der Buchten Taiti's, an.

Rührend war das Wiederſehen der Offiziere und Matroſen, welche die Eingebornen von den vorigen Reiſen her noch kannten. Das Mißtrauen war verſchwunden, und ſie wurden aufs Freundlichſte empfangen.

Der Mond ſtrahlte die ganze Nacht hindurch am wolkenloſen Himmel und zeigte der Mannſchaft in der Ferne eine reizende Landſchaft, welche die Hand einer Fee geſchaffen zu haben ſchien. In der Luft herrſchte vollkommene Stille; nur in der Ferne hörte man die Stimme einiger Taitier, welche an Bord geblieben waren und mit ihren Freunden, welche ſie im Jahr 1769 kennen gelernt hatten, die ſchöne Nacht genoßen. An den Schiffswänden ſitzend, führten ſie ihre Unterhaltung bald mit Worten, bald mit Zeichen. Vor Allem fragten ſie, wie es den Fremden ſeit ihrer Trennung ergangen ſey, und erzählten dann das tragiſche Ende Tutaha's und ſeiner Anhänger. Gibſon, ein Marineſoldat, welcher auf der erſten Reiſe Cooks von dieſer Inſel ſo bezaubert wurde, daß er deſertirte, um dort zu bleiben, ſpielte eine Rolle bei dieſer Unterhaltung, weil die Eingebornen ihn, da er die Sprache beſſer verſtand, mehr liebten. Das Zutrauliche dieſes Volkes und ſein herzliches und vertrauliches Benehmen entzückten die Engländer. Sein Charakter zeigte ſich in einem günſtigern Lichte als je, und man war überzeugt, daß die Leidenſchaft der Rache die gutmüthigen und einfachen Taitier nicht beunruhige. Süß wäre freilich der Gedanke, daß Menſchenfreundlichkeit den Menſchen angeboren ſey, und die wilden Ideen von Mißtrauen und Haß nur eine Folge ſittlicher Verſchlimmerung ſeyen. Die Entdeckungen des Colombus und Cortez in Amerika, Mendana, Quiros, Schuten, Jasman,*) und Wallis im Südmeere ſtoßen dieſen Glauben nicht ganz um; aber er wäre ziemlich ungegründet, wenn man ihn auf einen vorgerückten geſellſchaftlichen Zuſtand anwenden wollte. Der Angriff der Taitier auf den Dolphin**) hatte ſeinen Grund wahrſcheinlich in einer Beleidigung, welche ſich die Europäer gegen ihren Willen zu Schulden kommen ließen, und wäre dieſe Vermuthung ungegründet, ſo hatte dieſes Volk, wenn anders Selbſterhaltung eines der erſten Naturgeſetze iſt, gewiß das Recht, die Engländer als Uſurpatoren zu betrachten, und für ſeine Freiheit zu zittern. Nachdem aber die Europäer ihre überlegene Macht entwickelt hatten, als die Inſulaner ſahen, daß der Kapitän Wallis bloß die Abſicht habe, einige Tage unter ihnen zuzubringen, um Erfriſchungen einzukaufen, und daß die Fremdlinge doch nicht ganz ohne alle Menſchlichkeit und Gerechtigkeit ſeyen, öffneten ſie ihnen die Arme; ſie vergaßen die Metzelei und boten dienſtfertig ihre Reichthümer an. Sie wetteiferten in Freundſchaftsbezeigungen gegen ſie, von der Königin bis auf den lezten ihrer Unterthanen, ſo daß ſämmtliche Gäſte ſich nur ungern von dieſer gaſtfreundlichen Küſte trennten.

Abenteuer Hidi-Hidi's. — Im Jahr 1775 nahm Cook einen jungen Mann, Namens **Hidi-Hidi** (Oedidee) an Bord. Bei der Rückkehr dieſes Seemannes und **Mai's** nach Taiti wollte er, ſo wie auch der Taitier, der mit den Spaniern in Peru geweſen war, ſeine Höflichkeit zeigen, und ſich engliſch ausdrücken; er ſagte oft: Ges Sir; if you please, Sir (ja Herr, wenn es Ihnen gefällig iſt, Herr). Hidi-Hidi, der von Bora-Bora gebürtig war, war ſeit drei Monaten auf Taiti, und in keiner andern Abſicht, als um ſeine Neugierde, oder die Leidenſchaft der Liebe, der ſich alle Bewohner der Taiti-Inſeln hingeben, zu befriedigen. Nach Cook haben die Inſulaner, welche von einem Lande in das andere reiſen,

*) Die rohen Wilden von Neuſeeland und einigen andern Inſeln ausgenommen.

**) So hieß das Schiff von Wallis.

keinen andern Zweck. Er zog die Moden und den Schmuck ſeiner Landsleute den unſrigen vor; denn als der Kapitän die Kleider ihm zugeſtellt hatte *), welche ihm das Admiralitätsbureau zum Geſchenke ſandte, ſo trug er ſie nur einige Tage; hernach aber weigerte er ſich, ferneren Gebrauch davon zu machen. Sein und des Taitiers, der in Lima geweſen war, Benehmen gibt uns einen ſprechenden Beweis von der Macht der Natur, welche den Menſchen zum Gewohnten zurückführt.

Dieſer junge Mann hatte ſich an Cook mit der Bitte gewendet, ihn nach England mitzunehmen; aus ſeiner Farbe und ſeiner Kleidung ließ ſich ſchließen, daß er von guter Familie war. Er hielt ihn Anfangs nicht für fähig, dem weichlichen Leben, das Perſonen von dieſem Range auf dieſen Inſeln führen, entſagen zu können; er lächelte zu ſeinem Vorſchlage, und ſchilderte ihm die Strapazen und Entbehrungen, denen er ſich unterziehen müſſe, wenn er ſein Vaterland verlaſſe; er ſchilderte ihm namentlich die Strenge des Klima's und die ſchlechte Beſchaffenheit der Lebensmittel; aber nichts konnte ihn in ſeinem Entſchluſſe wankend machen, und ſeine Freunde vereinigten ihre Bitten mit den ſeinigen.

Als er ſich einſchiffte, kamen ſeine Freunde, um ihm das lezte Lebewohl zu ſagen, und brachten ihm Zeuge und als Vorrath für die Seereiſe gegorene Brodfrucht (Mahei), welche ſie ſehr gerne eſſen, und welche eine ſehr nahrhafte Speiſe iſt.

Hidi-Hidi hatte, als das Schiff auf der hohen See war, viel von der Seekrankheit zu leiden. Als man aber den hohen Pik von Bora-Bora zu Geſicht bekam, hatte er noch ſo viel Kraft, daß er ſagen konnte: „Ich bin auf dieſer Inſel geboren, und bin ein naher Verwandter Puni's, des großen Königs, der Otaha und Raiatea erobert hat.“ Zugleich ſagte er den Offizieren, daß ſein wahrer Name Mahiva ſey, daß er ihn aber gegen den Namen Hidi-Hidi mit einem Häuptling von Eimeo vertauſcht habe, ein Gebrauch, der auf allen dieſen Inſeln eingeführt iſt, wie früher ſchon bemerkt wurde. Puni befand ſich damals auf der Inſel Mowrua, an welcher man des Nachmittags vorbeikam, und welche aus einem einzigen kegelförmigen ſpitzigen Berge beſteht.

Hidi-Hidi bekam erſt am folgenden Tage wieder Appetit; er aß ein Stück von einem Delphin, welcher 28 Pfund wog, und von einem Matroſen gefangen worden war. Man erbot ſich ihm, denſelben ſogleich zuzubereiten, allein er erwiderte, daß er beſſer roh ſey; man gab ihm ein mit Seewaſſer gefülltes Geſchirr, in welches er das Fleiſch, wie in eine Brühe tauchte; er aß mit großem Wohlbehagen, ſtatt des Brodes aß er zuweilen ein Stück von einer Maheikugel oder gegorenem Brodfruchtteige.

Ehe er ſich zur Mahlzeit niederſezte, legte er zwei kleine Stücke Fiſch und Brodfrucht für den Atua oder die Gottheit auf die Seite, wobei er zugleich einige Worte ausſprach, welche wahrſcheinlich ein kurzes Gebet waren. Zwei Tage nachher verrichtete er dieſelbe Ceremonie, als er von einem rohen Meergulu aß.

Nachdem er den Tonga-Archipel, Neuſeeland, Waihu und die Nukahiva-Inſeln beſucht und ſieben Monate auf dieſer Reiſe zugebracht hatte, führte ihn Cook im Laufe des Jahres 1774 in ſein Vaterland zurück.

Einer der Taitier, welchen die Spanier nach Lima mitgenommen

*) Außerdem gab ihm Cook ſeinerſeits eine Kiſte mit Werkzeugen und einige andere Artikel.

hatten, machte den Engländern ebenfalls einen Beſuch. Durch ſein Benehmen oder ſein Aeußeres unterſchied er ſich nicht von den übrigen Eingebornen. Jedoch erinnerte er ſich einiger ſpaniſchen Worte, welche er gelernt hatte, und welche er ſehr ſchlecht ausſprach. Beſonders häufig wiederholte er: Si Senor; und wenn man auf ihn zukam, ermangelte er nicht, ſich zu erheben, und ſich, ſo gut er konnte, mit ſeinem geringen Vorrathe an ſpaniſchen Wörtern hörbar zu machen. — Kehren wir nun zu Mai zurück.

Fortſetzung der Abenteuer Mai's. — Am 4. Septbr. 1777 gab Mai dem Kapitän Cook und ſeinen Offizieren auf der Inſel ein Mittageſſen. Es war ſehr gut, und beſtand aus Fiſchen, Geflügel, Schweinen und Puddings. Der Häuptling Otu wohnte dem Eſſen ebenfalls bei; Nachmittags begleitete ihn Cook in ſein Haus, wo er alle Diener deſſelben beſchäftigt fand, Vorräthe für ihn zu ſammeln. Zu gleicher Zeit waren ſie beſchäftigt, ein großes Schwein zu ſchlachten. Aus den Eingeweiden wurden eilf Theile gemacht und unter die Diener vertheilt; einige ließen ihren Antheil in demſelben Ofen mit dem Schweine kochen, die meiſten aber nahmen den ihrigen roh mit. Ein großer Pudding wurde auf folgende Art zubereitet. Die Köche nahmen zuerſt Brodfrucht, reife Bananen, Taro, Kokosnüſſe und Bandanusfrüchte, welche gerieben, in kleine Stücke zerſchnitten, oder geſtampft und beſonders gekocht wurden. Hernach drückten ſie ziemlich viel Saft aus Kokosnußkernen, welchen ſie in eine hölzerne Schüſſel thaten, und nachdem ſie die Brodfrucht, die Bananen u. ſ. w., welche aus dem Ofen kamen, dazu gelegt hatten, brachten ſie auch einige heiße Steine hinein, wodurch das Ganze leicht zum Sieden gebracht wurde. Drei oder vier Männer rührten die verſchiedenen Zuthaten mit einem Stocke um, bis ſie ſich mit einander verbunden hatten, und der Kokosnußſaft in Oel verwandelt war. Bald verdichteten ſich die verſchiedenen Theile. Einige dieſer Puddinge ſind vortrefflich, und der berühmte Seemann, der davon koſtete, geſtand, daß man in England nicht leicht etwas ſo Wohlſchmeckendes bereite; auch bat er während ſeines Aufenthaltes auf Taiti, wenn man ſolche Puddinge haben könnte, was nicht täglich der Fall war, jedesmal ihm damit aufzuwarten.

Als das Schwein und der Pudding, welchen Otu für den Kommandanten der Expedition beſtimmte, gekocht waren, ſchiffte man ſie mit zwei lebenden Schweinen auf einer Pirogue ein, und brachte ſie an Bord der Decouverte, wohin ſich Cook mit der ganzen königlichen Familie begab.

Am folgenden Tage wurde ein junger Widder von der Cap-Raſſe, den man mit vieler Mühe erhalten hatte, von einem Hunde zerriſſen. Man iſt bisweilen in einer Lage, wo der Verluſt einer Kleinigkeit empfindlich iſt; Cook'n war ſehr viel daran gelegen, dieſes nützliche Thier auf die Taiti-Inſeln zu verpflanzen, und der Verluſt des Widders war ein wirkliches Unglück.

Zur Beluſtigung der Inſulaner ließ Cook am 7. Abends vor dem verſammelten Volke ein Feuerwerk abbrennen. Dieſes Schauſpiel machte einem Theil der Oitipehaner großes Vergnügen; den meiſten aber jagte es einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie nur mit Mühe bis zur Beendigung deſſelben zurückgehalten werden konnten. Das Steigen mehrerer Raketen ſollte das Schauſpiel beſchließen: aber in dem Augenblick, als ſie aufſtiegen,

zerſtreute ſich die ganze Verſammlung, und ſelbſt die muthigſten Eingebornen begaben ſich auf die eiligſte Flucht.

Am 8. wollte Hidi-Hidi dem Kapitän Cook ſeine Erkenntlichkeit bezeigen, und lud ihn und ſeine Offiziere zum Mittageſſen ein. Sein Mahl beſtand aus Fiſchen und Schweinefleiſch: das Schwein wog ungefähr 30 Pfund; es wurde getödtet, gekocht und in weniger als einer Stunde aufgetragen. Als man gegeſſen hatte, kam Otu an; er ging auf den Kapitän zu und fragte ihn: „Iſt Dein Bauch voll?“ „Ja,“ erwiderte dieſer. — „So komm mit mir.“ Otu führte ihn zu ſeinem Vater, wo er verſchiedene Perſonen fand, welche zwei junge Mädchen auf eigenthümliche Weiſe mit vielen Zeugen bekleideten. Ein Ende der vielen Zeuge wurde den Mädchen über dem Kopfe aufgeſchürzt, während das Uebrige ihren Leib bis auf die Knöchel umhüllte. Das andere Ende fiel in Falten bis auf den Boden herab, und glich einem auf einem großen Korbe getragenen Weiberrocke. Mehrere Stücke umhüllten den äußeren Rand dieſes Korbes und machten das Geſchleppe noch größer. Die Zeuge nahmen einen Raum von 5 bis 6 Stäben im Umkreiſe ein, und die armen Mädchen erlagen beinahe unter der ungeheuern Laſt; überdieß hatten ſie zwei Taama's (Bruſtſtücke), welche zum Schmuck dienten, und ihrem Anzuge etwas Pittoreskes gaben. In dieſem Aufzuge führte man ſie an Bord der Decouverte; die Pirogue, welche ſie dahin brachte, war mit mehreren Schweinen, und einem beträchtlichen Vorrathe von Früchten und Zeugen beladen, womit der Vater Otu's dem Kapitän ein Geſchenk machen wollte. Die auf dieſe Weiſe gekleideten Perſonen beiderlei Geſchlechts hießen Ati. Am folgenden Tage machte ihm Otu ein Geſchenk mit einem Schweine und einigen Früchten, und jede ſeiner Schweſtern gab ihm ein Schwein und ebenfalls Früchte. Die Eingebornen hatten innerhalb des Riffes eine beträchtliche Menge Makrelen mit dem Schleppnetze gefangen; einen Theil derſelben tauſchten ſie in dem Lager und auf den Schiffen der Engländer aus.

Otu lieferte ihnen aber nicht nur beſtändig Lebensmittel, ſondern trug auch Sorge für ihre Beluſtigung. Am 10. begaben ſich Cook und ein Theil ſeiner Offiziere mit Mai nach Oparre, wo Otu ihnen eine Art Komödie durch ſeine drei Schweſtern geben ließ. Dann wurde Cook eingeladen, einer Hauptmuſterung der Piroguen von Matavai und Oparre beizuwohnen. Es waren ungefähr 60 mit Plateformen, auf welchen die Kämpfer ſtanden, verſehene Kriegspiroguen. Eben ſo groß war die Zahl der kleineren Piroguen. Die Häuptlinge beſtimmten ſogleich, daß ſich das Geſchwader erſt am folgenden Tage nach Oparre begeben ſolle. Begierig, die Kampfweiſe der Taitier kennen zu lernen, bat Cook Otu'n, einige ſeiner Piroguen vor ſeinen Augen die Schlachtmanövers ausführen zu laſſen. Der König ließ zwei Piroguen aus der Bai auslaufen. Otu und Cook beſtiegen eines dieſer Fahrzeuge, und Mai begab ſich an Bord des zweiten. Als ſie ſo weit auseinander waren, daß ihnen der zu den Evolutionen nöthige Raum blieb, kehrten ſie ſich mit dem Vordertheile gegeneinander; ſie rückten vor und wichen zurück, ſo ſchnell die Ruderer ſie bewegen konnten. Mittlerweile ſchwangen die Krieger auf den Plateformen ihre Waffen, und bereiteten ſich mit Gebärden und Verzerrungen auf das Gefecht vor. Otu ſtand neben der Plateforme, und gab das Signal zum Vorrücken und Zurückziehen. Es erforderte einen ſcharfen und ſchnellen Ueberblick, um den günſtigen Moment zu benützen, und Alles zu vermeiden,

was dem Feinde einen Vortheil gewähren könnte. Als endlich beide Pirogen wenigſtens zwölf Mal vorgerückt und zurückgewichen waren, ſtießen ſie mit den Vordertheilen auf einander; nach einem kurzen Gefechte ließen ſich die Krieger auf der Plateforme, wo Otu ſtand, zum Scheine bis auf den lezten Mann tödten, und Mai bemächtigte ſich der Pirogue. In dieſem Augenblicke warfen ſich Otu und ſeine Ruderer ins Meer, wie wenn ſie genöthigt geweſen wären, ſich durch Schwimmen zu retten.

Jedoch werden ihre Seegefechte nicht immer auf dieſelbe Weiſe geliefert. Den Berichten Mai's zufolge banden die Inſulaner bisweilen zwei Piroguen mit den Vordertheilen aneinander, und kämpften ſodann fort, bis alle Krieger einer Pirogue getödtet waren. Dieſes ſchreckliche Manöver beweist, daß ſie entſchloſſen waren, zu ſiegen oder zu ſterben. Wirklich durften ſie auch nur auf Sieg oder Tod rechnen; denn nach ihrer Ausſage gaben ſie niemals Pardon, wenn ſie nicht etwa die Gefangenen aufhoben, um ſie am folgenden Tage auf grauſamere Weiſe zu tödten.

Die ganze Macht dieſer Völker beruht in ihrer Marine; ſie haben vielleicht noch nie eine Hauptſchlacht zu Lande geliefert; entſcheidende Schlachten lieferten ſie ſich nur auf der See. Wenn beide Parteien die Zeit und den Ort der Schlacht feſtgeſezt hatten, brachten ſie den Tag und die Nacht vor derſelben mit Beluſtigungen und Schmauſen hin, wie wir dieß auch auf den Carolinen geſehen haben. Beim Anbruch der Dämmerung ließen ſie ihre Schiffe vom Stapel laufen, und machten ihre Vorbereitungen zur Schlacht, welche mit dem Tage begann; ihr Ausgang endigte gewöhnlich den Streit; die Beſiegten flohen eiligſt, und diejenigen, welche die Küſte erreichten, beeilten ſich, in das Gebirg zu entkommen und die Ihrigen mitzunehmen. Die Sieger, welche in der erſten Wuth weder Greiſe, noch Weiber, noch Kinder ſchonten, verſammelten ſich am folgenden Tage im Morai, um dem Atua für den errungenen Sieg zu danken, und ihm die Krieger, welche getödtet worden waren, und die Gefangenen zum Opfer darzubringen. Hierauf wurde der Frieden unterhandelt, deſſen Bedingungen gewöhnlich von den Siegern diktirt wurden, welche einige Diſtrikte Landes, bisweilen auch ganze Inſeln erhielten. Mai, der lange vor ſeiner Abreiſe nach Europa von den Einwohnern von Bora-Bora gefangen genommen und auf die Inſel geführt worden war, ſagte, er und ſeine Mitgefangenen würden am folgenden Tage getödtet worden ſeyn, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, während der Nacht zu entkommen.

Nach dieſem Scheingefechte legte Mai den Panzer und die übrige Rüſtung an, die man ihm in England geſchenkt hatte, und welche wahrſcheinlich aus einer alten Ritterrüſtkammer hervorgezogen worden war. So gerüſtet vom Kopf bis zum Fuße, und einem der Paladine Karls des Großen ähnlich, ſtieg er auf die Plateforme einer Pirogue, und die Ruderer führten ihn im Triumph dem Ufer der Bai entlang, ſo daß ihn alle Eingebornen mit Muße betrachten konnten; aber zu ſeinem großen Mißvergnügen zog ſein ſchönes Panzerhemd die Aufmerkſamkeit der Inſulaner nicht in dem Maße auf ſich, als er vermuthet hatte.

Cook ging nach Wahine unter Segel, von wo aus er ſich nach Eimeo begab; er landete auf Raiatea, dem Vaterlande Mai's. Alle angeſehenen Inſulaner kamen auf die Schiffe, was dem Kapitän erwünſcht war; denn er wollte ſich nun mit der Niederlaſſung ſeines Schützlings beſchäftigen, und hielt die Gelegenheit für günſtig. Wie es ſchien, hatte Mai

beträchtlicher. Nach dieſer Uebereinkunft, welche die Inſulaner, Mai und mich befriedigte, ließ ich auf der Küſte ein Zelt und Obſervatorien errichten, und ſtellte einen Poſten dabei auf. Die Zimmerleute der beiden Schiffe errichteten ein kleines Haus, worin mein Freund ſeine Schätze aufbewahren konnte; ferner legten wir einen Garten für ihn an, und pflanzten Schadoks, Weinſtöcke, Fichtenäpfel, Melonen und einige andere Gewächſe in denſelben; ehe ich die Inſel verließ, ſah ich mit Vergnügen, daß die Pflanzung wohl gedieh."

Mai fing nun an, ſich ernſtlich mit ſeinen Angelegenheiten zu beſchäftigen; er bereute es, daß er auf Taiti ſo verſchwenderiſch geweſen war, und die koſtbaren Sachen, welche er in England und anderswo erhalten, weggeſchenkt hatte. Er fand auf Wahine einen Bruder, eine Schweſter und einen Schwager, denn ſeine Schweſter war verheirathet; aber ſie plünderten ihn nicht, wie es ſeine übrigen Verwandten gemacht hatten. Wenn ſie jedoch zu ehrlich waren, um ihn zu betrügen, ſo hatten ſie auf der andern Seite zu wenig Anſehen auf der Inſel, um ihm weſentliche Dienſte leiſten zu können; ohne Kredit oder Anſehen konnten ſie ſeine Perſon und ſeine Güter nicht beſchützen, und in dieſem Zuſtande der Verlaſſenheit war er in Gefahr, ſeines Vermögens beraubt zu werden, wenn ſeine Beſchützer ihm nicht mehr zur Seite ſtanden.

Cook rieth ihm daher, zwei oder drei der vornehmſten Häuptlinge mit einem Theile ſeiner Reichthümer zu beſchenken, indem er dachte, aus Dankbarkeit würden ſie ihn in ſeinen Schutz nehmen, und ihn gegen die Beeinträchtigungen der Andern vertheidigen. Er befolgte dieſen Rath wirklich. Da aber doch Cook nicht zu ſehr auf die Wirkungen der Dankbarkeit rechnen wollte, ſo wandte er ein eindringlicheres Mittel, den Schrecken, an. Er ließ keine Gelegenheit dazu vorübergehen. Er rief die Inſulaner zuſammen, und ſagte ihnen, daß er im Sinne habe, bald wieder zu ihnen zu kommen, und daß er, wenn ſie das Eigenthum oder die Perſon ſeines Freundes antaſten ſollten, ſich an Allen, welche ihm Uebles zugefügt hätten, unbarmherzig rächen würde. Allem Anſcheine nach mußte dieſe Drohung die Inſulaner im Zaume halten; denn da die Engländer ſchon mehrmals bei den Taiti-Inſeln angelegt hatten, ſo glaubten ſie, die Schiffe kämen immer von Zeit zu Zeit wieder; und die Zeit hat gelehrt, daß Mai im Allgemeinen geachtet war, ſo lange er keine Ungerechtigkeit gegen ſeine Landsleute beging.

Bis zum 22. Oktober ſtörte Nichts den freundſchaftlichen Verkehr und den Handel der Weißen und Eingebornen. Aber am 22. Abends gelang es einem Inſulaner, ungeſehen in das Obſervatorium Baily's zu kommen, und dort einen Sextanten zu entwenden. Cook kam ans Land, ſobald er von dem Diebſtahl Kunde erhalten hatte, und beauftragte Mai, das Inſtrument zurück zu verlangen. Mai forderte es in der That mit vielem Eifer zurück; aber die Häuptlinge wollten Nichts thun; ſie waren gerade mit dem Heva-Spiel beſchäftigt und machten fort, bis der Kapitän den Schauſpielern befahl, die Komödie einzuſtellen. Die Häuptlinge ſahen bald, daß die Sache ernſthaft werden würde, und fragten einander nach dem Diebe, der ruhig mitten unter ihnen ſaß. „Seine Unbefangenheit und ſeine Haltung erregten um ſo größeren Zweifel in mir," ſagt Cook, „als er das Verbrechen läugnete, deſſen er angeklagt war. Jedoch ſchickte ich ihn auf das Zeugniß Mai's an Bord und ließ ihn dort gefangen ſetzen.

Seine Verhaftung verſezte die Inſulaner in große Unruhe, ſie flohen alle, ungeachtet ich ſie zurückzuhalten ſuchte. Der Gefangene wurde durch Mai verhört, und geſtand endlich, wo er ſeine Beute verborgen habe; aber die Nacht brach an, und wir konnten den Sextanten erſt bei Anbruch des folgenden Tages wieder finden: er wurde uns unbeſchädigt zurückgegeben. Nun erholten ſich auch die Eingebornen wieder von ihrem Schrecken und ſammelten ſich nach ihrer Gewohnheit um uns. Der Dieb ſchien mir ein habitueller Spitzbube zu ſeyn, und ich glaubte ihn ſtrenger beſtrafen zu müſſen als die anderen Diebe, die ich hatte züchtigen laſſen. Ich ließ ihm Haare und Bart abnehmen, und beide Ohren abſchneiden, ohne dabei zu denken, daß es ſich für einen Engländer nicht zieme, türkiſche Juſtiz zu üben. Allein diese Züchtigung fruchtete Nichts; denn in der Nacht vom 24. auf den 25. benachrichtigte uns das Allarmgeſchrei der Mannſchaft auf der Decouverte, daß ein Verſuch gemacht worden ſey, eine Ziege zu ſtehlen; einige Matroſen begaben ſich an Ort und Stelle, und man wurde gewahr, daß kein Diebſtahl verübt worden ſey: wahrſcheinlich waren die Ziegen zu gut bewacht, als daß der Dieb ſein Vorhaben hätte ausführen können; aber er führte ſeine feindſeligen Abſichten auf andere Weiſe aus. Er hatte die Weinreben und den Kohl in dem Garten Mai's vernichtet oder weggenommen, und ſagte laut, daß er ihn tödten und ſein Haus verbrennen würde, ſobald ſeine Beſchützer die Inſel verlaſſen hätten.“ Um den Verbrecher auf die Zukunft für ſeinen Freund unſchädlich zu machen, ließ ihn Cook von Neuem verhaften, allein er floh nach Bora-Bora.

Das Haus Mai's war am 26. beinahe vollendet, und er ließ ſeine meiſten Schätze dahin bringen. Unter der Menge unnöthiger Sachen, die er in England empfangen hatte, war auch eine Kiſte mit Spielzeug; er zeigte ſeinen Landsleuten die Kleinigkeiten, welche ſie enthielt, und die erſtaunte Menge ſchien ſie mit großem Vergnügen zu betrachten. Was aber ſeine Töpfe, Keſſel, Platten, Teller, Flaſchen, Gläſer und die verſchiedenen europäiſchen Küchengeräthe betraf, ſo erregte kaum einer dieſer Artikel die Aufmerkſamkeit der Inſulaner; er ſelbſt begann dieß Geräthe für unnütz zu halten; er meinte, im Ofen gebratenes Schweinefleiſch ſchmecke ſo gut, als geſottenes, anſtatt eines Zinntellers und einer Zinnplatte könne man auch ein Bananenblatt gebrauchen, und aus einer Kokosnuß trinke man ſo gut, als aus einem Kryſtallbecher. Er verkaufte an die Mannſchaften beider Schiffe alle Küchen- und Bäckereigeräthe, welche ſie kaufen wollten, und ließ ſich Beile und eiſerne Werkzeuge dagegen geben, welche in dieſem Welttheile mehr inneren Werth hatten, und ihm mehr Uebergewicht über die Individuen geben konnten, mit denen er ſeine übrigen Tage zubringen ſollte.

„Sobald Mai in ſeiner neuen Wohnung eingerichtet war,“ ſagt Cook, „dachte ich auf die Abreiſe. Ich ließ Alles an Bord bringen, was wir gelandet hatten, mit Ausnahme des Hengſtes, der Stute und einer trächtigen Ziege, welche ich meinem Freunde ließ, von dem wir uns auf Immer zu trennen im Begriffe waren. Ich gab ihm auch ein Mutterſchwein und zwei andere Schweine von engliſcher Raſſe; auch hatte er ſich außerdem ein oder zwei Mutterſchweine verſchafft. Während unſeres Aufenthaltes auf Taiti belegte der Hengſt die Stute, und ich bin überzeugt, daß die Seefahrer Pferde auf dieſen Inſeln finden werden.“

Abreiſe, wo er ſo unſchickliche Verbindungen einging, daß Otu, der Anfangs geneigt war, ihn zu beſchützen, laut ſeine Abneigung gegen ihn bezeigte. Indeß hätte er die Zuneigung des Königs wieder gewinnen und ſich vortheilhaft auf Taiti niederlaſſen können, wo er einſt mehrere Jahre zugebracht hatte, und wo er von Tuha, der ihn mit einer doppelten Pirogue, d. h. mit etwas ſehr Koſtbarem, beſchenkt hatte, ſehr in Achtung ſtand. Hätte er ſich auf dieſer Inſel niedergelaſſen, ſo wäre ſeine Erhebung mit weniger Schwierigkeit verbunden geweſen; denn ein Fremder kann immer leichter eine Rolle über ſeinem Range ſpielen, als ein Eingeborner. Allein er war ganz unentſchloſſen, und würde ſich auch auf Wahine nicht niedergelaſſen haben, wenn ihm nicht Cook beſtimmt erklärt hätte, daß er nie Gewalt anwenden würde, um ihn in die Güter ſeines Vaters wieder einzuſetzen. Er ſprach ſeine Abneigung gegen die Bewohner von Bora-Bora ganz offen aus, und man mußte die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit fürchten. Die Eingebornen von Bora-Bora, welche ihn beneideten, ſuchten ihn bei den Bewohnern von Wahine verhaßt zu machen, was ihnen um ſo leichter wurde, als ſie damals mit dieſer lezteren Inſel in Frieden lebten, und mehrere von ihnen ſich dort aufhielten. Indeß war ihre Feindſchaft ſehr leicht zu vermeiden: er flößte ihnen nicht nur keine Abneigung ein, ſondern einer der Bewohner Borra-Bora's, welcher auf Tiarrabu die Rolle eines Geſandten, eines Prieſters oder eines Gottes ſpielte, machte den förmlichen Vorſchlag, ihn wieder in die Güter einzuſetzen, welche ſeinem Vater gehört hatten. Er ſchlug aber dieſes Anerbieten aus, und war bis zum Abgang der engliſchen Expedition entſchloſſen, die erſte ſich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, und ſich durch eine Schlacht zu rächen. Wahrſcheinlich trug der Beſitz des Panzerhemds nicht wenig dazu bei, ſeinen kriegeriſchen Muth zu erhöhen; mit ſeinem Cüraß und ſeinen Feuerwaffen glaubte er unüberwindlich zu ſeyn.

Uebrigens wurden die Fehler Mai's durch ſeinen edelmüthigen Charakter und ſeine Gelehrigkeit aufgewogen, und der ſtrenge Cook geſteht ſelbſt, daß er nie Veranlaſſung gehabt habe, ſich über ſeine Aufführung im Allgemeinen zu ärgern. Er zeigte ſich immer ſehr dankbar für die Güte, die man in England ihm bewieſen hatte, war ziemlich ſcharfſinnig, aber nicht fleißig, verfolgte Nichts mit Beharrlichkeit, wie denn auch ſeine Kenntniſſe in mancher Hinſicht oberflächlich und unvollkommen waren. Er beobachtete wenig; auf den Tonga-Inſeln ſah er manche nützliche Künſte und angenehme Beluſtigungen, die er hätte in ſein Vaterland verpflanzen können, wo man ſie wahrſcheinlich angenommen haben würde, weil ſie den Gewohnheiten der Taitier entſprachen; allein er gab ſich nicht die mindeſte Mühe, ſich darüber zu unterrichten. „Dieſe Gleichgültigkeit iſt zwar ein charakteriſtiſcher Fehler ſeiner Landsleute; jedoch bin ich überzeugt,“ ſagt Cook, „daß er die Fruchtbäume und Gewächſe, welche wir gepflanzt haben, anbauen wird, und daß ihm die Geſellſchafts-Inſeln in dieſer Hinſicht ſehr verpflichtet ſeyn dürften; den größten Vortheil aber, den ſie aus ſeinen Reiſen ziehen dürften, werden ihnen die neuen Thiergattungen gewähren, welche wir dort gelaſſen haben, und welche ſie wahrſcheinlich nie erhalten haben würden, wenn er nicht nach England gekommen wäre. Wenn ſich dieſe Thiergattungen auf den Taiti-Inſeln vermehren werden, ſo werden ſie an Ueberfluß von Vorräthen den berühmteſten Anhaltsſtationen gleich ſtehen, wenn nicht ſie übertreffen.“

Die Rückkehr Mai's und der Anblick der reichen Geſchenke, welche er in ſein Vaterland zurückgebracht hatte, veranlaßten eine Menge Inſulaner, Cook um die Erlaubniß zu bitten, ihn nach Beritani (England) begleiten zu dürfen. Er erklärte dagegen bei allen Gelegenheiten, daß er dieſe Bitten nicht gewähren könne. Ueberdieß fürchtete Mai, der einen großen Werth darauf legte, als der Einzige genannt zu werden, der eine ſo weite Reiſe gemacht habe, er möchte Andere in den Stand ſetzen, ihm dieſes Verdienſt ſtreitig zu machen, und ſagte ihm oft, Lord Sandwich habe ihm verſprochen, es ſoll kein Taitier mehr nach England kommen dürfen.

Die Freunde Cooks gaben, als ſie die Engländer verließen, ſehr aufrichtige Beweiſe von Anhänglichkeit, und die Thränen, welche ſie vergoßen, mußten für mehrere unter ihnen ein Vorwurf ihrer Fühlloſigkeit ſeyn. Ueberhaupt ſtrebt unſere Erziehung dahin, die Bewegungen des Innern zu unterdrücken; da man uns immer lehrt, darüber zu erröthen, ſo bringt man es endlich durch Gewohnheit dahin, daß ſie niedergehalten werden; der einfache Bewohner dieſer Inſeln dagegen gibt ſich ganz ſeinen Gefühlen hin, und ſezt ſeinen Ruhm darein, andere Menſchen zu lieben.

Was die Seeländer betrifft, welche Mai weggeführt hatte, ſo ließ Cook dieſe beiden Leute auf Wahine zurück, obgleich ſie ſehr gerne bei ihm geblieben wären. Tiarua, der Aelteſte, hatte ſehr glückliche Anlagen; er beſaß eine bewunderungswürdige Faſſungskraft, und war für jede Art von Unterricht fähig. Er ſah ein, daß Neuſeeland weit unter den Geſellſchaftsinſeln ſtehe, und entzückt von den Freuden und dem Ueberfluſſe, welchen ihm Wahine bot, unterwarf er ſich freudig dem Geſetze des Schickſals, das ihn nöthigte, hier ſeine Laufbahn zu beſchließen. Sein Kamerad aber war ſo anhänglich an die Engländer, daß man ihn mit Gewalt aus dem Schiffe ans Land führen mußte; er hatte etwas Boshaftes und Energiſches in ſeinem Charakter, und beluſtigte die Mannſchaft öfter durch ſeinen Muthwillen.

Obgleich Cook von Mai getrennt war, ſo konnte er doch noch Nachrichten von ihm erhalten; er hatte ihm empfohlen, ihn von allen Vorgängen in Kenntniß zu ſetzen. Vierzehn Tage nach der Ankunft des Schiffes auf Raiatea ſchickte er zwei ſeiner Leute an ihn. Cook hörte mit großem Vergnügen, daß ihn ſeine Landsleute in Ruhe ließen, daß Alles gut gehe, aber ſeine Ziege geſtorben ſey. Mai bat ihn, ihm eine andere und zwei Beile zu ſchicken; der Kapitän ſchickte die beiden Boten mit den Beilen und zwei Ziegen, einer männlichen und einer weiblichen, wieder an ihn ab, und war ſehr erfreut, zu hören, daß er in ſeinem Eigenthume auf Wahine glücklich ſey.

Der Dichter Cooper hat dem Andenken Mai's rührende Verſe gewidmet. Wir können dem Vergnügen, eine Ueberſetzung davon zu geben, nicht widerſtehen: „Junger Fremdling, den Neugierde oder eitle Ruhmſucht mehr als aufrichtige Freundſchaft für dich auf einen Augenblick unter uns geführt hat, dein Traum iſt vorüber! Wirſt du unter dem Schatten deiner Palmbäume und deiner Bananen ihre alten Reize wiedergefunden haben? Unſere Paläſte, die jungen Schönheiten unſerer Salone, unſere koſtbaren Equipagen, unſere Gärten, unſere Schauſpiele, unſere Spiele, unſere Muſik, treten ſie nicht oft vor dein Andenken? Und ſchwächt die Sehnſucht darnach nicht die Reize der einfachen Gemälde der dich umgebenden Natur? Ich meine dich zu ſehen auf dem Ufer, mit zerſtreutem, gegen den Horizont

gerichtetem Blicke, wie du die zu deinen Füßen erſterbende Welle fragſt, ob ſie je an unſere Ufer geſchlagen habe; ich ſehe Thränen rinnen über deine Wangen, Thränen der Trauer, denn du liebſt dein Vaterland; aber wie koſtbar auch die Geſchenke ſind, welche du von Gott empfangen haſt, du begreifſt, daß es keine Gewalt gibt, welche dich jemals in dieſem Leben aus dem Stande, in dem du geboren biſt, zu den höheren Sphären der Intelligenz emporhebe, welche du einen Augenblick geſehen haſt.“

Wohlſtand und Macht machten inzwiſchen dieſen dankbaren Menſchen, der ſo ſehr geſchmeichelt und gelobt worden war, grauſam. Nach Cooks Abreiſe wurde Mai von dem Könige (deſſen Hoa, Verbündeter oder Verwandter er war) wahrſcheinlich wegen der merkwürdigen Gegenſtände, die er mitgebracht hatte, und die ein Schatz auf Wahine waren, mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Der König, ein grauſamer Mann, fraß einen ſolchen Narren an ihm, daß er ihm ſeine Tochter zur Ehe gab, und ihm den Namen Paari (Weiſer) beilegte, den er nach der Gewohnheit der verſchiedenen polyneſiſchen Völker ſeitdem trug. Der Schwiegerſohn des Tyrannen war grauſamer als er. Er ſchoß auf Alle, die ihm in den Weg kamen, bald mit ſeiner Flinte, bald mit ſeinen Piſtolen; auch iſt das Andenken des Weiſen, des Schützlings Cooks, verflucht auf Wahine.

Neuere Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten.

Die Veränderung, welche im Taiti-Archipel mit den Sitten und Gebräuchen vorgegangen iſt, ſeit die proteſtantiſchen Miſſionäre das Chriſtenthum dort eingeführt haben, iſt ſo groß, daß, mit Ausnahme einiger Gebräuche, welche beſonders unter den wenigen Inſulanern, die den neuen Glauben nicht angenommen haben, noch nicht ausgerottet ſind, diejenigen unſerer Leſer, welche nur Cook und Bougainville kennen, wenn ſie das Nachfolgende leſen, die Beſchreibung eines anderen Landes und die Sitten eines andern Volkes zu leſen glauben werden, ſo ſehr wurde der geſellſchaftliche Zuſtand durch die Miſſionäre der Geſellſchaft von London verändert. Der Götzendienſt beſteht nicht mehr, und die Inſulaner bekennen ſich beinahe ſämmtlich zur chriſtlichen Religion kalviniſtiſchen Bekenntniſſes. Die Frauen kommen nicht mehr an Bord der europäiſchen und amerikaniſchen Schiffe; ſie ſind ſogar ſehr zurückhaltend, wenn man ihnen auf dem Lande begegnet. Die Heirathen werden jezt wie in Europa geſchloſſen, und der König ſelbſt darf nur Eine Frau haben; die Frauen werden an den Tiſch ihrer Männer zugelaſſen; Menſchenopfer finden nicht mehr Statt; die Arreoys-Geſellſchaft beſteht nicht mehr, die beſtändigen Kriege haben aufgehört.

Ehedem waren die Taitier nackt oder beinahe nackt, nun beneiden ſie uns um unſre Kleider, und ſogar um unſere Stiefel und Hüte, obgleich unſere knappen Kleider eine qualvolle Tracht für ſie ſind. Freilich haben ihnen die Miſſionäre, welche die Tättowirung abſchaffen und ſie vielleicht dem engliſchen Handel immer mehr zinsbar machen wollten, dringend empfohlen, den Leib zu bedecken. Einſt waren ein wenig Rhum, Eiſen, Spielereien und einige Glasperlen die einzigen Gegenſtände ihres Ehrgeizes, und für dieſe Kleinigkeiten gaben ſie Alles hin, was ſie Koſtbares hatten. Nun aber bedecken, ſo wie ein europäiſches oder amerikaniſches Schiff in der Bai von Matavai, oder auch auf anderen Rheden des Archipels Anker geworfen hat, die Eingebornen das Verdeck mit Kokosnüſſen,

Bananen, Wurzeln, Waffen, Pagayen (Rudern), Lanzen und hübſchen Muſcheln, um ſie gegen europäiſche Waffen, Pulver, Küchengeräthſchaften, Hemder, Tücher, Tiſchtücher, Servietten, abgetragene Kleider, welche die Mannſchaft oder auch die Gaukler unſerer großen Städte abgelegt haben, einen wahren Trödelkram, auszutauſchen. Die Buden des Tempels oder auch des Marktes von St. Jacque ſind nach Taiti verſezt; auch der Rhum wird nicht vergeſſen. Aber ſie bleiben nicht beim Tauſchhandel ſtehen; auch Silber beginnt zu circuliren, und es wird bei Käufen und Verkäufen, wie im ganzen Orient und in Malaiſien, nach dem ſpaniſchen Piaſter, dem Piaſter mit zwei Säulen gerechnet. Jeder Handel wird vermittelſt des Taio (Freundes), einer Art Beſchützers, mit dem man ſeinen Namen vertauſcht, der euch überall begleitet, euch die Geſchäfte führen hilft, euch Geſchenke macht, und auch annimmt, je nachdem er beſcheiden iſt oder ihr freigebig ſeyd, geführt. Wir wollen eine ſehr anziehende Stelle hierüber aus Kotzebue mittheilen, welche uns zugleich die Miſſionäre und ihre Proſelyten und deren Leidenſchaft für Kleider ſchildern wird.

Kotzebue beſuchte während ſeines Aufenthaltes auf der Inſel den Miſſionär Wilſon, der ihn bewog, dem Gottesdienſte beizuwohnen. „Begierig," ſagt der ruſſiſche Seemann, „die Landesſitten kennen zu lernen, that ich es ſehr gerne. Ein hübſcher, mit Gräben und Kokospalmen beſezter Weg führte von ſeinem Hauſe zu der Kirche, welche 20 Fuß lang und 10 Fuß breit war; die Bauart war dem Klima angemeſſen; breite und große Fenſter ohne Glas, das in dieſem Lande unnütz wäre, laſſen die Luft in das Innere; die Vorderſeite war aus Thon mit Kalk bekleidet, das Dach durch eine Art Binſen gebildet, welche künſtlich mit Blättern bedeckt waren. Ein Glockenthurm war nicht vorhanden; nur die ſchwarzen Holzkreuze des nahen Kirchhofes gaben ihr ein religiöſes Anſehen. In dem großen Saale im Innern war der Mauer entlang eine Reihe von Bänken. Die Kanzel befand ſich in der Mitte der Kirche, ſo daß der Prediger von allen Gläubigen zumal geſehen werden konnte. Als wir ankamen, war der Saal bereits voll, auf einer Seite die Männer, auf der andern die Frauen. — Ungeachtet des Ernſtes dieſer Verſammlung würde jeder Europäer, der die Taitier zum Erſtenmale ſähe, wenn ſie ihren Sonntag feiern, von einer unbezwinglichen Lachluſt befallen werden. Unſere Kleider haben den größten Werth in ihren Augen; ſie ſind ſo ſtolz darauf, als unſere europäiſche Damen nur auf ihre Diamanten und Caſchemirſhawls ſeyn können. Da ſie keinen Begriff von Moden haben, ſo iſt ihnen der Schnitt der Kleider gleichgültig; ſelbſt wenn ſie alt und gebraucht, verflickt und ſogar durchlöchert ſind, erſcheinen ſie ihnen doch elegant und prächtig. Deßhalb verſehen ſich die Matroſen, welche dieſe Schwachheit kennen, mit alten Kleidern, und verkaufen ſie an die Taitier um einen ſehr hohen Preis. Iſt eine vollſtändige Kleidung einem Käufer zu theuer, ſo begnügt er ſich mit einem Theile, woher dann die ſeltſamſten Aufzüge rühren. Einige haben bloß den Uniformsfrack eines engliſchen Soldaten auf dem Leibe; andere nur ein Paar Hoſen oder Ueberrock; viele tragen nur ein Hemd; endlich treiben einige die Kleiderwuth ſo weit, daß ſie ſich in einen großen Tuchmantel hüllen, auf die Gefahr hin, darunter zu erſticken; dabei tragen ſie weder Strümpfe noch Schuhe. Man denke ſich nun den Anblick, den eine Verſammlung von Menſchen mit Fräcken, Kleidern, welche entweder zu kurz oder zu eng, oder an den Nähten aufgeriſſen ſind,

und mit alten nach römiſcher Sitte drapirten Mänteln darbieten muß. — Die Kleidung der Frauen war ebenſo ſeltſam; ſie trugen ſehr kurze, ganz weiße und ſorgfältig gefältelte Mannshemden, welche kaum bis zu den Knieen reichten; einige hatten ein breites Halstuch um die Bruſt geſchlagen, oder hatten ſie ſich auch in Betttücher, wie in einen Mantel, gehüllt. Ihren Kopf, der nach der Mode der Miſſionäre geſchoren war, bedeckte ein kleiner Hut von europäiſchem Zeug und geſchmackloſer Form, der mit Bändern und Blumen, die in Taiti ſelbſt verfertigt werden, beſezt war. Ein buntes baumwollenes Tuch war ſchon ein großer Luxusartikel, und zeugte von großem Wohlſtande des Beſitzers. — Als Wilſon die Kanzel beſtiegen hatte, verneigte er ſich und ſteckte den Kopf in eine große Bibel, welche vor ihm lag; er betete einige Augenblicke, und alle Zuhörer ahmten ſein Beiſpiel nach. Statt der Bibel hatten ſie Geſangbücher in der Hand. Bald darauf ſtimmten ſie einen Geſang an, wobei ſie einander im falſch Singen und Brüllen zu überbieten ſuchten. Wilſon las hierauf einige Kapitel in der Bibel, welche Vorleſung von Zeit zu Zeit durch Kniebeugungen unterbrochen wurde. Die meiſten Anweſenden ſchenkten der Vorleſung eine große Aufmerkſamkeit, ihre Andacht war bewunderungswürdig. Einige junge Mädchen aber, welche hinten ſaßen, und minder eifrig als die anderen waren, lachten und flüſterten unaufhörlich, trotz der ſtrengen Blicke, welche die Miſſionäre auf ſie warfen; ſobald ihnen diese den Rücken gekehrt hatten, trieben ſie es noch ärger. Nachdem Wilſon ſeine Vorleſung beendigt hatte, wurde noch einmal geſungen und damit der Gottesdienſt beſchloſſen. Die Glaubigen entfernten ſich ganz andächtig mit dem Buche unter dem Arme durch eine ſchöne und breite Allee, voll Selbſtgefühl über ihre Kleidung.

„Ich will hier ein Beiſpiel zum Beweiſe anführen, wie weit die Koketterie der Taitierinnen geht. Die königliche Familie, beſtehend aus der Königin und ihren Schweſtern, machte einen Beſuch auf meinem Schiffe. Nachdem ſie es genau beſehen und den Wunſch bezeigt hatten, die koſtbarſten Gegenſtände zu beſitzen, machte der Offizier, der die Prinzeſſinnen empfing, ihnen eine ſehr breite falſche Haarflechte, welche wenigſtens zwei Ellen lang war, zum Geſchenk. Dieſes Geſchenk erregte ihnen die lebhafteſte Freude; ſie theilten es unter einander, und jede zierte ihren Hut damit. Dieſe Mode verbreitete ſich unter den Damen von hohem Range ſo ſchnell, daß diejenigen, welche ſich keine Haare verſchaffen konnten, vor Aerger krank wurden. Die Bitten um Flechten hörten gar nicht auf; je ſeltener die Waare wurde, um ſo begieriger wurden ſie darnach; ein handgroßes Stück verſezte ſie in die größte Freude. Die von ihren Weibern geplagten Männer kamen täglich auf unſer Schiff, und ließen uns keine Ruhe, bis ſie ein Stück falſche Haarflechte erhalten hatten. Man gab uns ein großes Schwein und acht Hühner für eine halbe Elle Flechten. Mein Haus war beſtändig von Leuten belagert, welche ſolche haben wollten; ſie wunderten ſich, daß ein Kapitän wie ich, keinen Vorrath von falſchen Haaren beſitze. Mehrere Taitierinnen fielen in die tiefſte Melancholie, weil ſie keine Flechten bekommen konnten.“

Landbau, Waſſerleitung, Straßen.

Ohne Zweifel iſt die natürliche Fruchtbarkeit des Landes, verbunden mit einem ſanften und heitern Klima, Schuld, daß die Einwohner beinahe

gar Nichts auf dem Felde arbeiten. Es gibt eine Menge mit den reichſten Erzeugniſſen bedeckte Diſtrikte, in welchen man nicht die mindeſte Spur von Arbeit bemerkt. Sie beſorgen nur die Pflanze, aus welcher ſie ihre Zeuge bereiten, und wozu der Saame aus den Gebirgen herbeigeſchafft wird, und das Ava oder den berauſchenden Pfeffer, welchen ſie, wenn er noch jung iſt, mit Brodbaumblättern bedecken, um ihn gegen die Sonne zu ſchützen. Beide Pflanzen halten ſie ſehr reinlich. Indeß dürften ſie die neuen, von den Europäern eingeführten Bedürfniſſe und der Anbau neuer Pflanzen fleißiger machen. Für Jezt beſchäftigen ſich die Inſulaner mit Pala-Pala (Gebeten), Unterricht, Andachtsübungen, Moden und geheimen Vergnügungen unter der ſchwachen Herrſchaft einer Frau und der ſtrengen Zucht der Miſſionäre.

Die Inſel hat ſehr fruchtbare Thäler, aus welchen Bäche gegen das Meer zu fließen; die Eingebornen haben daher mehrere Arten von Schleuſen angebracht, um das Waſſer höher zu ſpannen und es in ihre Taro-Pflanzungen zu leiten, denn der Taro (arum esculentum) erfordert einen ſehr feuchten Boden und will manchmal ganz unter Waſſer geſezt werden.

Eine wahrhaft römiſche Straße, eine große Straße führt beinahe durch die ganze Inſel Taiti. Wenn ein ſolches Bauwerk außerordentlich iſt in einem ſo armen Lande, ſo iſt die Art, wie ſie erbaut wurde noch bewundernswürdiger. „Die Sünden der Taitier,“ ſagt d'Urville, „und die Galanterieen der Taitierinnen haben dieſen Weg geebnet und beſchlagen, und dieſe Gräben gezogen. Sollte man es glauben? Mit den bürgerlichen und religiöſen Strafen wurde ſo ein nützlicher Zweck verbunden. Die Taitier werden weder zu Geld- noch Gefängniß-Strafen, noch zu den Galeeren verurtheilt, ſondern zu einer Art Frohne, zur Straßenarbeit. Die Arbeit iſt dem Verbrechen angemeſſen, und beträgt zwei bis hundert Toiſen Weges. Der Schuldige iſt gehalten, dieſe Arbeit entweder ſelbſt, oder durch ſeine Diener oder Freunde auszuführen. So haben nur die Armen keine Helfer. Ein Herr, ein Gutsbeſitzer läßt ſeine Bedienten arbeiten, ein Mädchen ſeine Anbeter. Nur die alten und häßlichen unter den Weibern und die armen unter den Männern müſſen ſich der Strafe perſönlich unterziehen. In kurzer Zeit hatte ſich der Unterſchied der Klaſſen auf dem polyneſiſchen Boden feſtgeſtellt. Dieſe Art, aus den Fehlern Nutzen zu ziehen, wäre gut geweſen, wenn keine Uebertreibung dabei Statt gefunden hätte. Um eine größere Zahl von Verbrechern zu bekommen, hatten die Miſſionäre ein Spionirſyſtem in dem Lande organiſirt, wodurch der Heuchelei und der Lüge Vorſchub geleiſtet wurde. Seitdem hat die übermäßige Strenge eine Erſchlaffung nach ſich gezogen; man verbirgt ſich, um zu ſündigen, ſündigt aber nur deſto mehr. Herren von Taiti und unumſchränkte Gebieter der Gewiſſen und Handlungen, hätten die Miſſionäre dieſe Gewalt lange bewahren können, wenn ſie dieſelbe nicht mißbraucht hätten; nun iſt ſie durch ihre eigene Schuld im Abnehmen begriffen.“

Piroguen, Fiſchfang und Schwimmen.

Die Piroguen der Taitier waren und ſind noch von verſchiedener Gattung. Einige beſtehen aus einem einzigen Baumſtamme, und können zwei bis ſechs Menſchen tragen; ſie werden vornehmlich zum Fiſchfange gebraucht. Andere ſind aus ſehr geſchickt mit einander verbundenen Brettern erbaut; ſie ſind mehr oder minder groß, und können zehn bis vierzig

Menſchen faſſen. Gewöhnlich befeſtigen ſie zwei an einander, und errichten zwiſchen beiden Einen, bisweilen auch zwei Maſte. Die einfachen Piroguen haben bloß einen Maſt in der Mitte, und einen Balancirer auf Einer Seite. Mit dieſen Schiffen fahren ſie ziemlich weit in das Meer hinaus, und wahrſcheinlich bis zu andern Inſeln, von welchen ſie Platanenfrüchte, Bananen und Ignamen holen, welche dort, wie es ſcheint, häufiger ſind, als auf Taiti. Auch haben ſie noch eine andere Art von Piroguen, welche zu Luſtbarkeiten und Feſten beſtimmt ſind. Es ſind große Fahrzeuge ohne Segel, und haben ungefähr die Geſtalt venetianiſcher Gondeln, in der Mitte eine Art Dach, unter oder auf welches man ſich ſezt. Wollen ſie eine Pirogue erbauen, ſo ſpalten ſie einen Baum in ſo dünne Bretter, als nur immer möglich iſt, und aus dieſen Brettern wird ſie dann zuſammengeſezt. Den Baum hauen ſie zuerſt mit einem Beile aus einem harten grünlichen Steine um, an den ſie ſehr geſchickt einen Stiel anzubringen wiſſen. Hernach ſchneiden ſie den Stamm ſo lang ab, als die Bretter werden ſollen, und brennen ein Ende an, bis es aufzureißen anfängt, dann ſpalten ſie ihn mit Keilen von hartem Holze. Einige dieſer Bretter ſind 2 Fuß breit und 15—20 Fuß lang. Die Kanten derſelben ebnen ſie mit kleinen ſteinernen Beilen. Bisweilen arbeiten 6—8 Männer an einem einzigen Brette. Da ihre Werkzeuge bald ſtumpf werden, ſo hat jeder Arbeiter eine Kokosnußſchale mit Waſſer bei ſich und einen glatten Stein, an welchem er ſein Beil beinahe alle Minuten ſchärft. Die Bretter ſind gewöhnlich einen Zoll dick. Um dieſelben an einander zu befeſtigen, machen ſie mit einem an einen Stab befeſtigten Knochen, der ihnen als Bohrer dient, Löcher; ſeit ihnen aber die Europäer Nägel gebracht haben, nach welchen ſie ſehr begierig ſind, bedienen ſie ſich derſelben mit Vortheil. Durch dieſe Löcher ziehen ſie ein geflochtenes Seil, welches ein Brett feſt mit dem andern verbindet; die Spalten werden mit trockenen Binſen kalfatert, und die Außenwand des Schiffes mit einem Gummi überzogen, den einige Bäume liefern, und der ſehr gut die Stelle des Peches vertritt. Das Holz, deſſen ſie ſich zu ihren großen Piroguen bedienen, kommt von einer Art ſehr geraden Apfelbaumes, welcher eine beträchtliche Höhe erreicht. Es gibt welche, die am Stamme einen Umfang von acht Fuß, und oben an den Zweigen von 24—30 Fuß haben. Die kleinſten Piroguen ſind nur der hohle Stamm eines Brodbaumes, welcher noch leichter und ſchwammiger iſt, als der ſchon ſehr leichte und ſchwammige Apfelbaum.

Der Hauptfluß führt Fiſche von verſchiedenen Gattungen und unweit der Küſte ſchöne Krebſe. Die Eingebornen fiſchen mit Leinen und Angeln, von Perlmutter und mit Seepapagayen, welche ſie ſo leidenſchaftlich lieben, daß ſie dieſelben um keinen Preis an Fremde verkaufen wollen. Auch haben ſie ſehr große Netze mit kleinen Maſchen, womit ſie gewiſſe Fiſche von der Größe der Sardellen fangen.

In der Schwimmkunſt ſind ſie Meiſter; ſie durchſchneiden die Wellen mit bewunderungswürdiger Kraft und Geſchicklichkeit. Um der geringfügigſten Urſache willen verlaſſen ſie ihre Piroguen, tauchen unter, und begeben ſich auf andere entfernte Fahrzeuge. Man ſah ſogar Frauen, welche Kinder an der Bruſt trugen, ſich in die Wellen ſtürzen, wenn die Brandung zu ſtark war, als daß ſie auf ihren Piroguen das Ufer erreichen

konnten, und eine bedeutende Strecke weit ſchwimmen, ohne daß ihren armen Kindern das geringſte Leid geſchah.

Sprache, Poeſie, Muſik.

Alle Reiſenden behaupten, die Sprache dieſer Inſulaner ſey leicht zu erlernen. Es findet ſich in ihr kein ſcharfer und ziſchender Konſonant, weil ſich alle Wörter auf einen Vokal endigen, wodurch ſie ausnehmend ſanft wird. Man bedarf ein feines Ohr, um die zahlreichen Modifikationen ihrer Vokale zu unterſcheiden, welche dem Ausdruck eine ausnehmende Feinheit verleihen. O und E ſind die Artikel für ihre meiſten Hauptwörter. Die einzige auffallende Schwierigkeit iſt die, daß Hauptwörter und Zeitwörter ſich ſo wenig beugen laſſen. Ihre Sprache hat wenig Hauptwörter, welche mehr als Einen Fall haben, und wenig Zeitwörter, welche mehr als Eine Zeit haben. Deſſen ungeachtet verbinden ſie mit ihren Worten ſo ausdrucksvolle Gebärden, daß ein Fremder leicht verſtehen kann, was ſie ſagen wollen. Die Miſſionäre haben ihre Sprache ſchwer gefunden.

Das Taitiſche iſt nur ein polyneſiſcher Dialekt, und zwar einer der minder reicheren, wegen der Unvollkommenheit mehrerer Gleichlaute. Wirklich ſind die einzigen artikulirten Konſonanten im Taitiſchen b, d, f, m, n, p, r, t und v. Dieſer Mangel vermehrt die Vokale, und macht die Sprache ſchwerer für einen Fremden, weil ein Wort zwanzig verſchiedene Gegenſtände bezeichnet. Nur an dem Accent erkennt man die verſchiedene Bedeutung. Ungeachtet dieſer Mängel hat die taitiſche Sprache Schwung und Energie; ſie hat den wilden Rednern von Papara mehr als einmal einen mächtigen Einfluß über eine Verſammlung gewährt. Uebrigens hat man über den Mechanismus der polyneſiſchen Idiome noch Vieles zu erlernen.

Wenn die erſten Seefahrer uns einige der poetiſchen Ergüſſe der Taitier hätten aufbewahren können, ſo würden wir ohne Zweifel den Reiz darin finden, welchen die Natur über dieſe Gegenden ausgegoſſen hat, die nach einem Virgil rufen. Eine Sprache, die ſo ſanft iſt, daß ſie nicht harte Laute genug hat, um die Namen der Engländer auszudrücken, war wohl nicht dazu beſtimmt, tiefe oder energiſche Ideen auszudrücken, aber ſie beſaß wohl eine bewundernswürdige Fähigkeit, anakreontiſche Scenen zu malen. Ihre Verſe ſind in regelmäßige Füße abgetheilt; ſie deklamiren ſie nicht, ſondern ſie haben eine Art Geſangſprache; wie die Italiener improviſiren ſie gewöhnlich. Oturu brachte Alles, was er auf der Reiſe Bougainville's Merkwürdiges ſah, in wohlklingende Strophen. Er bediente ſich ſolcher Ausdrücke, welche allein für die Poeſie beſtimmt waren, und die Sprache muß reichhaltig ſeyn, weil ſie ſo viel neue Gegenſtände beſchreiben konnte. Cook berichtet uns, die Reden einiger Häuptlinge dieſes Archipels ſeyen eine Art von Gedichten, und die Frauen an Bord ſeines Schiffes feiern den Aufgang des Tagesgeſtirnes mit harmoniſchen Verſen.

Obgleich die Poeſie der Taitier beinahe immer die Liebe und das Vergnügen zum Gegenſtande hatte, ſo beſangen ſie doch auch ihre Arbeiten im Frieden, ihre Siege im Kriege, ihre Reiſen in benachbarte Länder und die Vorzüge ihrer Inſel vor anderen Ländern. Wenn dieſe einfachen Menſchen die Muſik der Europäer hörten, ſo zeigten ſie eine Art Abneigung gegen

gelehrte Compoſitionen; indeſſen machte ihnen, wie es ſcheint, die Melodie einiger unſerer Inſtrumente, wenn ſie Gelegenheit hatten, ſie ohne den ganzen Lärm eines donnernden Orcheſters zu hören, großes Vergnügen.

Die Inſulaner haben die muſikaliſche Kunſt nicht auf einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, als andere Kenntniſſe. Sie ſpielen eine Bambusflöte mit drei Löchern, dieſe blaſen ſie mit der Naſe, während andere Eingeborne ſingen. Ihre ganze Vokal- und Inſtrumental-Muſik beſteht aus vier Noten; denn es ſind weder Töne noch halbe Töne. Dieſe Noten ohne Mannigfaltigkeit und Ordnung bringen nur ein eintöniges Sumſen hervor, welches das Ohr zwar nicht durch Mißtöne beleidigt, aber auch keinen angenehmen Eindruck hervorbringt. Ueberraſchend iſt es, daß der Geſchmack an der Muſik ſo allgemein auf der Erde iſt, während die Ideen von Harmonie unter den verſchiedenen Völkern ſo verſchieden ſind. Die Taitier haben auch eine Art Trommeln, die ſie mit Händen und Fingern, anſtatt mit Schlägeln, ſpielen. Bemerkenswerth iſt, daß die Inſulaner bei ihren Tänzen mit eben ſo viel Genauigkeit Takt halten, als unſere beſten Tänzer auf europäiſchen Theatern. Wir haben in unſerem allgemeinen Gemälde von Oceanien eine Probe eines taitiſchen Muſikſtückes gegeben.

Einführung des Chriſtenthums.

Nach einem der vierzehnten Verſammlung der kalviniſtiſchen Miſſionsgeſellſchaft zu London im Monat Mai 1808 erſtatteten Bericht machten die Eingebornen Anfangs einige Fortſchritte in nützlichen Handwerken; aber noch hatten die Miſſionäre keine Proſelyten für das Chriſtenthum gewonnen. In einem Schreiben tröſteten die Miſſionäre über dieſen widrigen Zufall mit der ganz orthodoxen Betrachtung, „daß, wenn es dem Herrn gefalle, ſeinen Geiſt über das Volk auszugießen, das Werk glücklich von Statten gehen würde.“ Sie verwunderten ſich, wie ſchnell und leicht die Taitier die Dogmen von der Verderbniß der menſchlichen Natur, von dem Zorn Gottes gegen die Sünder, von der Nothwendigkeit einer Verſöhnung und der Unſterblichkeit der Seele annahmen, während ſie das Dogma von der Auferſtehung nicht anerkennen wollten. Die Miſſionäre beſchäftigten ſich eifrig mit dem Studium der taitiſchen Sprache, welche ſie nach eigener Erfahrung für ſehr ſchwer halten. Sie haben eine Sammlung von ungefähr 200,000 Wörtern, mehr als 500 Namen von Bäumen, Vögeln, Inſekten, Fiſchen u. ſ. w. ungerechnet, ſammt einem Verſuch einer taitiſchen Grammatik nach England geſchickt. Auch haben ſie einige kurze Gebetsformeln und einen Abriß der heiligen Geſchichte zum Gebrauche der Eingebornen verfaßt.

Pomare, König von Taiti, wurde glücklicherweiſe der Beſchützer der Miſſionäre: nachdem er ſeine Mutterſprache ſchreiben gelernt hatte, richtete er an die Direktoren der Miſſionsgeſellſchaft einen Brief, von welchem wir hier eine Ueberſetzung geben:

Matavai, Taiti, 1. Januar 1807.

„Meine Freunde, ich wünſche euch allen Segen in eurem Lande, und viel Glück bei Erleuchtung dieſes gottloſen, verkehrten und elenden Landes, dieſes Landes, welches keine Tugend kennt, dieſes Landes, welches Nichts von dem wahren Gotte weiß, dieſes verworfenen Landes.

„Meine Freunde, ich wünſche euch Geſundheit und Glück; möchte ich auch leben und möchte Jehova uns alle retten.

„Meine Freunde, auf euren an mich gelangten Brief erwidere ich, daß ich allen euren Wünſchen vollſtändig beitrete, und daß ich deßhalb Oro (ſeinen Hauptgötzen) nach Raiatea verbannen werde.

„Meine Freunde, ich bin alſo ein Glaubiger und werde euren Worten gehorchen.

„Meine Freunde, ich hoffe, daß ihr auch meine Bitte bewilligen werdet: ich wünſche nämlich, daß ihr recht viele Männer, Frauen und Kinder hieher ſchicken möchtet.

„Meine Freunde, ſchickt uns auch Kleider, daß wir die engliſche Tracht annehmen können.

„Meine Freunde, ſchickt uns auch eine Anzahl Musketen und Pulver; denn die Kriege ſind häufig in dieſem Lande, und wenn ich ſtürbe, hättet ihr nichts mehr auf Taiti. Kommt nicht hieher, wenn ich geſtorben ſeyn werde. Taiti iſt ein verödetes Land; wenn ich meiner Krankheit erliegen ſollte, kommet nicht mehr hieher. Ich wünſche auch, daß ihr mir alle ſeltenen Gegenſtände, welche ihr in England habet, ſchicken möchtet; ſchicket mir Alles, was man zum Schreiben braucht: Papier und Federn im Ueberfluß; laſſet es mir nicht an Schreibmaterialien mangeln.

„Meine Freunde, ich ſchließe, und habe euch um Nichts mehr zu bitten. Was euren Wunſch betrifft, die Taitier zu unterrichten, ſo gebe ich dazu meine volle Zuſtimmung. Es iſt gewöhnlich bei den Völkern im Anfange Nichts zu thun; aber eure Abſicht iſt gut, und ich ſtimme ihr vollkommen bei, und werde alle üblen Gewohnheiten ablegen.

„Was ich euch ſage, iſt Wahrheit und keine Lüge. Es iſt die reine Wahrheit.

„Das iſt Alles, was ich euch zu ſchreiben habe. Ich ſchließe.

„Meine Freunde, ſchreibet mir, damit ich wiſſe, was ihr mir zu ſagen habt.

„Ich wünſche euch Leben und allen Segen; möchte ich auch leben, und möchte Jehova uns Alle retten!

„Pomare, König von Taiti.

„An meine Freunde, die Miſſions-Geſellſchaft zu London.“

Ungeſtört verkündigen nun die engliſchen Miſſionäre auf Taiti, Eimeo und Bora-Bora die ſanften Worte des Evangeliums an den Orten, wo man jüngſt noch die Seufzer von Menſchenopfern und das Geſchrei der um den blutigen Altar ſich ſammelnden Raubvögel hörte. Friede und Sittlichkeit herrſcht in jenen lachenden Gefilden, wo jüngſt noch ein Sklavenvolk ſeine in grobe Sinnlichkeit verſunkene Herren ernähren mußte. Schon macht ſich das Bedürfniß nach edleren Vergnügungen fühlbar; das verſammelte Volk hört den Erzählungen ſeiner kaum aufgeſtandenen Geſchichtſchreiber zu. Hirtengedichte erheitern die Muße dieſer von der Natur begünſtigten Kinder. Die Sprache wird bereichert und ausgebildet; der König Pomare hat auf Palmblätter das erſte Wörterbuch der taitiſchen Sprache und einen Theil der Bibel geſchrieben. Die Miſſionäre, die Gründer dieſes neuen Staates, könnten den Wiſſenſchaften einen großen Dienſt leiſten, wenn ſie alle Aufſchlüſſe, welche die Bewohner Polyneſiens beſitzen, ſammeln können; beſonders wenn alle einheimiſchen Namen der Völker geſammelt würden, dürfte man hoffen, das Cipangu und das Pravis Sumbdi

des unſterblichen Magellan wieder zu gewinnen, denn dieſe Namen ſind wahrſcheinlich eine Verfälſchung desjenigen, welchen Magellan ihnen gab, obgleich Pigafetta's Bericht Nichts davon erwähnt. Schon hat der gelehrte und achtungswerthe Miſſionär Ellis ein ſehr merkwürdiges Werk unter dem Titel Recherches polynesiennes herausgegeben.

Sehr viele Taitier können nun leſen und ſchreiben. Sie beſitzen, ſagt Duperry mehrere in ihre Sprache überſezte und zu Taiti, Raiatea und Eimeo gedruckte religiöſe Schriften.

Seit der Bekehrung Pomare's ſind 70 ziemlich ſchöne Kirchen gebaut worden, und das ganze Volk begibt ſich zweimal wöchentlich mit großer Andacht dahin, um den Prediger zu hören. Oft ſieht man mehrere Individuen die intereſſanteſten Stellen der Predigt niederſchreiben.

Der ehrwürdige Williams, ehemaliger Miſſionär auf den Taiti-Inſeln, hielt bei ſeiner Rückkehr nach England in der lezten Generalverſammlung der Miſſionsgeſellſchaft von London am 12. Mai 1835 eine Rede, deren wichtigſte Stellen wir gerne ausheben, da ſie eines der Hauptereigniſſe bei Einführung des Chriſtenthums auf dieſen Inſeln in einem neuen und intereſſanten Lichte darſtellt; er drückte ſich folgendermaßen aus:

„Die Reiſen der franzöſiſchen Seemänner Bougainville und La Perouſe und der engliſchen Kapitäne Wallis und Cook hatten einen rein wiſſenſchaftlichen Charakter; ihr einziger Zweck war, die Naturgeſchichte und Geographie durch neue Entdeckungen in einem bisher beinahe unbekannten Theile der Erde zu bereichern, und man muß geſtehen, daß die Unternehmungen dieſer berühmten Seemänner mit ſeltener Geſchicklichkeit und ausgezeichnetem Muthe geführt wurden. Indeß haben dieſe in ſo mancher Hinſicht bewunderungswürdigen Männer zur Verbeſſerung des Zuſtandes der wilden Bewohner der von ihnen erforſchten Gegenden Nichts gethan, ja nicht einmal Etwas unternommen; und wenn ihnen die Miſſionäre nicht gefolgt wären, um die Segnungen des Evangeliums zu verbreiten, ſo müßten die Malaien der Südſeeinſeln den Tag, an welchem der Fuß ſogenannter civiliſirter Menſchen ſeine erſte Spur in den Sand ihrer Ufer drückte, eher verfluchen, als ſegnen. — Die chriſtliche Miſſion im ſtillen Ocean hatte Anfangs mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gott ſchien alle Hoffnungen ſeines Volkes vereiteln zu wollen. Die Miſſion auf den Marquiſen-Inſeln war geſcheitert; die Miſſionäre auf Tongatabu waren ermordet, die auf Taiti genöthigt worden, ſich nach Neuſüdwales zu flüchten, um dem Kriegselend zu entgehen, ſo daß in wenigen Jahren alle Spuren der von den evangeliſchen Kirchen Englands in den ſtillen Ocean geſandten Miſſion verſchwunden waren. Die Feindſeligkeiten hatten aufgehört. Pomare II. lud die Miſſionäre zur Rückkehr ein; dieſe entſprachen ſogleich ſeinem Wunſche und begannen ihre Arbeit wieder mit Eifer, aber ohne Erfolg und ohne die geringſte Ausſicht, daß ihre Bemühungen bald Früchte tragen würden. In London herrſchte gänzliche Entmuthigung, und ſchon mehrere Male hatten die Direktoren der Geſellſchaft die Frage, ob die Miſſion zu verlaſſen, ernſtlich verhandelt. Sie würden ohne Zweifel endlich dieſen Schritt gethan haben, ohne die reichen und freigebigen Beiträge des verſtorbenen Dr. Haweis und die energiſchen Vorſtellungen des verſtorbenen ehrwürdigen Wilks, welcher mit dem ihm eigenen Eifer erklärte, daß er lieber die Kleider vom Leibe verkaufen, als in Aufhebung dieſer Miſſion willigen würde, und der zugleich vorſchlug,

man ſolle, anſtatt die Miſſionäre nach Europa zurückzurufen, beſondere Gebete zu ihren Gunſten an Gott richten. Von dieſem Augenblicke an änderte ſich die Geſtalt der Sachen völlig; denn während die Chriſten in England den Thron der Barmherzigkeit mit ihren flehentlichen Bitten umlagerten, entſprach Gott ihren Wünſchen im ſtillen Ocean wunderbar und merkwürdig. Das Schiff, das von London den Miſſionären Ermuthigungsſchreiben überbringen ſollte, begegnete auf dem Wege demjenigen, welches von Taiti unter Segel gegangen war und nicht blos die freudige Botſchaft von dem Sturze des Götzendienſtes auf den Geſellſchaftsinſeln nach England brachte, ſondern auch noch als einen Theil ſeiner Ladung die Götzen an Bord hatte, welche das kurz noch heidniſche Volk verworfen hatte, und die man noch jezt in dem Miſſionsmuſeum der Geſellſchaft ſehen kann. Herrliches Beiſpiel von der Macht des Gebetes und der Treue Gottes in ſeinen Verheißungen!

„Die Umſtände, welche den Anfang dieſes glorreichen Werkes vorbereitet haben, ſind beſonders merkwürdig; ich will nur ein Beiſpiel anführen. Wie der Herr zur Ausgießung ſeines Geiſtes über die erſte Kirche in ſeiner weiſen Vorſicht den Tag des Pfingſtfeſtes gewählt, wo Parther, Meder, Bewohner Meſopotamiens und anderer Gegenden des römiſchen Reiches zu Jeruſalem verſammelt waren, ſo erwartete er, um zum erſten Male die Macht ſeiner Gnade im Südmeere ausbrechen zu laſſen, einen Zeitpunkt, wo die meiſten Häuptlinge und Krieger der umliegenden Inſeln auf Taiti verſammelt waren. Sie hatten ſich in der Abſicht dahin begeben, zur Wiedereinſetzung Pomare's in die Regierung dieſer Inſel mitzuwirken, und in dieſem merkwürdigen Zeitpunkte erfuhren ſie den mächtigen Einfluß des Evangeliums an ſich. Sodann ſah man ſie nach Hauſe zurückkehren, nicht wie einſt, beladen mit den verſtümmelten Leichnamen ihrer in der Schlacht getödteten Feinde, welche ſie gewöhnlich ihren Göttern in der Abſicht darbrachten, ſie zufrieden zu ſtellen, ſondern als Ueberbringer der frohen Botſchaft, des Friedensevangeliums zu ihren noch heidniſchen Landsleuten. Als Tamatu bei der Rückkehr von dieſem Zuge an der Spitze ſeiner Krieger auf ſeiner Inſel landete, ſammelte ſich eine große Menge Volkes auf dem Ufer, um ihm zu ſeiner glücklichen Ankunft Glück zu wünſchen, beſonders bemerkte man die Prieſter unter der Menge; ſie liefen von allen Seiten herbei, und indem ſie die Sieger im Namen der Götter begrüßten, drückten ſie ganz laut die Hoffnung aus, zahlreiche Schlachtopfer in ihre Hände zu bekommen. Stellen Sie ſich, meine Herren, ein ſolches Schauſpiel vor. Der König befahl einem ſeiner Herolde, ſich auf den höchſten Theil eines Kriegskanots zu ſtellen, den Prieſtern zuerſt ihre Grüße zurückzugeben, und hernach auf ihre Forderung zu antworten. Aber was war die Antwort? dieſe:

„Wir haben keine Schlachtopfer mitgebracht, wir ſind alle Verehrer des wahren lebendigen Gottes geworden; wir ſind alle Glaubige.“ Hernach hob der Herold die Elementarbücher, welche die Miſſionäre für ſie geſchrieben hatten (denn um dieſe Zeit gab es noch keine Druckerei auf der Inſel), in die Höhe und fügte hinzu: „Hier ſind die Opfer, welche wir mitbringen; hier ſind die Trophäen, welche wir erobert haben.“

„Sogleich wurde eine Verſammlung zuſammenberufen, in welcher der Häuptling und ſeine Leute den Bewohnern der Inſel einmüthig erklärten, daß ſie Chriſten geworden ſeyen, und ſie einluden, ihrem Beiſpiele zu folgen. Ungefähr ein Drittel der anweſenden Eingebornen trat dieſem

Vorſchlag bei; die beiden anderen Drittel ſprachen den Wunſch aus, ihre bisherige Religion beizubehalten. Bald darauf wurde der Häuptling krank und war dem Tode nahe. Je mehr die Krankheit ſich verſchlimmerte, um ſo mehr hob ſich der Muth der Heiden, und ſie ſchienen zu triumphiren, die Chriſten dagegen beſchäftigten ſich nur mit Beten; aber der Zuſtand des Häuptlings beſſerte ſich nicht, ſondern verſchlimmerte ſich immer mehr. Da gab ihnen bei einer gemeinſchaftlichen Andacht ein Chriſt, der zuvor einer ihrer muthigſten Krieger geweſen war, den Gedanken ein, Gott habe ihren Häuptling wahrſcheinlich deßwegen mit einer ſo ſchweren Krankheit heimgeſucht, weil ſie es verſäumt hätten, Oro, ihren Hauptgötzen, zu zerſtören (denn bei einem Volke, das erſt aus dem tiefſten Abgrund der Barbarei hervorgetreten iſt, darf man nicht erwarten, daß es allen Aberglauben in Einem Augenblicke ablege), und machte ihnen den Vorſchlag, Oro, ſogleich umzuſtürzen und den großen Morai, wo der Götze aufgeſtellt war, zu vernichten. Nach kurzer Berathung wurde der Vorſchlag angenommen, und ſogleich begaben ſie ſich an den Ort, wo der Sitz des Götzendienſtes in dieſem Theile der Welt vor; ſie ſtürzten den Götzen von ſeinem Fußgeſtelle herab, ſteckten ſeinen Tempel in Brand und hieben die Bäume um, an deren Zweigen man gewöhnlich die Schlachtopfer aufgehängt hatte. Ich will nicht darüber entſcheiden, ob man die günſtige Wendung, welche die Krankheit des Häuptlings nahm, der Macht der Einbildungskraft, die auf ſeine Seele wirkte, oder der göttlichen Vorſehung, welche es für gut hielt, in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte einzuſchreiten, zuſchreiben, oder ob man darin nur ein natürliches Zuſammentreffen zweier von einander unabhängiger Ereigniſſe ſehen muß. Soviel iſt gewiß, daß es von dieſem Augenblicke an mit der Geſundheit des Häuptlings beſſer ging, und er vierzehn Tage oder drei Wochen nachher vollkommen wiederhergeſtellt war. Dieſer Ausgang des Ereigniſſes, den ſie keineswegs erwartet hatten, erbitterte die Heiden ſo ſehr, daß ſie beſchloſſen, den Chriſten den Krieg zu erklären und ſie alle auszurotten. Zu dem Ende ſandten ſie Boten an den Häuptling der benachbarten Inſel Tahaa mit der Bitte, mit ſeinen Kriegern zu erſcheinen, ſich an ihre Spitze zu ſtellen und ihnen bei Ausrottung der Chriſten beizuſtehen. Sie errichteten ein großes Haus und umgaben es mit Kokos- und Brodbäumen; in dieſes wollten ſie die Chriſten einſchließen und lebendig verbrennen. Auch Lanzen nahmen ſie mit, mit denen ſie ihre Feinde durchbohren wollten. Erſchrocken über dieſe Rüſtungen ſandten die Häuptlinge der chriſtlichen Partei zu wiederholten Malen Geſandte, um Frieden zu bitten; allein ſie erhielten zur Antwort: „Für Menſchen, welche die Götter verbrannt hätten, gebe es keinen Frieden; ſie müßten ſelbſt das Feuer fühlen, das ſie an den Tempel Oro's gelegt hätten.“ Zuletzt ſandte der König ſogar ſeine eigene Tochter an ſie ab; aber ſie konnte nicht mehr auswirken als die andern Abgeordneten, und erhielt die nämliche Antwort.

„Der Krieg war alſo unvermeidlich geworden, und am folgenden Morgen ſollten die Chriſten angegriffen werden. Von Diſtrikt zu Diſtrikt hatten ſie ſich an einen Ort zurückgezogen, von wo aus ſie nicht mehr weiter konnten; die Nacht vor der Schlacht brachten ſie in größter Unruhe hin; aber welcher Unterſchied in der Haltung beider Lager! Während die Heiden, nur auf das Geſchrei ihrer Prieſter hörend, allen möglichen Ausſchweifungen und dem Tanze ſich hingaben und ſo den Triumph, den ſie davon

zu tragen ſich ſchmeichelten, zum Voraus feierten, brachten die Chriſten, die ſich hinter einer in der Eile aufgeworfenen Verſchanzung gelagert hatten, die Nacht im Gebete zu. Bei Tagesanbruch nahte der Feind mit fliegenden Fahnen und unter fürchterlichem Geſchrei heran; da aber zwiſchen dem Lager der Chriſten und dem Orte, wo ſie landen wollten, eine lange Sandbank lag, ſo konnten ſie erſt eine halbe Meile von da ans Land ſteigen. Sobald die Chriſten ſie anſichtig wurden, und ehe die Heiden gelandet hatten, wandte ſich einer von ihnen, ein ausgezeichneter Krieger, an den Häuptling, mit den Worten: „Erlaube, daß ich alle Krieger nehme, und mit ihnen den Feind angreiſe, ehe er Zeit gewinnt, ſich nach der Landung zu ſammeln; vielleicht wird ſich ihrer in dem Augenblicke der Unordnung und Verwirrung der Schrecken bemächtigen, und Gott wird ſo unſre Befreiung bewerkſtelligen.“ Nach kurzer Ueberlegung wurde der Plan angenommen. „Aber,“ verſezte der Häuptling, „ehe ihr abgeht, wollen wir uns zum Gebet vereinigen.“ Auf der Stelle warfen ſich Männer, Weiber und Kinder außerhalb des Steinwalles auf die Kniee, und der König bat den Gott Jakobs, ihr Haupt in der Stunde der Schlacht zu beſchützen; endlich ſagte er zu dem kleinen Haufen ſeiner Getreuen: „Gehet nun, und Jeſus ſey mit euch!“ Um nicht geſehen zu werden, machten ſie zum Landungsort der Feinde einen Umweg; und da die erſteren auf einen ſo unerwarteten und ſchnellen Angriff nicht gefaßt waren, wurden ſie von einem ſo paniſchen Schrecken ergriffen, daß ſie ihre Waffen wegwarfen, und nur auf die Flucht dachten; Einige kletterten auf die Bäume, Andere flohen in die Gebirge, darauf gefaßt, von den Chriſten ebenſo niedergemacht zu werden, wie ſie ſelbſt hatten mit ihnen verfahren wollen. Als ſie aber von ihren Verſtecken aus ſahen, daß die Chriſten den in ihre Hände gefallenen Gefangenen kein Leid zufügten, riefen ſie aus dem Gebüſch oder vom Gipfel der Bäume: „Wir ſind hier, ſchonet unſer Leben um der Liebe Jeſu, eures neuen Gottes willen!“ Den ganzen Tag hindurch ſuchte man die Gefangenen auf und führte ſie zu dem Häuptling, der auf einer Anhöhe ſtand, wo er einige Stunden zuvor ſeine kleine Truppe dem Schutze und der Obhut Jehova's empfohlen hatte. Ein Herold ſtand auf ſeiner Seite, und ſo wie einer oder mehrere Flüchtlinge vor den König gebracht wurden, rief er laut: „Seyd willkommen! ſeyd willkommen! ihr ſeyd gerettet durch Jeſum und den Einfluß der Religion der Liebe, zu welcher wir uns bekannt haben;“ und anſtatt ſie zu mißhandeln, wie ſie hätten erwarten können, bereitete man ihnen ein Feſt; man gab ihnen zu eſſen; allein ſie konnten kaum einige Nahrung zu ſich nehmen, ſo ſehr waren ſie durch die Ereigniſſe des Tages verwirrt und beſchäftigt. Während ſie bei Tiſche ſaßen, erhob ſich ein Heide und nahm das Wort: „Jeder folge meiner Anſicht; ich für meinen Theil erkläre, daß ich entſchloſſen bin, von Nun an bis zu meinem Tode nicht mehr den Göttern zu dienen, welche uns in der Stunde der Gefahr nicht beſchützen konnten; wir waren viermal ſtärker, als dieſe Glaubigen, und doch haben ſie uns ohne Mühe beſiegt. Jehova iſt der wahre Gott. Hätten wir geſiegt, ſo würden wir ſie in dem Hauſe verbrannt haben, welches wir ausdrücklich dazu erbaut haben. Sie aber haben weder uns, noch unſeren Weibern, noch unſeren Kindern ein Leid zugefügt; im Gegentheil, ſie haben uns dieß prächtige Mahl bereitet. Ihre Religion iſt eine Religion der Barmherzigkeit. Ich will mich an ſie anſchließen.“ Alle Anweſenden ſtimmten ihm ſogleich bei, und ich kann

verſichern, daß am nämlichen Abend die Heiden in Verbindung mit den Chriſten ihre Kniee vor Jehova beugten, und ihm für den Sieg dankten, den er ſeinem Volke gegeben hatte. Am folgenden Tage, ſogleich nach dem Morgengebet, gingen Heiden und Chriſten unter einander in verſchiedenen Richtungen ab, um jede Spur des Götzendienſtes auf Tahaa und Raiatea gänzlich zu vertilgen. Drei Tage nach dieſer denkwürdigen Schlacht war nicht ein einziger Götzendiener mehr auf beiden Inſeln, und die beiden Häuptlinge hatten ein Bündniß geſchloſſen, deſſen Zweck dahin ging, allen ihren Einfluß zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion anzuwenden. Man hat uns den Vorwurf gemacht, wir hätten unſre Zuflucht zur bürgerlichen Gewalt genommen, um das Chriſtenthum einzuführen und zu befeſtigen. Ich widerſpreche Dem feierlich. Wir haben kein anderes Mittel gebraucht, als den Einfluß des Beiſpieles der Häuptlinge. Man wird in dem ganzen Geſetzbuche der Eingebornen keinen einzigen Artikel finden, durch welchen es ausgeſprochen iſt, daß die chriſtliche Religion die Religion der Inſel ſey, nur Das glaubten wir durch die Geſetze empfehlen zu müſſen, daß am Sonntage jede Arbeit ruhen ſoll. Aber was wir nicht thun wollten, das haben die Häuptlinge ſelbſt gethan. Einer von ihnen empfahl ſterbend die chriſtliche Religion, und rief: „Wer wird uns ſcheiden von der Liebe Jeſu Chriſti?“ Zeigte ſich nicht in dieſem ganzen Werke der Finger der göttlichen Vorſehung im herrlichſten Lichte? und dürfen die Chriſten hierin nicht unläugbar die Aufmunterung erkennen, es mit heiligem Vertrauen fortzuſetzen?

„Um eine Vorſtellung von den Segnungen zu geben, welche das Chriſtenthum dieſem Volke gebracht hat, will ich nur Ein Beiſpiel anführen, nämlich eine Verſammlung der Miſſionen, deren Mitarbeiter ich zu ſeyn das Glück habe. Es war einer jener ſchönen wolkenloſen Tage, die im ſtillen Ocean nicht ſelten ſind: kaum hatte ſich die Sonne in ihrer majeſtätiſchen Pracht erhoben, als ſich ſchon eine Menge Eingeborner verſammelte, um Gott um ſeinen Segen für den feſtlichen Tag anzuflehen. Um Mittag hatte ſich eine Verſammlung gebildet, welche nicht minder zahlreich war, als diejenige, zu welcher ich zu reden die Ehre habe, und da wir kein ſo großes Gebäude hatten, das ein ſolches Auditorium gefaßt hätte, ſo kam man überein, im Schatten eines kleinen nahen Kokospalmengehölzes Schutz gegen die Sonnenſtrahlen zu ſuchen. Stellen Sie ſich, meine Herren, eine ſolche Verſammlung vor, geſchüzt gegen die brennenden Sonnenſtrahlen durch die ſchirmenden Blätter der Kokospalme, jenes wunderbaren Baumes, deſſen ſchlanke und cylindriſche Stämme ausſehen, wie die Säulen einer erhabenen, durch die Hand des allmächtigen Baumeiſters auf dieſen wilden Inſeln errichteten Cathedrale. Der König, umgeben von ſeiner Familie, den vornehmſten Häuptlingen und den Edlen des Volkes, ſämmtlich in ihrem Feſttagsſchmucke, hatte ſich neben unſern vielgeliebten Bruder Nott geſtellt, der an jenem Tage vor dem Volke predigen ſollte. Er hatte ungefähr eine halbe Stunde geſprochen, als der König ſich an ihn wandte, und ihm in der Landesſprache ſagte: „Ativa, e Noti; d. h. Nott, ſchließe, ich will ſelbſt ſprechen.“ Nott ſprach noch einige Minuten fort; aber da der König ſeinen Wunſch, zu ſprechen, zum zweiten Male zu erkennen gab, ſo ſezte ſich unſer Bruder; der König erhob ſich, machte ſeinem Volke ein ergreifendes Gemälde von ſeiner gegenwärtigen Lage und verglich ſie mit dem früheren Zuſtande der Barbarei und des

Heidenthums; er erinnerte es an die Wohlthäter, denen ſie ſo große Vortheile verdankten; er ſprach von der Art und Weiſe, wie die Chriſten in England Beiträge ſammeln, um das Evangelium fernerhin predigen zu laſſen, und ſchloß mit den Worten: „Wir haben kein Geld, aber wir haben Schweine, Kokosnüſſe und Arrowroot; mit dieſen können wir Geld machen, und ich mache den Vorſchlag, von heute an eine Geſellſchaft zu bilden, welche heißen ſoll: Tait'ſche Geſellſchaft für die Ausbreitung des göttlichen Wortes. Alle Diejenigen, welche dieſem Vorſchlage beitreten, mögen ihre Hände in die Höhe heben.“ Augenblicklich glänzte ein Wald blanker Waffen in der Luft, und man ſah Hände bereit zu Unterſtützung eines wohlthätigen Werkes, welche kaum vorher zu nichts Anderem ſich erhoben hatten, als um einem dem Tode geweihten Feinde den Todesſtoß zu verſetzen. Sogleich kehrten die Eingebornen nach Hauſe zurück, um ſich an die Ausführung des vorgeſchlagenen Planes zu machen, und obgleich der König wenigſtens ſechsmal in ſeiner Rede wiederholte, daß die Gabe eine durchaus freiwillige ſeyn ſolle und Niemand gezwungen ſey, Etwas zu geben, ſo machten ſich doch alle an die Bereitung von Kokosöl, und in kurzer Zeit war eine Ladung geſammelt, welche ſogleich nach England geſchickt, dort verkauft wurde, und nach Abzug aller Unkoſten 1400 Pfund Sterling (35,000 Franken) einbrachte. Da es die erſte Ladung dieſer Art war, welche von den Geſellſchafts-Inſeln nach England eingeführt wurde, ſo erließ Seine Majeſtät gnädigſt den Eingangszoll, dem ſie nach den Geſetzen unterworfen war, was die Ertragsſumme um 400 Pfund Sterling vermehrte. Möchten auf dieſe Weiſe Könige und Königinnen die Pfleger der Kirche werden! Und doch war dieſer Häuptling einige Monate vorher noch einer der wildeſten Deſpoten der Erde. Als er ſtarb, ſprach er ſeinen lezten Willen dahin aus: „1) Haltet die Geſetze; 2) ſeyd gut gegen die Miſſionäre; 3) haltet feſt an dem Evangelium.“

Am Schluß ſeiner Rede ließ Williams eine Aufforderung an Kaufleute, Menſchenfreunde und Schiffseigenthümer ergehen, das ſchöne Inſtitut der evangeliſchen Miſſionen zu unterſtützen; dann überreichte er dem Präſidenten ein Exemplar des in die Sprache einer Inſel, die er ſelbſt entdeckt hatte, überſezten und gedruckten Neuen Teſtamentes, und fügte noch bei: „Ich fand die Eingebornen als Heiden und verließ ſie als Chriſten; ich fand ſie mit Götzen und Morai's und ich verließ ſie mit drei ſchönen auf den Ruinen ihrer Göttertempel erbauten Kirchen, wovon eine an jedem Sonntage von 3000 Zuhörern gefüllt iſt; ich fand ſie ohne Bücher und Schriftſprache und verließ ſie im Stande, die Wunder in ihrer eigenen Sprache zu leſen; ich fand ſie ohne Schulen, und nach einem Briefe, den ich von dieſen Inſeln empfangen habe, ſind nicht weniger als 1034 Schüler in einer der Schulen, welche wir bei ihnen errichtet haben.“

Wir haben ſchon gehört, daß der Gebrauch, Menſchen zu opfern, aufgehört habe. Wirklich hatte man ſeit 1816, dem Jahr der Abſchaffung dieſer abſcheulichen Gewohnheit, nicht mehr gehört, daß Blut auf den Altären der Götter gefloſſen ſey; nichts deſto weniger ſcheint in einigen von der Regierung entfernten Gegenden ein Theil der Einwohner, welcher ſeine alte Religion noch nicht aufgegeben hat, noch insgeheim an ſeinem alten Aberglauben zu hangen.

Ein Abenteuer, deſſen Held kürzlich ein engliſcher Reiſender war, wird uns zeigen, wie groß der Fanatismus noch immer iſt, wenn er ſich gleich

aus Furcht vor der neuen Königin, oder vielmehr vor den Miſſionären, welche ihre Miniſter und Führer ſind, verbirgt.

Ein engliſcher Reiſender, deſſen Name uns nicht bekannt iſt, hielt ſich ſeit einiger Zeit auf dem Archipel auf. Als er einmal in einem Walde der Hauptinſel (Taiti) ſchlief, wurde er durch den Schall von einer Menge Stimmen, welche ſich in einiger Entfernung zu ſeiner Linken erhoben, erweckt; Heidekraut und dichtes Gebüſch verhinderten ihn, zu ſehen, was vorging, und zu unterſcheiden, ob es eine Streitigkeit oder ein Gefecht ſey. Er hatte von keinem bevorſtehenden Kriege reden hören, ob er gleich wußte, daß zwiſchen den chriſtlichen Bewohnern des Landes und denjenigen, welche ihrer alten Religion treu geblieben waren, eine ſehr gereizte Stimmung obwaltete. Er hatte ſelbſt den Miſſionären Nachricht davon gegeben und ihnen gerathen, ihren Zuhörern friedliche Geſinnungen einzuſchärfen, in der Ueberzeugung, daß bei einem ausbrechenden Kriege der Aberglaube die Oberhand gewinnen würde. Seine Eröffnungen verſezten die Geiſtlichen in Schrecken, ohne ſie zu beſtimmen, einen feſten Plan zu machen, und ſie hatten durch die Maßregeln, welche ſie gegen Tomati, einen Häuptling von großem Anſehen und die hartnäckigſte Stütze der alten Religion, nehmen zu müſſen glaubten, Veranlaſſung zu Vorwürfen gegeben.

Nachdem der Engländer dem verwirrten Lärmen einige Zeit zugehört hatte, erhob er ſich, bahnte ſich einen Weg durch das Heidekraut und Gebüſch und gewahrte die Veranlaſſung des Lärmens. Auf den entgegengeſezten Seiten eines Thales ſtanden wenigſtens 2000 Eingeborne in ihrem Kriegsſchmucke, wovon mehrere mit Muth redeten und geſtikulirten. Jeder Mann hatte ſein Kriegskleid, und der Turban war mit Federn geſchmückt, welche in den Strahlen der Sonne ſich ſpiegelten und hin- und herwogten; der hohe und impoſante Wuchs der Krieger gewährte einen prächtigen Anblick. Hinter der Kriegerlinie ſtanden Gruppen von Weibern, welche in Geſchrei und Gebärden mit den Kriegern wetteiferten. Der Engländer blieb in peinlicher Ueberraſchung ſtehen.

Die beiden Heere waren nur noch einige Schritte von einander entfernt und konnten alſo wohl die Vorwürfe und Beleidigungen hören, welche ſie in den beſchimpfendſten Ausdrücken an einander richteten, indem ſie durch das Schwanken ihrer Lanzen und Schleudern ſich immer mehr zu ermuthigen ſuchten. Die Linien waren in verſchiedene Gruppen von 20 bis zu 100 Mann getheilt, indem jeder Häuptling ſeine Anhänger um ſich hatte, während auf gewiſſe Entfernungen und an den Orten, wo man ſie am beſten ſehen konnte, die Raati oder Kriegsredner ſich aufgeſtellt hatten und ihre Beredtſamkeit erſchöpften, um ihre Freunde anzufeuern. Dieſe Männer unterſchieden ſich von ihren Gefährten durch hohen Wuchs und dadurch, daß ſie bis auf einen Gürtel von breiten Tiblättern gänzlich nackt waren. Nachdem ſie der Engländer eine Zeit lang betrachtet hatte, glaubte er, es könnte eine Ausſöhnung möglich ſeyn. Zwar kannte er den wilden und blutdürſtigen Charakter dieſer anſcheinend friedlichen und wilden Inſulaner; auch hatte er längſt aufgehört, ſie als Weſen einer höhern Ordnung anzuſehen, allein er wußte auch, daß die weißen Männer immer einen Einfluß auf ſie ausübten, und er konnte ſich Nichts denken, was ihn einer der beiden Partein verdächtig machen konnte. Er näherte ſich daher unbemerkt bis auf ungefähr 40 Schritte einer Gruppe von Kriegern, und erkannte in ihrer Mitte Tomati, der ihn, weil er ihm viele Dienſte

geleiſtet, oft ſeinen beſten Freund genannt hatte. Allein kaum hatte ihn Tomati erblickt, als er ein durchdringendes Geſchrei ausſtieß, ſich wüthend auf ihn ſtürzte und ihn mit ſeiner Lanze durchbohren wollte. Vor Ueberraſchung und Zorn blieb der Engländer einen Augenblick regungslos und rief: „Ich bin dein Freund.“ Als er aber Tomati von Neuem die Lanze aufheben ſah, ſprang er auf die Seite, faßte dieſelbe, ſuchte ſie ihm zu entreißen, und gewiß wäre er, da der Taitier viel ſtärker war, in dieſem Kampfe ſchnell erlegen, wenn nicht Anato, ein Häuptling der Gegenpartei, ihm raſch mit ſeiner Truppe zu Hülfe geeilt wäre und ihn befreit hätte.

Das war der Anfang der Schlacht, an der ihn das Intereſſe der Selbſterhaltung Antheil zu nehmen nöthigte. Er bekam bald Waffen, denn fortwährend ſanken viele Eingeborne todt zu Boden. Es war ein blutiger, gräßlicher und wüthender Kampf, Mann gegen Mann, Keule gegen Keule; das Handgemenge wurde allgemein, Geſchrei und Geheul zerriß die Luft, und beide Parteien ſchwankten je nach dem Schickſal des Gefechtes hin und her.

Sobald ſich der Engländer aus dem Handgemenge losmachen konnte, zog er ſich zurück, und beſchränkte ſich auf einen Vertheidigungskampf. Die Wilden fuhren fort, unbarmherzig einander niederzumetzeln, während die Weiber, bis zur Wuth erhizt, ſchreiend und heulend um die Kämpfer ſprangen, und mit der wildeſten Grauſamkeit die verwundeten oder ſterbenden Krieger verſtümmelten.

Er ſtellte ſich neben einen der Ranti's, welcher in der einen Hand einen Ti-Zweig, in der andern einen Wurfſpieß trug und ſich mit den heftigſten Gebärden abmühte. Er verſchwendete die beredteſten Aufmunterungen, deren Bilder wahrhaft bewunderswürdig waren und an die Kriegsgeſänge der alten Normänner erinnerten. Man kann unmöglich, um auch nur einen ſchwachen Begriff davon zu geben, dieſe Ausdrücke, welche aus einer durch den Anblick eines wüthenden Kampfes entflammten Seele hervorbrachen, in ihrer ganzen Kraft und Erhabenheit wiedergeben. Bald wendete er ſich an die Maſſe der Kämpfer, bald rief er einen jeden Krieger bei ſeinem Namen auf; bald wechſelte, je nach der Lage, in welcher ſich die Streiter befanden, je nachdem ſie tapfer kämpften, über ihre Feinde triumphirten, oder ihren Gegnern erlagen, ſeine Stimme und richtete ſich nach den Wechſelfällen des Kampfes, indem ſie ſich bald triumphirend erhob, bald in Wehklagen ausbrach, oder Verwünſchungen gegen den Mörder ausſtieß. Der Kampf hatte länger als eine Stunde mit immer ſteigender Erbitterung und Wuth fortgedauert, als es nicht mehr zweifelhaft war, daß die Partei, welche den Fremden unter ihren Schutz genommen hatte, unterliegen werde. Sie mußte zurückweichen, ob ſie ſich gleich mit größter Tapferkeit ſchlug. Da erfuhr der Fremde, daß der Krieg zwiſchen den eingebornen Prieſtern und der Miſſion ausgebrochen ſey, und er beeilte ſich, auf ſeine Sicherheit zu denken, da er zum Voraus wußte, welche grauſame Behandlung er erleiden müßte, wenn er den Siegern in die Hände fiele. Allein eben als er ſich zurückziehen wollte, ſah er, daß neue feindliche Schaaren auf dem Schlachtfelde anlangten und die Schaar der Chriſten allmälig umzingelten.

Er entſprang in ein Gebüſch, und vielleicht wäre er dort verborgen geblieben, wenn er ſich nicht ſelbſt dadurch verrathen hätte, daß er

hervortrat, um dem Häuptling Anato beizuſpringen, der, mit Wunden bedeckt, einem Trupp Weiber in die Hände gefallen war, deren grauſamen Mißhandlungen er bald erlag. Der Fremde wurde nun ſogleich ergriffen und unter Triumph- und Rachegeſchrei fortgeſchleppt.

Mehr als Eine Keule erhob ſich, um ihm den Schädel zu zerſchmettern, und mehr als Eine Lanze wurde ihm von den wüthenden Siegern auf die Bruſt geſezt; aber es wartete ſeiner ein gräßlicheres Schickſal. Die Prieſter ergriffen ihn als ihre Beute, und er wurde zu einem Opfer für ihren Gott Oro beſtimmt.

Der arme Reiſende würde nun den Tod als eine Wohlthat angeſehen haben. Zwar war er gegen jede augenblickliche Gefahr geſchüzt; denn ob er gleich aufs Grauſamſte mit Schlägen mißhandelt wurde, und ob man gleich das grauſame Spiel mit ihm trieb, ihm nur leichte Wunden beizubringen, ſo hüteten ſie ſich doch, ſein Leben in Gefahr zu bringen, und er war der einzige Gefangene, der verſchont worden war. „Ich war,“ ſagt er, „beſtimmt, die Fehler und die Bekehrungen meiner Landsleute, der Miſſionäre, zu büßen.“ Mit Seilen aus Kokosrinde feſt gebunden und von mehreren Kriegern bewacht, wurde er durch eine Gegend geſchleppt, die er wohl kannte; er hatte ſie des Morgens durchwandert, und ſie war ihm als ein wahres Eden erſchienen: nun ſtanden alle Hütten in Flammen, und die Bewohner, welche ſich nicht durch die Flucht gerettet hatten, waren in die Sklaverei geſchleppt worden. In dieſem Theile der Inſel hatten die Miſſionäre die meiſten Proſelyten gemacht; man ſah die Spuren ihres Einfluſſes in den Pflanzungen von europäiſchen Fruchtbäumen, und in der regelmäßigen Anordnung der mit allem Aufwande engliſcher Symmetrie angelegten kleinen Gärten. Von Blut geröthete Hände hatten ſie ſchnell verwüſtet und die Weiber und Kinder verjagt, welche ſich in die nahen Wälder und Felſen geflüchtet hatten.

Ihr Marſch dauerte bis zu Sonnenuntergang; dann bekam man den großen Nationaltempel zu Geſicht; hier, dachte der Fremde, werde ſich ſeine Pilgerfahrt auf dieſer Erde ſchließen. Der Morai erhob ſich auf einem ſchönen Vorgebirge, umgeben von großen Gruppen von Bäumen, deren Zweige mit reichem Blätterwerk ſich in einander ſchoben, und dieſem Orte natürlich einen düſtern und melancholiſchen Anblick verliehen, beſonders für einen gefeſſelten und bewachten Unglücklichen, der das Schickſal wohl kannte, das ihn erwartete, ſo wie auch die geheimnißvollen und blutigen Gebräuche, welche an dieſem gräßlichen Orte Statt fanden. Nie, ſagte er, habe er eine ſolche Muthloſigkeit empfunden, als bei dem Eintritt in den Vorhof des Tempels. Es war ein rieſenmäßiges Gebäude, errichtet aus Felsſtücken von roher, aber durch ihre Großartigkeit, und noch mehr durch den religiöſen Dienſt, zu dem es beſtimmt war, impoſanter Bauart.

Nachdem die Prieſter einige Worte mit den Kriegern gewechſelt hatten, wurde er den erſtern übergeben, und die Krieger eilten zu neuen Mordſcenen hinweg. Nach einer barbariſchen Behandlung, und nachdem er ſo gebunden worden war, daß er jeden Gedanken an eine Flucht aufgeben mußte, wurde er in einen offenen Raum im Innern des Tempels gebracht. Mitten in dieſem Raume ſtand eine hohe Säule, an die er vermittelſt eines langen Seiles, deſſen zahlreiche Windungen ihn vom Halſe bis zu den Knöcheln ganz umhüllten, angebunden wurde; auch die Arme wurden eingebunden, und das Seil ſo feſt angezogen, daß es eine wahre Folter für ihn

wurde: kein Theil ſeines Körpers war frei, den Kopf ausgenommen; und Muskeln und Adern wurden ſo ſtark zuſammengepreßt, daß er jeden Augenblick glaubte, ſie würden zerſpringen.

Mittlerweile war die Nacht herangekommen, und die Prieſter, welche ſich beim Scheine von Fackeln um den Gefangenen herumtrieben, hatten ganz das Ausſehen von Dämonen. Dann entfernten ſie ſich und ließen ihn allein in ſeinem Unglück, mit der traurigen Gewißheit, noch einige Stunden unter unerträglichen Leiden hinbringen zu müſſen. Die Spannung des Seiles ſchien noch einige Zeit immer zuzunehmen; die Muskeln ſchwollen in Folge des heftigen Druckes auf, der Schmerz wurde gräßlich, und er rief mit dem Geſchrei und Röcheln des Todeskampfes den Tod an. „Ich weiß nicht,“ ſagt er, „wie lange ich in dieſem Zuſtande der Raſerei blieb. Endlich wurde die Stärke des Druckes ſelbſt eine Erleichterung für mich; denn meine eingeſchlafenen Glieder hatten jedes Gefühl verloren. Aber gerade dieſe Empfindung war grauſam niederſchlagend, und indem ich vergebens alle meine gefolterten Glieder zu bewegen verſuchte, hätte ich gerne für einen Augenblick Erlöſung von ſo grauſamen Leiden einige Jahre von meinem Leben gegeben, wenn ich darüber zu verfügen gehabt hätte.“ — Endlich machte ſeine Seele eine heftige Anſtrengung, er ſammelte ſeine Sinne, und ſuchte zu denken. Die Nacht war entzückend ſchön; wenn er den Kopf erhob, fühlte er den friſchen Wind, der ihm um die Stirne ſpielte, und ſein ſanftes Wehen belebte die erloſchenen Lebensgeiſter wieder. Er betrachtete die Pracht des ſüdlichen Himmels; alle Geſtirne ſtrahlten im hellſten Glanze. Kein zartfühlender Menſch kann wohl ohne ein Gefühl des Dankes gegen das höchſte Weſen die Geſtirne am Himmel glänzen ſehen; auch unſer Gefangener empfand in ſeiner grauſamen Einſamkeit, entfernt von jedem fühlenden Weſen, die ganze Macht der Hoffnung, welche ein Gebet zu Gott in die Seele gießt. Er konnte ſich nicht auf die Kniee werfen, aber ſeine Seele ſchwang ſich in feierlichſter und andächtigſter Ergießung zu ihrem Schöpfer auf.

Beruhigt durch dieſe Beſchäftigung mit der Gottheit, und bemüht, ſeine Seele von den Leiden des Körpers abzuziehen, blickte der Unglückliche um ſich; zu ſeiner Rechten erhob ſich der Mond über einem waldigen Berge, und die Gipfel der höchſten Bäume färbten ſich mit einem ſilbernen Lichte; alles Andere war in Schatten begraben; das Wehen des Windes durch die Blätter brachte ein ſanftes Murmeln hervor, während das ferne Brauſen des Meeres wie eine Melodie in bald höheren, bald niederern Tönen klang. Die Hoffnung, welche ihn während ſeiner Folterſchmerzen verlaſſen hatte, kam ihm nun wieder zu Hülfe; er hoffte, ob er ſich gleich keinen Fall der Rettung denken konnte; er hoffte ſogar bei der feſteſten Ueberzeugung, daß ſeine gegenwärtigen Leiden nur das Vorſpiel grauſamerer Qualen und eines grauſameren Todes ſeyn würden. Der Wind brachte ihm Troſt, indem er ſeinem abwechſelnden Murmeln zuhörte, bis er ſich überredete, daß es Worte des Mitleidens und Zuſagen von Rettung wären. Nach kurzer Zeit jedoch verſchwand dieſe tröſtliche Aufregung vor der greuelvollen Wirklichkeit ſeiner Lage; ſein Geiſt verlor jenen Muth wieder, der ihn belebt hatte. Er ſchrie, wo jeder Hülferuf vergeblich war, mit lauter Stimme um Hülfe, und in ſeiner Herzensangſt rief er den Fluch und den Tod auf Diejenigen herab, welche ihn auf ſo barbariſche Weiſe mißhandelten.

Der Mond ſtrahlte in vollem Glanze und erleuchtete die Baumgruppen, welche den Tempel umgaben; wenn er die Zweige betrachtete, die ſich im Winde ſanft hin- und herwiegten, glaubte er in ſeiner Aufregung, ſie ſpotten ſeiner Leiden. Er betrachtete die ſchöne und friedliche Himmelswölbung und die Sterne, welche in ewigem Glanze an ihr ſtrahlten, und wunderte ſich, daß der Lauf der Natur ungeſtört blieb, während er, ein Menſch, ein armes Inſekt, ſich in ſeinen Banden abarbeitete. Auch das Rauſchen des Windes ſchien ihm nur ein gräßlicher und Unglück weiſſagender Ton zu ſeyn, und ſein verwirrter Sinn ſchuf ſich innere Qualen, die ſo lebhaft waren, daß ſie ſeine phyſiſchen Leiden übertäubten.

Indem die Augen des Gefangenen von einer Seite zur andern irrten, feſſelte eine Art Ungeheuer, welches einige Schritte vor ihm in der Dunkelheit aufzutauchen ſchien, ſeine Aufmerkſamkeit; da er nicht wußte, unter welcher Geſtalt und um welche Stunde ſeine Henker ihn angreifen würden, ſo ſtieß er ein klägliches Geheul aus, als er dieſen ſcheußlichen Gegenſtand ſich allmälig im Schatten abzeichnen ſah; aber jeder ſeiner Züge wurde nach und nach ſichtbar, bis er ſich endlich in ſcharf ausgedrückter Form als ein rieſenmäßiger Kopf von ſcheußlicher Geſtalt darſtellte. Die exaltirte und geängſtigte Einbildungskraft des Engländers hatte ihn noch mit tauſend gräßlichen Attributen bekleidet, und er redete ihn mit äußerſter Heftigkeit an; aber er blieb unbeweglich im hellen Scheine des Mondes, gleichgültig ſowohl gegen Gebete als Flüche. Er begann ſeine verzweifelten Anſtrengungen wieder, und aus einem Anfall raſender durch ſeine Schmerzen geſteigerter Wuth verfiel er in eine tiefe Ohnmacht.

Als er wieder zur Beſinnung kam, begannen eben die Strahlen des Morgens wieder Alles um ihn her zu beleben. Der Mond war noch ſichtbar am Himmel, die Sterne waren verſchwunden, und die Vögel ließen ihre Stimmen ertönen. In völliger Kraft- und Muthloſigkeit blickte er um ſich, und ſo wie er die Vorfälle der Nacht ſich wieder nach und nach ins Gedächtniß zurückrief, ergriff ihn Verzweiflung. Der Gefahr zu trotzen, iſt oft Sache eines mechaniſchen Muthes; aber wenn alle körperliche und geiſtige Thatkraft verſchwunden iſt, ſind wenige Menſchen im Stande, dem Tode ins Angeſicht zu ſehen, und doch iſt die Ungewißheit ein ſo peinlicher Zuſtand für das Herz armer Sterblichen, daß ſich unſer Gefangener nach der endlichen Löſung ſeines Schickſals ſehnte, ob ihn gleich ſchon der Gedanke daran ſchaudern machte.

Jezt wurde er gewahr, daß der Gegenſtand, der ihn ſo in Schrecken geſezt hatte, ein rieſenmäßiges, grob ausgehauenes Götzenbild war. Umher ſtanden noch mehrere kleinere, aber ſämmtlich von abſcheulichen und rieſenmäßigen Formen, die ihr Opfer zu höhnen und mit gräßlichen Gebärden zu verſpotten ſchienen. Nachdem er noch einige Stunden in dieſem Zuſtande, erſchöpft von Schmerzen und Hunger, geblieben war, banden ihn die Prieſter los. Er war außer Stande, ſich zu bewegen, und ſie mußten ihn in das Innere des Tempels tragen oder vielmehr ſchleppen. Man brachte ihm Nahrung; aber kaum hatte er einige Biſſen zu ſich genommen, als er den tödtlichſten Ekel empfand, ſich auf den Boden warf und um den Tod flehte. Allein dieſe Gnade wurde ihm nicht zu Theil, und eben ſollte er das ganze Maß der ſcheußlichen Grauſamkeit eines fanatiſchen Götzendienſtes ſchmecken, als ein Geſchrei, das ſeine Henker fortrief, und einige lange und glückliche Anſtrengungen ihn befreiten. Langſam ſchleppte

er ſich ans Ufer, und nachdem er eine Pirogue gefunden hatte, ruderte er nach Huahine, wo er glücklich anlangte und durch die Erzählung ſeines grauſamen Abenteuers das Mitleid und die Erbitterung der Europäer ſowohl als der chriſtlichen Taitier erregte.

Engliſche Niederlagskolonien in allen Theilen der Welt.

Die engliſchen Miſſionäre haben ſich auf den Taiti-Inſeln niedergelaſſen, wie auf Uati und Santa-Chriſtina, auf Neuſeeland, auf Ha-uai, auf Tonga und anderswo; ſie haben Proſelyten gemacht, und dem Handel und der künftigen Herrſchaft ihres Vaterlandes den Weg gebahnt. Indem die Engländer dieſe ihre zahlreichen Niederlagskolonien errichteten, geſchah es in der Abſicht, die ganze Welt mit ihren Waaren verſehen zu können; alle ſind ſo gelegen, daß ſie ihnen die Ausbeutung großer Länder geſtatten. So dienen Yerſey und Guernſey im Kanal dazu, nach Frankreich die verſchiedenſten Waaren einzuſchmuggeln; ebenſo Helgoland in Abſicht auf Deutſchland; Malta und Corfu nähern England der Levante, und ſichern ihm ſein Uebergewicht im Handel des mittelländiſchen Meeres, deſſen Schlüſſel Gibraltar iſt. Lezteres ſezt es auch in den Stand, alle ſeine Produkte nach Spanien zu liefern; es iſt überdieß ein Bazar, von welchem häufig Handelszüge nach den Barbareskenſtaaten auslaufen; auf den Inſeln Ormus und Kechnus hat der Handel des perſiſchen Meerbuſens und der von den großen ſich in dieſen ergießenden Flüſſen durchſtrömten Länder ſeinen Hauptſiz; die große Inſel Socotora iſt eine koſtbare Beſizung in Abſicht auf das rothe Meer; Pinang beherrſcht die Meerenge von Malacca; die Inſeln Melville und Bathurſt ſezen es in den Stand, in die Molukken und Malaiſien einzudringen, während das Cap der guten Hoffnung ihm die Oberherrſchaft im indiſchen Ocean ſichert, ſo wie es auch ſein Eindringen in das Innere Afrika's erleichtert, und Annebon und Fernando-Po ihm Guinea in die Hände liefern werden. Durch Barbados und Jamaica beherrſcht England den mexikaniſchen Meerbuſen. Es ſcheint die Rechte der Franzoſen auf Madagascar und Turane in Cochinchina zu vergeſſen und widerſezt ſich den Niederlaſſungen derſelben in dieſen beiden Ländern, wie es, die Rechte Frankreichs auf die von Bougainville in Beſiz genommenen Maluinen mit Füßen tretend, ſich dieſes Archipels bemächtigt. Von da aus wird es, wie ein an einen Felſen angeklammerter Polype weithin ſeine Arme ausſtreckt, ſeine Flagge auf den gelegenſten Küſtenpunkten Patagoniens aufpflanzen, wo bereits ſeine Walfiſchfänger in großer Anzahl landen, um Ochſen und Hämmel einzunehmen, welche ſie mit groben Wollenzeugen, mit Quincaillerie, Rhum und Tabak bezahlen, und endlich werden ſie ſich in Neuſhetland mitten unter dem Eis der Südpolländer feſtſezen, wenn es ihnen das Klima erlaubt.

Wären alle dieſe Niederlaſſungen in menſchenfreundlicher Abſicht gegründet worden, ſo müßten wir der Gewandtheit der Engländer im Koloniſiren großes Lob ertheilen; aber ihr hauptſächlichſter, ich will nicht ſagen, ihr einziger Zweck war dabei ihr Ehrgeiz, ihr Vortheil und der Wunſch, die Herrſchaft zur See zu erringen. *)

*) Ob es die Franzoſen anders machen würden, wenn ſie die Macht, Ausdauer und Gewandtheit zu ſolchen rieſenhaften Unternehmungen beſäßen? A. d. Ueberſ.

Ueber den Handel im Allgemeinen auf den Südſeeinſeln und auf den weſtlichen Küſten Amerika's, welche durch dieſes Meer beſpült werden.

Die amerikaniſchen und ruſſiſchen Pelzhändler führen aus ihren amerikaniſchen Handelsniederlaſſungen auf Nutka und Sitka einiges Pelzwerk nach China aus, und holen Perlmutter, Tripang und Sandelholz auf den Südſeeinſeln. Ueber dieſen Punkt wollen wir die vortrefflichen Betrachtungen des Kapitän Laplace mittheilen, welche von großem Intereſſe ſind.

„Die Macht der Czare erſtreckt ſich lautlos über drei Welttheile, ſucht ſie mit ihren langen Armen zu umſtricken, und rüſtet ſich, zu Lande ſelbſt die Rolle zu ſpielen, welche England auf der See ſpielen will. Während England China zittern macht, die Sunda-Inſeln begehrt, ſich ganz Neuholland zueignet, Neuſeeland, ſo wie die Haupt-Archipele Polyneſiens koloniſirt und alle Republiken Südamerika's nach ſeiner Willkür leitet, trachten die Ruſſen nach der Herrſchaft der andern Halbkugel; ſie beſtimmen das Schickſal des Nordens und rücken ohne Unterbrechung gegen Mittag vor, machen die Höfe von Teheran und Konſtantinopel ihren Abſichten dienſtbar und bedrohen die britiſchen Beſitzungen in Indien; endlich haben ſie auf der nordweſtlichen Küſte der neuen Welt eine drohende Stellung eingenommen in dem Augenblicke, wo die Unabhängigkeit der ſpaniſchen Kolonien, das Zuſtrömen der Europäer nach den ſüdlichen Ländern, und die wahrſcheinliche Eröffnung eines Kanals durch den Iſthmus von Panama verkündigen, daß dieſe erſt vor einem Jahrhundert erforſchten Meere in wenigen Jahren der Schauplatz großer Ereigniſſe ſeyn werden. — Von ihren neuen Beſitzungen, welche bereits ſehr bevölkert ſind, und wo prächtige Werften für Kriegs- und Handelsſchiffe errichtet werden, überſehen ſie, trotz des lebhaften Widerſpruchs der Vereinigten Staaten, den Nordweſten des nördlichen Amerika's, welcher dieſes Feſtland von China und Japan trennt. — Wie ſehr wird ihnen dieſe Stellung den Handelsverkehr mit den lezteren Ländern erleichtern, wenn dieſe genöthigt ſeyn werden, ihre Verbindungen mit Europa zu erweitern! Und Dieß wird nicht lange ausbleiben, denn bereits iſt der Hof von Petersburg allen anderen Seemächten zuvorgekommen, und hat von dem Kaiſer von Japan das Eigenthumsrecht über eine Inſel erhalten, welche den Beſitzungen dieſes mißtrauiſchen Herrſchers ſehr nahe iſt. — Welchen Theil hat ſich aber bei dieſer Theilung von Reichthum und Macht, an welcher wohl auch die Vereinigten Staaten Theil nehmen werden, an welcher auch Spanien Theil nehmen wird, indem es nach dahingeſchwundener Hoffnung, ſeine Kolonien wieder zu erobern, ſich begnügen wird, durch Sprache, Sitten und eine alte Herrſchaft Einfluß auf ſie zu üben, Frankreich vorbehalten, das in Europa das Gegengewicht gegen Rußland bildet, und auf dem Meere mit England rivaliſiren kann? Es ſcheint noch nicht daran gedacht zu haben; ſeinen Staatsmännern ſind dieſe Gegenden zu entfernt, als daß ſie ſich damit beſchäftigen möchten; ſie verſchmähen ſie, weil ſie ſie nicht kennen; wie wenn Neuſüdwales und Van-Diemensland, deſſen reißende Fortſchritte ſie in Erſtaunen ſetzen, zu Anfang des Jahrhunderts in Paris weniger bekannt geweſen wären, als es nun die Archipele Polyneſiens und der Nordweſten Amerika's iſt. Statt ſich in den Meeren China's oder im ſüdlichen Ocean eines Punktes zu bemächtigen, der in der Folge ſeinen Geſchwadern Schutz gewähren könnte, läßt es bloß am Kap Horn, oder am Kap der guten Hoffnung

einige bewaffnete Fahrzeuge kreuzen, die aber zu wenig zahlreich ſind, um da auftreten zu können, wo es das Intereſſe ſeines Handels erfordert, und zu ſchwach, um den in beſtändiger Aufregung begriffenen und kaum aus der Barbarei herausgetretenen Völkern Achtung einzuſtößen. Wo ſind denn unſere militäriſchen und Handelsniederlaſſungen? In welchem Lande oder nur auf welchem Felſen in dem unermeßlichen mit Inſeln beſäeten Südmeere weht die dreifarbige Fahne? Sie ſind beinahe alle von den Seemächten beſezt, die unſere Rivalen ſind, und, vorſichtiger als wir, ſich zu einem Handels- und politiſchen Kampfe rüſten, der nicht ſo ferne iſt, als man gewöhnlich glaubt. Wenn dann dieſer Kampf beginnt, wird Frankreich in dem ſüdlichen Oceane weder Vertheidigungs- noch Angriffsmittel haben. Beim Ausbruch eines Seekrieges werden alle Privatſtationen, wo die Schiffe anhalten und ſich mit Vorräthen verſehen, aus Furcht vor den feindlichen Kreuzern ſchnell verlaſſen werden müſſen, und unſere Kaufleute werden der Willkür der Lokalbehörden preisgegeben ſeyn.

„Ferner werden die franzöſiſchen Rheder, da keine Einheit und kein Zuſammenhang in ihren Operationen iſt, nur auf einen ſehr mäßigen Gewinn rechnen können. Wie viel beträchtlicher müßte auch dieſer Gewinn ſeyn, bis ſie in den Stand geſezt wären, es mit den Engländern aufzunehmen, da man berechnet hat, daß in Folge der ungeheuren Kommiſſions- und Verſicherungskoſten die franzöſiſchen nach Peru oder Chili geſandten franzöſiſchen Waren um 25 Prozent theurer verkauft werden müſſen, als wenn ſie in England fabrizirt und auf engliſchen Schiffen hergeführt worden wären. Der Kapitän und ſeine kleine Mannſchaft leben ſehr mäßig, trinken nichts als Rhum, und halten ſich an ihrem Beſtimmungsorte nur ganz kurz auf. Dieſelbe Bemerkung läßt ſich auf die Seeleute der Union anwenden, welche ſogar die engliſchen an Thätigkeit und Sparſamkeit übertreffen. Ich habe zum Beiſpiel die Supercargo's ſich über die läſtigen Unkoſten beklagen hören, welche ihnen die Kanzleikoſten der Konſulate verurſachen, und die oft ſehr ſtarke Belohnung, welche die Konſuln für jede Unterſchrift von ihnen fordern. Dieſe Kanzleikoſten ſind für die Rheder, welche das Südmeer beſuchen, um ſo drückender, als ihre Schiffe bei der Fahrt durch die ſtürmiſchen Striche am Kap Horn oft große Beſchädigungen erleiden, und hernach ganze Jahre auf den Rheden von Chili und Peru liegen bleiben, um eine Ladung zu erwarten, welche meiſtens nur in Ochſenhäuten, Kupfer, Chinarinde, Salpeter oder auch Perlmutter beſtehen, das ſie auf die Gefahr hin, tauſendmal zu ſcheitern, in den Archipelen Polyneſiens fiſchen. Die Engländer entgehen dieſen Nachtheilen des Verzuges, indem ſie gewöhnlich mit Ballaſt zurückfahren. Was die Amerikaner betrifft, welche Valparaiſo und Lima mit Möbeln, Rhum, Tabak, rohen Baumwollenzeugen, Schiffbauholz und Seevorräthen verſehen, ſo nehmen ſie dafür meiſtens Piaſter und bedeutende Vorräthe von Kupfer, welche ſie nach China ausführen. — Ferner iſt die Regierung, welche immer in ihren Ausgaben, ſelbſt den nothwendigſten, beſchränkt iſt, und keine Fonds zu Ausführung ihrer Plane hat, genöthigt, jedes Jahr die Ausrüſtungen der Kriegsmarine zu beſchränken und jede Gründung einer überſeeiſchen Niederlaſſung aufzugeben. In dieſer Beſchränkung der Ausrüſtungen liegt der Grund, daß die Küſten der indiſchen Halbinſel, die Küſten von China, der große Archipel Aſiens (Malaiſien), Van-Diemensland und Neuſüdwales, lauter Gegenden, welche unſere Kaufleute beſuchen, oder welche ſie beſuchen

würden, wenn ihnen durch Verträge der Zutritt zu denſelben eröffnet wäre, nur allemal nach langen Friſten von Staatsfahrzeugen beſucht werden. Es gibt ſogar Punkte auf dieſen Küſten, wie San Blas und andere Häfen Amerika's nördlich von Panama, bis zu welchen unſere Station in Peru und Chili ſehr ſelten ihre Aufſicht ausdehnen konnte. — Ein ſolcher Stand der Dinge iſt ſehr zu beklagen, und wenn er noch länger ſo fortdauert, ſo werden die Verbindungen Frankreichs zur See und ſein Einfluß auf die Völker Aſiens und Amerika's gänzlich aufhören. Aber man darf hoffen, daß unſere Kammern in Abſicht auf unſern Handel endlich geeignetere Maßregeln ergreifen werden, wozu ihnen beinahe alle Mächte das Beiſpiel geben, und jenen übertriebenen Nationalegoismus verbannen werden, welcher, indem er die Aufſtellung eines nützlichen Handelsſyſtems mit den anderen Ländern verhindert, dem Wohlſtand unſerer Gränzprovinzen beträchtlichen Schaden zufügt. Zwar werden Geſchwader, Handelsniederlaſſungen, Verträge und beſſere Zollgeſetze unſeren Handelsoperationen wohl ein weiteres Feld eröffnen, aber damit werden ſie noch nicht jenen Geiſt der Ordnung und Sparſamkeit und jene Rechtlichkeit gewinnen, welche man von unſerm Seehandel noch gar nicht rühmen, ohne welche er aber niemals blühen kann. So fand ich ihn in Indien und China, ſo in Valparaiſo und Lima, wo doch unſere Landes- und Manufakturerzeugniſſe in größeren Quantitäten verkauft werden, als an allen anderen Orten. Auch gewinnen die meiſten Franzoſen, welche auf den weſtlichen Küſten der neuen Welt handeln, nur wenig Vertrauen bei Einwohnern und Fremden. Es ſind meiſtens Abenteurer, welche ſchlechte Geſchäfte oder Aufführung nöthigen, Europa zu verlaſſen, und die in ihrer Unerfahrenheit einige, meiſtens auf Kredit und alſo um ſehr hohe Preiſe erkaufte Warenballen in Amerika mit ſo bedeutendem Gewinn zu verkaufen hoffen, daß ſie ihre läſtigen Verbindlichkeiten ohne Mühe erfüllen zu können glauben. Glücklicherweiſe iſt unſer ganzer Handel mit Peru, und vornehmlich mit Chili, nicht in ſo ſchlechten Händen, und in Lima, ſo wie in Valparaiſo, gibt es mehrere ſehr geſchäzte franzöſiſche Häuſer; aber ſie können ſich in keiner Beziehung mit den engliſchen meſſen."

Taiti's Unabhängigkeits-Erklärung und politiſche Verhältniſſe.

Im Anfang des Jahres 1823 erklärte ſich Taiti für unabhängig. Die engliſche Flagge, welche auf der Inſel wehte, wurde durch eine rothe erſezt, die in ihrem obern Winkel einen weißen Stern hat. Die Miſſionäre, vor welchen die Eingebornen große Ehrfurcht hegen, haben jedoch ihren Einfluß behalten. Die Regierung von Taiti iſt nun einer zwanzigjährigen Königin, einer Nichte des verſtorbenen Königs Pomare, anvertraut. Die Miſſionäre haben ein Parlament eingeſezt. Alle Jahre berufen ſie die ganze Bevölkerung in die Kirche von Papahoa. Dort wurden die Artikel der Verfaſſung und des Geſetzbuches berathen; dort beſteigen die taitiſchen Häuptlinge die Rednerbühne und ſprechen ganze Stunden lang, bisweilen mit Geiſt, oft mit wahrer Beredtſamkeit, beinahe aber immer mit mehr Verſtand und Redlichkeit, als man in unſern geſetzgebenden Kammern antrifft. Die Berathung des Geſetzbuches der Inſel unter dem Winde dauerte acht Tage. Jede Sitzung wurde mit Gebet eröffnet und beſchloſſen. Nott, der älteſte Miſſionär, wurde zum Präſidenten ernannt; ſeine Kollegen und die abgeordneten der Miſſions-

Geſellſchaft waren auch anweſend, aber es nahm kein Fremder Antheil an den Debatten; ſie beſchränkten ſich darauf, bloß ihre Meinung zu ſagen, wenn ſie darum befragt wurden. Nott hatte dem von den Häuptlingen und dem Volke geäußerten Wunſche gemäß zum Voraus eine Sammlung von Geſetzen veranſtaltet, beſtehend aus 40 Artikeln, welche über Alles handeln, was zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung, zur Vermehrung des allgemeinen Wohlſtandes, zur Erhaltung der Rechte und Privilegien der verſchiedenen Klaſſen unter den Eingebornen nothwendig iſt. Durch dieſe Geſetze haben Leben, Freiheit und Eigenthum der Eingebornen alle erwünſchte Garantie erhalten.

Bei der Berathung des Geſetzbuches beſchäftigte ſich das Parlament auch mit der Beſtrafung des Mordes; es handelte ſich um die Frage: ob in irgend einem Falle zur Aufrechthaltung der von einer chriſtlichen geſetzgebenden Verſammlung, welche weder Vorurtheile noch alte Gebräuche beſchränken, gegebenen Geſetze Menſchenblut vergoſſen werden dürfe. Zwei Strafen kamen in Vorſchlag, die Todesſtrafe oder ewige Verbannung auf eine unbewohnte Inſel. Endlich wurde die leztere einſtimmig angenommen.

Als dieſe Frage vorgelegt wurde, erhob ſich Hitoti, erſter Häuptling von Papiti, begrüßte den Präſidenten und die Verſammlung, und ſprach: „Ohne Zweifel iſt die ewige Verbannung auf eine wüſte Inſel ein guter Vorſchlag; aber ſeit einigen Tagen beſchäftigt mich ein Gedanke und ihr werdet ihn verſtehen, wenn ihr meine kleine Rede hören werdet. Sollten die Geſetze Englands, dieſes Landes, von dem wir ſo viele Güter aller Art empfangen haben, nicht gut ſeyn? und beſtrafen ſie nicht den Mörder mit dem Tode? Und Das iſt der Gedanke, der mich beſchäftigt: was England thut, werden wir wohl daran thun, auch zu verfügen. Das iſt meine Meinung.“ — Es herrſchte ein tiefes Stillſchweigen, und wir müſſen bemerken, daß in den acht Tagen, welche die Sitzung dieſes Parlaments andauerte, nie zwei Redner zu gleicher Zeit aufſtanden, daß nie ein lebhafter Wortwechſel eintrat, und daß Keiner daran dachte, ſeine Kenntniſſe auf Koſten Anderer geltend zu machen. Wirklich widerſprach Niemand der Meinung eines zuvor aufgetretenen Redners oder erörterte ſie, ohne auch achtungsvoll hervorzuheben, was ſie Lobenswerthes hätte, während er aus Gründen, die er mit eben ſo viel Beſcheidenheit als Feſtigkeit vortrug, glaubte, eine andere Meinung ſey noch beſſer. — Nachdem Utami, erſter Häuptling von Buanaania, ſich umgeſehen hatte, ob ſich ſonſt Niemand erhoben habe, ſtand er auf, wandte ſich an den Präſidenten, und ſagte: „Der Häuptling von Papiti hat gut geſprochen; wir haben viel Gutes von dem chriſtlichen Volke Englands empfangen. Gewiß, was haben wir nicht empfangen von Beritani (Großbritannien)! Hat es uns nicht das Area (Evangelium) geſandt? Aber geht die Meinung Hitoti's nicht zu weit? Sollen die Geſetze Englands uns zum Leitſterne dienen, müſſen wir nicht auch die Diebe mit dem Tode beſtrafen, welche in ein Haus einbrechen, und Die, welche eine Fälſchung begehen, und Die, welche einen Hammel ſtehlen? Und gibt es auf Taiti Jemand, der behauptete, daß dieſe Verbrechen mit dem Tode beſtraft werden ſollen? Nein, nein, das heißt zu weit gehen; ich meine, wir müſſen hier Einhalt thun. Ich glaube, daß das vorgeſchlagene Geſetz gut iſt; ich kann Unrecht haben; aber das iſt meine Meinung.“ — Es trat augenblicklich Stille ein, und der Häuptling Upuparu mit einem edlen und verſtändigen Geſichte erhob ſich; es war eine

Freude, ſeinen edlen Anſtand und ſeine lebhafte Haltung anzuſehen, in der jedoch nichts weniger als Stolz oder affektirte Demuth zu bemerken war. Er richtete einige höfliche Worte an die zuvor aufgetretenen Redner, und fügte bei, daß Jeder mit ſeiner Meinung gewiſſermaßen Recht und Unrecht habe. „Mein Bruder Hitoti, welcher den Vorſchlag gemacht hat, den Mörder mit dem Tode zu beſtrafen, weil es England thut, hat ſich getäuſcht, wie Utami bewieſen hat; gewiß ſollen auch die Geſetze Englands nicht unſere Führer ſeyn, ob ſie gleich gut ſind. Nur die Bibel kann es ſeyn. Or Mitti Trattu (der Miſſionär Crook) ſprach einſt über dieſen Gegenſtand zu uns. Wer Menſchenblut vergießt, deſſen Blut ſoll durch Menſchen wieder vergoſſen werden. Und er ſagte uns, Dieß ſey die Urſache des engliſchen Geſetzes. Meine Meinung iſt nun in Uebereinſtimmung mit Hitoti's und gegen den Vorſchlag Utami's, nicht jedoch, weil es das engliſche Geſetz, ſondern weil es die Bibel befiehlt, Jeden, der des Mords überwieſen iſt, mit dem Tode zu beſtrafen." — Die Anweſenden ſahen einander an; alle ſchienen durch die von dem Redner ausgeſprochenen Anſichten lebhaft betroffen zu ſeyn, beſonders weil er ſeine Meinung nicht auf das Beiſpiel Englands, ſondern auf das Anſehen der heiligen Schrift ſtüzte. — Ein anderer Häuptling erhob ſich, er ſchien „eine der Säulen des Staates" zu ſeyn; ſein Ausſehen, ſeine Geſtalt und ſeine reiche Kleidung ließen die Anweſenden ſogar Den vergeſſen, der ſich eben niedergeſezt hatte. Er hieß Tati, und Aller Augen waren auf ihn gerichtet, als er mit eben ſo viel Beſcheidenheit und Achtung für ſeine Kollegen, als die vorangegangenen Redner, alſo begann: „Vielleicht wundern ſich Einige, daß ich ſo lange geſchwiegen habe, ich, der ich hier der erſte Häuptling und der nächſte Verwandte der königlichen Familie bin. Ich wünſchte zu hören, was meine Brüder zu ſagen hätten, um die Gedanken zu ſammeln, welche ſich in ihrem Herzen über dieſe wichtige Frage erhoben hatten. Ich freue mich, ſie gehört zu haben, weil ſie mir mehrere Gedanken, die ich zuvor nicht gehabt habe, eingegeben haben. Die Häuptlinge, welche vor mir ſprachen, haben gut geredet. Aber iſt die Rede Apuparu's nicht in gewiſſer Hinſicht wie die Rede unſers Bruders Hitoti? Wirklich müſſen wir, wenn wir nicht in Allem die Geſetze Englands befolgen dürfen, wozu Hitoti uns auffordern wollte, auch den Vorſchlag Opuparu's verwerfen, weil auch er zu weit geht. Die Bibel, ſagt er, iſt gewiß ein vollkommener Führer; aber was bedeutet jener Ausſpruch: „der, welcher Menſchenblut vergießen wird, deſſen Blut ſoll durch Menſchen wieder vergoſſen werden?" Geht nicht dieſe Vorſchrift ſo weit, daß wir ſie ſo wenig ganz befolgen können, als wir uns ganz nach den Geſetzen Englands richten können? Ich bin Tati, ich bin Richter; ein Mann wird vor mich geführt; er hat Blut vergoſſen; ich befehle, ihn hinzurichten; ich vergieße ſein Blut — wer wird nun das meinige vergießen? Hier bleibe ich ſtehen, da ich nicht ſo weit gehen kann. Das kann nicht der Sinn dieſer Worte ſeyn; aber vielleicht iſt, weil mehrere Geſetze des alten Teſtaments durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum abgeſchafft worden ſind, und nur einige noch beſtehen, vielleicht iſt, ſage ich, dieſes Geſetz eines von denjenigen, welche abgeſchafft worden ſind. Jedoch ich weiß es nicht. Wer wird mir beweiſen, daß unſer Erlöſer oder ſeine Apoſtel das Nämliche im neuen Teſtament über Den geſagt haben, welcher Menſchenblut vergießen wird, was wir im alten Teſtament leſen? Man zeige mir eine ſolche

Vorſchrift im neuen Teſtament, und dann ſoll ſie uns zur Richtſchnur dienen.“ — Beifall that ſich kund, als Tati geredet hatte, und ſeine Berufung auf das Evangelium ſchien einige Schwierigkeiten und Zweifel über das wahre Anſehen der heiligen Schrift zu beſeitigen, welche man in dieſem Falle beſorgen mußte. — Hierauf erhob ſich Pati, Häuptling und Richter von Eimeo, ehemals Oberprieſter Oro's, und der Erſte, der mit Gefahr ſeines Lebens den Götterdienſt abgeſchworen hatte: „Mein Herz,“ rief er aus, „iſt voll von Gedanken; ich bin voll Verwunderung und Freude, wenn ich dieſes Haus Gottes (fore lure ua) betrachte, worin wir uns verſammelt haben. Wenn ich erwäge, wer wir ſind, wir, die wir ſo friedlich mit einander Rath halten, ſo iſt das für mich mea horae (ein Gegenſtand der Bewunderung), und mea faa vava (eine Sache, die mein Herz mit Freude erfüllt). Tati hat die Frage gut geſtellt; denn iſt nicht das Evangelium unſer Führer? Und wer kann darin Anweiſungen zum Tödten finden? Ich kenne viele Stellen, welche den Mord verbieten; aber keine kenne ich, welche ihn gebietet. Aber ein anderer Gedanke ſteigt in meiner Seele auf, und wenn ihr meine kleine Rede hören wollt, werdet ihr erfahren, was es für ein Gedanke iſt. Es iſt gut, daß wir Geſetze zur Beſtrafung der Verbrecher haben. Aber ſagt mir, warum ſtrafen die Chriſten? Geſchieht es aus Zorn, oder weil ſie eine Freude daran haben, Böſes zu thun? Geſchieht es aus Rachſucht, wie einſt bei uns, als wir noch Heiden waren? Nichts von allem Dieſem: die Chriſten rächen ſich nicht gerne. Die Chriſten dürfen nicht in Zorn gerathen; ſie ſollen keinen Gefallen daran finden, Böſes zu thun. Nicht aus ſolchen Beweggründen alſo ſtrafen die Chriſten. Haben nicht die Strafen, zu welchen der Verbrecher verurtheilt wird, den Zweck, weitere Verbrechen bei ihm zu verhüten? ſollen ſie nicht zugleich Andere abſchrecken, indem ſie ihnen zeigen, was ſie ſich zuziehen würden, wenn ſie ſich das Gleiche zu Schulden kommen ließen? Und wiſſen wir nicht Alle, daß es eine weit ſtrengere Strafe wäre, auf Ewig von Taiti verbannt und auf eine wüſte Inſel verwieſen zu werden, als einen plötzlichen Tod erleiden zu müſſen? Könnte ſich der Verbannte noch eines Mordes ſchuldig machen? Wird nicht eine ſolche Strafe mehr abſchrecken, als wenn wir dem Verbrecher das Leben nähmen? Meine Meinung iſt alſo, daß Tati Recht hat, und daß es beſſer iſt, das Geſetz ſo zu belaſſen, wie es vorgeſchlagen wurde.“ — Nun trat ein Taata rii (kleiner Mann), der Repräſentant eines Diſtrikts oder einer Gemeinde, auf, und wurde mit derſelben Aufmerkſamkeit angehört, wie die mächtigen Männer, die vor ihm geſprochen hatten. Er ſagte: „Weil Niemand ſich erhebt, ſo will ich einen kleinen Vortrag halten, da mehrere gute Gedanken in meinem Herzen aufgeſtiegen ſind, und ich ſie euch mitzutheilen wünſche. Vielleicht haben die Häuptlinge ſchon Alles geſagt, was gut und nothwendig iſt. Jedoch, da wir nicht hier ſind, um dieſes oder ein anderes Geſetz anzunehmen, weil es von dieſem oder jenem mächtigen Manne vorgeſchlagen worden iſt, und wir, die Taata rii, ſo gut als die Häuptlinge, unſere Gedanken kund werden laſſen können, damit dieſe Verſammlung aus der ganzen Maſſe die beſten herauswähle, von welcher Seite ſie auch gekommen ſeyn mögen, ſo ſage ich hier auch meine Meinung. Alles, was Pati geſagt hat, iſt gut; aber er hat vergeſſen zu erwähnen, daß einer der Beweggründe der Strafe (wie ein Miſſionär geſagt hat, als er uns das Geſetz im Einzelnen erklärte) iſt, den Verbrecher zu beſſern und gut zu machen, wenn es möglich

iſt. Wenn wir aber nun den Verbrecher tödten, wie wollen wir ihn beſſer machen? Wenn wir ihn auf eine wüſte Inſel verweiſen, wo er ſich ſelbſt überlaſſen und zum Nachdenken genöthigt ſeyn wird, ſo kann es Gott gefallen, daß er die böſen Gedanken, welche in ſeinem Herzen ſind, vertreibt und gute Gedanken darin aufkommen läßt. Wohin aber wird, wenn wir ihn ſterben laſſen, ſeine Seele gehen?“ — Andere ſprächen im nämlichen Sinne, und das Reſultat der Berathung war der einmüthig gefaßte Beſchluß, daß die Strafe des Mords die Verbannung und nicht der Tod ſeyn ſolle. Damit war zugleich ſtillſchweigend das Recht, auf Todesſtrafe zu erkennen, für alle anderen Fälle den Gerichten entzogen.

So hat die Nationalverſammlung eines kleinen Landes am Ende Oceaniens, eines Landes, das noch in der Kindheit der Civiliſation iſt, ſogar die geſetzgebenden Verſammlungen des alten Europa's an Menſchlichkeit, Weisheit und Einſicht übertroffen.

Digitized by Google

RETURN TO → **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library 642-3403

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

REC. CIR. SEP 30 '76		

FORM NO. DD 6, 40m, 6'76

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C042611451